H. Nat.
494
d (1

Wilmsens
NATUR
GESCHICHTE.

1.

.nat.
494 d/(1
Wilmsen

<36610020100017
<36610020100017
Bayer. Staatsbibliothek

Senedy del. — Ferd. Berger sculp.

Handbuch der Naturgeschichte für die Jugend und ihre Lehrer.

HERZOGLICH LEUCHTENBERG. NATURALIENCABINET.

Von

F. P. WILMSEN,

Prediger an der Evangel. Parochialkirche zu Berlin.

Erster Band.

Berlin, 1821.

Druck und Verlag von C. F. Amelang.

(Brüderstrasse No. 11.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem theuren Amtsgenoſſen

dem

ehrwürdigen Jubelgreiſe

Herrn

Carl Ludwig Gronau

Erſtem Prediger an der Evangel. Parochialkirche
zu Berlin

widmet dieſes Werk

als

ein öffentliches Denkmal

ſeiner Hochachtung, Ergebenheit und Theilnahme

und

zur Feier des 50jährigen Amtsjubiläums

Deſſelben

am 16ten April 1820

der Verfaſſer.

Bibl. Mus. Zool. Monac.

Vorrede.

Bei der Menge von Handbüchern der Naturgeſchichte, welche für den Unterricht der Jugend beſtimmt ſind, ſcheint es nothwendig, einem neuen gleichſam eine Entſchuldigung oder Rechtfertigung ſeines Erſcheinens mitzugeben, beſonders wenn es von einem Schriftſteller herkommt, welcher keinem Beruf zu einem ſolchen Werke zu haben ſcheint. Der Verfaſſer dieſes Handbuchs erkennt es lebhaft, daß er in dieſem Falle ſei, und wenn er dennoch die Rechtfertigung ſeines Unternehmens ſchuldig bleibt, ſo wird er hiezu von der Ueberzeugung beſtimmt, daß die Beſchaffenheit des Werkes ſelbſt ſeine kräf-

tigſte Rechtfertigung werden müſſe, wenn nicht jede andere unwirkſam ſeyn ſoll. Daher ſei es genug, die Vorzüge anzudeuten, welche der Verfaſſer ſeinem Werke zu geben ſuchte, und die Quellen anzugeben, aus welchen er ſchöpfte. Die Richtigkeit und Schönheit der Abbildungen, welche durch die fleißige Benutzung des reichen Muſeums der Naturgeſchichte, deſſen ſich Berlin jetzt erfreut, und durch die Liberalität der Verlagshandlung in einem vorzüglichen Grade möglich war; die Sorgfalt in den Beſchreibungen und Darſtellungen, die zweckmäßige Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit in den Einleitungen, die treueſte Benutzung der beſten Hülfsmittel, endlich das Beſtreben, jeden Naturgegenſtand, und beſonders jedes Thier in ſeiner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen, und ſein Verhältniß zu dem Ganzen, ſeine Lebensweiſe und ſeine Beziehung zu dem Menſchen darzuſtellen, das ſind die Vorzüge, welche der Verfaſſer ſeinem Werke zu geben ſuchte.

Die Quellen, woraus ich ſchöpfte, waren fol-

gende: Endler Naturfreund. Breslau, 7 Bände. Bechſtein gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands 4 Bände. Bingley Biographien der Thiere, überſetzt von Bergk, 2 Bände. Die beiden Handbücher der Naturgeſchichte von Funke und Löhr. Laurops Sylvan, ein Taſchenbuch für Forſtmänner, Jäger ꝛc. 3 Jahrgänge. Blumenbach's Handbuch der Naturgeſchichte, nach der 8ten Ausg. Voigt Ueberſicht der Naturgeſchichte, z. Gebrauch für höhere Schulen. Jena 1819. Zimmermann die Erde und ihre Bewohner. Bei dem Gewächsreich die Schriften von Willdenow, Sprengel, von Humboldt und Anderen. Auch die lehrreichen Bemerkungen und Aufſätze, welche Oken's Iſis über Naturgeſchichte enthält, ſind von mir ſorgfältig benutzt worden.

Gern hätte ich noch mehr Fleiß auf die Darſtellung gewandt, wenn nicht dieſer Gegenſtand einer lebendigen und blühenden Darſtellung größtentheils ſo ungünſtig wäre. Die Artikel: Menſch, Ele-

phant, Hund, Jagdhund, Fuchs und Kameel werden indeß von dem Fleiß, der auf die Darſtellungen verwandt iſt, Zeugniß geben. In den Einleitungen wird man ſie, wie ich hoffe, nicht ganz vermiſſen.

Möge übrigens der bedeutende Aufwand, und die rühmliche Sorgfalt, welche die Verlagshandlung auf die Abbildungen verwandt hat, dem Werke beſonders zur Empfehlung gereichen, und des Verfaſſers guter Wille, ein nützliches und zweckmäßiges Handbuch zu liefern, nicht unerkannt bleiben.

Berlin im Januar 1820.

Der Verfaſſer.

Ue-

Ueberſicht
des Inhalts und ſeiner Abſchnitte.

Seite

1. Allgemeine Einleitung 1
2. Verbreitung der Thiere auf der Erde 7
3. Verbreitung der Pflanzen auf der Erde . . . 18
4. Allgemeine Ueberſicht der Natur-Erzeugniſſe . . 36
5. Ueberſicht der Klaſſen des Linnéſchen Syſtems . . 40

A. Das Thierreich im Allgemeinen 48
Von den Säugethieren überhaupt 59
1. Aehnlichkeit und ſonderbare Bildung . . 63
2. Größe 79
3. Alter 84
4. Stärke und Lebenskraft . . . . . —
5. Stimme 88

Seite

I. Der Menſch 92
Ernährung 121
Verſchiedenheit der Körperbildung . . . 122
II. Säugethiere mit vier Händen Quadrumana. 133
Das Affengeſchlecht . . . . —
III. Thiere mit Flatterhäuten 162
IV. Digitata oder Säugethiere mit freien Zehen an allen vier Füßen 166
V. Solidungula, Thiere mit Hufen. . . . 383
VI. Bisulca (Pecora) wiederkäuende Thiere . . 402
VII. Multungula (Belluae) 481
VIII. Palmata, oder Säugethiere mit Schwimmfüßen 534
IX. Cetacea 572

Vögel.

Von den Vögeln überhaupt 581
Naturgeſchichte der Vögel überhaupt 589
Ueber die Eintheilung der Vögel 593
Vom Halſe und Rumpfe 595
Von den Federn 598
Von der Farbe der Federn 602
Von den Flügeln 604
Von dem Fluge 606
Von dem Schwanze der Vögel 608
Von den Füßen der Vögel 609

Seite

Von den Sinnen der Vögel 610

Gedächtniß und Phantaſie 612

Von der Stimme der Vögel 613

Von den Neſtern 617

Von den Eiern der Vögel 620

Von den Beſtandtheilen und dem Bebrüten der Vogeleier. 621

Von den Jungen der Vögel 625

Von dem Alter der Vögel 627

Von dem Aufenthalt der Vögel . . . . —

Von der Nahrung der Vögel 636

Vom Nutzen und Schaden der Vögel 642

Sonderbarkeiten der Geſtalt und des Baues der Vögel . 644

Bedeckung 648

Größe und Schwere 650

Alter 651

Körperkraft 653

Stimme. 654

Lebenskraft 660

Allgemeine Bemerkungen 661

Der Vogelfang einiger nordweſtlichen Länder . . . 664

Eintheilung welche bei der Bearbeitung befolgt iſt . 670

A. Landvögel.

I. Accipitres 672

II. Leuirostres 712

III. Pici 715

Seite

IV. Coraces 723

V. Passeres 765

VI. Loxia 770

VII. Gallinae 833

VIII. Struthiones 871

B. Waſſervögel.

IX. Grallae (Sumpfvögel) 875

X. Anseres (Schwimm- oder Waſſervögel). . . 909

Allge-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Allgemeine Einleitung.

Ueberall ſehen wir uns von der Natur, ihren Wohlthaten, ihren Uebeln und ihren Schrecken umgeben, und ihre Veränderungen, ihre Erſcheinungen, ihre Umwälzungen und Erſchütterungen bringen bald Freude, Genuß und Wonne, bald Furcht und Schrecken, Sorge und Kummer in unſerer Seele hervor. Wir ſind ſo eng und unzertrennlich mit ihr verbunden, daß wir uns von ihrem Einfluſſe faſt in keinem Augenblicke losmachen können, und dieſer Einfluß iſt belebend und erfreuend, ſtärkend und erquickend, und je vertrauter unſer Umgang mit der Natur iſt, deſto lebendiger wird unſer Glaube an ihren allmächtigen Urheber, deſto feſter unſere Ueberzeugung von ſeiner Güte und Weisheit, deſto inniger unſere Anbetung ſeiner Erhabenheit und Größe. Aber, wie die Natur außer uns unſere Aufmerkſamkeit und unſere heiligſten und ſeligſten Gefühle weckt und belebt, und uns in ein ehrfurchtsvolles und herzerhebendes Nachdenken über die Größe Gottes verſenkt, ſo auch die Natur in uns, die wundervolle Zuſammenſetzung des göttlichen Kunſtwerkes, welches Menſchenkörper heißt, und die geheimnißvolle Entſtehung dieſes Körpers, ſein Wachsthum, ſeine Entwickelung, ſein Leben und ſein Tod.

Unermeßlich groß iſt das Gebiet der Natur, denn es umfaßt alles Geſchaffene, was wir durch unſere

Sinne in uns und außer uns wahrnehmen; und da der Forſchungsgeiſt des Menſchen bis in die Tiefen der Erde und des Meeres eingedrungen iſt; da ſich das menſchliche Auge durch die kunſtreichſten Gläſer, beſonders durch das Mikroſkop, bewaffnet, und zur ſchärfſten Beobachtung gerüſtet hat, ſo iſt es den Forſchern der Natur gelungen, auch da ihre wundervolle Wirkſamkeit wahrzunehmen und zu belauſchen, wo ſonſt alle ſinnliche Wahrnehmung aufhört, und z. B. im Waſſertropfen und in den Eingeweiden der Menſchen und der Thiere eine verborgene Welt von Thieren zu entdecken.

Unbeſchreiblich iſt die Mannichfaltigkeit, die Schönheit und Pracht, die Kraft und Fülle, welche die Natur uns zeigt. Das Geſchlecht der Papageien z. B. umfaßt mehr, als 150 Arten, das Geſchlecht der Finken mehr als 100, und die Arten der Thiere, welche die Erde beleben, ſteigen wahrſcheinlich bis zu ſechs Millionen hinauf, obgleich nicht viel mehr, als 25,000 davon bekannt ſind. Schon kennen wir mehr, als 37,000 Arten von Pflanzen, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Zahl aller der Pflanzenarten, welche die Erde erzeugt, bis zu 170,000 hinaufſteigt, Schon ſind durch den bewundernswürdigen Fleiß der Naturforſcher 800 Arten des Farrenkrauts, eben ſo viele Mooſe, tauſend Flechten, und eine noch größere Zahl von Schwämmen und Pilzen unterſucht und beſchrieben, und faſt täglich werden neue Pflanzen entdeckt, da es auf der Erde noch unermeßlich große Länder giebt, welche in dieſer Hinſicht noch gar nicht unterſucht werden konnten. Fügte doch Brown allein 200 Neuholländiſche Pflanzen hinzu, und Alexander v. Humboldt ſchätzt die Geſamtzahl der bekannten Pflanzengattungen auf 40,000.

Die Thiere können ſich in den Tiefen des Meeres, in Klüften und Höhlen, in Strömen und Seen, und in den Spalten der Bäume, der Felſen und Mauern der

Nachforſchung der Menſchen entziehen, und darum ſind ſie weniger bekannt. Und dennoch kannte der Naturforſcher Götze ſchon 239 Käfer mehr, als der berühmte Naturforſcher Schwedens, Linné. Dieſer konnte nur 123 Blattkäfer beſchreiben, jener dagegen 203, und wenn Linné 100 Rüſſelkäfer zählte, ſo zählte Götz 232. Die Felſenküſten des Meeres beherbergen Millionen Pholaden oder Bohrmuſcheln, welche mit einer unbegreiflichen Kraft tiefe Gänge in den härteſten Felſen bohren, und es giebt keine Pflanze, welche nicht wenigſtens Ein Inſekt, das auf ſie angewieſen iſt, zu ernähren hätte; die Eiche aber ernährt mehr, als 200 Inſekten. Selbſt jeder Tropfen Waſſers enthält eine Menge Geſchöpfe, und Millionen Thiere bedecken die unermeßliche Fläche des Meeres, und verurſachen ſein wunderbares Leuchten. Die Anzahl der Meer-Inſekten überſteigt die der Land-Inſekten um viele tauſend. Alle Seepflanzen ſind bevölkert. In den Blättern eines Meergraſes entdeckte Hill mikroſkopiſche d. h. nur durch das Mikroſkop ſichtbare Thiere, die ihren Rüſſel in das Mark des Blattes ſenkten, um noch kleinere Inſekten zu verfolgen, und alſo in dieſer verborgenen Welt zwei Geſchlechter von Thieren, die im Kriege begriffen ſind. Die Seefiſche ernähren auf der Oberfläche ihres Körpers und in ihren Eingeweiden zahlreiche Thiere. Der Wallfiſch iſt mit einer ganzen Schaar von Muſcheln, Schnecken und Würmern bedeckt. Manche Fiſche ernähren gegen tauſend Bandwürmer. Und in allen dieſen Thieren, in den größten, wie in den kleinſten, erblicken wir dieſelben Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes, denn alle ſind ſo kunſtreich, ſo abgemeſſen, ſo zweckmäßig gebaut, daß man ihren inneren Bau, den unermüdete Naturforſcher ſelbſt bei den kleinſten Inſekten unterſucht haben, nur mit Bewunderung und Erſtaunen betrachten, oder ſich vorſtellen kann.

Oder iſt es nicht erſtaunenswürdig und unbegreiflich,

daß ſich ſelbſt in dem kleinſten Inſekt Raum zum Gehirn findet, daß es Nerven und Muskeln hat, die unter dem Panzer ſeiner harten Flügeldecken geſchützt ſind; daß ſein Kopf, ſeine Augen, ſeine Fühlhörner, ſeine Füße und Flügel die feinſten und mannichfaltigſten Gewebe und Gefüge zeigen, daß eine Fliege, ein Käfer, eine Ameiſe, nach Verhältniß ihrer Größe, wirklich ungeheure Laſten tragen? Lyonet zählte 5000 Muskeln in einer Weidenraupe, und der Menſch hat nicht fünftehalbhundert aufzuweiſen! Wer kann den ausgeriſſenen zitternden Fuß einer Spinne oder Fliege betrachten, ohne wahrzunehmen, wie viel Kraft des lebendigen Reizes in ihm ſei, auch abgetrennt von ſeinem Körper.

Die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Geſtalten und Farben in der Natur reizt uns eben ſo ſehr zur Freude, als zur Bewunderung. Keine Kunſt vermag die Schönheit der Formen und der Zeichnungen, den Glanz und die Lebendigkeit der Farben zu erreichen, welche die Natur uns in ihren Bildungen zeigt. Welch eine Pracht in dem Gefieder der Vögel, in der Farbe der Blumen, in der Zeichnung der Schmetterlinge, Steine und Schaalthiere! Welche Sprache könnte alle die Formen zählen, und alle die Farben beſchreiben, welche die Naturkörper zeigen! Betrachtet man nur die Kryſtalliſationen der Salze, Erden und Metalle, die bald als Federn oder Sterne, bald als Würfel, Dreiecke und Säulen erſcheinen, welch eine Mannichfaltigkeit, Regelmäßigkeit und Schönheit! Und kann es eine größere Farbenpracht geben, als die, welche ein Blumenbeet, oder der wunderſchöne Teppich zeigt, mit welchem die Natur im Frühlinge unſere Wieſen, Felder und Hügel bekleidet? Unnachahmlich iſt die Schönheit der Farbe, mit welcher Paradiesvögel, Pfauen und Papageien geſchmückt ſind, und unbeſchreiblich die Mannichfaltigkeit in dem Bau, in der Größe und Geſtalt der Thiere, und wenn wir

hiebei die höchſte Angemeſſenheit und Zweckmäßigkeit erblicken, die weiſeſte Anordnung, die wunderbarſte Abſtufung; müſſen wir nicht anbetend ausrufen: Herr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel, Du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll Deiner Güter?

Höchſt merkwürdig iſt ſchon die Mannichfaltigkeit des Baues und der Geſtalt der Thiere. Majeſtätiſch ſchreitet der Hirſch einher, und trägt mit unbegreiflicher Kraft ſein hohes und ſchweres Geweih, indem er in ſeinem pfeilſchnellen Laufe faſt zu fliegen ſcheint. Vergleicht man mit dieſem ſchlanken, ſchön gebauten Thiere, an welchem alles Leben und Bewegung iſt, den Elephanten, der ſeinen 7000 Pfund ſchweren Körper auf ſäulenartigen Beinen trägt, ſo muß man erſtaunen, daß dieſer Rieſe unter den Säugethieren ſich dennoch ſo ſchnell bewegt, daß kaum ein Pferd ihn einholt. Eben ſo wunderbar und unbegreiflich iſt das Kameel, dieſes Schiff der Wüſte, wenn es, faſt unermüdlich, in dem tiefen und heißen Sande der Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Wüſten, ſo raſch einherſchreitet, und ſelbſt trabt, daß es in Einem Tage, bei der kläglichſten Nahrung, und ohne durch einen Tropfen Waſſers erquickt zu werden, ſechs bis acht Meilen mit ſchwerer Laſt zurücklegt. Der Wallfiſch, welcher eine Länge von 60 bis 70 Fuß, und ein Gewicht von 16,000 Pfund erreicht, bewegt ſich dennoch ſchwimmend mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß ein Schiff mit vollen Segeln ihn nicht einholen würde. Eben ſo wunderbar iſt die ſchnelle Bewegung der Wallroſſe im Meere, des ungeheuren Nilpferdes, deſſen Körper wenigſtens dreitauſend Pfund wiegt, der Rieſen-Schildkröte, welche, bei einem Gewichte von acht Zentnern, dennoch mit großer Schnelligkeit rudert, und des 50 Fuß langen Nil-Krokodills.

Welch ein Abſtand zwiſchen dem 17 Fuß hohen Elephanten und der Biſamratte, die nicht mehr, als ein

halbes Quentchen wiegt; zwiſchen dem Condor, der mit ausgeſpannten Flügeln 15 Fuß Breite hat, und dem Kolibri, der, aufgetrocknet, nur 30 Gran wiegt; zwiſchen dem Ei des Straußes, welches die Größe eines ſtarken Kinderkopfes hat, und dem Ei des Kolibri, welches nicht größer, als eine Zuckererbſe iſt; zwiſchen der 40 Fuß langen Boa, und dem ſpannenlangen Salamander; zwiſchen dem Hai, der ein Gewicht von 10,000 Pfund erreicht, und dem Stint, der die Länge eines Fingers hat.

Wollten wir die Thiere nach ihrer Größe ordnen, ſo würde der Wallfiſch unter den Säugethieren oben an ſtehen, unter den Vögeln der Strauß, der eine Höhe von 8 bis 10 Fuß erreicht; unter den Amphibien die Königsſchlange, welche bis 50 Fuß lang wird, und die Rieſenſchildkröte; auch das Nil-Krokodil mit einer Länge von 50 Fuß; unter den Fiſchen der Hai, der ganze Pferde verſchlingt; unter den Inſekten der Molucꝃiſche Krebs, der eine Länge von 4 bis 6 Fuß erreicht, unter den Würmern die Rieſenmuſchel. Wollten wir die ſchönſten bei einander ſtellen, ſo würden unter den Säugethieren das Pferd, die Gazelle, das Reh und der Hirſch; unter den Vögeln der Flamingo, der Goldfaſan, der Juwelen-Kolibri, deſſen Kehle glühendes Gold zu ſeyn ſcheint, und die Pfauentaube; unter den Amphibien die Carmoiſin-Schlange; unter den Fiſchen der Goldkarpfe, der Meerjunker und der Goldfiſch; unter den Inſekten die Schmetterlinge, und beſonders das Pfauenauge, der Admiral und der Trauermantel; unter den Würmern der größte Theil der Conchylien (Schaalthiere) zu nennen ſeyn. — Die verſtändigſten Thiere ſind wohl: der Elephant, der Hund, das Pferd, der Affe und der Papagei, denn dieſe laſſen ſich am leichteſten abrichten, und lernen den Zuruf der Menſchen am beſten verſtehen und befolgen. Vielleicht könnte man auch noch die Kameele, die Bären, die Elſtern und die Schlangen dazu rechnen, da auch dieſe

Thiere einer, oft bewundernswürdigen, Abrichtung fähig ſind; aber nicht die ſo genannten Künſtler unter den Thieren, die uns freilich durch ihre Kunſtfertigkeiten in Erſtaunen ſetzen, aber hiebei nur von ihrem Inſtinkt (Naturtriebe) geleitet, oder vielmehr gezwungen werden, und dieſem blindligs Folge leiſten, wie z. B. der Biber, der Dachs und der Hamſter, welche bewundernswürdig bauen, die Biene und die Spinne, die Ameiſe und der Ameiſenlöwe, der Termes, deſſen Bau die höchſte Bewunderung erregt, und der Schneidervogel, der ſein tütenförmiges Neſt wunderbar aus Blättern zuſammennäht.

Verbreitung der Thiere auf der Erde.

Hier wollen wir unſere Aufmerkſamkeit beſonders auf die Säugethiere richten, die ſich dadurch von den übrigen unterſcheiden, daß ſie rothes warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und ſie an Brüſten ſäugen; dann auf die Vögel d. h. auf die warmblütigen gefiederten eierlegenden Thiere; dann auf die Amphibien d. h. kaltblütige, im Waſſer und auf dem Lande lebende, durch Lungen, gleich den vorigen, athmende Thiere; dann auf die Fiſche d. h. durch Kiemen athmende, nur im Waſſer lebende kaltblütige Thiere, ohne Stimme, die ſich vermittelſt der Floſſen bewegen; dann auf die Inſekten, d. h. die ſtark gegliederten, gleichſam mit Einſchnitten verſehenen Thiere, ohne Blut, wofür ſie eine weißliche kalte Flüſſigkeit haben, die meiſten mit Fühlhörnern, und mehreren Verwandlungen unterworfen, geflügelt, wie die Käfer und Schmetterlinge, und ungeflügelt, wie die Spinnen, Flöhe, Krebſe u. a. m.; endlich auf die Würmer d. h. die Thiere mit den unvollkommenſten Bewegungswerkzeugen, ohne äußere Gliedmaßen, mit einer kalten weißlichen Flüſſigkeit, welche die Stelle des Blutes vertritt.

Aber nur auf die merkwürdigſten unter den Thieren wird ſich dieſe Betrachtung einſchränken können, und unter dieſen wieder beſonders auf die, welche einem Lande oder Himmelsſtriche ganz eigenthümlich, oder durch ihre allgemeine Verbreitung über den gröſsten Theil der Erde ausgezeichnet ſind.

Unter den allgemein verbreiteten Thieren ſteht der Hund oben an, welcher dem Menſchen durch alle Klimate folgt, und in einigen Ländern das einzige Hausthier iſt. Der Grönländer z. B. hat weiter kein gezähmtes Thier, als den Hund, der ſeinen Schlitten zieht, den Bären jagt, und zur Kleidung, ja ſelbſt zur Nahrung dient. Als Laſtthier erſcheint er auch in Kamtſchatka, bei den Eskimo's, und bei den Oſtjaken. Viele Südſee-Inſeln haben keine andere Hausthiere, als Hunde und Ratten, oder höchſtens noch Schweine. Der Patagonier in Südamerika hält nur Hunde und Pferde. Die Albaniſchen, Griechiſchen, Däniſchen und Irländiſchen übertreffen alle andere an Schönheit, Gröſse und Kraft. In Südamerika und Afrika finden ſich wilde Hunde, die aber nur verwilderte, urſprünglich zahme, zu ſeyn ſcheinen. Die Lappländiſchen und Sibiriſchen Hunde ſind häſslich und ſtumm.

Der Wolf, unſtreitig der Stammvater des Hundes, iſt auch faſt eben ſo weit verbreitet. In Europa findet er ſich überall, den höchſten Norden und England ausgenommen; Lappland hat ſtarke graue Wölfe, die im Winter weiſs werden; durch ganz Sibirien, in China und in Perſien, auch wohl noch ſüdlicher, findet er ſich; ferner in Aegypten, am Senegal, in Kongo und Habeſſinien, in den meiſten Amerikaniſchen Ländern, aber nicht in den Südindiſchen.

Der Ochſe erträgt den kalten Himmelsſtrich nicht. In Afrika und Amerika findet er ſich als Buckelochſe oder Biſon. In Amerika geht der wilde Ochſe bis gegen

die Hudſonsbay und ſüdlich bis Braſilien. In Afrika findet er ſich bei den Fuliern und Mandingo-Negern, auf Guinea, in Habeſſinien, auf dem Kap. Der Hottentotte bewacht ſeine Heerde durch abgerichtete Ochſen. Oſtindien hat das ſchönſte Rindvieh; daher bedient man ſich hier der Ochſen ſtatt der Pferde, auch am Kap giebt es Reitochſen. In Ober-Aethiopien ereicht der Ochſe die Größe des Kameels. Am kleinſten iſt er in Perſien, und auf Island ungehörnt; in Kanada lebt der merkwürdige Moſchusochſe, welcher gejagt wird; in der Kalmückei und Tibet der grunzende Ochſe oder Sarluk, durch ſeidenartiges Haar ausgezeichnet. Der Afrikaniſche Büffel iſt wegen ſeiner Stärke berühmt, indem ſelbſt der Löwe im Zweikampfe mit ihm unterliegt. Auf Ceilon findet ſich ein wilder Ochſe, auf Celebes ein Zwergochſe.

Auch das Schaaf iſt ſehr weit verbreitet, denn es kann die Kälte des hohen Nordens und die Hitze der Südländer ertragen. Auf Irland und Grönland und in Sibirien finden ſich Schaafe, und eben ſo auf den heißen Küſten Afrika's, in Arabien, Hindoſtan, auf den Inſeln Aſiens; in Amerika, wohin ſie aus Europa gekommen ſind, gedeihen ſie faſt überall, auch auf den Weſtindiſchen Inſeln. Die ſchönſten finden ſich in Europa, und zwar in England und Spanien. Die Raſſe der Schaafe, welche Fettſchwänze haben, findet ſich in Aſien bei Kirgiſen, Kalmücken, Mongolen, in China und Perſien, in Syrien, Paläſtina und Arabien, auch in Nord- und Südafrika, z. B. auf dem Kap. Auch langſchwänzige Schaafe finden ſich in den meiſten dieſer Länder.

Die Ziege findet ſich ebenfalls faſt auf der ganzen Erde, und auf manchen Inſeln, z. B. auf Neuguinea, iſt ſie das einzige Säugethier. Die Angoriſche in Aſien hat ein ſehr ſchönes Haar. Kleinaſien, Aegypten und Indien hat die Mamberziege mit fußlangen Ohrlappen. Der Afrikaniſche Ziegenbock iſt ſehr klein. Auf hohen

Gebirgen findet ſich der Steinbock, von dem die Ziege unſtreitig abſtammt.

Das Pferd wird vom Polarkreiſe bis zum nördlichen Wendekreiſe überall angetroffen. Jenſeits des Aequators findet es ſich auf dem Kap, auf Java und auf den Molucken. Verwilderte Pferde finden ſich in Paraguay in Süd-Amerika, und die Patagonen ſind ein berittenes Volk. Aſien iſt wohl das Vaterland des Pferdes, und hier wird es auch noch ſehr häufig in der Wildheit gefunden, ſelbſt auf der Inſel Java, beſonders aber in Mittelaſien. In Arabien, Perſien, Nordafrika, in der Türkei und in Spanien ſind die ſchönſten Pferde zu finden.

Nicht ſo weit iſt der Eſel, der dem Pferde übrigens nahe verwandt iſt, verbreitet, denn er gedeihet am beſten im warmen Klima. Daher findet er ſich in Europa vorzüglich in Spanien und Portugal. In Perſien und Arabien ſind die Eſel groß, muthig und ſtark, und der wilde Eſel (Onager) findet ſich ſelbſt in Indien.

Das Schwein findet ſich in der Wildheit im ſüdlichen Schweden, aber nicht im hohen Norden, in ganz Deutſchland, und in allen übrigen Europäiſchen Ländern; ferner in Sibirien und in der Tatarei, von Syrien bis zum Baikal. Zahm findet es ſich in ganz Aſien, nur da nicht, wo die Religion Mohameds herrſcht, faſt auf allen Inſeln iſt es heimiſch, beſonders auf den Philippinen und auf Ceilon, auf den Molucken, und auf allen Inſeln der Südſee. Auch in Afrika findet es ſich faſt auf allen Küſten, und auch auf den Inſeln Frankreich und Bourbon. Die Europäer haben es nach Amerika gebracht, wo es jetzt überall anzutreffen iſt, die nördlichen Gegenden an der Hudſonsbai, und Grönland ausgenommen. Auf den Antillen, in Peru und Braſilien hat es ſich unglaublich vermehrt, und iſt verwildert. Das Siamiſche Schwein und das Guineiſche ſind eigene Raſſen.

Die Katze findet ſich im höchſten Norden nicht. Lappland, Grönland und Island, ſo wie das nördlichſte Norwegen und das nördlichſte Sibirien haben keine Katzen. Sonſt iſt ſie in ganz Europa, wild und zahm, zu finden, in Afrika auf dem Kap, auf Madagaskar, in Guinea und Kongo, und überall, wo es Europäiſche Niederlaſſungen giebt; ferner in Perſien, Tunkin, China, Hindoſtan und Java, und in Amerika überall, wo ſich Europäer angeſiedelt haben, alſo auch auf den Inſeln.

Der Bär findet ſich in den Ländern der Oſtjacken und Samojeden, in Kamtſchatka und Lappland, und in allen Europäiſchen Ländern, ſelbſt in Savoyen und Griechenland, doch beſonders in den Alpen, in der Mongolei, Tatarey, in China und Japan, und ſelbſt das heißeſte Klima vermag er zu ertragen, denn er wohnt in Siam, und auf Java und Ceilon, am häufigſten aber in den dichten Wäldern Nord-Amerika's, beſonders in Kanada und Louiſiana, aber auch in Mexiko und Peru, und bis zur Südſpitze Amerika's hinab, ſo daß, außer dem Fuchſe, der Bär am weiteſten auf der Erde verbreitet iſt.

Der Fuchs geht höher nach Norden hinauf, als irgend ein vierfüßiges Thier. Die ganze unbewohnte Eisküſte von Aſien, Nowaja Semlia, und das höchſte Grönland werden von ganzen Heerden der weißen, blauen und ſchwarzen Füchſe bewohnt. Einige Raſſen dieſer Gattung leben aber auch in der heißen Zone, und gehen bis nach Süd-Amerika hinab. Der rothbraune Fuchs findet ſich in Geſellſchaft des weißen ſehr häufig auf Island, in Norwegen, Lappland, Sibirien, Kamtſchatka, China und Japan. Eine andere Raſſe, der Brandfuchs, findet ſich durch ganz Europa.

Der Haſe iſt in der alten Welt überaus zahlreich und ausgebreitet. Das einzige England hat der Haſen ſo viele, daß jährlich für 250,000 Pf. St. Felle in die Hutfabriken geliefert werden. Ganz Europa und ganz

Aſien, von Mangaſea bis Ceylon, von Natolien bis China, ernährt dieſes Wild in großen Schaaren. Selbſt die Hitze Senegambiens und Guinea's in Afrika kann der Haſe ertragen, und in Amerika findet er ſich von der Hudſonsbai bis zum Aequator.

Das Kaninchen iſt eigentlich in den wärmeren Landſtrichen der alten Welt zu Hauſe, und von da hat man es nach Amerika hinübergebracht.

Der Hirſch iſt urſprünglich beiden Welten gemein. Man fand ihn in Amerika, und er fängt hier an der Hudſonsbai an, und geht bis Mexiko, und wahrſcheinlich bis Peru und Braſilien. In Europa findet man ihn erſt um den 64ſten Grad Breite in allen Ländern, bis Griechenland. Er bewohnt auch ganz Aſien vom 55 oder 60ſten Gr. Br. an, ſelbſt die Inſeln Ceylon, Java und Sumatra. In Afrika findet er ſich in der Barbarei, Habeſſinien und Guinea. Das Reh lebt gleichfalls in den meiſten Ländern Europa's, von Norwegen und Schweden an; in Aſien von Irkuzk bis Java und Ceylon hinab.

Das Hermelin oder Wieſel mit ſchwarzer Schwanzſpitze lebt faſt in allen Himmelsſtrichen, in Lappland, unter den Samojeden, beinahe in ganz Sibirien, in Neufundland und Canada, in Frankreich und Deutſchland; auch auf den Moluckiſchen Inſeln, in Afrika und Guiana.

Den gemeinen Seehund trifft man beinahe auf allen Küſten des Oceans an, ſowohl auf der nördlichen, als ſüdlichen Halbkugel; am häufigſten jedoch, und in zahlreichen Schaaren, in den nördlichen Meeren; überhaupt in der Alten Welt mehr nördlich, als ſüdlich, in der Neuen aber längs den Küſten von Südamerika, in der Campeche-Bai, und an allen Küſten von Nordamerika. Merkwürdig iſt es, daß er ſich auch in Landſeen findet, und zwar nicht nur in ſolchen, die Salzwaſſer haben, wie im Caſpiſchen Meere, ſondern

auch in Seen mit ſüßem Waſſer, wie im Baikal, und anderen.

Zu den Thieren, welche zwar nicht allgemein, aber doch über große Erdſtriche verbreitet ſind, gehören der Seelöwe und der Seebär. Jener, und zwar der zottige, findet ſich nicht nur bei Kamtſchatka, und längs den Kuriliſchen Inſeln, bis gegen Japan hinab, ſondern auch auf Magellansland, den Falklandsinſeln, und in Südgeorgien, vielleicht auch am Vorgebirge der guten Hoffnung. In eben dieſen Gegenden zeigt ſich auch der Seebär.

In der heißen Zone iſt der kleinere Manati das einzige Thier, welches die heiße Zone beider Welten auf beiden Seiten des Aequators bewohnt. In der Alten findet er ſich an den Mündungen der Gambia und des Senegal, an den Küſten von Congo, Madagaſcar und den Philippinen; in der Neuen auf Cuba, und am See Nicaragua in Mexico, auf der Erdenge Darien, an den Küſten von Guiana, im Orinoko und Maranhon, auch an der Weſtküſte von Neuholland.

Bloß in der kalten Zone lebt das Rennthier, in Aſien geht es ſüdwärts, bis zum Amur, in der Neuen Welt noch weiter ſüdlich, bis zum 45ſten Grade.

Der weiße Bär bewohnt alle nördliche Polarländer, als: Spitzbergen, Nowaja Semlia, die ganze Aſiatiſche Küſte des Eismeeres, Grönland und die Hudſonsbai. Eben dieſe Länder bewohnt auch der Stein- oder Polar-Fuchs.

Das Wallroß wird faſt in allen nordiſchen Meeren angetroffen, von Grönland, der Hudſonsbai und Neuſchottland an, auf Island, Spitzbergen, Norwegen, Nowaja Semlia, längs der ganzen Küſte des Ruſſiſchen Aſiens, bis zur Südſpitze von Kamtſchatka, und im ganzen Ruſſiſchen Archipelagus.

In der kälteren gemäßigten Zone lebt der Zobel

(in Aſien bis China und Korea, in Europa nur in Lappland, und ſehr ſparſam, in Amerika erſt vom 60ſten Grade an), die Flußotter, der Biber, der Vielfraß, der Marder, der Luchs, das Elenn, das fliegende Eichhorn, der Dachs, das Murmelthier (in Polen, in der Ukraine, auf den Alpen und Karpathen, an der Kama, am Don, von Kanada bis Virginien, und auf den Bahama-Inſeln), die Waſſerratte, die Feldmaus und das Meerſchwein.

In der ganzen Alten Welt, aber nicht in der Neuen, findet ſich der Igel, nur in der kalten Zone der Alten Welt der Lemming, dieſes durch ſeine Heereszüge berühmte Thier; der kälteren gemäßigten Zone iſt vorzüglich eigen das Biſamthier, welches ſeinen Hauptſitz auf den Gebirgen des mittleren Aſiens hat.

Vorzüglich weit in der Alten Welt verbreitet iſt das Kameel, ſowohl das gemeine, mit Einem Buckel, als das Trampelthier mit zwei Buckeln, das wichtigſte Hausthier des Orients und Nordafrika's. Seine nördliche Grenzlinie fängt in der Europ. Türkei, am Gebirge Scardus an, ſchließt die nördlichen Küſten des Schwarzen und Aſowſchen Meeres ein, läuft in einer nordöſtlichen Richtung bis zum 90ſten Grad der Länge, und dann oſtwärts bis gegen den Amur. Ungefähr unter 80 Gr. der Länge und 53 Gr. Br. durchſchneidet ſeine Grenze die ſüdliche des Rennthiers. Südwärts geht das Kameel bis zum 28 Gr. Br, nemlich bis Nord-China, Nord-Indien, an den Perſiſchen und Arabiſchen Meerbuſen; in Arabien aber bis an die ſüdliche Spitze, und in Afrika bis zum Senegal und Gambia. Seine äußerſten Grenzpunkte ſcheinen alſo unter dem 50 und 60 Gr. N. Br. zu liegen. Wild findet es ſich nur im mittleren Aſien, ſonderlich in der Mongolei.

Die Gemſe lebt nur in den Kettengebirgen der gemäßigten Erde, auf den Pyrenäen, Alpen, Karpathen,

Apenninen, dem Taurus und Kaukaſus, wahrſcheinlich noch auf mehreren Gebirgen Aſiens, und auf dem Atlas.

Der heißen Zone der Alten Welt gehören im vorzüglichſten Sinne folgende Thiere: das zahlreiche Geſchlecht der Affen. Sie entfernen ſich nicht weit von den Wendekreiſen; aber zwiſchen denſelben, ſowohl in Afrika, als Aſien, wimmelt es von dieſen Thieren. Europa hat gar keine Affen; doch hat ſich auf den Felſen Gibraltars eine dort ausgeſetzte und verwilderte Gattung fortgepflanzt. — Der Pavian geht in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung herunter.

Der Giraffe oder der Kameelparder iſt allein in dem mittleren Afrika, beſonders gegen Oſten hin, zu Hauſe, und geht auch nicht weit über die Wendekreiſe.

Das Rhinoceros oder Nashorn findet ſich in zwei Arten, nemlich mit Einem Horn (in Oſtindien und China) und mit zwei Hörnern (in Südafrika).

Der Hippopotamus, das Fluß- oder Nilpferd, gehört Afrika allein, iſt ſchon am Kap häufig, und bewohnt alle große Flüſſe dieſes Erdtheils. Nur nach Oberägypten, wo es ſonſt auch häufig war, ſoll es jetzt gar nicht mehr kommen.

Der Elephant fängt ungefähr da an, wo das Kameel aufhört, nemlich in Afrika, mit dem 20ſten Gr. N. Br., in Aſien ſogar mit dem 30ſten Gr. Von da an iſt ganz Afrika bis an das Kap, und Aſien bis Ceylon, Java und die Philippinen mit Elephanten angefüllt. Perſien und Arabien haben keine Elephanten.

Der Löwe fängt um den 34 Gr. N. Br., in Afrika vom Atlas, in Aſien um Bagdad an, und lebt in Arabien, Indien, Malabar, Ceylon, und auf den Sundiſchen Inſeln, doch nicht in China. In Afrika, wo er am häufigſten und ſchönſten iſt, findet er ſich überall, nur in Aegypten nicht. In Aſien iſt er minder zahlreich, in Europa findet er ſich gar nicht.

Der Tiger hat in der Breite eine weitere, aber in der Länge eine engere Verbreitung, als der Löwe. Am beſten gedeiht er im heißeren Aſien, nemlich in Decan, Bengalen, Siam und Pegu, auf Ceylon und den Sundiſchen Inſeln; auch in Perſien und China findet er ſich, aber entartet, in Afrika gar nicht. Dagegen hat Afrika den Panther (Parder) und den Leopard, zwei Gattungen, die ſich nur durch die verſchiedene Größe und Zeichnung des Felles unterſcheiden, und dieſem Welttheile eigenthümlich ſind.

Die Quadrupeden (Vierfüßler), welche der Neuen Welt angehören, und unter allen Himmelsſtrichen leben, ſind: der Jaguar und der Cuguar (Puma), das Guanico oder Llama, und die Vicunna (Paco). In der kalten Zone der N. W. finden ſich: der Muskus-Ochſe (Biſamſtier) im äußerſten Nordamerika, im Weſten der Hudſonsbai; der Biſon (Buckelochſe) in großen Heerden, von der Hudſonsbai bis Neu-Mexiko. Der heißen Zone gehören an: die Meerkatze, bloß in Südamerika einheimiſch, ſie ſchweift in großen Schwärmen umher; das Faulthier und der Ameiſenbär, welche eine eigene, dieſem Welttheil ganz eigenthümliche, Ordnung ausmachen; der Armadill (Gürtel- oder Panzerthier); der Tajaſſu (Biſamſchwein), und der Tapir, das größte Landthier Südamerika's.

Die Vertheilung der Vögel auf der Erde iſt ſchwerer anzugeben, weil ſie unſtät ſind, und nirgends einen beſtändigen Aufenthalt haben. Viele haben ein doppeltes Vaterland, wovon wir aber gemeiniglich nur das eine kennen. Weder das andere, wohin ſie ziehen, noch den Weg, den ſie dahin nehmen, wiſſen wir mit völliger Zuverläſſigkeit. Sie ſuchen immer daſſelbe Klima, dieſelbe Temperatur der Luft, und ſind daher, weil ſie nur eine geringe Veränderung der Temperatur ertragen, auch nicht

nicht ſehr weit verbreitet. Viele ſind durch ihre Nahrung an ein gewiſſes Land oder an eine Gegend gebunden, weil ſie dieſe Art der Nahrung an keinem anderen Orte finden würden. Daher giebt es Vögelarten, welche nur auf einer einzigen Inſel gefunden werden. Wollte man doch eine geographiſche Eintheilung der Vögelarten machen, ſo kann man für allgemein verbreitet annehmen den Raben, die Gans, das Huhn, die Taube, die Schnepfe, den Sturm- und den Eisvogel. — Die kalte Zone bewohnen vorzüglich das Schneehuhn, die Rothgans und der Eidervogel. — Den Uebergang von der kalten zur gemäßigten Zone macht in der ſüdlichen Hemiſphäre der Pinguin. — Vögel der gemäßigten Zone ſind der Finke, die Nachtigal, und überhaupt faſt alle Sperlingsarten; der Auerhahn, das Rebhuhn, der Faſan, der Kalkut, der Ortolan, der Trappe, der Kranich und der Albatros. — Den Uebergang von der gemäßigten zur heißen Zone machen der Pelikan und der Flamingo. — Der heißen Zone ſind eigen: der Strauß, der Kaſuar, das zahlreiche Geſchlecht der Papageien, der Paradiesvogel (jedoch nur auf Neu-Guinea und die benachbarten Inſeln eingeſchränkt), die Fregatte, und der Tropikvogel. Die heiße Zone enthält nicht nur die meiſten Arten, ſondern auch die meiſten Individuen. Die Wälder der wärmeren Himmelſtriche ſind mit einer zahlloſen Menge der ſchönſten Vögel angefüllt. Dieß gilt beſonders von dem wunderbaren Guinea. Hier wimmelt es von Touraco's, Papageien und Flamingo's; hier findet ſich der prachtvolle Kronvogel, der ſchöne Whidah, die Numidiſche Jungfrau, und vielartige Tauben, weiße Amſeln, Faſanen, Perlhühner, Spechte, Raubvögel, und der doppelſchnabelige Hornvogel, nebſt ganzen Schaaren der großen, röthlich weißen Pelikane, bevölkern die dichten Waldungen, und umſchwärmen die Ströme. — Das merkwürdige Geſchlecht der Colibri's iſt auf Amerika

beſchränkt, und Neuſpanien iſt der Hauptſitz dieſes ſchönſten unter den Vögeln, wovon man bereits 70 Arten zählt.

Am wenigſten laſſen ſich die Inſekten und Würmer geographiſch vertheilen und ordnen. Sie ſind zum Theil nur an gewiſſe Pflanzen, zum Theil an die Stelle der Erde geheftet, die ſie einmal einnehmen; zum Theil an unzugänglichen Orten, in der Tiefe der Gewäſſer, verborgen, zum Theil aber dem unbewaffneten Auge völlig unſichtbar. Ueberdieß kennen wir dieſen Theil des Thierreichs am wenigſten.

Auch über die Vertheilung und Verbreitung der Fiſche läßt ſich nur wenig ſagen, obgleich manchen Arten auch im Meere gewiſſe beſtimmte Diſtricte und Grenzen angewieſen zu ſeyn ſcheinen. So gehen z. B. die Saugefiſche ſo wenig, wie die meiſten Doraden, aus der wärmeren Zone. Der Wallfiſch hingegen, der Hay, und viele andere, ſcheinen ſich unter dem Eiſe der Pole eben ſo wohl zu befinden, als zwiſchen den Wendekreiſen. Der Ocean ſcheint überall gleichmäßig belebt zu ſeyn. Deſto wichtiger iſt die Bemerkung, daß die eßbarſten Fiſche auch zugleich die fruchtbarſten ſind. Faſt alles, was von den Fiſchen gilt, läßt ſich auch auf die Amphibien anwenden.

Verbreitung der Pflanzen auf der Erde.

Die Geographen nehmen an, daß unter der Linie (Aequator) das heißeſte Klima, unter den Wendezirkeln ein warmes, zwiſchen den Wendezirkeln und den Polarkreiſen zwei verſchiedene Himmelsgegenden, eine gemäßigte, und eine kalte, und endlich unter dem Polarkreiſe, eine ſehr kalte herrſche.

Im Allgemeinen ſtimmen auch dieſe Abtheilungen ziemlich mit einander; nur verurſachen hierin Berge,

Thäler, Flüſſe, Sümpfe, Wälder, Meere und andere örtliche Umſtände, eine große Abweichung, ſo daß es Gegenden giebt, die nach der obigen Eintheilung warm ſeyn ſollten, und doch zu den gemäßigten oder kalten gehören, und umgekehrt. Man muß daher das phyſiſche und geographiſche Klima wohl von einander unterſcheiden.

Die Länder in Amerika und Aſien, von gleicher Breite mit Europa, ſind ungleich kälter. Pflanzen, die in Amerika unter dem 42 Gr. N. Br. wachſen, vertragen unſer Klima von 52 Gr. ſehr gut. Die Urſache dieſer großen Verſchiedenheit iſt in den ungeheuren Sümpfen und Waldungen, die Amerika auszeichnen, und in der Erhabenheit der Aſiatiſchen Länder zu ſuchen. Afrika iſt unter den Wendezirkeln ungleich heißer, als Aſien und Amerika: der brennende Sand in Afrika trägt hiezu das meiſte bei.

Boden, Lage der Oerter, Kälte, Hitze, Dürre und Näſſe haben auf die Vegetation (Pflanzenwuchs) einen großen Einfluß. Jede Gegend des Erdballs hat daher eigene, nur für dieſe Lage beſtimmte, Gewächſe. Wenn man alſo die Pflanzen der Polarländer wieder auf den Gipfeln hoher Gebirge bemerkt, ſo ſieht man, daß dieſe Gewächſe nur für kalte Länder beſtimmt ſind. Es iſt bekannt, daß Wärme ein nöthiges Erforderniß der Vegetation ſey; daraus folgt alſo ganz natürlich, daß mit der größeren Wärme des Klima's, auch die Zahl der wildwachſenden Pflanzen beträchtlich ſteigen muß. Dieſes beſtätigen auch die Erfahrungen der Botaniker. In Südgeorgien ſind, nach ſicheren Nachrichten, nur zwei wildwachſende Pflanzen; in Spitzbergen 30; in Lappland 534; in Island 553; in Schweden 1300; und ſo ſteigt die Anzahl der Pflanzen, ſo wie die Wärme zunimmt, wenn nicht Sandwüſten, oder Felſen, oder örtliche Umſtände Ausnahmen machen.

Das Klima hat ſowohl auf den Wachsthum als

auf die Geſtalt der Gewächſe vielen Einfluß. Die Pflanzen der Polarländer und der Gebirge ſind niedrig, mit ſehr kleinen gedrungenen Blättern, und haben nach Verhältniß große Blumen. Die Gewächſe in Europa haben wenig ſchöne Blumen, und viele blühen mit Kätzchen. Die Aſiatiſchen prangen meiſt mit vorzüglich ſchönen Blumen; und die Afrikaniſchen Gewächſe haben größtentheils ſehr fette ſaftige Blätter und bunte Blumen; die Amerikaniſchen Pflanzen zeichnen ſich durch lange platte Blätter, und durch eine ſonderbare Geſtalt der Blumen und Früchte aus. Die Gewächſe aus Neu-Holland unterſcheiden ſich durch ſchmale, trockene Blätter, und eine mehr zuſammengezogene Form. Die Pflanzen des Archipelagus, im Mittelländiſchen Meere, ſind meiſtentheils ſtrauchartig und ſtachlicht. Die Pflanzen Arabiens haben faſt alle einen niedrigen verkrüppelten Wuchs. Auf den Kanariſchen Inſeln ſind die meiſten Pflanzen Sträucher oder Bäume; ſogar ſolche Gattungen, welche in andern Klimaten krautartig ſind.

Auffallend iſt aber die Aehnlichkeit zwiſchen den Bäumen und Sträuchern des nördlichen Aſiens und Amerika's, da doch die Kräuter und Staudengewächſe beider Erdtheile faſt gar nichts Uebereinſtimmendes in ihrer Geſtalt haben.

Zwiſchen den ſtrauchartigen Pflanzen des Vorgebirges der guten Hoffnung und Neu-Hollands herrſcht ebenfalls eine große Aehnlichkeit.

Die kalten Klimate zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie mehr Cryptogamen, beſonders Pilze, Flechten und Mooſe; ferner mehr Doldengewächſe, und überhaupt wenige Bäume und Sträucher haben.

In warmen Himmelsſtrichen finden ſich mehr Bäume und Sträucher, viele Farrenkräuter, Schlingſtauden und Schmarotzerpflanzen, ſaftige und lilienartige Gewächſe, Palmbäume und dergleichen; viele Gewächſe mit gefie-

derten und gerippten Blättern. Kräuter und Sommergewächſe vegetiren dort nur zur Regenzeit.

Die Waſſerpflanzen haben, ſo lange ſie unter Waſſer ſtehen, feine, fadenförmige, zertheilte Blätter; kommen ſie aber mit ihren Blättern an die Oberfläche des Waſſers, ſo werden dieſe breit, mehr rund, und an der Baſis bald mehr, bald weniger ausgeſchnitten.

Die Pflanzen, welche auf Hügeln wachſen, verhalten ſich in der Geſtalt ihrer Blätter gerade umgekehrt, wie die Waſſerpflanzen, denn ihre Wurzelblätter ſind mehr oder weniger ganz, und die Stengelblätter werden immer feiner getheilt, je höher ſie ſtehen.

Die Pflanzen in ihrem wilden Zuſtande pflegen ſich immer gleich zu bleiben, und die etwa vorkommenden Abänderungen ſind nicht ſo häufig, als wenn ſie der Kultur und der Kunſt unterworfen werden. Sonderbar iſt es, daß ſowohl Pflanzen als Thiere in ihrer Geſtalt, Farbe und Geſchmack oft abändern, wenn ſie aus ihrem wilden Zuſtande in einen kultivirten verſetzt werden. Alpen- und Polarpflanzen werden im Thale oder in den Gärten ungleich größer, ihre Blätter gewinnen an Länge und Breite, aber ihre Blumen werden kleiner, oder wenigſtens vergrößern ſie ſich nicht. Gewächſe wärmerer Himmelsſtriche verändern in kälteren Ländern ſo ſehr ihr Anſehen, daß ungeübte Bataniker ſie ſchwer in ihrem natürlichen Vaterlande wieder erkennen.

Es entſteht nun die Frage: woher denn die große Anzahl verſchiedener Gewächſe, die unſer Erdball erzeugt, komme? Linné, und einige andere Botaniker nehmen an, daß die Natur anfangs nur Gattungen gehabt habe, und daß durch deren Vermiſchung ſpäter die Arten entſtanden wären, die dann wieder neue Arten unter ſich erzeugt hätten. Allein Andere erwiedern darauf, daß ja noch in unſern Tagen durch die Vermiſchungen verſchiedener Gattungen ebenfalls neue Arten entſtehen müßten.

Wenn es jener unendlichen Kraft, die alles zum Daſeyn rief, möglich war, Gattungen zu bilden, warum ſollte ſie nicht auch Arten zum Seyn gerufen haben? Auch laſſen wirklich verſchiedene Gattungen von Gewächſen, die in einem Lande ſehr zahlreiche Arten haben, vermuthen, daß einige durch Vermiſchung entſtanden ſind. So findet man z. B. am Vorgebirge der guten Hoffnung von Erica beinahe 200; von Stapelia über 50; von Gladiolus eben ſo viel, von Meſembryanthemum an 100 Arten, ohne an die übrigen Gattungen zu denken, die dort zahlreiche Arten haben. Die große Aehnlichkeit verſchiedener derſelben, bei denen man Mühe hat, beſtimmte Charaktere aufzufinden, ſcheint dieſe Vermuthung zu beſtätigen. Auch ſind fruchtbare Baſtarde im Pflanzenreich keine Seltenheit; und ſo wie ſie in unſern Gärten entſtehen, können ſie auch im Freien erzeugt werden, obgleich es da ſchon ſchwieriger iſt. Es giebt eine Menge Pflanzen, die urſprünglich an keinem Orte wild wachſen, und die ihre Entſtehung nur botaniſchen Gärten zu danken haben. So zeigen auch die zahlreichen Spielarten des Obſtes, daß Baſtardmiſchungen nicht ſelten ſind. Ferner liegt der deutlichſte Beweis, daß die unzähligen Arten von Pflanzen und Thieren urſprünglich nicht auf einmal da geweſen ſind, in unſere Erde ſelbſt. Wir wiſſen aus der phyſiſchen Geographie, welche Revolutionen und Veränderungen unſere Erde erlitten, und daß einſt der Erdboden ganz unter Waſſer geſtanden hat, wie ſpäter die Erde zu Land wurde, und nachher wieder die Erdtheile durch Erdrevolutionen von einander getrennt, oder überſchwemmt wurden. Es läßt ſich deutlich darthun, daß da, wo jetzt feſtes Land iſt, zuvor meiſt Meer war. Durch dieſe Veränderungen ſind eine Menge organiſcher Weſen verloren gegangen, und neue entſtanden. Die Entdeckungen der Naturforſcher haben dies beſtätigt, und ſie haben Abdrücke

von Pflanzen und verſteinerte Thieren gefunden, die jetzt nicht mehr auf der Erde zu finden ſind.

Zur Verbreitung der Pflanzen auf der Erde haben viele Dinge gewirkt, und oft neue Nebendinge das ihrige beigetragen. So haben z. B. verſchiedene Saamen Widerhaken, kleben an dem Fell der Thiere, und werden von dieſen weiter verbreitet. Die Vögel gehen den verſchiedenen Geſämen nach, und ſchleppen dieſe oft weit und breit umher. An dem Gefieder der Waſſervögel hängen manche Waſſergewächsſaamen an, und ſpülen ſich von denſelben in andern Gewäſſern wieder ab, wenn ſie dieſelben beſuchen.

Der Saame der meiſten Gewächſe ſinkt, wenn er ſeine vollkommene Reife erlangt hat, im Waſſer zu Boden. Iſt er in einer harten Schale eingeſchloſſen, ſo erhält er ſich lange Zeit friſch. Einige Fuß tief in der Erde, und auf dem Grunde des Meeres bleibt jeder Saame lange genug zum Aufgehen geſchickt: denn es kann in dieſe Tiefe keine Luft kommen, und ohne dieſe wird er nie zerſtört. Daher kommt es, daß Flüſſe und Meere, Pflanzen aus weit entlegenen Gegenden herbei führen können. An den Ufern von Norwegen werden gewöhnlich reife und noch ganz friſche Saamen aus Weſtindien ausgeworfen. Wäre ein für dieſe Gewächſe taugliches Klima daſelbſt, ſo würden bald Kokosnüſſe und andere Saamen heißer Zonen keimen, und zur Vollkommenheit gedeihen. Viele deutſche Pflanzen werden am Schwediſchen Meeresſtrande, verſchiedene Spaniſche und Franzöſiſche an den Ufern von Großbritannien, und viele Afrikaniſche und Aſiatiſche an Italiens Geſtade bemerkt.

Der Wind treibt die Saamen, welche mit einem Federchen, mit Flügeln oder häutigen Rändern verſehen ſind, ſo wie die aufgeblaſenen Saamenkapſeln weit umher, daß ſie an entlegenen Orten keimen können. Daher haben ſich einige Gewächſe, die leichten Saamen

tragen, nach den gewöhnlichen Richtungen des Windes verbreitet, und ſich weiter fortgepflanzt, als es wohl ſonſt geſchehen möchte. Den geflügelten Saamen der Birke jagt der Wind bis auf die Gipfel der Thürme und hoher Felſen, wo er auch nicht ſelten keimt. Die Birke iſt eben wegen ihres leichten Saamens durch das nördliche Aſien verbreitet, wohin ihr der ſchwerfällige Saame der Eiche nicht folgen konnte.

Verſchiedene Saamenkapſeln und Früchte ſpringen mit einer Elaſticität auf, und treiben den Saamen weit umher, dahingegen wieder andere Früchte nur in der Nähe ihres Geburtsortes bleiben können, beſonders ſolche, die unter der Erde reifen. Denn das Piſtill einiger Gewächſe dringt nach dem Blühen in die Erde, und wird daſelbſt zur Vollkommenheit gebracht.

Was die Beeren und fleiſchigen Früchte betrifft, ſo können ſie ſich nicht von ſelbſt verbreiten; denn ſie fallen auf die Erde, und geben durch ihre ſaftige Hülle den jungen Pflanzen Nahrung. In dieſem Falle müſſen Vögel, und andere Thiere zur Verbreitung beitragen, denn dieſe Thiere nähren ſich zum Theil davon, ſchleppen ſie weit fort, und verzehren den fleiſchigen Theil, laſſen aber nicht ſelten den Saamen fallen, oder er geht unverdaut wieder von ihnen fort, und wird auf ſolche Weiſe zur Fortpflanzung ausgeſtreut; als Beiſpiel hiezu können die Wachholderbeeren, und die Vogelmisbeeren, die von der Miſpeldroſſel verbreitet werden, dienen.

Mehr aber noch, als Winde, Wetter, Meere, Flüſſe und Thiere zur Verbreitung der Gewächſe beitragen, thut der Menſch. Er, dem die ganze Natur in gewiſſer Hinſicht zu Gebote ſteht, der Wüſteneien in Paradieſe verwandelt, hat auf mancherlei Art die Ausbreitung vieler Pflanzen befördert. So ſind durch Kriege, durch die Völker-Wanderungen, die Ritterzüge nach Paläſtina, die Reiſen verſchiedener Kaufleute, beſonders durch den

Handel eine groſze Menge von Gewächſen zu uns gebracht, ſo wie eben dadurch unſere Pflanzen in andere Gegenden verbreitet worden ſind. Faſt alle unſere Gartengewächſe ſtammen aus dem Orient und aus Italien, ſo wie die meiſten Getreidearten zu uns auf demſelben Wege gekommen ſind. Durch die Entdeckung von Amerika haben wir viele Pflanzen erhalten, die wir vormals nicht kannten.

Der Stechapfel, der aus Oſtindien ſtammt, iſt jetzt als ein giftiges Unkraut, außer Lappland und dem nördlichen Rußland, durch ganz Europa verbreitet. Den Saamen dieſes Gewächſes haben die Zigeuner, die ihn überall mit ſich führten, allgemein verbreitet.

Die gemeine Schminkbohne, die Brechbohne, die Balſamine und die Hirſe ſind aus Oſtindien zu uns gekommen. Eben ſo haben wir die meiſten guten Obſtſorten aus dem Orient erhalten. Die wilde Kaſtanie (Roßkaſtanie) kam 1550 aus dem nördlichen Aſien, und die Kaiſerkrone 20 Jahre ſpäter aus Konſtantinopel. 1623 kamen die erſten Kartoffeln aus Amerika nach Irland, von wo aus ſie über ganz Europa verbreitet wurden. Aus Amerika kam der Tabak 1560 nach Spanien, und von Nicot, daher der Name Nicotiana, wurde dieſe Pflanze 4 Jahre ſpäter nach Frankreich gebracht.

Mit den Getreidearten wurden auch viele Pflanzen zu uns gebracht, die jetzt als einheimiſch angeſehen werden: z. B. die blaue Kornblume, die Rohde, der Hederich, der Leindotter, und viele andere. Dieſe Gewächſe zeigen ſich nur zwiſchen dem Getreide, und kommen niemals in Gegenden zum Vorſchein, wo kein Acker geweſen iſt. Auf eben die Art ſind durch den Anbau des Reißes in Italien viele Pflanzen aus Oſtindien einheimiſch geworden.

Die Kohl- und übrigen Gemüſekräuter brachten die

Griechen nach Rom; von da ſie ſich nach ganz Europa verbreiteten, und endlich zu uns gekommen ſind. Es würde zu weitläuftig ſeyn, die Wanderungen aller zu uns gekommenen Pflanzen zu beſtimmen, und es mag hinreichend ſeyn, nur einige derſelben angezeigt zu haben.

Unſere Küchengewächſe hingegen haben die Europäer in fremden Welttheilen ausgebreitet. Daher ſieht man überhaupt viele Europäiſche Pflanzen in Aſien, Afrika und Amerika, in Gegenden, wo das Klima den Pflanzen günſtig war.

Die Natur iſt ſtets bemüht, eine Pflanze zum Vortheil der andern zu benutzen. Hieher gehören die Flechten und die Mooſe, wozu aber auch die Stürme und die Veränderungen des Dunſtkreiſes beitragen müſſen.

In unſerem Klima befördern vorzüglich zwei Stürme die Verbreitung der Saamen. Die Stürme im Frühjahr treiben die Saamen, welche an den Stengeln der Pflanzen den Winter über hangen bleiben — die Sommerſtürme den eben erſt reif gewordenen Saamen, weit umher. Maulwürfe und Erdwürmer lockern den Boden auf; die Regengüſſe ſchlagen den Saamen ein, und die darauf folgenden Sonnenſtrahlen ertheilen ihm die zum Keimen erforderliche Wärme. Wie leicht auf dieſe Art an Oertern, die ſonſt zur Aufnahme des Saamens gar nicht geſchickt ſind, Pflanzen wachſen können, iſt leicht einzuſehen.

Weil aber auf dieſem Wege viele Saamen verloren gehen, ſo hat die Natur auf eine andere Art wieder dafür geſorgt, ihren Zweck zu erreichen, denn die Saamengewächſe haben eine weit größere Menge von Saamen, als eigentlich zur Fortpflanzung nöthig wäre.

So trägt z. B. eine Pflanze des türkiſchen Korns an 3000 Saamenkörner, die Sonnenblume 4000; der Mohn 32,000; der Tabak über 40,000 Saamenkörnchen. Von einer ſo großen Menge müſſen doch, ſelbſt bei den

widrigſten Umſtänden, einige Körnchen auf den ihnen nöthigen Boden gerathen, und ſich weiter fortpflanzen.

Die Natur läßt keinen Raum, um Gewächſe hervorzubringen, unbenutzt. Der fette und der magere Boden, der dürre Sand, der nackte Felſen, die höchſten Alpen, der tiefſte Moraſt, der Grund der Flüſſe, der Seen und des Oceans, ja ſogar die finſtern Höhlen unter der Erde, wie die Bergwerke, nähren ihre eigenthümlichen Gewächſe. Modernde Thiere werden von Schimmelarten und kleinen Pilzen beſetzt, die ihre Auflöſung noch mehr befördern, und ſie in Erde umwandeln, um anderen Pflanzen Dünger und Nahrung zu ertheilen.

Eben ſo haben die Blätter, die Stengel, das Holz, und andere Pflanzentheile eine unzählige Menge von kleinen Pilzen und Schimmelarten, die ihre Zerſtörung befördern müſſen. Was alſo offenbar Verheerung, und den Tod anzukündigen ſcheint, iſt der Schauplatz einer neuen Welt im Kleinen. Alles, was geſchaffen iſt, zweckt zum Nutzen des Ganzen ab.

Die Pflanzen des ſüßen Waſſers haben eine ſtärkere Ausbreitung, als die des feſten Landes. Das Waſſer mildert die Kälte und die Wärme des Klima's; daher viele Europäiſche Waſſerpflanzen auch in warmen Gegenden bemerkt werden. Die gewöhnliche Entengrütze wächſt nicht allein in ganz Europa und im nördlichen Amerika, ſondern auch in Aſien. Die Bumbskeule (Typha latifolia) wächſt ebenfalls ſo in Europa, wie in Nordamerika, Weſtindien, Sibirien, China und Bengalen.

Die Pflanzen, welche im Grunde des Meeres wachſen, können in allen Zonen fortkommen, weil das Waſſer nie, oder doch ſelten bis auf den Grund gefriert, oder ſtark erwärmt wird, und alſo faſt allenthalben im Meere gleiche Temperatur herrſcht. Das gewöhnliche Meergras, Seetang (Fucus natans), findet ſich ſowohl unter dem Aequator, als bei den Polen. Wo unter den zahl-

reichen Seegewächſen ein Unterſchied des Standorts vorkommt, da iſt der Boden ſchuld, den nicht alle von gleicher Beſchaffenheit verlangen. Manche wollen höher oder tiefer im Meerwaſſer ſtehen, und nur auf ſolche Gewächſe des Oceans hat das kältere oder wärmere Klima Einfluß, die im ſeichten Waſſer gefunden werden. Ueberhaupt iſt aber zu bemerken, daß die Hügel, oder die Berge, welche unter der Meeresfläche ſich befinden, kräuterreicher, als die tiefen Schlünde und die Thäler derſelben ſind.

Was die Landgewächſe betrifft, ſo ſind die Gebirgs- und Alpenpflanzen in den Gegenden, wo ehemals Zuſammenhang ſtatt fand, ziemlich dieſelben; obgleich verſchiedene Gebirgsketten auch ihre eigenthümlichen Pflanzen haben. Diejenigen Pflanzen, welche man auf den Gebirgen von Europa und Aſien antrifft, ſcheinen der Schneelinie zu folgen, und werden in Grönland, Spitzbergen, Lappland, Novazemla, in Kamtſchatka und dem nördlichen Sibirien auf ebenem Felde angetroffen, da ſie doch in den gemäßigten Zonen nur die hohen Berggipfel bewohnen. Auf den Gebirgen in Sibirien, Lappland, Norwegen, Schottland, der Schweiz, auf den Pyrenäen, Apenninen, Karpathen, ſo wie auf den kleinen Gebirgs-Ketten Deutſchlands, als am Harz, in Thüringen, auf unſerm Rieſengebirge, finden ſich viele Pflanzen, die ihnen gemeinſchaftlich eigen ſind. Sollte nicht dieſe Uebereinſtimmung der Pflanzen ihren ehemaligen Zuſammenhang beweiſen?

Tournefort ſah am Fuße des Berges Ararat die Pflanzen Armeniens, etwas höher, die Frankreich — noch höher, die Schweden erzeugt, und auf der Spitze jenes Berges die gewöhnlichen Alpenpflanzen, welche wir am Nordpol wieder finden. Aehnliche Bemerkungen wurden von Reiſenden auf dem Kaukaſus gemacht.

Aber auf den Gebirgen von Jamaika fand man

keine Europäiſche Alpenpflanzen; nur Europäiſche Mooſe wachſen daſelbſt. Wir wiſſen, daß der Saame der Mooſe ſo fein iſt, daß ein einzelnes Korn unſerm Auge völlig unſichtbar iſt, und nur durch ein gutes Vergrößerungs=Glas bemerkbar wird. Sollte dieſer Saame, da es gewiß iſt, daß er in der Luft ſchwebt, nicht durch Stürme dahin gekommen ſeyn, und dort in einem ihm angemeſſenen Klima gekeimt haben?

Unter allen Himmelsſtrichen fällt uns ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen den Pflanzen auf, der darin beſteht, daß einige Gewächſe geſellſchaftlich, andere einzeln ſind. Das heißt: einige wachſen immer in großer Menge bei einander, dahingegen andere zerſtreut angetroffen werden, und ein einſiedleriſches Leben führen.

Der Grund dieſer auffallenden Erſcheinung ſcheint im Saamen ſelbſt zu liegen. Entweder er iſt zu ſchwer, und der Wind kann ihn nicht fortführen, oder er iſt ſo leicht, daß er vom leiſeſten Hauche fortgetrieben wird. Bei andern zerſtreut die Elaſticität der Fruchthülle den Saamen nur in der Nähe. Bei noch andern iſt die Wurzel wuchernd, und macht, daß mehrere Pflanzen derſelben Art immer bei einander ſtehen müſſen.

Die geſellſchaftlichen Pflanzen nehmen bisweilen große Strecken Landes ein. Das gemeine Heidekraut (Erica vulgaris) breitet ſich oft viele Meilen weit aus. So auch die Heidelbeeren (Blaubeeren), die Erdbeeren, verſchiedene Binſen, und auch manche Bäume.

Die Gewächſe ſind wie die Thiere an gewiſſe Breiten gebunden. Verſchiedene aus warmen Himmelsſtrichen können nach und nach an unſer Klima, ja ſelbſt an kältere Himmelsgegenden gewöhnt werden. Beſonders können Staudengewächſe warmer Erdſtriche eher an ein kaltes, als gemäßigtes Klima, wo oft ſchädliche Abwechſelung der Witterung herrſcht, ſich gewöhnen. Im kalten Klima fällt mit dem Anfange des Winters eine hohe Schneedecke, die erſt mit

dem wiederkehrenden Frühling ſchmilzt, wo keine Nachtfröſte mehr zu erwarten ſind. Unter dem Schnee wird die Kälte höchſtens 1 Grad unter dem natürlichen Froſtpunkte. Im gemäßigten Klima friert es aber oft ſcharf, ohne daß Schnee fällt, und auf ſolche Art muß dabei die Pflanze zu Grunde gehen.

Aus eben dieſen Urſachen erfrieren die Polar- Alpen- und Nordpflanzen bei uns, welche an eine ſolche warme Schneedecke gewöhnt ſind, ſie aber bei uns ſelten finden. Nur diejenigen Stauden- und Sommergewächſe warmer Zonen, welche eine längere Zeit zur Entwickelung ihrer Triebe und Blüthen brauchen, als der kurze Sommer eines kalten Klimas erlaubt, können dort nicht unter freiem Himmel gezogen werden, ſo wie ſolche, welche einen hohen Grad von Wärme erlangen.

Empfindlicher gegen ein kälteres Klima zeigen ſich aber doch Bäume und Sträucher, weil ihr dauernder Stengel über der Erde erhaben iſt, und eher vom Wechſel der Witterung leidet. Einige, die aus einem wärmeren Klima abſtammen, haben ſich an das unſrige gewöhnt, vielleicht weil ihr Zellengewebe zäher, als das andrer Gewächſe iſt; dahingegen ſind aber ſehr viele Pflanzen, die ſich in dieſer Rückſicht unbiegſam zeigen, weil ihre Organiſation keinen großen Wechſel der Klimaten erlaubt.

Oft lehrt uns die Erfahrung, daß Pflanzen aus wärmern Gegenden bei uns im Winter bloß deshalb ſterben, weil ſie nicht den ihnen von Natur angewieſenen Boden in unſern Gärten finden.

Die nutzbarſten Gewächſe haben aber, wie die Hausthiere, die Eigenſchaft, daß ſie in mehreren Zonen gedeihen können. Sind auch einige an gewiſſe Himmelsgegenden gebunden; ſo finden ſich dort, wo ſie nicht fortkommen können, andere, die ihre Stelle vertreten. Unter dem Aequator und den Wendezirkeln aller Erdtheile kommen

in ebener Lage unſere Getreidearten nicht fort, an ihrer Stelle aber werden Reiß, indiſches Korn und türkiſches Korn gebauet, die dort unſere Getreidearten entbehrlich machen. In Island und Grönland können weder unſere, noch die genannten tropiſchen Getreidearten fortkommen, dafür gab ihnen aber die Natur den Elymus arenarius in Menge, der im Fall der Noth als Roggen gebraucht werden kann.

Eßbare Wurzeln und Gemüſe fehlen in keinem Klima. Wir haben davon ſehr viele wildwachſend, die man unbenutzt läßt, und die uns die Noth ſchon würde aufgedrungen haben, hätten wir nicht aus dem Orient unſere Gartenpflanzen erhalten. Alle unſere Küchenkräuter ſind ſo biegſam gegen die Abwechſelung des Klima's, daß ſie meiſtens dem Menſchen in allen Zonen gefolgt ſind.

Aus dem hier geſagten folgt ganz natürlich, daß nach ſo vielen und mannichfaltigen Veränderungen es wohl ſchwer fallen möchte, genau die Punkte anzugeben, von wo aus ſich jedes Gewächs verbreitet habe. Ueber die Flora von Europa läßt ſich noch das meiſte ſagen, nur Griechenland iſt hierbei nicht mit begriffen, weil es in botaniſcher Hinſicht noch ſehr unbekannt iſt. Wahrſcheinlich hat es von den Küſten Aſiens und Afrika's, ſo wie von den Inſeln des Archipelagus viele Pflanzen erhalten.

Man kann annehmen, daß die Pflanzen von den höchſten Gebirgen in die Ebene gewandelt ſind. Daher nimmt Wildenow fünf Haupt-Floren von Europa an: nemlich die Nordiſche, Helvetiſche, Oeſtreichiſche, Pyrenäiſche und Apenniniſche Flora.

Die nordiſche Flora ſtammt von den Norwegiſchen, Schwediſchen und Lappländiſchen Gebirgen ab. Dieſe ernähren gemeinſchaftlich die Pflanzen, welche der hohe Norden erzeugt. Es ſcheint, als hätte Schottland einſt

mit Norwegen zuſammengehangen, weil auf den Gebirgen beider Länder faſt dieſelben Gewächſe vorkommen.

Die Helvetiſche Flora ſtammt von den Schweizeriſchen, Baierſchen und Tyroler-Gebirgen ab. Die Berge der Dauphine, ſo wie die von Böhmen, und unſre Schleſiſchen Sudeten ſind nur Seitenäſte derſelben Kette. Alle nähren eine große Menge von Gewächſen, die dieſe Gebirgsketten gemeinſchaftlich haben.

Die Oeſtreichiſche Flora ſtammt von den Oeſtreichiſchen, den Krainiſchen, Steyermärkiſchen und Kärntner-Alpen ab. Die Karpathen machen eine Neben-Kette derſelben aus.

Die Pyrenäiſche Flora ſtammt von den Pyrenäen ab. Als Nebenäſte derſelben ſind die Gebirge von Catalonien, Caſtilien und Valentia anzuſehen.

Die Apenniniſche oder Italieniſche Flora ſtammt von den Apenninen ab, die ſich in einzelne Nebenzweige verbreiten.

Die Helvetiſche Flora iſt von allen am weiteſten ausgebreitet. Ganz Deutſchland (außer Oeſtreich und Mähren) ganz Preußen, Polen, Schleſien, Frankreich (der ſüdlichſte Theil ausgenommen) die Niederlande und Holland haben dieſelbe Flor.

Die nordiſche Flora iſt über Dänemark, Schweden, Rußland, und zum Theil über England verbreitet.

Die Oeſtreichiſche Flora erſtreckt ſich vom Oeſtreichſchen Kreis über Mähren, den ſüdlichſten Theil von Polen, Ungarn, Moldau, Wallachei, Bulgarien, Servien, Bosnien, Kroatien, Slavonien, Iſtrien und Dalmatien.

Die Pyrenäiſche Flora erſtreckt ſich über ganz Spanien, die Inſeln Majorka und Minorka, vielleicht auch über Portugal, doch fehlt es hier noch an Unterſuchungen.

Die Apenniniſche Flora geht über ganz Italien, Sardinien, Korſika, und zum Theil über Sicilien.

Betrachtet man die Pflanzenverzeichniſſe der fünf ver-

verſchiedenen Floren, ſo ſieht man die auffallende Verſchiedenheit der Gewächſe.

Es iſt aber auch leicht einzuſehen, daß, bei Vermiſchung der Floren, nachdem ſich das feſte Land gebildet, und verſchiedentlich verbunden hat, neue Arten haben entſtehen müſſen. Daher iſt das ſüdliche Frankreich ſo ſehr reich an Pflanzen, weil dort die Helvetiſche und Pyrenäiſche Flor zuſammenfließt; daher miſchen ſich im Piemonteſiſchen die Pyrenäiſche, Helvetiſche und Apenniniſchen Flor zuſammen, ſo wie auch noch durch das Meer nordafrikaniſche Pflanzen hinzugebracht werden. Aus eben dem Grunde beſteht Großbritannien theils aus der Nordiſchen, theils aus der Helvetiſchen Flor, und in der ſüdlichſten Spitze dieſes Königreichs, in Cornwallis, miſchen ſich ſchon Gewächſe der Pyrenäiſchen Flor, durch die ſchräg über liegende Spaniſche Küſte, unter die andern. Schweden, Dänemark und Rußland haben auch die Nordiſche Flor nicht rein erhalten; viele Pflanzen der Helvetiſchen ſind zu ihnen hinüber gewandert. Eben dieſes gilt auch von der Mark Brandenburg und von dem nördlichen oder nordweſtlichen Theile von Schleſien, welche Länder, außer der Helvetiſchen Flor, einen Theil der Nordiſchen erhalten haben.

Pflanzen, die ſich ſtark durch Saamen vermehren, auch nebenher mit ihren Wurzeln wuchern, haben ſchneller ſich verbreiten müſſen; und man darf ſich daher nicht wundern, verſchiedene derſelben über ganz Europa, von einem Ende bis zum andern, verbreitet zu ſehen; auch ſind diejenigen Gewächſe, welche einen leichten Saamen haben, den der Wind ſchnell fortführen kann, ſtärker verbreitet, als ſolche, deren Geſäme ſchwer iſt. Einige ſolcher Gewächſe ſind von Lappland, bis an die äußerſte Spitze Italiens, ja ſogar bis nach Nordafrika gewandert.

Das nördliche Aſien hat ſehr viele Europäiſche Pflanzen, wir finden nach Norden hinauf die nördliche

Flor, nach Süden die Oeſtreichiſche, und zwiſchen dieſer die Helvetiſche verbreitet. Es ſcheint, als wenn ſich an den Europäiſchen Gebirgen weit früher Land angeſetzt, und als wenn dieſes ſich bis an die Gebirge Aſiens verlängert hätte, ohne daß vieles, oder ſehr ergiebiges Land um die aſiatiſchen Gebirge entſtanden wäre. Daher iſt es kein Wunder, daß bis an den Ural, und die Altaiſche Kette von Bergen die dieſſeitige Ebene nur ſehr wenige Aſiatiſche, aber deſto mehr Europäiſche Pflanzen hervorbringt.

Das nördliche Amerika ernährt ſehr viele Europäiſche kleinere Pflanzen, und zwar größtentheils ſolche der Nordiſchen Flor. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß vormals zwiſchen beiden Welttheilen eine Verbindung war, die in ſpätern Zeiten zerriſſen iſt. —

Die Küſten der Länder zeigen uns nie die Flor des Innern. An den Küſten finden ſich ſehr viele Gewächſe, die von benachbarten Gegenden dahin geführt ſind. Aus dieſem Grunde haben Aſien, Afrika und Amerika unter den Wendezirkeln, in den Ländern, welche dem Strande nahe gelegen ſind, viele Gewächſe gemeinſchaftlich mit einander.

Reiſet man aber in den genannten Welttheilen weiter dem Innern zu; ſo finden ſich dieſe Gewächſe faſt gar nicht mehr, und jeder dieſer Erdtheile zeigt uns dann ſeine eigenthümlichen Pflanzen, die um ſo reichhaltiger ausfallen, wenn in der Nähe vielarmige Gebirgsketten mit abwechſelndem Boden ſich vorfinden.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung ſehen wir wiederum eine ſehr reiche, aber gar nicht gemiſchte Flor; weil dieſe Gegend ſelbſt eine Gebirgsgegend iſt. Madagaskar iſt deshalb ſo zahlreich mit Pflanzen verſehen, weil dieſe große Inſel viele Gebirge hat, und beide benachbarte Erdtheile, zwiſchen welchen ſie liegt, ihr die verſchiedenen Produkte mitgetheilt haben. Die Bahamiſchen Inſeln ha-

ben den Reichthum ihrer Flor, ihren eigenen Gebirgen und benachbarten Ländern zu danken. Man findet dort eigenthümliche Pflanzen, nebſt den meiſten Gewächſen von Carolina und Florida, und endlich ſehr viele der Weſtindiſchen Inſeln des Mexikaniſchen Meerbuſens.

Eine oder mehrere Pflanzen, die urſprünglich von der Natur unter allen Breiten unſeres Planeten wild angetroffen würden, möchten wohl nicht vorhanden ſeyn. Solche Gewächſe, die eine große Ausdehnung annehmen, ſind erſt durch die Menſchen dahin verpflanzt.

Dem gemeinen Nachtſchatten und der Erdbeere wird eine große Ausbreitung zugeſchrieben. Die Naturforſcher haben aber ähnliche Pflanzen für Spielarten der gewöhnlichen Europäiſchen Arten angeſehen, und dieſen Gewächſen eine größere Verbreitung zugeſchrieben, als wirklich ſtatt findet. Nur die an den Küſten gewöhnlich ſich vorfindenden Gewächſe ſind von der Natur weiter verbreitet, als andere, die das Innere hervorbringt. Unter dieſen möchten der Portulak, die Saudiſtel und die Sellerie die einzigen ſeyn, welche ſehr weit gewandert ſind. Von dieſen werden ſich aber auch die beiden letztern in den heißeſten Zonen nicht finden.

Es iſt aber nicht daran zu zweifeln, daß unter den zahlreichen Gewächſen, die unſer Erdball hervorbringt, nicht einige ſeyn ſollten, die eine ſo große Biegſamkeit beſitzen, alle Klimate zu vertragen, wie im Thierreiche der Menſch, der Hund und das Schwein, die, wie bekannt, unter allen Zonen gedeihen.

Allgemeine Ueberſicht der Natur-Erzeugniſſe.

Das Thierreich.

Das Thierreich enthält die organiſchen und beſeelten Geſchöpfe, welche ſich nach Willkühr bewegen, empfinden, und Nahrung durch eine Mundöffnung einnehmen.

Zur Bewegung dienen den Thieren die Muskeln, und zum Empfinden die Nerven. Nach anhaltender Bewegung bedürfen ſie der Erholung durch Schlaf. Durch angeborene Fertigkeiten oder Triebe (Inſtinkt) ſind ſie der Selbſterhaltung fähig; nur der Menſch ward durch Vernunft auf eine höhere Stufe geſtellt. Die große Anzahl der Thiere wird, indem man theils auf das Blut, theils auf andere wichtige Theile des Körpers, beſonders die Zähne und Bewegungswerkzeuge, Rückſicht nimmt, in ſechs Klaſſen getheilt. Andre Merkmale dienen zur Beſtimmung der Ordnungen. Die Thiere einer Ordnung, welche in der Lebensart übereinkommen, nennt man eine Gattung. Die Arten endlich haben gleichen innern und äußern Bau, leben mit einander, und erzeugen Junge ihrer Art.

Erſte Klaſſe. Säugethiere.

Sie haben rothes warmes Blut, gebären lebendige Junge, und nähren ſie eine Zeitlang mit Milch aus ihren Brüſten (Euter).

Ihr Körper iſt mit Haaren, Borſten oder Stacheln bedeckt; die meiſten haben Stimme, nur der Menſch hat Sprache. Mehrere grasfreſſende Thiere käuen wieder, und haben zu dem Ende einen vierfachen Magen. Die

1. Ordnung, oder die der zweihändigen Säugethiere. Hieher gehört der Menſch, welcher unter allen Geſchöpfen durch körperliche und geiſtige Vorzüge ausgezeichnet iſt, und nur in Rückſicht ſeines Körpers zum Thierreiche gezählt wird. Nach dem Körperbau nimmt man 5 Hauptſtämme oder Raſſen an:
   a) der Kaukaſiſche,
   b) der Mongoliſche,
   c) der Aethiopiſche,
   d) der Amerikaniſche, und
   e) der Malayiſche Stamm.
2. Ordnung. Vierhändige Säugethiere, zwiſchen den Wendekreiſen, z. B. die Affen.
3. Ordnung. Faulthiere, haben wenig Zehen, oder lange Krallen.
4. Ordnung. Harthäutige Säugethiere mit Stacheln, Schuppen oder Schildern bedeckt, z. B. der Igel.
5. Ordnung. Fliegende Säugethiere. Die Zehen der Vorderfüße ſind länger, als der Körper, und die dazwiſchen ausgeſpannte Haut dient zum Fliegen, z. B. die Fledermaus.
6. Ordnung. Nagende Säugethiere; haben 4 — 5 Zehen, lange Vorderzähne und Backzähne, z. B. das Eichhörnchen.
7. Ordnung. Raubthiere. Sie haben Vorder-, Eck- und Backzähne, und Zehen mit langen Nägeln, z. B. der Löwe.
8. Ordnung. Einhufige Thiere. Der Fuß iſt mit einer hornartigen Schaale bedeckt, z. B. das Pferd.
9. Ordnung. Zweihufige Thiere. Sie haben 2 Klauen,

kåuen meiſt wieder, und ſind zum Theil gehörnt, z. B. der Stier.

10. Ordnung. Plumpe Såugethiere. Große Thiere mit dicken Beinen, und ſtarkem, dünnbehaartem Fell, z. B. der Elephant.

11. Ordnung. Såugethiere mit Schwimmfüßen. Die Zehen ſind mit einer Haut verwachſen, und oft kaum zu erkennen, z. B. der Biber, der Seehund.

12. Ordnung. Fiſchartige Såugethiere. Sie gleichen den Fiſchen, haben aber Haare, z. B. der Wallfiſch.

Zweite Klaſſe. Vögel.

Sie haben rothes, warmes Blut, legen Eier, und brüten ſie aus. Sie gehen auf zwei Beinen, haben zwei Flügel, einen hornartigen Schnabel und einen befiederten Körper. Einige ziehen im Winter fort. Nach der Beſchaffenheit des Schnabels und der Füße theilt man ſie in 9 Ordnungen.

1. Ordnung. Raubvögel; haben einen gebogenen Schnabel, ſtarke Klauen, und nåhren ſich von thieriſchen Theilen, z. B. der Geier, Adler.

2. Ordnung. Leichtſchnåbler. Sie haben große, hohle Schnåbel, und leben in wårmen Erdſtrichen, z. B. Papageien, Nashornvögel.

3. Ordnung. Spechtartige Vögel; haben kurze Füße, einen geraden Schnabel, und leben von Inſekten, z. B. die Spechte, Kolibris.

4. Ordnung. Rabenartige Vögel. Dieſe haben einen ſtarken, oben erhabenen Schnabel, und kurze Beine, z. B. der Rabe, Kukuk.

5. Ordnung. Singvögel. Kleine Vögel mit kegelförmigen Schnåbeln, ſie leben gewöhnlich paarweiſe, z. B. die Lerche, Nachtigall.

6. Ordnung. Hausvögel. Kurze Beine, ein gewölbter und an der Wurzel mit Haut umzogener Schnabel

machen dieſe Thiere kenntlich. Die Samenkörner werden im Kropfe erweicht; z. B. die Taube, das Huhn.

7. Ordnung. Strauße. Große Landvögel mit kurzen Flügeln ohne Schwungfedern, z. B. der Strauß.

8. Ordnung. Sumpfvögel, haben walzenförmige Schnäbel, lange Beine und Hals, z. B. der Reiher.

9. Ordnung. Waſſervögel. Sie haben Schwimmfüße, und meiſt breite Schnäbel, vorne mit einem Häckchen, z. B. Möven, Pelikan.

Dritte Klaſſe. Amphibien.

Sie haben rothes, kaltes Blut, holen durch Lungen Athem, und legen Eier. Sie leben meiſtens lange, und wachſen immer fort. Die Körperbedeckung iſt verſchieden, und ihr Aufenthalt theils im Waſſer, theils auf dem Lande. Die im heißern Klima lebenden ſind oft ſehr giftig, z. B. die Schlangen, welche unter den Vorderzähnen Giftblaſen haben. Man theilt die Amphibien in befußte und fußloſe.

1. Ordnung. Kriechende Amphibien. Wenn ſie die vollkommene Geſtalt erreicht haben, ſo haben ſie vier Beine, deren Zehen entweder frei, oder durch eine Schwimmhaut verbunden ſind, z. B. die Schildkröte, die Eidechſe.

2. Ordnung. Schleichende Amphibien (Schlangen). Ihr cylindriſcher langer Körper iſt ohne Beine. Sie legen theils an einander gekettete Eier, theils gebären ſie lebendige Jungen, z. B. die Rieſenſchlange, Vipern.

Vierte Klaſſe. Fiſche.

Thiere mit rothem, kaltem Blute, die mittelſt der Kiemen athmen. Gewöhnlich iſt der Körper der Fiſche an den Seiten etwas zuſammengedrückt, und mit Schup-

pen bedeckt. Die Floſſen an verſchiedenen Stellen des Körpers dienen zur Bewegung. Sie leben theils in ſüßem, theils in ſalzigem Waſſer, und nähren ſich von Fleiſch, oder fetter Erde und Pflanzen. Statt der Knochen haben ſie Gräten oder Knorpel. Man theilt ſie in 6 Ordnungen.

1. Ordnung. Knorpelfiſche, z. B. Steinſauger, Haye.
2. Ordnung. Fiſche mit knorplichten Kiemen, z. B. Stachelfiſch, Nadelfiſch.
3. Ordnung. Kahlbäuche, haben keine Bauchfloſſen, z. B. der Aal.
4. Ordnung. Halsfloſſer. Die Bauchfloſſen ſtehen vor den Bruſtfloſſen, z. B. der Kabliau.
5. Ordnung. Bruſtfloſſer. Die Bauchfloſſen ſitzen unter den Bruſtfloſſen, z. B. der Saugefiſch, Schollen.
6. Ordnung. Bauchfloſſer. Die Bauchfloſſen ſtehen weit hinter den Bruſtfloſſen, z. B. die Schmerle, der Wels, der Lachs, der Karpfen.

Fünfte Klaſſe. Inſekten.

Sie unterſcheiden ſich durch weißes kaltes Blut, einen gegliederten Körper, meiſtentheils Fühlhörner, und durch die Verwandlungen vor dem Eierlegen. Die harten Theile des Körpers bilden die Hülle, welche oft mit Haaren oder Schuppen und prächtigen Farben geziert iſt. Ihr Aufenthalt iſt faſt überall. Das große Heer der Inſekten theilt man nach Beſchaffenheit der Flügel in ſieben Ordnungen.

1. Ordnung. Hartſchalige Inſekten (Käfer). Sie haben einen gepanzerten Körper und Flügeldecken; einige ſind auch ohne Unterflügel, laufen aber ſehr ſchnell, z. B. der Goldhahn, der Hirſchkäfer.
2. Ordnung. Halbflügler. Die meiſten haben vier Flügel, und die Larven ähneln den vollkommenen Inſekten, z. B. die Heuſchrecke, die Cicade.

3. Ordnung. Schmetterlinge. Die Flügel ſind mit kleinen Schuppen bedeckt, und mit einem Rüſſel ſaugen ſie aus Blumen Honigſaft.

Nach den Fühlhörnern theilt man ſie in 3 Gattungen.

a) Tagſchmetterlinge, z. B. der Schwalbenſchwanz.

b) Abendſchmetterlinge (Schwärmer), z. B. der Todtenkopf.

c) Nachtſchmetterlinge, z. B. der Seidenſpinner.

4. Ordnung. Netzflügler; haben vier nackte Flügel mit Adern, und ein Zangengebiß, z. B. die Libelle, die Florfliege.

5. Ordnung. Hautflügler. Die Adern in den Flügeln ſind nicht ſo zahlreich und deutlich. Die Weibchen haben am Hinterleibe einen Legeſtachel, der bei andern zur Vertheidigung dient, z. B. die Gallenwespe, die Biene.

6. Ordnung. Zweiflügler. Dieſe Inſekten haben zwei unbedeckte Flügel. Die Larve heißt Made, z. B. die Bremſe, die Fliege.

7. Ordnung. Ungeflügelte Inſekten. Ihre Bildung und Lebensart iſt ſehr verſchieden. Sie legen Eier, oder gebären lebendige Junge; einige verwandeln ſich, andere nicht, z. B. der Zuckergaſt, die Spinne.

Sechſte Klaſſe. Würmer.

Thiere mit weißem, kalten Blute, die keine Fühlhörner, ſondern Fühlfäden haben, und ſich nicht verwandeln. Sie haben meiſtentheils einen weichen, nackten, oder mit einer kalkigen Schaale umgebenen Körper. Außer den Fühlfäden haben ſie oft noch Arme. Die Sinnesorgane ſind noch wenig bekannt, und die Beine ſind ſehr undeutlich, oder gar nicht vorhanden. Beſchädigte Theile werden bald wieder ergänzt. Einige Würmer ſind außerordentlich groß, andere mit bloßen Augen nicht wahrnehmbar.

1. Ordnung. Eingeweidewürmer, haben einen cylindriſchen oder bandförmigen Körper, z. B. der Spulwurm, der Bandwurm.

2. Ordnung. Weiche Würmer. Sie ſind nackt und weich, und zum Theil mit Gliedmaßen verſehen, z. B. die Erdſchnecke, der Tintenfiſch.

3. Ordnung. Conchylien. Die Thiere ſind weich, und die Schaale bildet ſich erſt mit zunehmendem Alter aus. Man theilt ſie in drei Familien:

a) Vielſchalige Conchylien, z. B. die Käfermuſchel.

b) Zweiſchalige Muſchelthiere, z. B. die Perlenmuſchel, die Rieſenmuſchel.

c) Einſchalige Schnecken, z. B. der Nautilus, die Landſchnecke.

4. Ordnung. Stachelhäutige Würmer; ſind mit einer kalkartigen, oft mit Stacheln beſetzten Schaale umgeben, z. B. der Seeigel, der Seeſtern.

5. Ordnung. Korallen. Sie wohnen in einem feſtſitzenden Gehäuſe, z. B. die Sternkoralle, die Staudenkoralle, der Saugeſchwamm.

6. Ordnung. Pflanzenthiere (Zoophyten), ſind unbedeckt, z. B. der Armpolyp, Drehwürmer.

Das Mineralreich.

I. Das Mineralreich enthält die unorganiſchen Körper der Erde. Die große Menge der Mineralien (Foſſilien) kann man ſondern in

A. einfache,

B. gemengte und

C. Verſteinerungen.

Durch äußere, innere und phyſiſche Kennzeichen werden dieſe wieder in Unterabtheilungen gebracht.

A. die einfachen Foſſilien zerfallen in vier Klaſſen:

a) Erden und Steine,

b) ſalzige,

c) brennliche und

d) metalliſche Foſſilien.

Erſte Klaſſe. Erden und Steine ſind unentzünd=liche, feuerbeſtändige, und im Waſſer ſehr ſchwer auflös=liche Körper. Sie werden eingetheilt in das Cirkon=, Kieſel=, Thon=, Talk=, Kalk=, Baryt=, Strontian=, Ytter= und Glücin=Geſchlecht. Zahlreiche Geſchlechter haben wieder Sippſchaften.

Zweite Klaſſe. Salzige Foſſilien; ſind auflöslich im Waſſer, haben einen eigenen Geſchmack, und ſind un=verbrennlich. Man theilt ſie nach den Säuren, in das Kohlen=, Salpeter=, Kochſalz=, Schwefel= und Borax=ſaure Geſchlecht.

Dritte Klaſſe. Brennliche Foſſilien (Inflammä=bilien) ſind entzündlich, und löſen ſich in Oel auf. Man unterſcheidet das Schwefel=, Erdharz=, Bernſtein=, De=mant= und Graphit=Geſchlecht.

Vierte Klaſſe. Metalle, ſind die ſchwerſten, dich=teſten, und zum Theil die geſchmeidigſten Körper der Erde. Wir finden ſie rein (gediegen), oder häufiger vererzt. Sie werden gewöhnlich in Ganz= und Halbmetalle ge=theilt, oder auch in Edle, Gemeine und Halbmetalle. Als:

a) Edle Metalle: das Platina=, Gold= und Sil=ber=Geſchlecht.

b) Gemeine Metalle: das Eiſen=, Kupfer=, Blei=, Queckſilber= und Zinn=Geſchlecht.

c) Halbmetalle: das Zink=, Wismuth=, Spies=glas= (Antimonium), Sylvan= (Tellur), Braunſtein=, Nickel=, Kobalt=, Arſenik=, Scheel= (Wolfram), Titan=, Uran=, Tellur= Columb= Chrom=, Tantal=, Cerium=Geſchlecht.

B. Gemengte Foſſilien, oder Gebirgsarten, beſtehen aus Stücken einfacher Foſſilien:

a) Granit und

b) Porphyrartige Gebirgsmaſſen,
c) Conglomerate,
d) Neptuniſcher und
e) Vulkaniſcher Schutt.

C. Verſteinerungen oder Petrefacte. Sie beſtehen aus Ueberreſten organiſcher Körper, welche von mineraliſchen Stoffen durchdrungen ſind.

a) Thierverſteinerungen, Zoolithen, als: der Höhlenbär-, Mammuth-, Elephanten- und Nashornknochen, Schnecken-, Seeigel-, Korallen- und Thierpflanzenverſteinerungen.
b) Pflanzenverſteinerungen, Phylolithen, Foſſile-Hölzer, Abdrücke von Blättern und Farrnkräutern.

II. Das Pflanzenreich umfaßt die ſämmtlichen Gewächſe. Sie ſind organiſche Naturerzeugniſſe, welche nicht Empfindung und willkührliche Bewegung haben, aber durch viele Oeffnungen Nahrung einſaugen, und von Gewächſen ihrer Art entſtehen. Ihr innerer Bau iſt einfach, und beſteht aus Zellgeweben und Gefäßen. Bei holzigen Gewächſen bemerkt man beſonders Mark, Holz, Splint, Rinde (Baſt) und Oberhäutchen. Durch die äußern Theile unterſcheidet man die Gewächſe von einander. Die vorzüglichſten dieſer Theile ſind:

a) Die Wurzeln, welche das Gewächs in der Erde befeſtigen, und Nahrung an ſich ziehen.
b) Der Stamm erhebt ſich von der Wurzel, und dient als Träger der Aeſte, Blätter und Früchte. Er iſt baumartig, wenn er ſich nach oben theilt, und ſtrauchartig, wenn er ſich an der Wurzel theilt. Getheilte Fortſätze des Stammes nennt man Aeſte und Zweige. Der Stamm heißt Stengel bei Sträuchern und Kräutern; Halm bei Gräſern; Schaft, wenn er Blumen trägt; Strunk, wenn er ſich in Blätter endigt.

c) Augen oder Knoſpen, welche die Blüthen oder Blätter, oder auch beide umſchließen. Die Zwiebel iſt eine Knoſpe unter der Erde.

d) Der Blüthenſtand oder die Art zu blühen, iſt einfach, oder zuſammengeſetzt. Man unterſcheidet: Aehre, Rispe, Dolde (Schirm), Traube, Strauß, Quirl, Kopf, Kolbe, Kätzchen u. ſ. w.

e) Der Kelch beſteht aus den grünen Blättchen, welche die Blumen anfangs decken; bei den Gräſern heißt er Balg (Spelze).

f) Die Blumenkrone iſt farbig, und ſchließt die Befruchtungswerkzeuge ein. Die männlichen Theile, die Staubfäden tragen, tragen die Staubbeutel, und ſtehen gewöhnlich um den Stempel mit der Narbe, als den weiblichen Theil der Blume. Am Grunde des Stempels bildet ſich die Frucht in dem Fruchtknoten. Die Frucht liegt frei, oder iſt bedeckt. Die Fruchthülle erſcheint als Kapſel, oder Nuß, Schote, Steinfrucht, Beere u. ſ. w.

g) Die Blätter haben ſehr verſchiedene Bildung, als: rund, glatt, kraus, geſägt, gefiedert, ei-, herz- und fächerförmig u. ſ. w.

h) Die Gabeln dienen einigen Gewächſen zum Feſthalten. —

Zur Ernährung der Gewächſe dient beſonders Waſſer, worin erdige und ſalzige Stoffe aufgelöſet ſind. Nächſtdem haben Wärme, Licht, Elektrizität und Luft einen großen Einfluß auf das Gedeihen derſelben.

Vegetabiliſche Beſtandtheile ſind: Harz, Saft, Balſam, Gummi, Kampfer, Oel, Zucker, Säure, Mehl, Farbe- und Gerbeſtoff u. ſ. w.

Die große Anzahl der Gewächſe (30,000), macht es nöthig, ſie unter allgemeinen Geſichtspunkten zu betrachten. Man hat ſie daher in eine gewiſſe Ordnung (Syſtem) gebracht, in welcher ſie nach Klaſ-

ſen, Ordnungen, Geſchlechtern und Arten zuſammengeſtellt ſind.

Nach natürlichen Familien könnte man ſie ſo ordnen: Palmen, Bäume, Sträucher, Stauden, Kräuter, Lilien, Gräſer, Farrenkräuter, Mooſe, Flechten und Pilze. Von den künſtlichen Syſtemen verdient beſonders das Linnēſche angeführt zu werden. Der große Schwediſche Naturforſcher Linnē (ſtarb 1778.) brachte alle Gewächſe in zwei Abtheilungen, nämlich:

a) in ſolche mit deutlichen, und

b) in ſolche mit undeutlichen Befruchtungswerkzeugen. — Die erſten theilte er in 23 Klaſſen, und die letzten bildeten die 24ſte Klaſſe. Die Klaſſen und Ordnungen ſetzte er nach der Zahl, Größe und Verbindung der Geſchlechtstheile feſt.

Ueberſicht der Klaſſen des Linnēſchen Syſtems.

I. Klaſſe: Monandria, mit Einem Staubfaden, z. B. Tannenwedel.

II. Diandria, mit 2 Staubfäden, z. B. Ehrenpreis.

III. Triandria, mit 3 Staubfäden, z. B. Baldrian.

IV. Tetrandria, mit 4 Staubfäden, z. B. Wegebreit.

V. Pentandria, mit 5 Staubfäden, z. B. Glockenblume.

VI. Hexandria, mit 6 Staubfäden z. B. Zwiebeln.

VII. Heptandria, mit 7 Staubfäden, z. B. Roßkaſtanie.

VIII. Octandria, mit 8 Staubfäden, z. B. Heidelbeere.

IX. Enneandria, mit 9 Staubfäden, z. B. Rhabarber.

X. Decandria, mit 10 Staubfäden, z. B. fette Henne.

XI. Dodecandria, mit 11 — 19 Staubfäden, z. B. Euphorbia.

XII. Icosandria, mit mehr als 20 Staubfäden, die am Kelche ſtehen, z. B. Apfelbaum.

XIII. Polyandria, mit mehr als 20 Staubfäden, die auf dem Fruchtboden ſtehen, z. B. Mohn.

XIV. Didynamia, mit 4 Staubfäden, von denen 2 lang und 2 kurz ſind, z. B. Munze.

XV. Tetradynamia, mit 6 Staubfäden, von welchen 4 lang und 2 kurz ſind, z. B. Kohl.

XVI. Monadelphia, die Staubfäden in einem Bündel, z. B. Malve.

XVII. Diadelphia, die Staubfäden in 2 Bündeln, z. B. Pfrieme.

XVIII. Polyadelphia, die Staubfäden in vielen Bündeln, z. B. Johanniskraut.

XIX. Syngenesia, mit verwachſenen Staubbeuteln, z. B. Löwenzahn.

XX. Gynandria, Staubfäden mit den Stempeln verwachſen, z. B. Knabenkraut.

XXI. Monoecia, mit halbgetrenntem Geſchlecht, z. B. Neſſel.

XXII. Dioecia, mit ganz getrenntem Geſchlecht, z. B. Hanf.

XXIII. Polygamia, mit vermengten Geſchlechtern, z. B. Eſche, Melde.

XXIV. Cryptogamia, mit unkenntlichen Geſchlechtern:
- a) Farrenkräuter.
- b) Mooſe.
- c) Flechten.
- d) Schwämme.
- e) Algen.

Das Thierreich.

Eine willkührliche freie Bewegung, entweder nur einzelner Theile, (wie bei den Pflanzenthieren) oder des ganzen Körpers, iſt das Hauptmerkmal der Thiere. Dazu kommt eine, gewöhnlich einfache, Oeffnung am Haupte oder am vordern Ende des Körpers, die zu einem geräumigen Schlauche führt, in welchen ſie, vom Hunger gereizt, ihre Nahrungsmittel mittelſt willkührlicher Bewegung bringen. Hierdurch unterſcheiden ſie ſich weſentlich von den Pflanzen, welche einen ſehr einfachen Nahrungsſaft, vorzüglich mittelſt zahlreicher Zoſern, die ſich am untern Ende ihres Körpers befinden, ohne Willkühr, einſaugen. Dagegen haben ſie wieder mit den Pflanzen gemein den Organismus d. h. einen kunſtvollen innern Zuſammenhang von Gefäßen, Schläuchen und andern Organen oder Werkzeugen, durch welche ihre Ernährung, ihr Wachsthum und ihre Fortpflanzung bewirkt wird. Dieſe organiſirten Naturkörper ſind von Körpern derſelben Art erzeugt, und ihre Nahrung geſchieht dadurch, daß ſie fremde Stoffe in ſich aufnehmen, und ſie, durch Verdauung, den Beſtandtheilen ihres Körpers aneignen und ähnlich machen, das Ueberflüſſige abſondern und ausſcheiden, und auf dieſe Art ihren Wachsthum von Innen bewirken. Jedes dieſer Organe oder Werkzeuge hat ein Leben oder eine Lebenskraft für ſich, und

iſt

iſt immer zugleich für ſich, und in Verbindung mit den übrigen thätig, wogegen die organiſirten Naturkörper, die Mineralien, keineswegen durch Ernährung, ſondern ohne alles eigentliche Leben und ohne Selbſtthätigkeit und freie Bewegung, alſo nach mechaniſchen Geſetzen, durch Anhäufung oder Anſatz gleichartiger Stoffe von Außen ihre Entſtehung und ihr Wachsthum erhalten, ſo daß alſo keine urſprüngliche Lebenskraft bei ihnen ſtatt findet.

Die verſchiedenen thieriſchen Thätigkeiten, welche im Innern des thieriſchen Körpers, durch die zuſammenwirkende Kraft der Organe entſtehen, (Functionen genannt) ſind folgende: die Verdauungs- Athmungs- Empfindungs- und Fortpflanzungs-Thätigkeit.

Ernährung fehlt alſo keinem Thiere und keiner Pflanze, nnd das Hauptorgan derſelben iſt der Magen, ein häutiger, mit Faſern durchwebter Sack, der ſich meiſt nach oben in einen Schlauch (Schlund oder Speiſeröhre) verengt, welcher in dem Munde oder Maule ſeinen Ausgang hat. Mit dem Magen ſtehen die Leber und die Speicheldrüſen in Verbindung. Jene ſondert die Galle aus, welche zur Verdauung wirkſam iſt.

Die Reſpirationsthätigkeit (das Athemholen) hat in der Bruſt ihren Sitz, und ſteht mit dem Blute, und dem Kreislauf des Blutes in einer ſolchen Verbindung, daß man alle eingeathmete Luft als einen Nahrungsſtoff betrachten kann, welcher durch die Lunge verarbeitet wird, die gewöhnlich zu beiden Seiten des Herzens ihre Lage hat. Das Herz iſt ein Hauptorgan, welches das nahrhafte Blut durch die Arterien (häutige Schläuche oder Adern) in alle Theile des Leibes treibt, und der Grund aller Bewegung iſt, deren Organe Extremitäten genannt werden, und dieſe ſind: Arme, Beine, Flügel und Freßwerkzeuge.

Ein vollkommnes doppeltes Herz, welches nichts

anders, als ein fleiſchiger Beutel iſt, findet ſich nur bei den vollkommneren Thieren; bei den Amphibien iſt es ſchon einfacher, das Blut kälter, und bei manchen Würmern iſt es nur ein Schlauch, in welchem eine wäßrige Feuchtigkeit, die Lymphe genannt, enthalten iſt. Lungen haben nur die oberſten Thierklaſſen, aber auch die Spinnen und Schnecken; die Fiſche, Krebſe, und Conchylien haben dafür Kiemen d. h. in Büſchel zertheilte Lungenäſte, mit offenen Mündungen. So wird auch nur bei den vier oberen Thierklaſſen der Körper von einem Gerippe oder Knochengebäude (Skelet) zuſammengehalten, welches durch Muskeln oder Fleiſchbänder verbunden iſt.

Das Hauptorgan der Empfindungsthätigkeit iſt das Gehirn, und deſſen zu- und ausführende Kanäle ſind die Nerven. Das Gehirn iſt ein Verein von Knoten oder Kugeln, der ſich am vordern Ende des Rükkenmarkes, in der Hirnſchale befindet, und zwei hohle Säcke bildet, die mit einer feinen weißlichen, duftartigen Subſtanz (Stoff) angefüllt ſind; wahrſcheinlich der Sitz der Denkkraft, und aller Empfindungen, deren wir uns bewußt werden. Vom Rückenmark und Hirn aus ziehen ſich Fäden nach allen Theilen des Körpers, welche an der Oberfläche der Haut in Knöpfchen ausgehen, und vermittelſt ihrer Reizbarkeit von Außen Eindrücke aufnehmen, ſo daß hiedurch das Thier mit der Außenwelt in Verbindung geſetzt wird. — Das Gehirn der vier obern Thierklaſſen iſt mit dem Schädel umgeben, und das Rückenmark mit der Wirbelſäule.

Dieſe drei Organ-Vereine, Syſteme genannt, nemlich das Verdauungs- Athmungs- und Empfindungsſyſtem, bilden bei den vollkommenſten d. h. mit den deutlichſten Organen verſehenen Thieren, den Unterleib (Bauch), die Bruſt und den Kopf, und ſogar die vollkommenen Inſekten zeigen dieſe drei Abtheilungen ſcharf getrennt. Die Bewegungswerkzeuge werden dann zum mittleren

Syſteme gerechnet. Für das erſtere iſt der Magen das Hauptorgan, und es hat die Function zur Aufnahme von Speiſe und Trank; ſeine Thätigkeit heißt Aſſimilationskraft; für das zweite iſt das Herz Hauptorgan; es hat vorzüglich Reſpiration, Aufnahme der Luft, zur Function, und äußert ſeine Thätigkeit durch Reiz; die Function des dritten, deſſen Hauptorgan das Hirn iſt, iſt die Aufnahme geiſtiger Elemente, der Empfindungen mittelſt der Sinne, und Erregung der Thätigkeit des Willens; die Kraft deſſelben wird Senſibilität genannt.

Das vierte Organ-Verein iſt zur Erhaltung der Gattung beſtimmt, und heißt daher das Fortpflanzungsſyſtem. Es wird darunter die Fähigkeit des lebendigen Geſchöpfs verſtanden, aus allen Theilen ſeiner ſelbſt ſeine edelſten Kräfte und Stoffe zur Wiedererzeugung ſeiner ſelbſt, d. h. eines Geſchöpfes ſeiner Art, zu vereinigen. Schon bei der niedern Pflanze entdeckt man eine ſolche Fähigkeit der Reproduction in der Knospe, höher hinauf in der Blüthe, und dem daraus entſpringenden Saamenkorn. Auch im Thierreiche ſind es auf den unterſten Stufen bloße Sproſſen und Knospen, durch die ſich das Geſchöpf fortpflanzt, denn die Zoophyten oder Pflanzenthiere ſitzen ſtets mit dem Hintertheil feſt, und vermehren ſich durch Sproſſen. Höher hinauf erſcheinen dieſe Sproſſen weiter ausgebildet, als Eier, und bald wird auch das Thier von der Natur in zweierlei Geſchlechte unterſchieden: entweder noch an einem Einzelweſen, als Zwitter, wie bei Schnecken und Muſcheln, oder in zwei getrennt. Hier bildet dann nur das Eine vorzüglich die Eier aus, das Andere entwickelt bloß befruchtende Säfte, und erſt nach Vereinigung Beider werden die Keime des neuen, den Eltern ähnlichen Weſens ausgebildet. Bei den Säugethieren, und auch bei manchen Hennen, bei Vipern, Blattläuſen, Blutegeln, und bei der Aalmutter tritt das Junge ſchon im Leibe aus

dem Ei, und wird lebendig geboren; die übrigen geben das Ei von ſich, und das Junge wird entweder durch die Sonnenwärme, oder durch die des brütenden Thieres entwickelt, und ins Leben gebracht.

Merkwürdig iſt die Erzeugungskraft auf den niedrigſten Stufen der Thierheit, wo ſich an verſtümmelten Stellen ein einzelner Theil eben ſo, wie im Geſchlechts-organ ein ganzes Geſchöpf, erzeugt und ausbildet. Dieſe Kraft wird die Reproductions- (Wiedererzeugungs-) Kraft genannt. Ein Polyp ſproſſt ſowohl neue Junge, als er, in zwei Theile geſchnitten, aus jedem Ende das Abgeſchnittene wieder herſtellt. Viele Korallenthiere gebären geradezu neue durch ſproſſende Theilung. Bei Schnecken, Muſcheln, Seeſternen u. a., ja ſogar bei Salamandern, wachſen hingegen abgeſchnittene Glieder, Kopftheile, Schwänze, ja Augäpfel, nicht nur leicht wieder nach, ſondern es findet auch noch daneben eine Fortpflanzung durch Eier ſtatt. Bei den vollkommneren Thieren, zumal den in der Luft lebenden, beſchränkt ſich die Reproduction im freien Naturſtande faſt nur auf die äußeren Theile, und zwar nur auf Haare, Hauttheile, Nägel, ja auf verletzte Hörner und Zähne, welche leicht wieder nachwachſen, oder, alljährlich abgeſtoßen, (die Mauſer und Häutung, auch das Hörnen genannt) durch neue wieder erſetzt werden. Jeder neue Nachſchub iſt dann gewöhnlich feiner und ausgebildeter, auch in der Farbenzeichnung verändert. Die Waſſerthiere ſchieben entweder die abgeſonderten Theile hinter ſich, mittelſt neuer Anſätze, wie z. B. die Muſchel- und Schneckenhäuſer dadurch größer werden, oder ſie mögen wohl bloß einen unorganiſirten Schleim durch die Haut abſcheiden, wie dieß u. a. vom Fiſch wahrſcheinlich iſt. Dort aber, wo, wie bei der Härung und dem Mauſern, die Erneurung gewaltig, und in beſtimmten Zeiträumen eintritt, hebt ſie auch für ſo lange die Geſchlechtsthätigkeit auf, und ein

Vogel iſt in dieſer Zeit nicht fortpflanzungsfähig, ſo wie auch ein Hirſch in der Zeit des verlornen Geweihes.

Der Charakter des Thieres iſt vorzüglich in ſeiner freien Bewegung ausgedrückt. Dieſe, unterſchieden von einer bloß mechaniſchen, welche auf einem ſich dabei leidend verhaltenden Körper von außen bewirkt wird, iſt bei dem Thiere durch Muskelfaſern, Bänder u. ſ. w. und Nerven vermittelt. Mit Zerſchneidung oder Unterbindung eines Nerven hört ſie in dem ihm zugehörigen Organe ſogleich auf, und eine Preſſung oder Verletzung der Muskelfibern u. dergl. hat eine gleiche Folge; es läßt ſich daher gewahr werden, daß die Verbindung Beider eigentlich die nothwendige Bedingung der animaliſchen Bewegung ſei.

Die Bewegungen der Thiere ſind innerliche und äußerliche. Jene, die unwillkührlichen, beziehen ſich vorzüglich auf die verdauenden Windungen und das Hin- und Herkrümmen der Eingeweide (motus peristalticus), die man an Magen und Därmen bei allen höheren lebendig geöffneten Thieren wahrnimmt, bei kleinen durchſichtigen Waſſergeſchöpfen auch wohl ſchon durch die Haut, zumal unter dem Mikroſkope, und dann die pulſirende Bewegung des Herzens und der Schlagadern, ferner die mit davon abhängende Bewegung, und das Athmen, welches mehrere Waſſer-Inſekten und Larven mittelſt unaufhörlichen Zitterns ihrer äußerlichen Kiemen bewirken; (auch die Blutzirkulation läßt ſich mittelſt Vergrößerung in Salamanderfüßen, Fiſchſchwänzen und geöffneten Fröſchen ſehen), und drittens das eigene Heben und Sinken des Gehirns, was zumal bei höheren Thieren ſtatt findet.

Willkührliche Bewegungen ſind aber äußerlich, und zumal durch die Extremitäten vermittelt. Nur die Infuſionsthiere zeigen keine dergleichen Organe, noch beſonders verſchiedene innere Gewebe, dies ſind aber auch

die allereinfachſten Thierbildungen. Die Muskularbewegung, ein abwechſelndes Ausdehnen und Zuſammenziehen des Gliedes, zeigt ſich bei allen übrigen vorerſt im Schwimmen, als der urſprünglichſten Bewegung; ſodann im Fliegen der Luftgeſchöpfe, zumal Vögel und Inſekten; endlich im Laufen, bei Landthieren, zumal Säugethieren, vielen Vögeln, Amphibien und Inſekten. Der Sprung iſt ein gewaltſam angeſetzter Schritt, der mit einem Male den ganzen Körper fortſchnellt, (bei Haſen, Fröſchen, Heupferden) das Kriechen dagegen ein Laufen mit der Bauchfläche ſelbſt. Bei den Schlangen wird es durch ſtete Anſpannungen der Bauchrippen und Spreißen der Schuppen bewirkt, bei Schnecken und andern iſt es nur ein Rutſchen.

Die Kraft der Bewegung iſt bei den Thieren bisweilen außerordentlich, und hat Anlaß zu merkwürdigen Berechnungen gegeben. So kann ein Haifiſch, wenn er nicht ruht, in dreißig Wochen die Welt umſchwimmen; der Albatroß fliegt fünfhundert deutſche Meilen vom Lande; der Contor erhebt ſich in unermeßlichen Höhen; der Floh ſpringt achtzigmal ſo weit, als er lang iſt, und eine Fliege macht ſechshundert Flügelſchläge in einer Sekunde, und wenn ſie gejagt wird, noch weit mehr.

Dieſe Bewegungen, die den Körper überhaupt von der Stelle ſchaffen, können die allgemeinen genannt werden. Als beſondere zeigen ſich aber bei einzelnen Thieren noch ſolche, die an einem einzelnen Organ angebracht ſind, und oft da ſehr entwickelt werden. So vorerſt die Hände, welche am vollkommenſten die Menſchen, dann die Affen beſitzen, eigentlich aber auch die meiſten Vögel, da ihre (Hinter=)Füße, wie die Flügel, einen Daumen haben. Den Gebrauch dieſer Krallen als Hände ſieht man deutlich an den Papageien, Adlern und andern. Ja man könnte die Scheeren mancher Krebſe hieher rechnen, wenn man die Geſchicklichkeit wahrnimmt, mit wel=

cher ſie ſie zu gebrauchen wiſſen. Der Rüſſel des Elephanten ſteht ſeiner Function nach zunächſt an der Hand, er iſt die Naſe und Oberlippe dieſes Thieres. Ferner der Rollſchwanz mancher Säugethiere und Amphibien, der Schnabel vieler Vögel u. ſ. w.

Somit müſſen auch die Kinnladen, Kneipzangen und Zähne, ihrer Thätigkeit nach, hieher gerechnet werden, und ihre Kraft iſt oft beträchtlich.

Unter die Muskularactionen gehört aber ferner auch noch der Laut und die Stimme. Beide werden durch Spannungen von Fibern hervorgebracht, ſo die Laute der Cicaden und Heupferde, das Summen der Bienen, und das Knarren der Cerambyx, durch mechaniſche Reibung; anders die Stimme der drei obern Thier-Klaſſen. Dieſe beſitzen nemlich Lungen, und die aus ihnen herausgepreßte Luft, ſtreicht an den geſpannten Faſern der Stimmritze (glottis) und der Stimmbänder heraus. Beim Menſchen und der kleinen Ordnung der Singvögel allein wird ſie zu angenehmen Tönen ausgebildet, bei Menſchen, und einigermaßen bei Raben, Elſtern, Papageien ꝛc. durch Mithülfe der Mundtheile die Sprache erhöht.

Auf jede Bewegung folgt naturgemäß eine Ruhe, und abhängig von äußeren Einflüſſen, z. B. des Lichts und der Wärme, der Schlaf. Er iſt ein Zurückſinken der Seelenthätigkeit in die Bewußtloſigkeit, welcher Zuſtand ſchon bei den oberen Thieren in den täglichen Perioden durch Müdigkeit herbeigerufen wird, bei den niederen auch noch in den größeren Perioden des Winters, als Winterſchlaf. Da das Wachen eigentlich der Zuſtand vollkommenſter Lebendigkeit und der aktiven Nerventhätigkeit iſt, ſo iſt es auch bei den Luftthieren weit dauernder, und z. B. kein Vogel Winterſchlaf haltend. Die niederen Geſchöpfe dagegen, zumal alle, die an oder unter der Erde einen Theil ihres Lebens zubringen, werden durch abnehmenden Sonneneinfluß, da

ihnen dieſer mächtige Lebensreiz ſodann entzogen iſt, mächtiger zum Schlafe verführt, daher dieſe Unterirdiſchen den meiſten Winterſchlaf halten, auch ſchon die unter der Erde wohnenden Menſchen, z. B. die Tunguſen, im Winter an 16 — 20 Stunden ſchlafen. Die Inſekten, Weichthiere oder ſelbſt Amphibien folgen hierin der aſtronomiſchen Winterperiode, und erſtarren im Norden, wie die Pflanzen, bis zum kommenden Frühling. Um dieſe Zeit zirkulirt in ſolchen Säugethieren das Blut ſehr ſchwach, und ſie zeigen bei Schnittwunden kein deutliches Gefühl des Schmerzes.

Andere Thiere wählen dagegen das Licht, die Wärme, oder überhaupt den Tag zur Ruhe, und gehen nur Abends oder Nachts ihrer Nahrung nach. So hält z. B. der Tenrek, eine Art Igel, auf Madagaskar, in der heißen Jahreszeit ſeinen Winterſchlaf. Die Eulen, Nachtſchmetterlinge, viele Fiſche, Krokodile, Fledermäuſe u. a., ſind des Nachts munter. Dieſe nennt man Animalia nocturna (Nacht-Thiere.)

Obſchon nur der Menſch wahre Vernunft beſitzt, auch außer dieſer er allein ausgebildeten Verſtand, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß es Menſchen giebt, z. B. Feuerländer, Buſchmänner, Mellicolo'er, die mit ihrem Verſtande beinahe unter manchen Hunden, Vögeln und Affen zu ſtehen ſcheinen, und dagegen einzelne Thiere, welchen man Verſtand zuſchreiben muß, indem bei ihnen Seelenäußerungen zum Vorſchein kommen, die wenigſtens annäherungsweiſe auf einen höheren Verſtand ſchließen laſſen. Die Gelehrigkeit ſo vieler, in der Nähe des Menſchen lebenden Thiere zeigt uns ſchon, ohne Widerrede, eine ſich annähernde Entwickelungsfähigkeit, und ſo wie man merkwürdige Beiſpiele von Klugheit, Vorſicht, ja Ueberlegung, bei Füchſen, Katzen, Affen, Hunden ꝛc. wahrgenommen hat, ſo ſind überhaupt allgemeine pſychologiſche Aeußerungen an Thieren, mit welchen man ſich

viel abgegeben hat, nicht ſelten. Man kann gleichſam mit ihnen ſprechen, ihnen Dienſtleiſtungen auftragen, ſie zu Mitgefühlen reizen, ihre Rache ſich zuziehen, und hier werden nicht nur Pferde, Rinder, Elephanten, und andere bedeutend, ſondern es laſſen ſich die Spuren ſolcher nicht mechaniſchen Aeußerungen ſogar bis auf Käfer, Bienen und Wespen herab verfolgen. Allein Vernunft iſt das Höhere, für das Ueberſinnliche Fähige, und dieſe kommt einem Thiere, mit Bewußtſeyn, nicht zu. Dagegen iſt ſie ihm, und zwar gerade dem unbefangenſten, niederen, oft ſtärker, als eine Naturvernunft, eingepflanzt. Dieſe Art Vernunft, ohne eigene Reflektion gerade das Richtige zu ergreifen, wird Inſtinkt genannt, und dieſer iſt alſo die ſcheinbar vernünftige Handlungsweiſe. Daher zeigt er ſich auch ſelbſt im Menſchen noch, und gerade da, wo dieſer nicht urtheilt, als Kind, in der Angſt, in Krankheiten und dergleichen. Bei dem Thiere dagegen bricht dieſes innere Richtige unbefangener hervor, und es wird ihm nur nicht ſo hoch angeſchlagen, weil es ſeine Inſtinkte mehr auf ſeine nächſten niedern Bedürfniſſe, Ernährung und Fortpflanzung, zu verwenden pflegt.

Der Kunſttrieb iſt dem Inſtinkt verwandt, aber von ihm zu unterſcheiden. Wir nennen eine thieriſche Aeußerung dann ſo, wenn ſie zugleich einen Stoff außer ſich handhabt und geſtellet, gewöhnlich auch, um ihn zu ihren Zwecken zu benutzen. So thun es z. B. ſchon Säugethiere, noch mehr Vögel und Inſekten, daß ſie lebloſe Körperchen, Grashalmen, Federn, Haare, um ſich herum ſammeln, um ihren Fortpflanzungsinſtinkt vollkommen auszuüben; niedere Geſchöpfe ſpinnen aus ihren Speichelgefäßen einen Saft aus, und legen ihn regelmäßig um ihre künftige Brut, oder um ſich. Der Kunſttrieb iſt daher auch ein bewußtlos erwachender Thätigkeitstrieb, der aber, mechaniſch, Körper außer ſich, und zwar nach gewiſſer Regelmäßigkeit der Geſtaltung, um

ſich herum bildet. Zu dieſem Trieb, ſich zu äußern, kann man wohl auch den Schlag der Sangvögel rechnen, indem auch er die Offenbarung einer natürlichen Kunſtthätigkeit iſt.

Indem nun die Thiere ſowohl nach dieſen charakteriſtiſchen Lebensäußerungen, als nach ihrem Bau, und nach den Stoffen, welche ſie abſcheiden und produziren, erwogen werden, ſucht man ſie nach allen dieſen Erſcheinungen zuſammen zu ordnen, und in Klaſſen zu bringen. Am bequemſten hält man ſich hier an die Geſtalt als das immer beſtändige Merkmal. Nur bei Manchem wird die Lebensweiſe, als das Wichtigere, mit in Anſchlag gebracht, z. B. Aufenthalt, Fortpflanzungsart, Metamorphoſe, und danach werden die Klaſſen gebildet. Der äußere Bau iſt aber immer für den unmittelbaren Gebrauch und die Anſchauung das Vorzüglichere.

In folgende ſechs Haupt-Klaſſen laſſen ſich alle Thiere bringen.

A. I. Animalia mollia. Weichthiere. Linné's ſogenannte Würmer. Es ſind weiche, gallertartige Thiere, theils nackt, mit einem Kalkgehäuſe, das ſie gewöhnlich nicht ganz einhüllt, ſondern ihnen daraus vorzutreten erlaubt. Auch haben ſie keine eingelenkten Füße u. ſ. w.

B. II. Animalia articulata. Gelenkthiere, im weiteren Sinn Inſekten. Thiere, mit wenigſtens ſechs eingelenkten Füßen, meiſt dergleichen Fühlhörnern und Bauchringen. Ihre ganze Haut iſt eine hornartige (kalkartige oder zärtere) Hülle, und der Körper der meiſten auch äußerlich etwas abgetheilt. Alle häuten ſich wenigſtens einmal in ihrem Leben.

C. Animalia sceletifera, ſogenannte Wirbelthiere. Unter ihnen die größten. Sie haben ein Hirn- und Rückenmark, in einer Schädelhöle und Rück-

grathſäule liegend, und meiſt von da aus Seitenknochen abgebend; ein rothes Blut, zwei Kinnladen, und wohl alle getrenntes Geſchlecht.

III. Pisces. Fiſche.
IV. Amphibia. Amphibien.
V. Aves. Vögel
VI. Mammalia. Säugethiere.

Von den Säugethieren überhaupt.

Die Säugethiere bringen lebendige Junge zur Welt, und haben ihre Benennung davon, daß die Weibchen eine Zeitlang ihre Jungen an den Brüſten mit Milch ſäugen. Gewöhnlich haben ſie noch einmal ſo viel Brüſte, als ſie Junge bekommen, damit die jungen Thierchen an ihrer erſten Nahrung keinen Mangel leiden möchten. Die Brüſte heißen bei manchen Thieren auch Euter oder Zitzen, und liegen paarweiſe, entweder an der Bruſt, oder am Bauche, oder zwiſchen den Hinterbeinen. Die Thiere dieſer Klaſſe haben ſämtlich ein Herz mit zwei Herzkammern, rothes warmes Blut, und wirkliche Knochen.

Die Säugethiere kann man nicht mit vollem Rechte Quadrupeden d. h. vierfüßige Thiere nennen, weil ſich einige unter ihnen, z. B. die Affen, auf vier Händen fortbewegen, und andere, die im Waſſer leben, wie die Wallfiſche, Werkzeuge zum Rudern haben, welche mehr den Fiſchfloſſen, als wirklichen Füßen ähnlich ſind. Die Hände ſind von den Füßen dadurch verſchieden, daß der Daumen von den andern Fingern ziemlich weit abſteht, wodurch die Hand mehr und feſter greifen kann. Die Säugethiere ſind an ihren Füßen zum Theil mit Zehen verſehen, zum Theil aber auch mit Hufen, oder mit geſpaltenen Klauen verwahrt. Im Ganzen ſind die Füße, oder ähnliche Gliedmaßen der Säugethiere ſo eingerichtet,

wie ſie ſich am beſten für ihren Aufenthalt ſchicken. So haben diejenigen, die im Waſſer und auf dem Lande zugleich leben, Zehen, die durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden ſind. Zwiſchen den Füßen der Fledermäuſe iſt eine dünne Haut ausgeſpannt, die ihnen zum Fliegen, oder vielmehr zum Flattern dient. Zu den wenigen Säugethieren, die auf der ganzen Fußſohle bis zur Ferſe gehen, gehören, außer dem Menſchen, die Affen, Bären, Elephanten, Mäuſe und Haſen.

Die Bedeckung der Säugethiere beſteht in einer mehr und weniger dicken **Haut**, die mit Haaren, Wolle, Borſten, Stacheln, Schuppen oder Schilden bewachſen iſt. Die Wallfiſche haben eine glatte Haut, auf welcher nur hier und da ein Haar ſitzt. Bei einigen werden die Haare jeden Winter grau (Grauwerk der Eichhörnchen), oder herrlich weiß, wie bei einigen Wieſeln (Hermelin).

Die Thiere dieſer Klaſſe ſind zum Theil von ungeheurer Größe, und erſtaunlicher Stärke. Die Knochen halten ſie aufrecht, und unterſtützen ihre Kräfte. Zu den Knochen gehören auch die Zähne, womit die Thiere ihre Speiſen abbeißen, zerreißen und zermalmen. Man theilt ſie in **Schneidezähne**, welche vorne ſtehen, und breit ſind, in **Eckzähne** (Spitz- oder Hundszähne), welche den Schneidezähnen zur Seite ſtehen, und ſpitzig ſind, und in **Backenzähne**, welche hinten ſitzen, bei den pflanzenfreſſenden Thieren platt, und bei den fleiſchfreſſenden ſcharf und zackig ſind. Manche Säugethiere haben gar keine, manche nur wenige Zähne. Einige, wie z. B. die Elephanten, ſind mit großen hervorſtehenden Zähnen, und andere, wie das Wallroß, mit Hauzähnen verſehen.

Die **Augen** und **Ohren** der Säugethiere verdienen eine genaue Betrachtung. Die Augen ſind mit beweglichen Augenliedern oder Augendecken verſehen, die am Rande mit Wimpern (Haaren) beſetzt ſind. Mit dieſen

kann das Thier ſeine Augen ſchnell zuſchließen, und ſie vor kleinen Inſekten, Staub, Schneegeſtöber, blendenden Lichtſtrahlen u. ſ. w. ſicher ſtellen. Der Menſch, der Affe und der Elephant haben an beiden Augenliedern Wimpern, die meiſten übrigen Säugethiere aber nur an den obern. Die äußern Ohren (Ohrlappen, Ohrmuſcheln), haben faſt alle Thiere dieſer Klaſſe, um damit den Schall aus der Luft aufzufangen, weswegen ſie auch von Natur beweglich ſind. Außer den Seelenkräften und mancherlei Trieben haben die Säugethiere auch noch beſondere Waffen zum Schutze und zur Vertheidigung erhalten. Nägel, Krallen, Klauen, Hufe, Schwänze, Zähne und Hörner ſind es, womit ſie angreifen, kratzen, ſchlagen, beißen, hauen, ſtoßen und ſpießen. Die Hörner wachſen etwas ſpät aus dem Stirnknochen hervor; bei dem Ochſen ſind ſie hohl, und bei dem Hirſche, wo ſie Geweihe heißen, dicht.

Da dieſe Thiere durch Lungen Athem holen, ſo haben ſie auch eine Stimme. Sie blöken, mekkern, bellen, belfern, ſchnurren, quäken, brummen, heulen, wiehern oder brüllen, nur der Menſch kann ſprechen.

Der Nutzen der Säugethiere iſt für die Menſchen von unbeſchreiblicher Wichtigkeit. Sie eſſen von vielen das Fleiſch, trinken die Milch, benutzen die Häute, Haare und Wolle zur Bekleidung, und verfertigen aus ihren Knochen und Hörnern allerlei Geräthſchaften. Viele brauchen ſie zu ihrem Vergnügen, zu ihrem Schutze, und zu mancherlei Bequemlichkeiten, als: zum Reiten, Fahren Pflügen u. ſ. w. Ohne dieſe vielfachen Vortheile würden die Menſchen ein kummervolles und beſchwerliches Leben führen. Sie haben deswegen die nutzbarſten Säugethiere gezähmt, in ihre Mitte genommen, und ſie, mit einem Worte, zu Hausthieren gemacht. Hausthiere findet man in jedem Himmelsſtriche, und zwar allemal ſolche, die den Bewohnern deſſelben am angemeſſenſten ſind. Die

Rennthiere und Kameele können uns davon hinlänglich überzeugen. Die Nutzbarkeit vieler Hausthiere wird noch dadurch vermehrt, daß ſie ſich ohne Schaden aus einem Lande in das andere bringen laſſen, wodurch der Handel, die Gewerbe, und überhaupt die gemeinſchaftliche Mittheilung und Wohlfahrt der Erdbewohner ſehr befördert wird.

Wenn der Menſch ein Thier zu ſeinem Hausthiere macht, ſo muß er auch darauf bedacht ſeyn, ihm mancherlei zu erweiſen, was es ſich in ſeinem freien Naturſtande ſelbſt verſchaffen würde; außerdem könnte er auch keinen bedeutenden Nutzen von demſelben ziehen. Je ſorgfältiger er es pflegt, deſto größer iſt ſein Gewinn. Hierin liegt der Grund, worum die Menſchen von jeher auf die Viehzucht bedacht waren, welche immer eine vorzügliche Quelle des Erwerbes und des Reichthums ganzer Familien und Länder bleiben wird. Wer die Viehzucht mit gutem Erfolge treiben will, muß hauptſächlich für die Erhaltung und Vermehrung der Thiere Sorge tragen. Er muß ihnen ein geſundes und reichliches Futter, und ein reines, gutes Getränk, und zwar zur rechten Zeit geben, ihren Leib, ihr Lager und ihr Futtergeſchirr ſehr reinlich halten, für eine geſunde Luft der Ställe ſorgen, ihnen nicht zu viel Arbeit auflegen, und ſie überhaupt ſo behandeln, wie es ihrer Natur am zuträglichſten iſt. Zu zärtlich und weichlich darf man ſie ja nicht halten. Diejenigen bringen die beſten Jungen, die recht geſund, ſtark, und überhaupt in ihrer Art vollkommen ſind.

Derjenigen Säugethiere, die noch wild und im Freien leben, bemächtigen wir uns durch die Jagd, die, wenn man gegen Menſchen und Thiere dabei nicht grauſam verfährt, ein geſundes Vergnügen, und einen beträchtlichen Gewinn verſchafft.

So wie uns eine richtige Kenntniß der Säugethiere und ihrer Lebensart in den Stand ſetzt, ſie gehörig zu

benutzen, ſo giebt ſie uns auch Mittel an die Hand, uns vor ihrem Schaden in Sicherheit zu ſtellen.

Diejenigen Säugethiere, welche eine beſtimmte Aehnlichkeit haben, werden deswegen zuſammen in Eine Abtheilung gebracht. Viele ſind durch die Beſchaffenheit ihrer Hände und Füße, und viele durch die Bedeckung ihres Körpers einander ähnlich. Einige ſind wiederkäuend, andere erwürgen Thiere, und nähren ſich von ihrem Fleiſche und Blute, und noch andere benagen faſt alles, was ihnen vorkömmt. Mehrere leben ſowohl im Waſſer, als auf dem Lande; mehrere halten ſich aber nur im Waſſer auf. Nach dieſen Merkmalen läßt ſich die ganze Klaſſe der Säugethiere in folgende zehn Ordnungen bringen:

Die erſte Ordnung begreift den Menſchen und die menſchenähnlichen Säugethiere.

Die zweite Ordnung: die wiederkäuenden Säugethiere.

Die dritte Ordnung: die einhufigen Säugethiere.

Die vierte Ordnung: die reiſſenden Säugethiere oder die Raubthiere.

Die fünfte Ordnung: die nagenden Säugethiere.

Die ſechſte Ordnung: die Säugethiere mit ſcheinbaren Flügeln.

Die ſiebente Ordnung: einige durch Bildung, Bedekkung und Trägheit ſich auszeichnende Säugethiere.

Die achte Ordnung: meiſtens ſehr große, oder unförmliche, dünn behaarte oder borſtige Säugethiere.

Die neunte Ordnung: die Säugethiere mit floſſenähnlichen Füßen.

Die zehnte Ordnung: die Wallfiſche oder Waſſer-Säugethiere.

1. Aehnlichkeit und ſonderbare Bildung.

Den Anfang mache die Beſchreibung eines Säugethieres, welches man in Neu-Holland entdeckte. Es iſt

dies das ſogenannte Schnabelthier, das im Ganzen einer kleinen Fiſchotter ähnlich ſieht, aber ſtatt des Gebiſſes, mit einem zum Täuſchen ähnlichen Entenſchnabel verſehen iſt. Er iſt eben ſo, wie bei den Enten, mit einer ſehr nervenreichen, zum Taſten beſtimmten Haut bekleidet, und der Unterſchnabel an den Rändern iſt eben ſo, wie bei jenen Vögeln, ſägeförmig eingekerbt. Es trägt alſo dieſes bewunderswürdige Thier ſeinen Namen mit Recht: Ornithorhynchus paradoxus; zu deutſch: der ſonderbare Vogelſchnäbler. Das ganze Thier iſt gegen anderthalb Fuß lang, oben ſchwarzbraun, am Bauche gelblich grau, und findet ſich in Menge in einem Landſee jener fernen Weltgegend.

Unter den Wallfiſchen und Delphinen giebt es ebenfalls geſchnäbelte Thiere. Der Kleinſte, nur 15 Ellen lange Wallfiſch, der bei Island gefunden wird, wo er auch oft aus Unvorſichtigkeit ſtrandet, hat eine ſehr lange, und nach Art eines Entenſchnabels zugeſpitzte Schnauze, die ihm den Namen Schnabelfiſch gegeben hat, und der Rüſſel des Delphins (Tümmler) ſoll die Geſtalt eines Gänſeſchnabels haben. —

Weiter unten werden uns auch geſchnäbelte Fiſche vorkommen.

Nun folgt ein Ochſe mit einem Ziegenbart und einem Kameelbuckel, der ſich in den ſumpfigen Wäldern von Nordamerika in ſo ungeheurer Menge findet, daß bei Einer Jagd oft 1500 bis 2000 getödtet werden. Er iſt etwas größer, als der gemeine zahme Ochſe, und das größte Landthier der neuen Welt, wo es weder Kameele, noch Elephanten, noch Giraffen giebt. — Man nennt ihn den Amerikaniſchen Biſon, und nützt ihn in ſeinem Vaterlande, gerade ſo, wie wir unſer Rindvieh nützen.

Der Zwergbüffel (Zebu) in Oſtindien, hat ebenfalls einen Höcker am Rücken. — Ein anderer Ochſe, aus dem nördlichen Aſien, der Grunzochſe (Tibetaniſche

Büf=

Büffel) zeichnet ſich durch ſeinen langhaarigen Schwanz aus, der dem Pferdeſchweife ähnlich iſt, und deſſen Haare in großem Werthe ſtehen. Die Chineſen wiſſen ſie recht brennend roth zu färben, und tragen faſt durchgängig Quaſten davon auf ihren geflochtenen Sommerhüten, und nach Beltons Berichte, ſollen die Roßſchweife der Türken, womit ihre Anführer oder Paſchas von dem Kaiſer beehrt werden, nichts anders, als die weißen ſeidenartigen Schwänze der Grunzochſen ſeyn. —

Der Hirſcheber gehört auch mit unter die ſonderbaren Thiere, indem er eine Mittelgattung von Hirſch und Schwein ausmacht. Vom Hirſche hat er den Leib, und vom Schweine den Kopf mit vier emporſtehenden Hauzähnen, die wie ein Geweih ſich ausnehmen. Er wird am häufigſten auf den Moluckiſchen Inſeln angetroffen, wo er in der Landesſprache Babyruſſa genannt wird, welches eben das ausdrückt, was die deutſche Benennung andeutet; denn das Schwein heißt auf Malayiſch Baba, und der Hirſch Ruſſa.

Unter den Fledermäuſen fallen, durch ihre ſonderbare Bildung, der fliegende Hund, die Bartfledermaus, das Hufeiſen und die Trichternaſe beſonders auf, die wir nun näher kennen lernen wollen. Ihr Name drückt ſchon das Sonderbare ihrer Geſtalt aus.

Der fliegende Hund, ein Bewohner des weſtlichen Afrika's, des mittäglichen Aſiens, und der Inſeln des Indiſchen Ozeans und des Südmeers, iſt die größte Fledermaus, die man kennt. Der Kopf gleicht einem Hundskopfe mit kurzen Ohren, daher auch der Name.

Die Bartfledermaus hat beinahe ein Bocksgeſicht, und einen ziemlich langen Bocksbart.

Die Hufeiſennaſe, die in einigen Gegenden Deutſchlands, z. B. in Thüringen, ſehr häufig angetroffen wird, zeichnet ſich durch ihre ſtumpfe, ganz eigen gebaute Naſe, vor allen andern aus. Der äußere Rand

der Naſe beſteht nämlich aus zwei flachen, in der Mitte etwas erhabenen halben Monden, die mitten in der Querlippe zuſammenſtoßen, daſelbſt eine kleine Kerbe machen, und die Geſtalt eines Hufeiſens haben; woher auch das Thier den Namen erhalten hat.

Eben ſo merkwürdig iſt der Naſenbau bei der ſogenannten **Trichternaſe**, die bloß in Südamerika lebt, und die Größe eines Eichhörnchens hat. Dieſe Fledermaus hat auf der Naſe ein aufgerichtetes Blatt, deſſen Ränder ſich unten zuſammenbiegen, und einen kurzen Trichter bilden. Sie iſt eigentlich der wahre Vampyr, der Menſchen und Thiere im Schlaf überfällt, und ihnen das Blut ausſaugt.

Unter den Affen hat keiner ſo viel Aehnlichkeit mit dem Menſchen, als der **Orangutang** oder der Oſtindiſche **Waldmenſch**, der ſeiner Geſtalt und ſeines aufrechten Ganges wegen, an den er ſich, wenn man ihn zähmt, leicht gewöhnen kann, oft mit den Menſchen ſelbſt iſt verwechſelt worden. Die Wilden auf Borneo, wo er einheimiſch iſt, haben dieſe Thiere lange für eine Gattung verwilderter Menſchen angeſehen, die bloß darum nicht ſprächen, und ſich in die Wälder zurückzögen, damit ſie nicht zur Arbeit gezwungen werden könnten. Daher auch der Name Orangutang, der im Malayiſchen ſo viel, als Waldmenſch bedeutet. Damit muß man aber nicht den Afrikaniſchen Waldmenſchen (Schimpanſe) verwechſeln, welches der berühmte menſchenähnliche Affe von Angola iſt.

Der rothe **Brüllaffe** kommt auch im Geſichte der Menſchengeſtalt ſehr nahe, und ſieht ungefähr wie ein alter Mann mit einem Barte aus; daher er auch der Greis (Simia seniculus) genannt wird. Sengt man ihm die Haare ab, ſo wird er einem kleinen Kinde ähnlich, welches weinen will. — In Anſehung des Knochenbaues aber hat wohl kein Thier ſo viel Aehnlichkeit mit dem Menſchen, als der Bär. Sein Gerippe kommt dem

menſchlichen Skelette am nächſten bei, den Kopf und das Bruſtbein ausgenommen. Daher es ſich auch erklären läßt, wie dieſes ſonſt ſo plumpe Thier ſo leicht aufrecht ſtehen, und andere Kunſtſtücke dem Menſchen nachmachen könne.

Der Klipdas (Klipſchliefer), der unter die Fettthiere gehört, und am Vorgebirge der guten Hoffnung, und in Habeſſinien lebt, hat im Aeußern ganz die Geſtalt eines Bären, und iſt dabei nicht größer, als ein Kaninchen. —

Unſere Schaafe ſind entweder ganz ungehörnt, oder haben höchſtens nur zwei Hörner. So iſt es aber nicht überall. Es giebt eine Raſſe, die immer mehr, als zwei Hörner trägt, und dieſe wollen wir die vielhörnichte Raſſe nennen. Die merkwürdigſten Thiere darunter ſind die Isländiſchen Schaafe, welche beſtändig einen Kopfputz von vier, ſechs und acht Hörnern haben, wovon die mittleren mehrentheils aufrecht ſtehen, die an den Seiten aber abwärts gewunden ſind.

Doch nicht in Island allein leben viele gehörnte Schaafe, wie man anfangs glaubte, in Norwegen, Gothland und Finnland findet man ſie ebenfalls. In Rußland fallen vielhörnichte Schaafe, die dieſe Eigenſchaft auf die ganze Nachkommenſchaft fortpflanzen. Ja ſelbſt in England hat ſich dieſe Raſſe erhalten. Sie ward aus andern Gegenden dahin gebracht, und hatte ſich in einem Park beſtändig mit vier Hörnern fortgepflanzt, wovon die obern wie Ziegenhörner gewunden waren. Außer Europa ſind die breitgeſchwänzten Schaafe in Arabien, Perſien, China und Aegypten, die nie weniger, als vier bis ſechs Hörner tragen.

Klima, Nahrung und Wartung wirken allerdings, ſo wie auf die Größe und Geſtalt, auch auf die Anzahl der Hörner.

In Afrika, im Kafferlande, findet man ſogar Rind-

vieh mit vier= bis ſechsfachem Gehörne, wobei es aber nicht natürlich zugeht. Die Kaffern haben nämlich, wie Vaillant erzählt, die ſonderbare Gewohnheit, den Hörnern ihres Rindviehs allerlei künſtliche Bildungen zu geben, und das machen ſie ſo: ſie ſpalten in der Jugend frühzeitig das Gehörn verſchiedentlich, biegen es nach beliebigen Richtungen, und bewirken dadurch das vielfache, und ſo ſonderbar ins Auge fallende Gehörne.

Bei dem ganzen Hirſchgeſchlecht hat, der Regel nach, nur das Männchen, oder der Bock ein Geweih, dem Weibchen oder der Kuh fehlt es. Dies gilt vom eigentlichen Hirſche ſo gut, als vom Dammhirſche, vom Reh, vom Elenn, Virginiſchen Hirſche u. ſ. w. Deſto merkwürdiger iſt die einzige Ausnahme, die das Rennthier von der Regel macht. Die Weibchen dieſer Thiere haben nämlich alle, wiewohl etwas kleinere und anders geſtaltete Geweihe, als die Männchen, welche ſie auch, wie dieſe, jährlich einmal abwerfen. Beim Männchen beſteht dies Geweih aus bloßen runden Stangen, beim Weibchen aber endigt ſich daſſelbe oben in zackige Schaufeln, ſo daß man deſſen ungeachtet, wie bei andern Hirſcharten, auch hier die beiden Geſchlechter gleich am Kopfe unterſcheiden kann.

Merkwürdig iſt es, daß man ſchon ſo oft, und in ganz verſchiedenen Gegenden und Zeiten Haſen, wiewohl nur einzeln, und nicht als eine eigne Art, will gefunden haben, aus deren Stirnknochen ein paar kleine Geweihe, völlig wie beim Rehbocke, nur weit kleiner, mit einer ordentlichen Krone und proportionirten Enden, gewachſen ſein ſollen, die als ein Naturſpiel und eine große Seltenheit in Naturalien=Kabinetten gezeigt werden. Jedoch iſt es noch nicht ausgemacht, ob das, was man vorzeigt, nicht ein wirkliches Rehgeweih ſey. Wenigſtens iſt es den vorurtheilsfreien Naturforſchern, aller Nachforſchungen ungeachtet, noch nicht geglückt, ein zuverläſſiges

Exemplar zu Geſichte zu bekommen, an welchem nämlich die Hörnchen noch an dem Haſenſchädel feſtgeſeſſen hätten.

Eine mehr beſtätigte Merkwürdigkeit am Haſen iſt die, daß er eine doppelte Reihe von Schneidezähnen im Oberkiefer hat, ſo daß ein Zahn hinter dem andern zu ſtehen kommt, welches ſonſt bei keinem andern Säugethiere in der Welt der Fall iſt.

Eben ſo ausgezeichnet vor allen übrigen iſt das Gebiß des Afrikaniſchen Schweines. Anſtatt daß nämlich unſere zahmen und wilden Eber nur 2 Hauzähne haben, die aus der untern Kinnlade hervortreten, trifft man bei jenem viere derſelben an, die ſo fein und hart, wie Elfenbein ſind, und wovon zwei in der obern, und eben ſo viel in der untern Kinnlade ſitzen. Jene ſind bis 6 Zoll lang, gereift, und an der Wurzel 5 Zoll dick, und gehen, ſo wie ſie aus den Lippen hervortreten, gerade in die Höhe, wo ſie ſich in eine ſtumpfe Spitze endigen. Die untern ſind viel kleiner und ſchließen, wenn das Thier das Maul zumacht, ſo genau an die großen, daß beide nur einen Zahn auszumachen ſcheinen. Dadurch iſt denn auch das Thier von allen übrigen Schweineraſſen deutlich und hinlänglich unterſchieden. —

Nicht weniger merklich iſt von allen verwandten Thieren ſeiner Gattung, der langnaſige Affe (Kahau Bantagan), unterſchieden. Es lebt dieſer abentheuerliche, geſchwänzte Affe auf den Sundiſchen Inſeln in Oſtindien, wird 4 Fuß hoch, und hat, gegen alle Affenart, anſtatt der niedergedrückten, platten Naſe, die mit zum auszeichnenden Charakter der Affenbildung gehört, einen ziemlich langen Rüſſel, der zwar einer Naſe ähnlich ſieht, ſich aber davon durch ſeine cylindriſche Form, durch die Einfurche, womit er, wie der Rüſſel andrer Thiere, eingekerbt iſt, und durch die Lage der Naſenlöcher gar ſehr unterſcheidet, die nicht an die Oberlippe ſtoßen, ſondern ſich vorn, nach dem Ende des Rüſſels zu, öffnen.

Die Naſenlöcher ſind bekanntlich dem leichten Athemholen behülflich. Beim Elennthier ſind ſie ſo weit, daß man ohne Mühe die geballte Fauſt hineinſtecken kann, welche Einrichtung dem Thiere, bei ſeinem ſchnellen Laufe (in einem Tage ſoll es 50 Meilen zurücklegen), ſehr wohl zu ſtatten kommt, indem es ſehr viel Luft damit aufzufaſſen vermag.

Eben deswegen ſollen auch die Türken und Tartaren ihren Pferden die Naſenlöcher aufſchlitzen, damit ſie deſto länger den ſchnellſten Gallop auszuhalten vermögen. Ob es wirklich etwas helfe, iſt ſchwer zu entſcheiden.

Ganz am rechten Orte, wird hier auch das Männchen des glatten Seelöwen, mit ſeiner ſonderbar geſtalteten Naſe, ſtehen, auf welcher eine blaſenartige Haut ſitzt, welche ſich bisweilen erhebt, und wieder niederſinkt, und wie ein Hahnkamm ausſieht. —

Augenbraunen und Augenwimpern ſcheinen ausſchließlich den Menſchen und Affen eigen zu ſeyn. Jedoch finden wir ſie auch an einigen, wenigen Säugethieren, z. B. beim Wallfiſche, der ordentliche dichte Augenbraunen, und an den beweglichen Augenliedern Wimpern hat. Beſonders groß ſind die Letztern auch bei dem Elephanten, wo ſie borſtenartig ſind, und in der Länge über einen halben Fuß meſſen. Bei dem zweizehigen Ameiſenbären ſind die kleinen Augen ebenfalls mit Augenwimpern gegen die Ameiſen verwahrt. Alle Säugethiere, einige Seethiere ausgenommen, die entweder gar keine Füße haben, wie die Wallfiſche, Kachelote, Delphine und Narwale, oder deren Hinterfüße in den Schwanz ſo verwachſen ſind, daß ſie zum Gehen von dem Thiere nicht gebraucht werden können, wie dies der Fall bei dem Wallroſſe, bei den Robben und bei den Manatis iſt, haben vier Füße, daher man auch überhaupt die ganze Klaſſe dieſer Thiere vierfüßige genannt hat. Die Affen jedoch machen hier

eine Ausnahme. Sie haben nicht vier Füße, ſondern vier Hände, welches auch ihrer Lebensart, und ihrem beſtändigen Aufenthalte auf den Bäumen, angemeſſen iſt. Neuere Naturforſcher haben ſie daher mit Recht in eine eigene Ordnung geſtellt, und vierhändige Thiere (Quadrumana) genannt. Gewöhnlich werden dieſelben in aufrechter Stellung abgebildet, allein ſchon der Bau der Hinterhände zeigt es, daß dieſelbe ihnen nicht natürlich ſeyn kann, daß ſie von der Natur nicht, wie der Menſch, zum aufrechten Gange beſtimmt, ſondern erſt, wenn ſie zahm ſind, daran gewöhnt werden müſſen. Etwas beſonderes finden wir auch an den Füßen der Lemminge, die in das Geſchlecht der Mäuſe gehören, und die Lappländiſchen und Norwegiſchen Gebirge in ungeheurer Menge bewohnen. Dieſe Thiere haben nemlich an den Vorderfüßen vier dünne Zehen, anſtatt des Daumens aber eine ſcharfe Klaue, gleich dem Sporn eines Hahns.

Die Theile des Körpers, womit die Säugethiere verſehen ſind, bleiben ihnen, das Geweihe, die Klauen, Haare ꝛc. ausgenommen, bis an ihren Tod, und ihr Verluſt kann auch nicht wieder erſetzt werden. Nur bei dem Beutelthiere iſt es anders. Sobald die Jungen die gehörige Größe erreicht haben, und zu ſäugen aufhören, vertrocknen die Zitzen, und löſen ſich ganz vom Bauche der Mutter ab, ſo daß man nach etlichen Tagen keine Spur mehr davon ſieht. Bekommen ſie dann wieder neue Jungen, ſo bilden ſich dann auch wieder neue Zitzen, obgleich nicht immer wieder an den nämlichen Stellen, wo die alten ſaßen.

Ein Thier ohne Magen läßt ſich nicht denken; denn Nahrung muß jedes Thier ohne Ausnahme haben, wenn es leben ſoll. Einige Thiere aber ſind beinahe ganz Magen, wie wir dies bei den Würmern ſehen werden, und aus beſondern Abſichten, die aber noch nicht erforſcht ſind, hat die Natur andre mit einem mehrfachen

Magen verſehen. Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht einige Säugethiere, die ihre Nahrung grob gekaut verſchlucken, dann wieder durch den Schlund in den Mund bringen, ſie mehr zermalmen, und zum zweitenmale verſchlucken. Man nennt ſie wiederkäuende Thiere, und es gehören, außer dem Rindvieh, auch die Kameele, Hirſche, Schafe, Ziegen, Gemſen ꝛc. dazu. Sie haben vier Mägen. Der erſte iſt der Wanſt oder Panſen, (rumen) worin das zum erſten Male verſchluckte, nur grob gekaute Futter, wie in ein großes Magazin gelangt, in welchem es nur ein wenig durchweicht. Von da wird eine kleine Portion nach der andern, mittelſt des zweiten Magens, (die Haube, Mütze, das Garn, reticulum), der gleichſam nur ein Anhang des erſtern iſt, aufgefaßt, durch den Schlund heraufgetrieben, und zum zweiten Male gekaut. Nun kömmt der wiedergekaute Biſſen, durch eine beſondere Rinne, in den dritten Magen (das Buch der Pſalter, Blättermagen echinus, centipellio) und von da endlich, zur völligen Verdauung in den vierten (Lab, Fettmagen abomasus) der dem Magen anderer Säugethiere gleicht.

Außerdem finden wir dieſen vierfachen Magen auch bei dem Faulthiere, das aber dafür ſehr kurze Gedärme hat, und bei den ſäugenden Seethieren, die doch nicht wiederkäuen können, da ſie fleiſchfreſſende Thiere ſind.

Das Häuten iſt eigentlich nur den Inſekten und Amphibien eigen. Doch finden wir auch unter den Säugethieren etwas ähnliches von dem Landbären, der ſeine Fußſohlen jährlich häutet, und daher, um dieſe Zeit aufgejagt, kaum einige Schritte gehen kann, ohne blutrünſtig zu werden.

Was die Haare der Säugethiere anbetrifft, ſo iſt der, bis jetzt noch nicht erklärte Umſtand beſonders merkwürdig, daß in einer nur kleinen Gegend um Angora (einer Stadt im heutigen Natolien) einige Thiere z. B. Zie=

gen, Katzen, Kaninchen, und vielleicht noch mehr andere, ein ganz eigenes, ſehr langes ſeidenartiges Haar bekommen.

Man giebt ſich aber auch in jener Gegend alle erdenkliche Mühe, das Haar der Ziegen rein, lang und fein zu erhalten. Sie werden daher von Zeit zu Zeit von den Hirten gewaſchen, und da das Scheeren das Haar immer gröber und borſtenartiger macht, nie geſchoren, ſondern durch öfteres Kämmen ihres längeren, und durchs Rupfen ihres kürzeren Haares beraubt. —

Das Haar der Angoriſchen Kaninchen gleicht dem der Angoriſchen Ziegen, wird oft vier Zoll lang, außerordentlich fein, und wie Seide glänzend, daher auch das Thier Seidenhaſe genannt wird. Die daraus verfertigten Waaren halten auch ganz den Preis der ſeidenen. Im Sommer, wenn es nicht an Futter gebricht, wachſen die Haare am beſten, ſo daß ſie alle 8 oder 14 Tage, vermittelſt eines dazu dienlichen, nicht zu engen Kammes abgekämmt, und alle 6 bis 7 Wochen am ganzen Körper geſchoren oder berupft werden können. Ein einziges gut gehaltenes Thier liefert des Jahres faſt ein Pfund Haare. Reiz genug, die Zucht dieſes Thieres immer mehr und mehr auch bei uns zu verbreiten.

Unter den Schafen trägt das Buchariſche lang und breitgeſchwänzte Schaf die koſtbarſte, ſeidenartige Wolle, welche ſich an der Spitze zuſammenrollt, und in kleine Locken legt.

In Podolien und in der Ukraine ſucht man dies bei dem langſchwänzigen Schafe durch Kunſt zu erzwingen, was bei jenem die Natur thut. Man umwickelt nemlich den Leib des Thiers mit einem Leintuche, oder näht ihn gar darein, begießt dieſes täglich mit ſo viel warmen Waſſer, als das Schaf vertragen kann, und erhält durch dieſe Art von Bleiche, daß ſich die Wolle in ſehr kleinen

Locken kräuſelt, und ſich dicht zuſammenlegt. Ein ſolches Fell wird dann ſehr theuer bezahlt.

Die Haare des Bibers, der Fiſchotter, einiger Fledermäuſe ꝛc. ſind mit einer eigenen Fettigkeit verſehen, die alles Waſſer abhält, und das Thier vor der Näſſe ſchützt. Der Biber beſonders kann Tage lang im Waſſer bleiben, ohne naß zu werden.

Der Pelz vom Zobel hat das Beſondere, daß er, ohne ſtruppig zu werden, immer der Hand folgt, man mag ihn auf- oder abwärts ſtreichen. Ueberdies iſt das Haar ſehr lang, elaſtiſch, fein und glänzend.

Das ruſſiſche Kaninchen iſt mit einem doppelten Rückenfell verſehen, worein es den Kopf ſo zurückziehen kann, daß man nichts davon ſiehet, und unter dem Halſe befindet ſich ein ähnlicher Sack, worin es, auf eben die Art, die Füße verbergen kann.

Bei dem Dachſe finden wir etwas ähnliches. Gegen die Stiche der Bienen, deren Wohnungen er gern plündert, um ſich des darin befindlichen Honigs zu bemächtigen, verwahrte ihn die Natur gut; denn unter dem äußern, zottigen Felle, hat er noch eine ungemein ſtarke Haut, die ganz locker iſt, wie ein Sack das Fleiſch umgiebt, und ſich hin- und herſchieben läßt; weshalb ihm auch die Hunde, die doch einen Löwen zerreißen, wenig anhaben können.

Der Haſe iſt gegen die Weiſe anderer Säugethiere auch unter den Fußſohlen, und ſogar zum Theil im Munde behaart.

Mehrere Säugethiere, die in und an dem Waſſer ihre Nahrung ſuchen, ſind mit einer, bald mehr, bald weniger merklichen Schwimmhaut, wie die Waſſer-Vögel, verſehen; der Biber, z. B. und das Amerikaniſche Waſſerſchwein (Kapybara) an den Hinterfüßen und der Fiſchotter an allen vieren.

Die Waſſerſpitzmaus aber hat, ſtatt der Schwimm-

haut, Schwimmhaare, d. h. die Vorder- und Hinterfüße haben lange, ſteife, wie ein Pfeil zugeſpitzte Härchen, wie ein Kamm hingeſtellt, welche dem Thiere im Schwimmen ſehr beförderlich ſind.

Die Haare des Amerikaniſchen Vielfraßes ſind alle dreieckig.

Der Schwanz des Elephanten iſt mit einem Büſchel von ſchwarzen, glänzenden Haaren beſetzt, die ſo dick ſind, wie ein Rabenfederkiel, oder wie ein mittelmäßiger Bindfaden, und ſo ſtark, daß kein Menſch vermögend iſt, ſie mit den Händen zu zerreißen, ob ſie gleich biegſam ſind.

Noch ſtärker ſind die Bartborſten des Wallroſſes, die am Maule herum, und an beiden Seiten der Naſe in einer Handbreit dicken Haut ſtecken, eine Spanne breit, einen Strohhalm dick werden, dreifach gewunden, und durchſichtig ſind, und dem Thiere ein prächtig furchtbares Anſehen geben.

In Afrika, und zwar in Guinea, giebt es Hunde, die im Körperbau dem Windſpiele gleichen, aber nur im Geſichte Haare haben, am übrigen Körper hingegen meiſt kahl und mit einer ſchwarzen Negerhaut bedeckt ſind. Man nennt ſie Aegyptiſche, Türkiſche, und auch Guineiſche Hunde.

Andere Thiere verlieren nur zu einer gewiſſen Jahreszeit ihre Haare, wie dies der Fall z. B. bei dem Kameele iſt, welches im Frühling ſo kahl wird, daß es wie ein abgebrühtes Schwein ausſieht, und von den Wärtern dann mit Fett oder Theer gegen den Stich der Inſekten beſchmiert wird.

Der Biſon oder der Nordamerikaniſche Buckel-Ochſe verliert im Frühjahr auch ſeine dichten Haare vom ganzen Rücken und dem Hinterleib, und behält bloß die ungeheure Bruſt- und Nackenmähne, welches ihm ein ſehr ſonderbares Anſehn giebt.

Sein Landsmann, der Moſchus-Ochſe hingegen, ſchleppt ſeine ſeidenartigen, dunkeln Haare, die der Wolle der Schafe gleichen, faſt auf der Erde nach.

Der Grunz-Ochſe hat lange ziegenähnliche Haare, aus welchen die Tibetaner, denen dieſer Ochſe als Laſtvieh dienet, ſehr ſtarke Zeuge weben.

So ſind alſo alle dieſe Ochſen, ſchon durch ihre äußere Bedeckung, von den unſrigen ſehr deutlich unterſchieden.

Die Schafe haben ebenfalls nicht überall Wolle, wie bei uns.

In heißen Himmelsſtrichen, zwiſchen den Wendezirkeln, artet ſie gewöhnlich in ein ſchlichtes Ziegenhaar aus, und das Guineiſche Schaf hat ſprödes, ſtruppichtes Haar, und der Widder davon am Halſe eine Art von Löwenmähne.

Vom Nordiſchen Schafe kann man beinahe ſagen, daß es einen doppelten Pelz habe; denn unter der ſteifen und dicken Wolle liegt noch ein zweiter Pelz, von weichem und dichtem Haare, auf der Haut.

Eben ſo hat auch das wilde Schwein, unter dem borſtigen Ueberzuge, noch ein dichtes wollichtes Haar, von grauer Farbe, das vornemlich im Winter gegen die Kälte dient. Dem zahmen Schweine fehlt dieſe zweite Bedekkung zwar nicht immer, aber doch meiſtens. Aus dieſen Haaren werden in Südholland und Schweden die Seile und Taue zur Fiſcherei verfertigt.

Der Schwein-Hirſch, (Hirſch-Eber), das Siamiſche und das Aethiopiſche Schwein haben eigentlich keine Borſten, ſondern an deren Statt weiche Haare, die bei dem letztern, beſonders im Nacken, und auf den Schultern gegen 16 Zoll lang werden; der übrige Körper dieſes Thieres iſt meiſt nackt.

Der Elephant hat bekanntlich eine faſt nackte Haut, die ſehr ſpröde iſt, und nur ſehr ſparſam hie und da,

mit kurzen Borſten beſetzt zu ſeyn pflegt. Eine viel feſtere Bedeckung, als alle Wolle, Haare und Borſten geben können, haben die Schuppen- und Gürtel-Thiere.

Die Schuppen-Thiere ſind nemlich am ganzen Körper mit hornartigen Schuppen bedeckt, die in der Geſtalt und Lage am Leibe viel Aehnlichkeit mit den Schuppen der Fichtenzapfen haben, und den, ſonſt wehrloſen Thieren, zur Vertheidigung dienen, weil ſie dieſelben wie die Igel von einander ſträuben können.

Die Gürtel- oder Panzerthiere haben, gleich den Schildkröten, knochenartige Schilde zur Bedeckung erhalten, die in der Mitte einige bewegliche Gürtel haben, durch deren Hülfe ſich das Thier, bei bevorſtehender Gefahr, wie ein Igel zuſammenrollen und vertheidigen kann. Nach der Anzahl dieſer Gürtel werden auch die Thiere dieſer Gattung benannt, und von einander unterſchieden. Der untere Theil des Leibes, und die Seiten des Kopfes haben jedoch nur eine weiche Haut mit dünnen Haaren zur Bekleidung.

Der Biber hat Schuppen und Haare zugleich zur Bedeckung, denn der ganze Körper, und ein Theil des Schwanzes iſt mit Haaren beſetzt; der größere Theil des Schwanzes iſt mit ordentlichen Schuppen, wie bei den Fiſchen, bedeckt; doch ſtehen auch zwiſchen dieſen, hie und da, einzelne Haare.

Der Wickelſchwanz des Beutel-Thiers iſt ebenfalls mit häutigen Schuppen bedeckt, deren Rand mit Haaren eingefaßt iſt.

Andere Thiere ſind durch ihre bloße Haut, die eine ungemeine Härte und Feſtigkeit hat, hinlänglich geſchützt.

Das Nashorn (Rhinoceros) z. B. kann nur am Bauche, an den Augen, und an dem Rande der Ohren verwundet werden; an den übrigen Theilen geht weder die Kugel, noch der Dolch durch.

Auch die Haut des Elenns iſt bei dem lebendigen

Thiere ſo dick, daß ſie den Flintenkugeln widerſteht und dennoch wird dieſelbe, wenn ſie gegerbt iſt, ſo weich und ſanft, wie Sammt, und dient vortrefflich zu Koletten, Degengehenken, Küraſſen u. ſ. w.

Der Eisbär hat ebenfalls ein tüchtiges Fell. Wenn er liegt, und daſſelbige folglich ſchlaff iſt, ſo achtet er einige Flintenkugeln nicht; ſchießt man ihn aber ſtehend, wo die Haut geſpannt iſt, ſo empfindet er es wohl. Die Grönländer erlegen ihn mit Lanzen und Harpunen.

Bei dem Elephanten iſt die Haut ſehr ſtark, und auf dem Rücken daumendick; nichts deſtoweniger aber ſo empfindlich, daß das Thier jeden Stich der Inſekten, und jede leichte andere Berührung gleich fühlen kann. Merkwürdig iſt auch die erſtaunliche Dicke und Feſtigkeit des Felles bei der Flußotter. Sie widerſteht dem ſchärfſten Meſſer, und kein Hund iſt im Stande, ein Loch, oder einen Riß hinein zu beißen, wenn er auch gleich Fleiſch und Knochen des Thieres mit ſeinen Zähnen zermalmet hat.

Die Haut der Seekuh, (Manati) iſt noch einmal ſo dick, als eine Ochſenhaut, und ſo hart und feſt, daß man ſie kaum mit der Axt entzwei hauen kann. Deſſenungeachtet wird ſie zu Leder verarbeitet.

Der Pottfiſch, ein ſäugendes Seethier, kann nur hinter den Augen, nächſt der Finne, verwundet werden, wo die Haut ſehr dünn iſt, ſonſt iſt ſie faſt überall ſo feſt und zähe, daß ſie beinahe undurchdringlich ſcheint.

Zuletzt kann hier noch der Wallfiſch angeführt werden, deſſen Haut faſt allemal mit Seegewächſen, Korallen, Muſcheln, u. d. m. beſetzt iſt, welches die Aehnlichkeit, die dieſes ungeſtaltete Thier mit einer ſchwimmenden Inſel hat, wenn es ſich auf der Oberfläche zeigt, noch mehr vergrößert.

2. Größe.

Wir wollen auch hier diejenigen Thiere, die an den beiden äußerſten Grenzen in Rückſicht der Größe ſtehen, zuerſt einander entgegen ſtellen, und dann die ſonderbaren Ausnahmen anführen, die uns an ſonſt wohlbekannten Thiergattungen aufſtoßen werden.

Das größte Thier dieſer Klaſſe, und zugleich der ganzen Erde, iſt unſtreitig der grönländiſche Wallfiſch. Ehedem traf man ihn zu 150 Fuß und drüber an, jetzt aber, da er ſelten ſein völliges Wachsthum erreicht, hat er doch noch 50 bis 80 Fuß in die Länge, und 40 bis 50 Fuß in die Dicke, und wiegt leicht gegen 100,000 Pfund. Wiegt doch die ſpeckige Zunge allein 1000 Pfund. — Würden nicht jährlich einige Tauſende von dieſen Thieren getödtet; ſo würden wir ſie von einer noch beträchtlichern Größe finden.

Das erſt geworfene Junge mißt ſchon 20 Fuß in der Länge.

Was ſind dagegen auch die größten Giraffen und Elephanten, die 15 Fuß hoch werden, und im zwanzigſten Jahre gegen 7000 Pfund wiegen; und was das Wallroß, das an Länge des Körpers ſelbſt den Elephanten übertrifft, und deſſen Haut allein an 400 Pfd. wiegt; die ungeheuerſten Landbären, ſelbſt der, den der Kurfürſt von Brandenburg, Joh. Siegmund, im Jahre 1601 im Dingerwalde geſchoſſen hatte, der 1824 Pfund wog, oder der 5 Ellen lange Landbär, der zu Uſterberg, in Preußen, im Jahre 1776 getödtet wurde, und ſo großes Aufſehen machte?

Und wie groß iſt der Abſtand zwiſchen allen dieſen, noch immer ziemlich großen Thieren und den kleinſten Geſchöpfen dieſer Klaſſe, den Sibiriſchen Spitzmäuſen? Ein vollkommen ausgewachſenes Thierchen der Art wiegt nicht mehr, als ein halb Quentchen.

Unſere gemeinen Europäiſchen Spitzmäuſe meſſen

mit dem Schwanze, vier und einen halben Zoll, und in der Dicke etwas über 1 Zoll. Jedoch hat der verſtorbene Paſtor Götze in Quedlinburg, im Jahre 1784 ein Spitzmäuschen unter dem Schnee hervorgeholt, das völlig ausgewachſen war, ohne Schwanz kaum einen guten Zoll in der Länge, und nur einen viertel Zoll in der Dicke maß. Das Körperchen war nicht viel größer, als eine junge, ſo eben zur Welt geborene Ratze, und wog drittehalb Quentchen. Dieß wäre dann unter den Säugethieren Deutſchlands das kleinſte, und vermuthlich das nemliche geweſen, welches Herr Profeſſor Herrmann in Straßburg entdeckte, und das rothe Spitzmäuschen nannte; denn die ganze Beſchreibung trifft mit jener Art überein.

Unter dem eigentlichen Mäuſegeſchlechte hat man ſo kleine Arten entdeckt, daß ſie in dieſer Hinſicht den Spitzmäuſen ſehr nahe kommen. Dahin gehört z. B. die Zwergmaus, die kaum halb ſo groß, als die Hausmaus wird, und ſich in Menge am Wolgafluſſe und in der Nachbarſchaft deſſelben unter Getreidehaufen, findet.

Die Birkmaus, die in den Birkenwäldern des ſüdlichen Rußlands von allerlei Sämereien lebt, und höchſtens 3 Quentchen wiegt, und das ſchwarzgeſtreifte Mäuschen aus dem ſüdlichen Afrika, welches Sparrmann zuerſt entdeckte, gehören ebenfalls unter die kleinſten Säugethiere der Welt.

Das letztere hat nur einen Zoll in der Länge, und einen halben Zoll in der Dicke. Im Muſeum in Stockholm, wird eins dieſer Thierchen in Spiritus aufbewahrt. Sein Gewicht, welches durch die Flüſſigkeit, worin es liegt, um ein gut Theil vermehrt wird, beträgt nicht mehr, als 4 Skrupel, oder ein und ein drittel Quentchen Schwediſches Apothekergewicht, und macht alſo mit Afrikas größern Thieren einen ſonderbaren Contraſt. — Vergleicht man dieſe Maus z. B. mit dem Flußpferde, wel-

welches 17 bis 18 franzöſiſche Fuß lang iſt, und wenigſtens 6 Fuß in der Dicke hält; ſo kömmt es heraus, daß dieſes Thierchen nur den fünf und zwanzigtauſendſten Theil jenes großen Thieres ausmacht.

Unter den Affen ſind die Sagoinchen, und darunter beſonders der Uiſtiti, und der Miko die Zwerge dieſes Geſchlechts. Dieſe artigen, niedlichen Thierchen aus Braſilien, haben ohne Schwanz noch nicht 8 volle Zoll, und ſind alſo kleiner, als unſer Eichhörnchen, ſo daß ſie in einer Kokosſchale Raum genug haben.

In Oſtindien und Guinea findet man das kleinſte Geſchöpf mit geſpaltenen Hufen, welches im Ganzen die Geſtalt eines Rehes hat, und auch deswegen das Zwergreh (Zwerghirſchchen) genannt wird. Es gehört dieſes ſehr niedlich gebaute Thierchen eigentlich zu den Biſamthieren, daher es auch unter dem Namen Biſamhirſchchen öfters vorkömmt. Es wird höchſtens ſo groß, wie eine Katze, und erreicht eine Länge von zehntehalb Zoll. Seine Beine ſind nur fingerlang, und haben nur die Dicke eines Pfeifenſtiels. Man vergleiche hiermit das Rindvieh in Habeſſinien und Aethiopien: welchen mächtigen Abſtand wird man da nicht finden!

In Habeſſinien ſollen die Schlachtochſen in der Regel noch einmal ſo groß werden, als die unſrigen, und eins ihrer Hörner auf zwanzig Maaß halten.

In Ober-Aethiopien gleicht das Rindvieh an Größe den Kameelen.

Die Amerikaniſchen Ochſen, (Biſons) erreichen ebenfalls eine anſehnliche Größe. Die Haut von einem ſolchen Thier iſt ſo ſchwer, daß ſie der ſtärkſte Mann nicht aufheben kann.

Unſre gemeinen Europäiſchen Büffel werden gewöhnlich bis 1000 Pfund ſchwer, wovon die Haut allein 100 Pfund wiegt.

Deſto kleiner iſt das Rindvieh in Sardinien. Die

ausgewachſenen Ochſen ſind da kaum 3 Fuß hoch, und alſo nicht größer, als unſre Müllereſel. Ein Ochs, der ohne Kopf und Eingeweide 350 Pfund wiegt, gehört dort ſchon unter die Seltenheiten.

Durch Wartung und gute Pflege können wir unſern Ochſen, und dem übrigen Maſtviehe, zu einer erſtaunlichen Körpermaſſe verhelfen, die es ſonſt nie würde erlangt haben. In Nürnberg wurde im Jahre 1775 ein Ochſe von 2540 Pfund geſchlachtet. Er hatte 340 Pfd. Talg, und die Haut wog allein 70 Pfund.

Im Jahre 1692 aber wurde in Lincolnſhire in England ein Ochſe gezeigt, der dieſen an Gewicht noch weit übertraf; denn er wog 3577 Pfund.

Von außerordentlichen Maſtſchweinen haben wir ebenfalls einzelne Beiſpiele. Zu Ludwigsburg, im Meklenburgiſchen, wurde im Jahre 1775 ein zwei und ein vierteljähriges Schwein geſchlachtet, welches 884 Pfund wog, und an Speck allein 87 Pfund hatte. Ein Herr von Brenkenhoff verkaufte 2 fette Schweine, wovon jedes über 900 Pfund wog, und demnach einem gut gehaltenen Maſtochſen ſelbſt nichts nachgab, für 140 Thlr. Andere erzählen ſogar von 1000pfündigen Schweinen.

Doch ſelbſt ungemäſtet erlangen die Schweine, in manchen Gegenden, eine ſehr beträchtliche Größe. Auf der Inſel Cuba, wohin man ſie von Europa aus brachte, arteten ſie in ſo fern aus, daß ſie da noch einmal ſo groß wurden, als ihre Europäiſchen Stammältern.

Das Gewicht eines ausgewachſenen Rothhirſches beträgt in unſern Gegenden 300 bis 400 Pfd. Man hat dieſes Wild aber auch ſchon von 5 Zentnern gefunden. Ja im Marienburgiſchen Werder, in Preußen, wurde 1715 ein Hirſch geſchoſſen, der 800 Pfund wog; und derjenige, den der Herzog von Weißenfels im Jahre 1726 erlegte, war 810 Pfund ſchwer.

Unter den Schafen zeichnen ſich die Argalis ode

Moufflon's, beſonders durch ihre Größe aus. Sie leben in Korſika, Sibirien, und auch häufig in andern Gegenden von Aſien, und erreichen die Größe eines mittelmäßigen Kalbes, ſind aber am Leibe viel ſtärker, als ein Dammhirſch. Das Gewicht des Widders beträgt nicht ſelten über 300 Pfund; des Weibchens aber weniger.

Unter den Fledermäuſen giebt es Thiere, die kaum etwas über einen Zoll meſſen, wie z. B. die Zwergfledermaus, aber auch welche, die ſo groß, wie eine Taube ſind, wie dies z. E. bei dem fliegenden Hund von Ternate der Fall iſt, der mit ausgeſpannten Flatterhäuten gegen 6 Fuß meſſen ſoll.

In Rußland giebt es Haſen, die nicht größer, als eine Ratte ſind, kurze, runde Ohren, und gar keinen Schwanz haben. In ihrer Lebensart haben ſie eben ſo viel Auszeichnendes, als in ihrer Geſtalt. Sie leben unter der Erde, und gehen nur des Nachts ihrer Nahrung nach.

Eben ſo merkwürdig ſind die Haſen, die Byron auf ſeiner Reiſe um die Erde, auf Port-Deſire (einer der Südinſeln) angetroffen hat, und welche ſo groß, wie ein Hirſchkalb waren, und ein ſchneeweißes, wohlſchmeckendes Fleiſch haben ſollen. —

Bei den Hunden findet ſich eine ſo große Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit, in Rückſicht der Größe, als wir ſie bei keiner andern Gattung unſrer Hausthiere antreffen. Stellet einmal, um euch davon zu überzeugen, das niedliche Löwenhündchen neben die engliſche Dogge. Wie viele Abſtufungen ſind zwiſchen dieſen beiden nicht denkbar!

Die tartariſchen Hunde ſollen die Größe eines Eſels erreichen; und findet man nicht auch Hündchen, die nicht viel größer, als eine junge Katze ſind? —

3. Alter.

Unter den Säugethieren erreichen wohl der Elephant und der Wallfiſch das höchſte Alter. Erſterer iſt erſt im 30ſten Jahre völlig ausgewachſen. Hieraus kann man auf ſein hohes Alter ſchließen, und man weiß auch ſchon, daß er über 100 Jahre lebe, ja ſogar das 200ſte Jahr erreiche. Und wer weiß, welche Reihe von Jahren nöthig iſt, ehe der Wallfiſch ſeine gehörige Größe erreicht, da er 100 bis 150 Fuß lang, und 50 bis 60 Fuß breit werden kann.

Das Kameel erreicht gewöhnlich 50, doch oft auch 100 Jahre.

Daß die Hunde zuweilen 20 Jahre überleben, und vor Alter leicht grau, blind und taub werden, iſt hinlänglich bekannt. Dem Hirſche legte man ſonſt auch ein ſehr hohes Alter, von 100 Jahren und drüber bei; aber es iſt ausgemacht, daß er nicht viel über 30 alt wird. —

Von muthwilligen, boshaften Knaben, oder abergläubiſchen Leuten angenagelte Fledermäuſe, haben oft 10 bis 14 Tage ohne alle Nahrung gelebt.

Die Seebären ſollen ebenfalls ein ſehr zähes Leben haben, ſo daß 2 bis 3 Leute ſie kaum mit 300 Schlägen, die ihnen mit hölzernen Keulen auf den Kopf gegeben wurden, tödten konnten, wobei ſie gleichwohl noch ausruhen, und ſich erholen mußten. Wenn der Hirnſchädel gleich in Stücke zerſchlagen, und das Gehirn ausgelaufen war, ſtand das Thier doch noch auf den Füßen, und wehrte ſich. Steller erzählt, daß er 1742 einem Seebären, mit Hülfe der Wilden, den Hirnſchädel zerſchlagen, und ihm die Augen ausgeſtochen habe, er ſei aber dennoch über 7 Wochen auf einer Stelle lebendig, und wie eine Statue ſtehen geblieben. —

4. Stärke und Lebenskraft.

Unter den Thieren dieſer Klaſſe giebt es unſtreitig

die ſtärkſten Geſchöpfe, wovon ich nur einige Beiſpiele anführen will. — Der Elephant, dieſer Rieſe der Landthiere, reißt mit ſeinem Rüſſel mittelmäßige Bäume aus, größere aber ſtößt er mit der Stirn und mit dem Leibe um. Er iſt im Stande, zum mindeſten 20 Zentner zu tragen, und die größten Transporte Berge hinauf zu wälzen.

Was der Elephant auf dem Lande iſt, das iſt im Meere der Wallfiſch, der mit einem Schlage ſeines Schwanzes mittelmäßige Fahrzeuge zertrümmern kann.

Der Löwe wird, ſeiner Stärke wegen, der König der Säugethiere genannt. Er zerſchmettert mit einem Schlage ſeiner Pfote den Rückgrat eines Ochſen oder Pferdes, und ſchlägt mit ſeinem Schwanze, wenn er ergrimmt iſt, einen Menſchen todt. Man hat ihn auch ſchon ein getödtetes Rind, ohne ſichtbare Anſtrengung, im Rachen forttragen ſehen. Er ſpringt wohl auch, wenn ihn der Hunger quält, über die Mauern in die Höfe, tödtet einen Ochſen, und wirft ihn über dieſelben hinaus.

Der Tieger und das Pantherthier gleichen ihm hierin. Der Tiger kann mit einem lebendigen Ochſen im Rachen ziemlich geſchwind fortſpringen; im plötzlichen Ueberfalle beſiegt er Elephanten und Löwen.

Der Panther iſt ſo geſchickt und ſtark, daß er einem Pferde unverſehens auf die Schultern ſpringen, und es davon tragen kann, wenn es gleich dreimal größer, als er ſelbſt iſt.

Der Bär giebt dieſen Thieren in der Stärke nichts nach. Seine größte Kraft hat er in den Vordertatzen. Hiemit ſtreckt er, mit einem Schlage, ein Pferd, oder Rind zu Boden, und trägt es aufgerichtet in ſeinen Pfoten vor ſich her, wohin er will.

Die Biber haben ihre meiſte Stärke im Gebiſſe. Einen weichen Baum, der eine Viertelelle im Durchſchnitte hat, nagt ein Biber in einer Stunde um. Wenn

mehr dergleichen Thiere ſich an die Arbeit machen, ſo werden ſie mit Durchnagung eines Baums in wenig Minuten fertig. Sie ſpalten auch das Holz, und ſchaffen es dann fort. Dies thun ſie mit den Vorderfüßen, womit ſie das Holz umklaftern, und theils ziehen, theils vor ſich her ſchieben.

Den Ziegen, Schweinen und Katzen trauen wir eben nicht große Stärke zu; hiervon machen aber eine merkwürdige Ausnahme:

Die Kameelziege oder das Lama, welche in ihrem Vaterlande, in Amerika, zum Laſttragen abgerichtet wird, trägt, nachdem ſie ſtark iſt, 150 bis 250 Pfund. Man muß ſich aber in Acht nehmen, ſie nicht zu überladen, denn alsdann legen ſie ſich nieder, und können durch die härteſten Schläge nicht wieder zum Aufſtehen gebracht, ſondern müſſen auf der Stelle geſchlachtet werden.

Das Aethiopiſche Schwein wird von den Hottentotten im heißeſten Afrika ſo gefürchtet, daß ſie einen Löwen auf freiem Felde eher anzugreifen wagen, als ein ſolches Schwein, weil es wie ein Pfeil auf ſie losſchießt, und mit ſeinen dicken und langen Hauern im Oberkiefer grauſam um ſich haut, und alles, was ihm vorkömmt, niedermacht.

Die wilden Katzen überwältigen ſogar Rehe und andere Thiere von gleicher Größe. Wenn ſie eins derſelben fangen wollen, ſo legen ſie ſich auf den Aſt eines Baums, und ſpringen, wenn es nahe genug iſt, ihm auf den Rücken, und würgen es. Dagegen iſt die Schwächlichkeit und Furchtſamkeit einiger gefürchteten Thiere höchſt auffallend und merkwürdig.

Der Löwe, ſo muthig er auch iſt, und ſo ſehr er aller Gefahr trotzt, läßt er ſich doch bisweilen leicht in Furcht ſetzen. Wird er plötzlich überraſcht, ſo flieht er. Oft wagen es daher die Hottentotten, ihn mit ihren elenden

Waffen anzugreifen, und tödten ihn wirklich. Vor den Schlangen, vor dem Feuer und dem Hahnengeſchrei ſoll er fliehen. Vor dem Menſchen und ſeinen Waffen, inſonderheit vor dem Schießgewehre, ſcheint der Löwe überhaupt großen Reſpect zu haben, weil er nach und nach, wenigſtens in manchen Gegenden, die ſchrecklichen Wirkungen dieſer Waffen kennen gelernt hat. So ſagt man, daß die Löwen in der Barbarei, welche in der Nachbarſchaft der Städte und Dörfer wohnen, gegen den Menſchen gleichſam ihren Muth verlieren, weil ſie ſchon aus Erfahrung ſeine Ueberlegenheit kennen. Weiber und Kinder ſollen ihn ſogar, wie einen Hund, mit Stockſchlägen vertreiben.

Der Wolf läßt ſich ebenfalls durch Feuer, und durch das Geraſſel von Ketten, vertreiben. In Polen pflegen daher die Reiſenden den Wagen mit Ketten zu behängen, weil es da viele Wölfe giebt. Da ſie kein ſtarkes Geräuſch vertagen können, ſo nehmen ſie die Flucht. Man hat Beiſpiele, daß ſie vor dem Getöſe des Dudelſacks, mit ſtarkem Geheul, die Flucht ergriffen haben.

Das Rennthier wird von einer eigenen Bremſe, die man die Rennthierbremſe nennt, und die größer, als eine Weſpe iſt, ſehr geplagt. Dieſe hat die Beſtimmung, ihre Eier in ſeine Haut zu legen, woraus dann Maden entſtehen, die ſich, zur größten Plage dieſes Thiers, von ſeinem Fleiſche nähren. Muß das Rennthier mehrere Maden ernähren, ſo wird es dabei mager und abgezehrt, und nicht ſelten ſtirbt davon ein großer Theil der Heerde. Das Rennthier kennt dieſen Feind ſehr wohl, und ſucht ihm, wenn es ſein Geſumſe von weitem hört, mit der größten Schnelligkeit zu entfliehen.

Auch bei dem Rindvieh ereignet ſich oft der Fall, daß es im Sommer auf der Weide, aus Furcht vor den Bremſen, die Flucht ergreift, und wie raſend herumläuft.

Der Waſchbär hat vor Schweinsborſten eine außer-

ordentliche Furcht. Sobald man ihm dieſelben vorhält, ſo bequemt ſich dieſes in der Gefangenſchaft ſonſt ſo eigenſinnige Thier zu allem möglichen. Linné glaubt daher, daß es in ſeinem Vaterlande, in Amerika, von Schweinen verfolgt werde.

Die Affen ſind überhaupt blöde und furchtſame Thiere.

Der Magot entſetzt ſich vor Schnecken und Regenwürmern, wenn er welche zu Geſichte bekömmt.

Der Gibbon iſt ſo zärtlich, daß ihm die mindeſte Näſſe und Kälte gleich ſo ſehr ſchadet, daß er davon ſtirbt.

Das allerfurchtſamſte Säugethier aber iſt wohl der Dachs. Er iſt ſo furchtſam, daß er wirklich im Mondenſcheine vor ſeinem eigenen Schatten flieht, und lieber einige Tage hungert, als daß er ſich in Gefahr wagen ſollte. Kömmt er aber ins Gedränge, ſo wehrt er ſich mit ſeinen Klauen, und mit ſeinem Gebiſſe bis zur Verzweiflung.

5. Stimme.

So wie einige Vögel die Stimme der Säugethiere nachgeahmt haben, ſo finden wir hingegen wieder in dieſer Klaſſe Thiere, welche Vogelſtimmen nachzuahmen pflegen.

Die Ziegelmäuſe laſſen oft 8 bis 10mal nach einander einen lauten, durchdringenden Pfiff hören, ſo daß Unerfahrne das Thier für einen unbekannten Vogel halten.

Sonderbar iſt es, daß ſich auch, nach der Verſchiedenheit der Gegenden, ein Unterſchied zwiſchen ihrer Stimme findet. In einigen Gegenden nämlich iſt ſie einfach, und nur Ein Pfiff; in andern kürzer, ſchärfer, öfters aber zwei, bis dreimal wiederholt, und in einigen wohl acht, bis zehnmal.

Gewöhnlich grunzen die Zieſelmäuſe, wenn ſie zor-

nig ſind, und pflegen, wenn man ſie im Zorne mit den Händen packt, wie die Katzen zu pruſten. Wenn ſie hungrig oder zornig ſind, wetzen ſie auch wohl die Zähne, und klappern damit, wie die ſchwirrenden Heuſchrecken.

Der Fuchs hat eine klaffende Stimme, doch ſchreit er auch, beſonders beim Wetterwechſel, wie ein Pfau.

Die Hunde ſind die einzigen aus dieſer Klaſſe, welche die Sprache der Menſchen nachahmen können. Der große Leibniz überſandte der Pariſer Akademie eine Nachricht, daß ein Hund, der einen Bauerjungen zum Sprachmeiſter hatte, verſchiedene Wörter, als: Thee, Kaffee, Aſſemblee u. ſ. w. ſehr vernehmlich ausſprechen gelernt habe.

Bei den Isländiſchen Hunden iſt die Stimme nicht bellend, oder heulend, ſondern nur leiſe murrend.

Sonderbar iſt es, das viele Hunde den hellſcheinenden Vollmond, fürchterliche Geſtalten, blaſende Inſtrumente, das Geläute der Glocken u. ſ. w. verabſcheuen, und dies durch gräßliches Heulen zu erkennen geben. Ihr Schlaf iſt ſehr leiſe, oft unruhig, und ſie ſcheinen viel böſe Träume zu haben, denn ſie brummen und bellen oft im Schlafe, wie wenn ſie es mit einem Gegner zu thun hätten.

Ihre Stimme wird auch von andern Thieren, wie vom Seehunde, und manchmal auch vom Luchſe nachgeahmt.

Selbſt eine Art von Mäuſen, die Lemmings, bellen wie ein junger Hund.

Das Kindergeſchrei pflegen mehrere Thiere recht täuſchend nachzuahmen, wie der gemeine Affe, deſſen einziger Laut, den er in Gefahr und Furcht von ſich giebt, ein helles Kindergeſchrei: Ji, Aa, iſt; die Katzen zur Zeit der Begattung, und beſonders die Pantherkatze, die wie ein Kind heult, oder auf eine ganz andere Art hinterdrein zu meckern pflegt. Der Krokodill ſoll ebenfalls zu=

weilen wie ein Kind heulen, und dadurch viele neugierige Menſchen an ſich locken, die dann ſein Raub werden.

Durch die Stärke ihrer Stimme unterſcheiden ſich beſonders das Nilpferd (Flußpferd), deſſen wiehernde Stimme eine viertel Meile weit erſchallt. Die Stimme des Löwen ertönt des Nachts in einem Umkreiſe von einer halben Meile, ſo daß man nicht eigentlich hört, wo der Ton herkommt. Die Luft wird durch das Gebrüll des Löwen ſo ſehr erſchüttert, daß man ſie ſehr ſtark in der Bruſt fühlen kann, wenn man nicht gar zu weit vom Thiere entfernt iſt. Er betäubt damit alle Thiere, denen er ſich nähert.

Die Stimme des Wallfiſches iſt noch dreimal ſtärker, als das Brüllen des Löwen, und ſoll, wie das Gebrüll des Elephanten, über eine Meile weit gehört werden.

Die Stimme der gelbgefleckten Hyäne iſt gackernd, wie das menſchliche Lachen.

An den Seebären will man bemerkt haben, daß ſie, bei dem Verluſt ihrer Jungen, wie die Menſchen kläglich ſeufzen, und mit den Zähnen knirſchen, und ſo häufig Thränen vergießen, daß ihnen die Tropfen die ganze Bruſt benetzen.

Die gemeine Meerkatze erhebt dann, wenn ſie in der größten Furcht und Angſt iſt, ein hohes Gelächter, welches wie haha ha! klingt.

Ueberhaupt aber haben die Affen, auch in der Stimme, ſo viel eigenes, als in ihrem ganzen übrigen Betragen. Einige ſchwirren faſt wie eine Heuſchrecke, ſo oft man ſie anſieht, z. B. die Winſelaffen, andere bellen wie Hunde, wie die ſogenannte Korſakke; noch andere blöken die vorübergehenden Menſchen, wie ein Rind, von den Bäumen herab, an, wie der rothe Brüllaffe (Greis).

Die Meerkatzen grunzen wie ein Schwein; der Mokoko ſchnurrt, wenn er luſtig iſt, wie eine Katze.

Das Amerikaniſche Waſſerſchwein ſchreit wie ein Eſel.

Das Zebra, welches zu dem Pferde= oder beſſer zu dem Eſel=Geſchlecht gehört, bellt wie ein Hund. Weil dieſes Gebell ungefähr, wie qua, qua, klingt, ſo nennen die Hottentotten das Thier auch Quayga.

Der Tibetaniſche Büffel (der Grunzochs, Ziegenochs) grunzt wie ein Schwein, und hat eben daher auch ſeinen lateiniſchen Beinamen.

Der Luchs, der zu dem Katzengeſchlecht gehört, hat eine, dem Wolfe ähnliche, heulende Stimme, aus welcher Urſach, und weil er auch das Rothwild anfällt, er in den älteſten Zeiten Hirſchwolf genannt wird.

Die Ratzen ſchnarchen und pruſten oft ſo ſtark wie die Menſchen, welches ſchon mehrmals gräßliche Erzählungen von Geſpenſtererſcheinungen veranlaßt hat.

Manche Thiere verändern auf eine gar mannichfaltige Weiſe ihre Stimme, ſo daß es ſchwer wird, zu beſtimmen, welches ihre eigentliche Stimme ſey.

So iſt die Stimme der Seelöwen verſchieden tönend; bald gleicht ſie dem Brüllen eines Löwen, bald dem Brummen des Ochſen, oder dem Wiehern der Pferde, oder dem Grunzen des Schweins, bisweilen geben ſie auch einen tiefen Ton, wie die hölzerne Baßpfeife in der Orgel, von ſich. Die Jungen blöken wie die Kälber oder Lämmer. Eine Heerde ſchreiender Seelöwen ſcheint, den verſchiedenen Tönen nach, eine Heerde von mancherlei Thieren zu ſeyn.

Das Veeh, das gemeine Eichhorn, das im Norden, beſonders am Ufer des Baikalſees, im Winter grau wird, giebt auch verſchiedene Laute von ſich. Zur Zeit der Fröhlichkeit iſt es eine Art von Pfeiffen; bei Furcht ein Klatſchen, und im Zorne, oder wenn ſie gefangen ſind, ein Knurren und Ziſchen.

Die Seehunde mauen, wenn ſie jung ſind, wie die Katzen, und bellen wie die Hunde, wenn ſie alt wer=

den. — Die Fiſchottern pfeifen ſich des Nachts einander ſo hell zu, wie der Menſch pfeift. — Die Gemſen pfeifen, wenn Furcht ſie ängſtigt, weit heftiger, als ein Menſch pfeifen kann, und zwar durch die Naſenlöcher.

Ganz ſtumme Thiere ſind in dieſer Klaſſe äußerſt ſelten. In Grönland ſollen die Hunde die Stimme verlieren, und ſtumm werden.

I. Der Menſch.

Durch ſeinen Körper, in welchem wir das Ideal der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch ſeine geiſtigen Kräfte, ragt er weit über alle ſeine Mitgeſchöpfe hervor. — Der Menſch gehört in die Klaſſe der Säugethiere, deren erſte Ordnung er allein einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterſcheiden ihn von den übrigen Säugethieren, ſelbſt von den menſchenähnlichſten Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich iſt. Daß er hingegen dem Menſchen natürlich ſey, beweiſet der ganze Bau ſeines Körpers. Die Beine ſind viel höher, als die Arme; das Gelenk am Ellenbogen biegt ſich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich ſeyn kann. Ferner ſind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und ſtärker, als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die feſten, zuſammengewölbten Knochen des Fußes, und das daran hinten hervorragende Ferſenbein zeigen die Beſtimmung deſſelben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar, dahingegen die kleinere, biegſamere, und weniger feſte Handwurzel augenſcheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet iſt. Inſonderheit aber ſchickt ſich der Bau des Rückgrates nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine ſind breiter, als die obern, weil ſie bei der aufrechten Stellung eine größere Laſt zu tragen haben, als jene. Die

Art der Verbindung des Rückgrats iſt endlich ſo beſchaffen, daß der Menſch ſeine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig brauchen kann. Ein in die Augen fallendes Unterſcheidungsmerkmal des Menſchen iſt das ſtark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne iſt ebenfalls nur den Menſchen eigen. Inſonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, ſeine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen, und ſie einem Andern auf dieſem Wege mitzutheilen, daß dem Menſchen vor allen übrigen Geſchöpfen der Vorrang gebühre. Hiedurch entſteht eine mächtige Scheidewand zwiſchen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orangutang gänzlich, ſo daß an die Möglichkeit, dieſem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem laſſen ſich noch mehrere Unterſchiede zwiſchen dem Menſchen und den Thieren auffinden. Dahin gehört ſeine natürliche Blöße und Wehrloſigkeit, ſeine ſpäte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menſchen allein angehöre, iſt zweifelhaft. Was die Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit der Menſchen unter einander ſelbſt betrifft, ſo iſt es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verſchiedenheiten unter ihnen in den verſchiedenen Himmelsſtrichen giebt, allein keine kann weſentlich genannt werden; alle, auch die auffallendſten, laſſen ſich, wie bei andern Gattungen organiſirter Geſchöpfe, als aus natürlichen Urſachen nach und nach entſtanden, erklären, ſo daß Alle nur Eine Gattung Menſchen ausmachen, und ſämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können. Die bemerkbaren Verſchiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menſchen unter den verſchiedenen Himmelsſtrichen haben dazu geführt, mehrere Menſchenraſſen feſtzuſetzen. Die Beſtimmung derſelben hat jedoch, wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andere, manche Schwierigkeiten. Blumenbach giebt

5 Hauptraſſen an: 1. die Kaukaſiſche Raſſe. Hieher rechnet man alle Europäer, mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die weſtlichen Aſiaten dieſſeits des Oby, des Kaspiſchen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieſer Raſſe ſoll ſeyn: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemiſch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel, nebſt der ſchönſten Geſichtsform, nach unſern Europäiſchen Begriffen. Wie ſchwankend dieſe Merkmale für die Bewohner eines ſo ungeheuren Erdſtrichs ſind, wie viele Abſtufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden. 2. Die Mongoliſche Raſſe. Sie begreift die übrigen Aſiaten, mit Ausnahme der Malaien; die Finniſchen Völker in Europa, die Eskimo's im nördlichen Amerika, von der Beringsſtraße bis Labrador. Die Menſchen dieſer Raſſe ſollen meiſt weizengelb ausſehen, weniges ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein plattes Geſicht, enggeſchlitzte Augenlieder, und ſeitwärts hervorragende Backenknochen haben. 3. Aethiopiſche Raſſe. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, beſonders die Neger. 4. Die Amerikaniſche Raſſe. Zu ihr gehören, außer den Eskimo's, alle urſprüngliche Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterſcheidungszeichen derſelben ſind: die Kupferfarbe, ein ſchlichtes, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Geſicht, mit ſtarken Zügen. 5. Die Malayiſche Raſſe. Sie umfaßt die Bewohner der mehreſten oſtindiſchen Inſeln, und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten, ſchwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Naſe und einen großen Mund. — Von dieſen Raſſen ſollen nach allen philoſophiſchen Gründen, wie Blumenbach ſagt, die Kaukaſiſche als die Stamm- oder Mittel-Raſſe anzuſehen ſeyn. Demnach wäre die weiße Farbe die urſprüngliche des Menſchen, und die braungelbe, braune und ſchwarze in ihren mannichfaltigen Abſtufungen, erſt nach und nach

durch den Einfluß des Klima's entſtanden. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß die weißen Menſchen in der Regel ein verſchieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die ſchwarzen hingegen, immer ein ſchwarzes wollenartiges Haar haben. Wenn ſich weiße Menſchen mit Negern vermiſchen, ſo entſteht daraus eine halbſchlechtige Raſſe. Die Farbe der braunen und ſchwarzen Menſchen hat nicht in dem Oberhäutchen, ſondern in der darunter liegenden ſchleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Urſache dieſer dunkleren Farbe iſt unſtreitig die Sonnenhitze; wie dieſe eine ſolche Wirkung hervorbringt, bleibt immer noch Problem. Gewiß aber iſt es, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsſtrich in der Nähe des Aequators nach mehreren Generationen die ſchwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn ſie ihr Geſchlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten; woraus unwiderſprechlich folgt, daß beide zu Einer Gattung gehören. Noch weniger, als die Farbe, kann die verſchiedene Größe der Menſchen für einen Grund ihrer Gattungsverſchiedenheit gelten. Daß die Menſchen unter den Polen kleiner ſind, ſtimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte beim Wachsthum ungünſtig iſt. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menſchlichen Körpers ſind bei weitem ſo auffallend nicht, daß ſie einen weſentlichen Unterſchied machen ſollten. Was den Sexual- oder Geſchlechtsunterſchied der Menſchengattung betrift, ſo zeigt er ſich der Organiſation nach auffallender, als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geſchlecht iſt in der Regel kleiner, ſchwächer, und zarter. Die feſten Theile des weiblichen Körpers ſind weniger hart und ſtark. Das Blut in demſelben iſt wäßriger und milder; die Muskeln ſind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers iſt nach Verhältniß ſchlaffer, und mit meh-

rerem Fette verſehen; aus dieſem Grunde erſcheint aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüſte zeigt ſich der auffallendſte Unterſchied in der Struktur des Beckens, welches beträchtlich weiter iſt. Auch ſind die weiblichen Schlüſſelbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Bruſthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher, als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geiſtigen Fähigkeiten findet zwiſchen Mann und Weib der größte Unterſchied ſtatt. Daß der menſchliche Körper nach den vollkommenſten Regeln des Ebenmaßes gebaut ſey, fällt in die Augen. Die an den Seiten liegenden Theile ſind paarweis vorhanden, z. B. die Beine, die Hände, die Augen u. ſ. w.; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Geſichtslängen zu beſtimmen. Auf acht Kopflängen rechnet man bei Erwachſenen zehn Geſichtslängen, und ſo viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menſchenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausſtreckt, ſo pflegen die Spitzen der Mittelfinger ſo weit von einander abzuſtehen, als der Körper hoch iſt. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile iſt wegen des mehreren oder minderen Fleiſches unbeſtimmter, als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern iſt der Kopf größer, als bei Erwachſenen, und alle Glieder ſind gegen ihre Länge breiter. Ein geſunder Menſch von mittlerer Konſtitution wiegt zwiſchen 150 bis 180; ein neugebornes Kind von gewöhnlicher Größe, zwiſchen 6 bis 8 Pfund. Die Geſchichte des menſchlichen Lebens zerfällt nach gewiſſen natürlichen Veränderungen, die in demſelben erfolgen, in vier Perioden: die Kindheit, das Jünglings- und Mädchenalter, das Mannsalter und das hohe oder Greiſes-Alter. — Die Natur hat den Menſchen nicht, wie die meiſten Thiere, auf ein gewiſſes

Klima

Klima beſchränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatze angewieſen. Der heißeſte Erdſtrich unter dem Aequator kann ſo gut, wie der beeiſete Pol, ſein Vaterland ſeyn. Zwar verändert ſich der Menſch in mancher Hinſicht, im Ganzen aber behält er ſeine edle Form und das Vermögen, an Einſichten zu wachſen. Indeß ſcheint doch ein gemäßigtes Klima der Veredlung und Ausbildung des Menſchen am günſtigſten zu ſeyn. Ein brennendes Klima erſchlafft ihn mehr, und hemmt ſeine Thätigkeit; eben ſo bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, ſeine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel iſt dem Menſchen alles angewieſen, was das Thier= und Pflanzenreich genießbares erzeugt. Aber auch als ein mit Geiſteskräften ausgerüſtetes Weſen haben wir den Menſchen zu betrachten. Zwar hat er deren einige mit den Thieren gemein, nemlich Erinnerung, Gedächtniß, Einbildungskraft, ja ſelbſt zum Theil den Verſtand; allein nicht nur beſitzt er dieſelben in einem vorzüglichen Grade, ſondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausſchließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfniſſe höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einſicht und Wahrheit, ſo dient dieſe, durch welche der Geiſt ſich dem Geiſt, das Herz dem Herzen mittheilt, zu deren immer geſteigerter Vollendung. Beiderlei Eigenſchaften des Menſchen, ſeine ſinnlichen und vernünftigen, bringen in ſeinem Leben ein eigenes Verhältniß hervor. Der Menſch iſt geſellig, tritt in Geſellſchaft, wird erſt Glied einer Familie, und mit der ganzen Familie Glied eines größeren Ganzen, Staatsbürger. In welchen Verhältniſſen er aber auch ſtehe, ſo hat er Zwecke zu erſtreben, und dieſe Zwecke zu erreichen. Er iſt ein fühlendes, begehrendes, denkendes Weſen; hat ſein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, ſo ruft dieſes das Denkvermö=

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

gen auf, die beſten Mittel zur Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er iſt ein verſtändiges Weſen, in ſofern er dieſe anerkennt. Indem er aber unter mehreren zu wählen hat, erſcheint er als ein wollendes Weſen, d. h. als ein Weſen, welches ſein Begehren durch Geſetze der Vernunft beſtimmt. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Geſetze der Vernunft folge, iſt ſeiner Freiheit überlaſſen, allein es iſt ein Etwas in ihm, welches ihm ſagt, daß er dem Geſetze der Vernunft folgen ſolle, und dieſes Etwas kennen wir unter dem Namen des Gewiſſens, durch welches der Menſch als ein ſittliches moraliſches Weſen erſcheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Böſe, Tugend und Laſter hat. Als Bürger zweier Welten ſteht er da, der ſinnlichen um ihn, und der überſinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Beſtimmung hinweiſet, als er in dieſem Leben erreichen kann. Sollte er, für deſſen Fortſchreiten im Wahren und Guten keine Grenzen abzuſehen ſind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht bloß ſeinen Organismus an, der, ſeiner Natur nach, den chemiſchen und mechaniſchen Geſetzen der Sinnenwelt unterworfen iſt; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, überſinnliche, geiſtige Kraft in ihm, die wir im Gegenſatz des Körpers Seele nennen, gründet ſich der Glaube an Unſterblichkeit des Menſchen, ſeines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerſtörenden, und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach iſt der Menſch ein Mittelweſen zwiſchen der Thier- und Geiſterwelt; jener gehört er durch den ſinnlichen Trieb, dieſer durch das überſinnliche Sittengeſetz der Vernunft an, jener durch Begierden, dieſer durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengeſetz der Vernunft in ſeinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er ſchon in dieſem Leben ein Engel oder Teufel werden. Endlich ſteht der Menſch aber auch in einem Verhältniß

zu dem höchſten Weſen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn feſſeln. Der Menſch gehört nicht bloß der Körperwelt, dem Staat und der Menſchheit an, er iſt auch ein Zögling der höhern Welt, welche die Religion ihn kennen, und nach der ſie ihn ſtreben heißt; er hat die Anlage zur Religion, und gehört zu den Kindern Gottes, iſt Bürger des Gottesreiches.

Die ſchöne Form des Kopfes, das ſanft gewölbte volle Geſicht, die Rinne an der Oberlippe unter der Naſe, das hervorſtehende Kinn, der glatte Leib, der nicht durch Haare an ſeiner Empfindlichkeit leidet, oder zu ſtark ausdünſtet, die breiten Hüften, die runden dicken Lenden, die fleiſchigen Waden, ein verhältnißmäßig großes Gehirn, und feine Nerven, zeichnen den menſchlichen Körper ebenfalls vor dem thieriſchen aus.

Lachen und Weinen ſetzen die Thätigkeit einer Seele voraus, die ſich mit Bewußtſeyn freut, das Widerſinnige und Sonderbare bemerkt, und der Theilnahme, des Grams und tiefer Leiden fähig iſt. Die kleinen Kinder lächeln und ſchreien; das eigentliche Lachen und Weinen tritt nur dann erſt bei ihnen ein, wenn ſich ihre Leibes- und Geiſteskräfte mehr entwickelt haben.

Die Sprache, d. h. das Vermögen, Worte oder artikulirte (gegliederte) Töne mit Verſtand und Vernunft auszuſprechen, iſt ein unſchätzbarer Vorzug des Menſchen. Wenn gewiſſe Thiere, z. B. Papageien und Staare, die menſchliche Sprache nachahmen; ſo ſind dies doch nur immer wenige, und ein und dieſelben, mit Mühe erlernten Wörter, die ſie ohne allen Verſtand nachſprechen. Die Thiere haben ihre eigene Sprache (Thierſprache), d. h. ſie geben durch gewiſſe Töne einander ihre Empfindungen und Bedürfniſſe zu verſtehen, wie dies ungefähr das junge Kind, der Stumme, oder der in der Wildniß aufgewachſene Menſch auch thut. Zur Thierſprache kann man auch die beſondern Bewegungen und Gebehrden

rechnen, wodurch bisweilen ein Thier dem andern ſeinen Zuſtand und ſein Verlangen zu erkennen giebt. Doch iſt die Gebehrdenſprache keines Thieres ſo ausdrucksvoll, wie die menſchliche.

Hohe Geiſteskräfte, und die Menſchenwürde, bleiben gewiß ſtets die wichtigſten Vorzüge, deren ſich der Menſch vor allen Geſchöpfen der Erde ausſchließend zu erfreuen hat. Durch ſie erwirbt er ſich unzählige nützliche Kenntniſſe mit Deutlichkeit, Zuverläſſigkeit und vollem Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, und ſchreitet von einer Stufe der Vervollkommnung zur andern fort. Durch ſie unterſcheidet er das Gute vom Böſen, weihet ſich aus freiem Willen der Tugend, und blickt mit Zuverſicht auf Gott und ein höheres Leben hin. Bei ihrem Beſitze beneidet er das Thier nicht, das bei allen ſeinen Seelenkräften, Natur- und Kunſttrieben, gegen ihn doch nur auf einer ſehr niedrigen Stufe ſteht.

Der Menſchen-Körper iſt aus vielen flüſſigen und feſten Theilen zuſammengeſetzt; die feſten ſind entweder ſteif, hart und ſpröde, oder weich, biegſam und dehnbar. Alle dieſe Theile bilden eine Maſchine, die in ihrer weisheitsvollen Zuſammenſetzung alle Vorſtellung übertrifft. Jeder Theil derſelben, auch der kleinſte und geringſte, ſtellt ein neues Wunder der Schöpfung dar, und das Ganze eine Vereinigung von Feſtigkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit, ein bewundernswürdiges und unbegreifliches Werkzeug der Seele.

Langſam reift der Menſch zu ſeiner Ausbildung, und mehrere Jahre lang bleibt er hülfsbedürftig; dahingegen das Thier in ſehr kurzer Zeit ſo weit ausgebildet iſt, daß es der Beihülfe der Eltern, oder vielmehr der Mutter, nicht mehr bedarf. Aber der Menſch ſoll auch das Höchſte der Bildung erreichen; er ſoll geiſtig gebildet, zur Geſelligkeit, zur Ordnung, zum Recht, zur Tugend, zur

Liebe herangezogen werden, und alle ſeine geiſtigen Kräfte ſollen ſich entwickeln!

Erreicht der Menſch langſamer ſeine körperliche Ausbildung, ſo lebt er dafür auch deſto länger, und übertrifft an Lebensalter die meiſten andern Säugethiere, und ſelbſt vielleicht noch den Elephanten, denn es iſt wohl höchſt unwahrſcheinlich, daß dieſes Thier ſogar über zweihundert Jahr alt werden ſollte.

Höchſt merkwürdige Veränderungen gehen im Menſchenkörper vor, beim Uebertritt aus der Kindheit zum Jugendalter, zur Reife der Kraft; in unſerm Himmelsſtriche bei dem Mädchen oft ſchon früher noch, als im vierzehnten Jahre; bei dem Jünglinge im funfzehnten, ſechszehnten; früher bei dem Bewohner ſehr warmer Erdgegenden, viel ſpäter bei dem Bewohner kälterer Gegenden, am ſpäteſten bei dem Polarmenſchen. Auch die üppigere oder einfachere und naturgemäßere Lebensweiſe macht in Anſehung der Zeit hier einen großen Unterſchied, daher dieſelbe nicht im Allgemeinen beſtimmt angegeben werden kann.

Beim Jünglinge wird die Stimme tiefer, voller, und will in Mannes-Stimme hinüber; ſchwankt aber noch, und fällt oft in den Ton der frühern Zeit; der Bart zeigt ſich im weichen Flaum am Kinn und auf den Lippen; es iſt ein ſeltſames, unerklärbares, ungewiſſes, unruhiges Treiben, es ſind die Regungen des Geſchlechtstriebes, und die heilige Schamhaftigkeit tritt als Schutzengel dem Jünglinge und der Jungfrau zur Seite, damit dieſer Trieb ſie nicht ins Verderben ſtürze; die Erziehung wacht und behütet, der äußere Anſtand wehrt und ſchützt.

Das männliche Alter iſt das Alter der Kraft, der Thätigkeit, der höheren Nutzbarkeit für die Mitmenſchen, der Erzeugung der Nachkommen, der Erhaltung derſelben; es iſt die Zeit der reifgewordenen Gedanken,

der mannichfaltig zu benutzenden Erfahrungen. Aber auch das Mannesalter kann nicht bleiben; Kraft und Stärke, Schärfe der Sinne, und ſelbſt Gedächtniß, Gefühl und Gedanke vergehn, oder wollen vergehn. Der Rücken krümmt ſich, die Glieder fangen an zu zittern, die Thätigkeit hört auf, die Bewegung wird immer mühſeliger, das dünne Haar erbleicht, das Greiſenalter iſt da; alles erſchlafft und wird ſchwach, nur die Eßluſt nicht, indem die ausgetrockneten, hartgewordenen Gefäße, nicht mehr wie ſonſt den Nahrungsſtoff einſaugen. Greiſe ſind daher, wie Kinder, nach den nahrhafteſten Dingen, wobei der Körper nicht viel zu verarbeiten und abzuſondern hat, z. B. nach Zucker, ſehr begierig. — Der ganze Menſch tritt in Anſehung ſeiner Hülfsbedürftigkeit, der Schwäche an Geiſtes-, Gefühls- und Sinneskraft in die Kindheit zurück.

So lange die Lebensgeiſter und Lebenskräfte noch in Thätigkeit ſind, kann kein Tod Statt finden; ſobald ſie aufhören, thätig zu ſeyn, iſt er da. — Das Aufhören des Lebens iſt der Tod; er iſt — das Verlöſchen eines Lichts — das Vergehen eines Tages, das Verhallen eines Tones. Das, womit unſere Sprache die Todesarten bezeichnet, bezieht ſich mehr auf die dem Tode vorhergehenden Zuſtände und Umſtände. Der wahre Tod des Alters iſt nichts anders, als ein Erſtarren, denn alle Gefäße werden, wie beim Baume das Holz, immer härter, und ſelbſt die Adern verknöchern ſich, — kurz, das Flüſſige geht, wie ſo häufig in der Natur, in das Feſte über.

Der **Blutumlauf** im Körper iſt nach den verſchiedenen Lebensjahren ſehr verſchieden. Der von dieſem Umlauf abhangende **Puls** ſchlägt gleich nach der Geburt 130 bis 140mal in einer Minute; am Ende der Kindheit etwa 90mal; im Jünglingsalter etwa 80mal; im männlichen Alter 70mal; und im höheren Alter 60mal. —

Wie aus dem Flüſſigen das Feſte gebildet wird? iſt ſchwer nachzuweiſen. Der Menſch ſchwimmt als Embryo und Fötus, d. h. als Leibesfrucht im Waſſer, und was anfangs in ſeinem Körper Knorpel war, wird erſt mit der Zeit Knochen, die mit zunehmendem Alter immer mehr verhärten und unbrauchbar werden, daher das Kind ohne Gefähr manchen Fall thun kann, der dem Greiſe großen Schaden bringen würde; ja das Kind hat ſogar mehr Knochen, als der erwachſene Menſch, denn ſo manches, was bei dem letztern in Eine feſte Maſſe verwachſen iſt, iſt bei dem erſtern nur durch weiche, und darum noch der Flüſſigkeit näher angrenzenden Knorpel verbunden.

Die Grundlage des Körpers ſind die Knochen, welche die härteſten und ſprödeſten Theile deſſelben ausmachen, und das Fleiſch unterſtützen, damit es nicht zuſammen ſinke; die mithin dem Körper ſeine Richtung und Länge geben. Dieſe Knochen ſtehen alle untereinander in Verbindung. Wo zwei Knochen mit einander verbunden ſind, entſteht ein Gelenk, zwiſchen welchem ein Knorpel liegt, damit ſich die Knochen nicht reiben, und ſo einander abnutzen und aufreiben mögen. Wären dieſe Knorpel in einem trocknen Zuſtande vorhanden, ſo würde dieſes Aufreiben doch nicht verhütet werden; aber ſie ſind mit feſten Häuten verſehen, in welchen Gefäße (Drüſen) liegen, aus welchen ſtets ein fetter Saft in die Knorpel und Gelenke übergeht, um dieſelben glatt und geſchmeidig zu erhalten.

Starke Bänder gehen um die Gelenke, damit dieſelben nicht von einander abweichen, oder ſich verrücken können.

Alle dieſe, durch Bänder und Knorpel verbundene Knochen, deren man bis auf 261 zählt, machen zuſammen das Gerippe (Skelet) des Körpers. — Die Knochen haben eine verſchiedene Geſtalt, eine röhrenförmige,

platte, breite, ſind auswendig dichter und feſter, inwendig lockerer, blättriger, und zum Theil ganz hohl. Aber eben darum, weil ſie nicht aus einer einzigen ganz dichten Maſſe beſtehen, können ſie um ſo leichter bewegt werden.

Eine dünne Haut umgiebt, mit Ausnahme der Krone der Zähne, alle Knochen — es iſt die höchſt empfindliche Beinhaut (periostium), in welcher Adern und Gefäße enthalten ſind, die den Knochen die nöthigen öhligen erhaltenden Säfte zuführen, und auch, indem ſie bis in die Höhlung der Knochen eindringen, daſelbſt das Mark bilden, welches ebenfalls in einer eigenen Haut, der Markhaut, liegt, und mittelſt derſelben zuſammengehalten wird.

Man theilt das ganze Knochengebäude in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen.

Höchſt bewundernswerth iſt der Kopf des Menſchen gebaut. Die 8 Stücke, aus welchen der Hirnſchädel beſteht, ſind durch ſägenartige Ränder ſo feſt zuſammengefügt, daß ſie ſich eher zerſchlagen, als von einander trennen laſſen. — Vierzehn Stück Bein bilden das Vorderhaupt, oder das Geſicht. Eins dieſer Beine iſt beweglich — es iſt der Unterkiefer.

Der Rückgrat iſt eine Säule, die aus 24 Wirbeln beſteht, und den Kopf trägt. Nach 7 Halswirbeln folgen 12 Rückenwirbel, und dann 5 Lendenwirbel. An den Rückenwirbeln ſind, vermittelſt feſter Bänder, die Rippen geheftet, von welchen ſich ſieben, welche man die wahren nennt, in einen Bogen krümmen, und ſich mit dem Bruſtbeine vereinigen, welches ein ſchmaler platter Knochen iſt, der vom Halſe anfängt, bis in die Herzgrube hinabgeht, und ſich hier in einem oberwärts breiten, nach unten ſpitz zulaufenden Knochen endigt. Oben iſt dieſes Bein durch die ſogenannten Schlüſſelbeine mit den Schulterblättern verbunden. — Die übrigen

Rippen, die kurzen oder falſchen genannt, gehen nicht ſo weit nach vorn zu herum.

Das Heiligenbein bildet mit dem vierten und fünften Lendenwirbel das ſogenannte Kreuz. In den vielen Nerven, die in der Gegend deſſelben liegen, iſt der Sitz der Kreuzſchmerzen, die durch Erkältung erzeugt werden.

Das Steißbein ſitzt mit ſeinem breiten Ende am Heiligenbein feſt, läuft ſpitzer zu, bis an den Maſtdarm hin, und biegt ſich dann einwärts. An der Seite des Heiligenbeins liegen die beiden Hüftbeine, und bilden mit demſelben, und mit dem Steißbeine eine Höhlung, die man das Becken nennt. Jedes Hüftbein beſteht anfangs aus drei Beinen, die aber nach dem vierzehnten Jahre feſt mit einander zuſammenwachſen. — Die Gliedmaßen beſtehen aus den Armen und Beinen, und dieſe wieder aus mehreren unter einander verbundenen Knochen.

Damit der Körper in allen ſeinen Theilen beweglich ſeyn möge, iſt er mit Muskeln verſehen; ſie machen zuſammengenommen das aus, was wir Fleiſch nennen. Die Muskeln beſtehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden feuchten, weichen, wenig elaſtiſchen, halb durchſichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und ſind durch Zellſtoff, oder kleine Faſern in einander verwebt. Durch ſie hin laufen, in mannichfaltigen Richtungen, Puls- Blut- und Saugadern, und Nerven. Im Ruheſtande ſind ſie ſchlaff, äußern aber im lebenden Zuſtande bei jeder Berührung eine eigenthümliche Bewegung. Ueberhaupt iſt die Bewegung des thieriſchen Körpers eine zweifache, nemlich eine willkührliche und eine unwillkührliche; als eine dritte Art kann man die gemiſchte Bewegung anſehen. Unwillkührlich iſt z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. a. Zu den gemiſchten rechnet man das Athmen, das

Winken mit den Augen u. a. Alle dieſe Bewegungen geſchehen durch ein wechſelsweiſes Zuſammenziehen und Erſchlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf ſie wirkt, ziehen ſie ſich zuſammen d. i. ſie verkürzen ſich, werden breiter und dicker, oder erzittern auch, und ziehen Runzeln. Die Zuſammenziehung geſchieht allemal nach der Richtung, in welcher ſich die Fäden oder Faſern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, alſo meiſtentheils in gerader Linie. Dieſes Spiel der Muskeln iſt wahrhaft bewundernswürdig. Wenn, nach Hallers Verſuchen, eine Perſon in einer Minute Worte von 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo erfordert dieß in derſelben Zeit wenigſtens 1500 Zuſammenziehungen, mit eben ſo viel Erſchlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erſtaunenswürdig, als die Schnelligkeit, iſt die Kraft, mit welcher ſich die Muskeln bewegen; doch iſt die Kraft nicht in allen Muskeln gleich ſtark. Zu den ſtärkſten gehören die Muskeln, welche die Kinnladen in Bewegung ſetzen. Es giebt Menſchen, welche Pfirſichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfordern, um zerdrückt zu werden. Auch die Kraft der Arm- und Bein-Muskeln erregt Erſtaunen, wenn wir erwägen, daß die durch ſie in Bewegung geſetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten ſind, wobei die Kraft eine ſehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte, und eine ſchiefe Richtung, mithin ein ſehr geringes Moment oder Produkt der bewegenden Kraft hat, weshalb die angewandte Kraft ſehr groß ſeyn muß, um nur einen geringen Widerſtand zu überwältigen.

Bei den willkührlichen Muskel-Bewegungen ſcheint der Einfluß der Nerven erforderlich zu ſeyn, denn wenn man den, zu einem Muskel gehörenden Nerven, abſchneidet, oder unterdrückt, ſo iſt der Muskel gelähmt. Die Urſache des Einfluſſes der Nerven auf die Muskel-Bewegung ſind neuerlich durch die Entdeckung des Metall-

reizes einigermaßen ins Licht geſetzt worden. Verſuche haben dahin geleitet, eine eigene Flüſſigkeit (Fluidum) im thieriſchen Körper anzunehmen, die man einſtweilen, von dem Entdecker, Galvaniſches Fluidum genannt hat, welche die Nerven, bei ihrer Berührung mit Metallen, hergeben, und die in genauerer Verbindung mit dem Lebensprinzip ſtehn.

Die Haut, welche den Muskel umgiebt, iſt aus lauter ſechseckigen durchſichtigen Bläschen (Zellen) gebildet, und wird daher das Zellgewebe genannt. In dieſes Zellgewebe ſetzen die feinen Aederchen den überflüſſigen Nahrungsſaft ab, und hieraus entſteht das Fett. Wenn ein Kranker lange ohne feſte Nahrungsmittel bleiben muß, ſo wird dieſes Fett von feinen Aederchen zur Erhaltung des Körpers eingeſogen, und ſo entſteht Magerkeit.

Die meiſten Muskeln ſind an dem einen Ende an einen ſtärkeren, und mit dem andern an einen ſchwächeren Knochen befeſtigt, und zwar mittelſt der Flechſen, oder ſtarken Bänder. — Merkwürdig iſt es, daß die unwillkührlichen Bewegungen nie die Kräfte des Körpers ermatten, ſondern vielmehr ſtärken, wenn ſie anders regelmäßig und ungeſtört vor ſich gehen. Jede anhaltende willkührliche Bewegung hingegen, z. B. im Gehen, Arbeiten mit den Händen u. dgl. ermüdet und erſchlafft.

Die Nerven, welche ſich durch die Muskeln hindurchziehen, ſind weißliche markige Fäden, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, ſo daß mehrere ſolcher Bündel Einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel iſt mit einer beſonderen zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches voll von Blutgefäßen iſt, deren feinſte Zweige ſich in die Subſtanz des Nerven ſelbſt endigen. Dieſe Nerven ſind im ganzen Körper verbreitet, und ſtehen durch mannichfaltige Verbindung mit einander in Gemeinſchaft; ſie ſind von ver-

ſchiedener Stärke, je nachdem mehrere oder wenigere Markbündel ſich zu einem Nerven vereinigen. An beſtimmten Stellen des Körpers nähern ſich mehrere Nerven einander, ſo daß ſie gleichſam an einander geklebt erſcheinen, und die Bündel des einen Nerven mit denen des andern ſich durchkreuzen und verflechten, ſo daß ihre Verbindung ohne gewaltſame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dieß ſind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen, und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, der Milz, und dem Gekröſe, ſo auch bei dem Herzen u. ſ. w. ſich finden. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des Nervenſyſtems. Dieſes hängt genau mit dem Gehirn und dem Rückenmark, als einer Fortſetzung des Gehirns, zuſammen. Auch iſt die Maſſe der Nerven ſelbſt der nemliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn beſteht, ein eiweißartiger Stoff, welcher ſeine Nahrung aus dem ihm zugegebenen Gefäßnetze zieht. — Die Sinnesnerven gehen paarweiſe von dem Gehirn zu den verſchiedenen Sinnorganen ab. So iſt das erſte Paar für die Naſe beſtimmt, und heißt der Geruchsnerve, indem er in der Naſenhöhle ſich ausbreitet, und für die Ausdünſtungen empfänglich iſt. Das zweite Nervenpaar iſt der Sehnerve. Er bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffaſſen der Bilder im Auge beſtimmt iſt, und Netzhaut genannt wird. Das achte Nervenpaar bildet die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs ſich ausbreiten, und für die Bewegung (den Wellenſchlag) der Luft empfindlich ſind. Von der vielfachen Veräſtelung des fünften Nervenpaares kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geſchmacks bilden. Das Gefühl wird durch viele Nerven bewirkt, welche ſich in der Haut verbreiten, und diejenigen Stellen, wo es ſich am zarteſten äußert, beſonders die Lip-

pen und die Fingerſpitzen, ſind auch mit den meiſten Nerven verſehen.

Das Gehirn, von welchem, wie wir eben hörten, die Nerven der Sinne ausgehen, iſt eine weiche, theils röthlich graue, theils weisliche, in der Hirnſchale befindliche Subſtanz, mit vielen Adern durchwebt, und von verſchiedenen Häuten umgeben. Es beſteht aus zwei, durch feine Adern und Faſern verbundenen Haupttheilen. Das ſo genannte große Gehirn nimmt bei dem Menſchen den obern Theil des Kopfes ein, und iſt ſieben bis achtmal größer, als das darunter liegende kleine Gehirn. Es ruht auf den Augenhöhlen, dem Grunde des Schädels, und dem Zelte, und ragt nach hinten zu über dem kleinen Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenſeite des großen Gehirns befinden ſich Furchen, und zwiſchen je zwei derſelben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entſtehen, indem ſich die Gefäßhaut ins Gehirn einſenkt, um daſſelbe tiefer mit Blut zu verſorgen. Die röthlich graue Subſtanz des Gehirns iſt durchſichtiger, ſaftiger, weicher und gefäßreicher, als die weiße, welche dagegen mehr Faſern hat. Letztere heißt das Mark des Gehirns. Die röthlich graue Subſtanz, faſt ganz aus feinem Aderngewebe beſtehend, hat keine Empfindlichkeit. Das Mark beſteht aus Faſern, die ſehr verſchieden ſind. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eigenen Kammer der Hirnſchale. Auf der Grundfläche ſieht man es in eine rechte und eine linke Hälfte durch das dazwiſchen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zuſammenhängen. Es iſt eben ſo, wie das große Gehirn, mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlich grau, inwendig aber größtentheils markig. Das Gewicht des geſammten Gehirns beträgt beim Menſchen zwei bis drei Pfund; es iſt um ſo größer und ſchwerer, je jünger der Menſch iſt; mit dem Alter wird es ſpecifiſch leichter. Es iſt das eigentliche Werkzeug der Empfindung.

Empfindung iſt aber von der Vorſtellung untrennbar, ſie wäre ohne dieſelbe gar nichts. Indem alſo das Gehirn der Mittelpunkt von jener iſt, ſcheint es auch der Sitz von dieſer, folglich der Sitz der Seele zu ſeyn. Dabei bleibt es freilich wahr, daß die Seele den Ort ihres Aufenthalts ſelbſt nicht kennt. Wenn wir aber denjenigen Theil des Körpers dafür halten müſſen, wo die Wirkungen der Seele auf den Körper anfangen, und wo die wechſelsweiſe Abhängigkeit von Beiden am unmittelbarſten iſt, ſo leitet dieſe Spur unfehlbar zum Gehirn hinauf.

Das Gehör iſt der Sinn, durch welchen die animaliſchen Weſen Töne, Schall und Klang empfinden, und zwar vermittelſt der Luft und deren Schwingungen. Das Werkzeug des Gehörs iſt das Ohr; ein in ſeinem Baue ſehr zuſammengeſetzter künſtlicher Theil des Körpers. Man unterſcheidet das äußere, innere und mittlere Ohr. Das äußere und mittlere Ohr ſoll den Schall auffaſſen und fortleiten; in dem innern entſteht aber erſt der Einklang der Töne, und ihre Ausbildung. Zum äußeren Ohr gehört die Muſchel und der knorpliche Gehörgang. Je mehr es vom Kopfe abſteht, wie bei den Wilden, deſto leichter und ſchärfer faßt das Ohr auf. Der Gehörgang ſchließt ſich an eine Röhre an, welche durch das Trommelfell begrenzt wird. Dieſes iſt ein, nach Innen convexes, ſehr elaſtiſches Häutchen, welches die Trommelhöhle oder Pauke bedeckt. In dieſer ſind die Gehörknöchelchen, ihrer Geſtalt wegen Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr iſt durch ſeine Bildung geſchickt, die wellenförmigen Bewegungen der Luft, welche der Schall bewirkt, aufzufangen, und ſie in die Muſchel, und den, mit einer fettigen Subſtanz überzogenen, Gehörgang zu leiten, deſſen Fläche 50 Mal kleiner iſt, als die des äußeren Ohres, wodurch der Schall alſo um 50 Mal ſtärker wird. In

der Trommelhöle bilden ſich die Töne, und pflanzen ſich durch die überſpannte Haut des Trommelfells, und mittelſt der Gehörknöchelchen weiter fort. Die innerſte Höle des Ohrs nennt man das Labyrinth. Es liegt über der Trommelhöle, etwas nach hinten, in der feſteſten Maſſe des Knochens der Schläfe, und beſteht aus dem Vorhof, drei halbkreisförmigen Röhren, und der Schnecke, einem ſpiralförmigen Kanal, der ſich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt, mittelſt einer kleinen Oeffnung, das runde oder ovale Fenſter genannt, mit der Trommelhöle zuſammen. Um das runde Fenſter läuft ein Kanal, der Fallopiſche genannt, welcher den harten Theil des ſiebenten Gehörnervens enthält. In dieſen künſtlichen Theilen, welche man das innerſte Heiligthum des Hörorgans nennen könnte, erhalten die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen weiter fortgepflanzten Töne ihre Vollendung, und erreichen endlich die Gehörnerven, welchen ſie ihre Eindrücke mittheilen, um ſie zu dem Gehirn ſelbſt zu leiten, wo ſie zur Empfindung erhöht werden. Die Entſtehung dieſer Empfindung zu erklären, hat man mehrere Hypotheſen erſonnen, allein noch iſt es nicht gelungen, den Schleier zu lüften, hinter welchem hier die Natur ihre wundervolle Wirkſamkeit verbirgt. Doch hat Chladni in ſeiner Akuſtik (Gehörkunde) manche lehrreiche Bemerkungen und Beobachtungen hierüber mitgetheilt.

Das Gefühl entſteht durch die Nerven, welche über den größern Theil der Oberfläche unſers Körpers verbreitet ſind. Nicht nur durch Berührungen und Einwirkungen von außen her, ſondern ſelbſt durch Vorſtellungen werden ſie erregt (gereizt, in merkbare Thätigkeit geſetzt). Die Berührung eines Nerven bringt den Reiz hervor, den wir Empfindung nennen.

Die äußerſte Haut, die den Körper auf ſeiner Oberfläche überall, mit Ausnahme der Augen, überzieht, die

Oberhaut, iſt ohne Nerven, und mithin ohne Empfindung; — ſie dient allen, gegen die Oberfläche hervortretenden Nerven zum Schutz. In der ſtärkern, darunter liegenden Haut aber münden dieſe Nerven, und man entdeckt hier die Enden derſelben, in Geſtalt kleiner Warzen. Aber ſie ſind auch hier gegen ſchmerzliche äußere Eindrücke wahrſcheinlich noch nicht genug durch die dünne Oberhaut geſichert, und darum überzieht ein klebriger, aus kleinen Drüſen hervorquellender Saft — ein Schleim, die Spitzen der Nerven, und hüllet ſie ein. Dieſe Haut, Schleimhaut oder Netz des Malpighi (von ihrem Entdecker) genannt, enthält noch viele Blutgefäße, und viele andere, in welchen ſich Lymphe, oder wäßrige Feuchtigkeit befindet. Wo viele Nervenwärzchen liegen, iſt auch das Gefühl am feinſten, wie z. B. in den Fingerſpitzen, mit welchen manche Blinden nicht nur Geldſorten der kleinſten Art, den Silberpfennig z. B. von gleich großen, nur ein wenig anders geprägten Silberpfennig, ſondern ſelbſt Farben unterſcheiden.

Die dritte, unter der Schleimhaut liegende Haut, die Lederhaut, bedeckt Fett und Muskeln. Viele Gefäße münden in derſelben, deren Dunſt ſich durch die beiden andern Häute zieht, und die Ausdünſtung bewirkt.

Der Geſchmack, deſſen wichtigſtes Werkzeug die Zunge, und nächſtdem der Gaumen iſt, hat in der erſtern viele Gefäße, Drüſen, Adern, und aus dem Hirn hervortretende Nervenäſte. Die Zungenhaut iſt wie ein Sieb durchlöchert, und überall ragen aus dieſen Löchern kleine Warzen hervor, unter welchen vorzüglich die ſpitzeſten der Sitz der Empfindung des Geſchmacks ſind. Die Drüſen geben nämlich eine ſchleimartige Feuchtigkeit von ſich, den Speichel, der ſich mit den Speiſen vermiſcht, die in denſelben enthaltenen ſalzigen Theile auflöſt, und ſo nicht nur die Empfindung des Geſchmacks erzeugt, ſondern auch zur Verdauung der Speiſen viel beiträgt. —

Ge-

Geſchmack und Geruch ſtehen bei Menſchen und Thieren in der genaueſten Verbindung, und beide unterſtützen ſich. Der Geruch prüft vornemlich bei dem Thiere, nicht nur was dem Geſchmack angenehm, ſondern was dem Leben und der Geſundheit heilbringend oder nachtheilig iſt. Das Werkzeug des Geruchs, die Naſe, iſt mit vielen, aus dem Gehirn in die Hölen derſelben eintretenden Nerven verſehen. Dieſe breiten ſich nicht nur im Innern der Naſe aus, ſondern überziehen auch noch einige knöcherne Blätter, die faſt wie Hobelſpäne zuſammengerollt ſind. Wenn die feinen, von den Körpern ausgehenden, widrigen, oder angenehmen Dünſte die Nerven der Naſe berühren, ſo entſteht die Empfindung des Geruchs. Damit dieſe Nerven nicht vertrocknen, und untauglich werden mögen, ſind zwiſchen denſelben einige feine Aederchen hingeleitet, die beſtändig einen Schleim abſondern. Die längern Naſen, und eine größere Menge von Nerven bewirken den überaus ſcharfen Geruch mancher Thiere, obwohl ihnen der Menſch weder in dieſer, noch in irgend einer Art der ſinnlichen Wahrnehmung nachſteht, indem er feinere Sinne hat.

Uebrigens läuft hinten die Naſenhöle mit der Mundhöle zuſammen, daher uns zu Zeiten Speiſe und Getränke in die Naſe kommen, ſo wie auch umgekehrt der Tabak aus der Naſe in den Schlund kommt.

Ueberaus ſorgfältig und wundervoll hat die Natur die Augen verwahrt, und das Geſicht geſchützt. Die Augen liegen in tiefen, im Hintergrunde mit vielem Fette ausgefütterten Hölen, deren ſtarke hervorragende Knochen ſie gegen vielfältige Beſchädigungen ſchützen. Die Augenlieder bedecken die zarten Augen, und können ſich mit einer unendlichen Schnelligkeit verſchließen, welches auch zur Sicherung dieſes köſtlichen Sinnes dient. Der äußerſte Rand der Lieder iſt ein ſehr zarter Knorpel.

Ohne denſelben würden ſie weder ſo ſchnell, noch ſo genau verſchloſſen werden können. —

Die Augenbraunen dienen ſowohl, die von oben herabfallenden ſenkrechten Lichtſtrahlen abzuhalten, die nicht nur dem Auge ſchaden, ſondern vielleicht das Sehen ſelbſt verwirren würden, als auch den von oben herabfallenden Schweiß, der dem Auge ſchädlich und hinderlich ſeyn würde, und ihn nach den Backen hinzuleiten. —

Sechs Muskeln ſind beſtimmt, faſt nach allen Richtungen hin, das Auge in Bewegung zu ſetzen. Eine große Drüſe, beſtehend aus mehrern kleinern, ſondert die wäßrige Feuchtigkeit, die Thränen ab, und wäſcht damit den Staub, und alle Unreinigkeit aus dem Auge. Werden zu viele Feuchtigkeiten abgeſondert, ſo werden ſie durch zwei im innern Augenwinkel liegende Schläuche wieder eingeſchluckt, und in die Naſenhöle herabgeführt.

Drei Häute, die harte Augenhaut, die braune oder Gefäßhaut, und die Netz- oder Markhaut, außerdem drei Feuchtigkeiten, die wäßrige, die gläſerne und die kryſtallene, machen die Haupttheile dieſes höchſt merkwürdigen Organs aus. Die harte Haut beſteht aus mehreren Blättern, iſt hart, elaſtiſch, feſt, dick, weiß, und umgiebt den ganzen Augapfel. Nur gegen den vordern Theil deſſelben hin verdünnt ſie ſich, und vorn wird ſie ganz durchſichtig; hier heißt ſie insbeſondere Hornhaut. Sie iſt der Abſchnitt einer Kugel von etwas kleinerem Durchmeſſer, als der des ganzen Augapfels, und ſitzt gleichſam auf der Kugel des letztern, daher ſich dieſer auch unter der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theil des Augapfels befindet ſich eine Oeffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortſetzung des Gehirns, in's Auge geht. Unmittelbar über der harten liegt die braune Haut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt, und ſich bis an die Hornhaut erſtreckt. Sie ſieht von außen braun, inwendig aber faſt

ſchwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt ſie ſich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut, in Geſtalt eines weißen Kreiſes, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der, nach Fontana benannte, Strahlenkanal befindlich iſt. Von dem Ciliarkreiſe wendet ſich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels, und bildet daſelbſt dicke, ſchön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem ſchwarzen Leime überzogen ſind, die Kapſel der Kryſtalllinſe umgeben, und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entſtehen die weiter einwärts laufenden, und bis an den Rand der Kryſtalllinſe reichenden Strahlenfaſern, welche um die Kryſtalllinſe herum einen ſchön geſtreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwiſchen den Strahlenfaſern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere, mit ſchwarzen Linien bekleidete Fläche, die Traubenhaut heißt. Beide zuſammen machen die Iris oder den Augenſtern aus. In der Mitte dieſer durchſichtigen Haut befindet ſich die Pupille, oder Oeffnung des Augenſterns, auch Sehe genannt, durch welche das Licht ins Auge fällt. Dieſe Oeffnung iſt äußerſt empfindlich gegen das Licht, und erweitert oder verengt ſich, je nachdem daſſelbe ſchwach oder ſtark iſt. An die braune Haut ſchließt ſich die Netz- oder Markhaut, welche eine Fortſetzung und Ausdehnung des durch die harte und braune Haut in's Auge getretenen Sehnerven iſt. Sie legt ſich allenthalben bis zum größern Kreiſe der Strahlenfaſern an die braune Haut an. Die ſogenannten Feuchtigkeiten ſind zum Brechen der Strahlen beſtimmt. Sie liegen alle drei in der Mitte der beſchriebenen Häute, oder ſind vielmehr von ihnen umgeben. Die erſte heißt die kryſtallene Feuchtigkeit oder Kryſtalllinſe, und iſt ein gallertartiger, doch noch etwas feſterer Körper, von zelliger Structur. Sie liegt in einer durchſichtigen Kapſel, und iſt mit den Strahlenfaſern einge-

faßt. Die wäſſrige Feuchtigkeit erfüllt den vorderen Theil des Auges, zwiſchen der Hornhaut, und der Kapſel der Kryſtalllinſe. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, iſt von dünnflüſſiger Subſtanz, ſehr durchſichtig, und etwas ſalzig. Sie wird leicht wieder erſetzt, wenn ſie ausgefloſſen iſt. Die gläſerne Feuchtigkeit füllt die ganze Höle der Netzhaut aus, und nimmt den größten Theil des innern Auges ein. Vorn iſt ſie concav, ihrer Subſtanz nach iſt ſie eine ſehr durchſichtige Gallerte, die aus feinen Zellen beſteht, in welchen die Flüſſigkeit ſich befindet.

Wie nun das eigentliche Werk des Sehens vor ſich gehe, und wie die Lichtſtrahlen ſo gebrochen werden, daß ſie ein verkleinertes, aber auch umgekehrtes Bild auf die Netzhaut werfen, und der Menſch doch in richtiger Lage und Stellung die Gegenſtände erblickt, iſt hier um ſo weniger zu erklären, da es wohl überhaupt nie ganz genügend erklärt worden iſt.

Jetzt ſind noch mancherlei Theile zu beſchreiben, die ſich im Innern des Körpers befinden.

Die Bruſthöle enthält das Herz, die Lungen, und die Gefäße. Die letztern ſind aber nicht etwa bloß in der Bruſthöle, ſondern überall im Körper befindlich.

Das Herz iſt ein hohler kegelförmiger Muskel, und durch eine Scheidewand, der Länge nach in zwei Theilen getheilt. Jeder Theil beſteht wieder aus zwei Kammern. Das Ganze iſt in einen häutigen Sack, den Herzbeutel, eingeſchloſſen. Das Herz erweitert ſich, und zieht ſich zuſammen. Dies iſt eine Wirkung der Muskelfaſern, die theils in Schraubengängen, theils der Länge nach um das Herz gehen. Ziehen ſich die erſten zuſammen, ſo wird das Herz verengt und verlängert, da es hingegen erweitert und verkürzt wird, wenn ſich die letztern zuſammenziehen. Durch beides wird das Schlagen des Herzens bewirkt; bei den Arterien findet ſich ein ähnliches

Zuſammenziehen und Ausdehnen, und heißt der Puls. — Wir bemerken noch, daß die Kammern jeder Seite zwar unter ſich, nicht aber mit denen der andern Seite in Verbindung ſtehen. Ob übrigens das Herz Nerven habe, oder nicht, können wir nicht ausmachen.

Die Lungen ſind weiche ſchwammige Körper, die aus feinen Luft= Waſſer= und Blutgefäßen beſtehen, und einige Drüſen und Nerven enthalten. Die darin befeſtigte Luftröhre, deren hervorragendſter Theil der Adamsapfel heißt, liegt vor der Speiſeröhre, beſteht aus Knorpeln, und iſt mit einer Klappe bedeckt, die ſich ſchließt, wenn wir beim Eſſen ſchlingen, damit nichts in die Luftröhre eindringe, denn dies könnte ſogar den Tod bewirken. — Die Lungen werden durch eine Scheidewand getrennt, und zwiſchen den Gefäßen derſelben iſt überall Zellgewebe eingeflochten, damit ſich die eingeathmete Luft überall in den Lungen verbreiten könne, welche dann aus derſelben den Sauerſtoff aufnehmen, den Stickſtoff aber wieder ausathmen; daher es kommt, daß man ſich in verſchloſſenen Zimmern, wo viele Menſchen ſind, ſehr übel befindet.

Das Zwerchfell geht überzwerch, oder in der Queer, von einer Seite der Bruſt zur andern, und iſt ein ſtarker Muskel. Es bildet, indem es ſich nach dem Unterleibe herabzieht, eine Höhle, in welcher viele Eingeweide liegen.

Unter Gefäßen werden Häute verſtanden, die als Kanäle für Flüſſigkeiten dienen. Auch die Drüſen werden Gefäße genannt, und beſtehen aus einer Menge ſehr zarter kleinerer Gefäße, die mit Adern und Nerven durchflochten ſind, und zum Zubereiten und Abſondern verſchiedener Säfte, z. B. des Speichels dienen. Sie empfangen dazu die erforderlichen Säfte erſt von andern Gefäßen, nämlich den Lymphen und den Abſonderungsgefäßen. Die erſtern enthalten eine gallertartige Feuchtigkeit, ent=

ſpringen überall im Körper, wo Zellgewebe iſt, und ſind viel feiner, als die Blutadern. Die Lymphe vereinigt ſich mit dem Michſaft, und ergießt ſich in dieſer Vermiſchung beim Herzen in die Blutadern. — Die Abſonderungsgefäße ſind nur in einzelnen Theilen des Körpers vorhanden, z. B. in den Nieren, und ihr Dienſt iſt, verſchiedene Säfte, die abgeſondert werden ſollen, oder ſchon abgeſondert ſind, entweder zu= oder abzuführen.

Adern ſind Gefäße, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen ſtehen, und werden in Arterien (Pulsadern, Schlagadern) und Venen (Blutadern) eingetheilt. Die Arterien liegen tiefer im Fleiſch, und leiten das Blut, vom Herzen aus, in alle Theile des Körpers — aus dem Stamme gleichſam in die Aeſte und Zweige. Bei den Venen iſt dies gerade umgekehrt; ſie führen aus den feinen Zweigen und Aeſten das Blut in einen großen Hauptſtamm.

Die beiden größten Adern, die durch alle Theile des Körpers gehen, und hinten am Rückgrat neben einander ſtehen, ſind die linksſtehende Aorte, oder große Pulsader, und die Hohlader. Beide ſtehen mit dem Herzen in Verbindung, welches auch mit der Lungenarterie und Lungenvene der Fall iſt.

Aus der Hohlader ergießt ſich das Blut in eine Herzkammer, die ſich dann zuſammenzieht, und daſſelbe in die zweite Kammer treibt, aus welcher es in die Lungenpulsader geſtoßen, und in die Lunge vertheilt wird. Die Mündungen dieſer Ader ergießen ſich in die Blutadern. Aus den Zweigen derſelben geht es in die Aeſte, bis es in den Hauptſtamm tritt, der ſich in die dritte Abtheilung des Herzens ergießt, aus welcher es in die vierte Herzkammer getrieben wird, wo es in die Aorte, und aus dieſer dann überall durch den Körper hingeht. Die äußerſten Spitzen der Aorte ſtehen mit den äußerſten Mündungen der Hohlader in Verbindung, die das Blut

aufnehmen, es ebenfalls aus den Zweigen in die Aeſte, und aus dieſen in den Hauptſtamm führen, wo es ſich wieder in die erſte Abtheilung des Herzens ergießt, und den vorigen Lauf aufs Neue anfängt.

Dieß iſt der Kreislauf des Blutes, der, obwohl die Länge des jedesmaligen Umlaufs etwa an 140 Fuß betragen mag, doch in 24 Stunden, 350mal durch den Körper geht.

Das Blut beſteht aus eigentlichem Blut, und aus einem wäſſrigen Theil, den man Serum nennt. Man rechnet für einen geſunden Menſchen etwa 30 bis 34 Pfund Blut.

Immer an denſelben Stellen werden aus dem Blute mancherlei Säfte, z. B. der Naſenſchleim, der Speichel, die Galle, die Thränen, das Ohrenſchmalz, die Gelenkſchmiere, die Milch, u. ſ. w. mittelſt der Drüſen abgeſondert.

Die Eingeweide des Unterleibes ſind folgende: Ein einziger Kanal geht durch den ganzen Körper, fängt mit dem Munde an, und endigt ſich mit der Oeffnung des Maſtdarms, iſt aber nach Verſchiedenheit der Stellen verſchieden gebaut, und erhält verſchiedene Namen.

Zunächſt am Munde liegt der trichterförmige Schlund, der ſich verengt, und nun als Speiſeröhre, hinter der Luftröhre hinab, durch das Zwerchfell läuft, und Magen und Gedärme bildet.

Der Magen iſt ein großer, aus vier Häuten beſtehender Beutel. Die Haut erſcheint, weil ſie mit vielen einſaugenden, und ausdunſtenden Gefäßen verwebt iſt, im Innern zottig, und iſt der ſtärkſten Ausdehnung fähig, zieht ſich mit großer Kraft zuſammen, und verwandelt, mit Hülfe des ſcharfen Magenſaftes, die Speiſen in einen Brei, welcher durch eine Oeffnung, den Pförtner, der durch Muskeln verſchloſſen werden kann, in der rechten Seite des Magens durchgeht.

Hinter dieſer Oeffnung fangen die Gedärme an, die ſehr mannichfaltig gewunden und gekrümmt, und faſt ſechsmal ſo lang, als der Körper ſind, auch nach den verſchiedenen Stellen verſchiedene Namen erhalten. Das Ende der Gedärme iſt der Maſtdarm, der mit zwei Muskeln zum Verſchließen verſehen iſt.

Das, unterhalb des Magens, liegende Gedärm iſt mit Gekröſe umgeben, beſtehend aus breiten vielfachen Falten, mit vielen kleinen Adern und Gefäßen, die die milchweißen Säfte aufnehmen, welche die Gedärme mittelſt beſonderer Gefäße abſondern, und die daher Milchgefäße oder Milchadern heißen.

In einer Falte des Gekröſes liegt die Magendrüſe (weil ſie dicht unter dem Magen liegt), die einen ſpeichelartigen Saft bereitet, der ſich in den Theil der Gedärme ergießt, welcher Zwölffingerdarm genannt wird.

Die Leber liegt auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen, und enthält viele Gefäße. Ihr Blut bekommt ſie von der Pfortader. Aus dem Blute dieſer Ader ſondert ſich die Galle ab, die in den Zwölffingerdarm geht, und, wann ſie ſich ſehr anhäuft, in einer beſondern Blaſe, der Gallenblaſe, ſammelt, welche eine weit bitterere Galle enthält, als die in dem Zwölffingerdarm befindliche.

Erſt in der, der Leber gegenüber liegenden ſchwammigen, und den Lungen ähnlichen Milz, aus welcher, vermittelſt der Pfortader, der Leber das Blut zugeführt wird, ſcheint das Blut zur Hervorbringung der Galle vorbereitet zu werden.

Die an Leber und Milz und an dem Grimmdarm hängenden Nieren, beſtehen aus vielen Gefäßen; aus dem Blute, das ſie von der großen Pulsader empfangen, ſondern ſie den Harn ab, der durch eigene Gänge in eine eigene Blaſe geführt wird, welche ſich in der Harnröhre öffnet. Eine Muskel kann die Oeffnung verſchließen.

Ernährung.

Soll der Menſch leben, und geſund ſeyn, ſo müſſen die Bereitung und der Umlauf des Blutes, die Abſonderung der Säfte, die Ausleerung und das Athemholen ununterbrochen fortgehen.

Die Speiſen werden von den Zähnen zermalmt, und können deſto leichter mit dem Speichel, der ſie nicht nur zum Verſchlucken ſchlüpfrig macht, ſondern auch zur Verdauung vorbereitet, vermiſcht werden. Im Magen findet ſich ein ähnlicher, aber viel wirkſamerer Saft, der Magenſaft, der eben ſo wohl, als die Galle, die Auflöſung, oder vielmehr Verdauung der Speiſen befördert, die noch durch die wurmförmige Bewegung des Magens, und deſſen Wärme unterſtützt wird. Die Speiſen werden in eine Art Brei verwandelt, der, wenn er weich genug iſt, wieder durch den Pförtner zum Magen hinausgeſchafft wird. Iſt der Magen ledig, ſo bringt der Magenſaft in demſelben einen eigenen Reiz hervor, und es entſteht der Hunger. — Der Durſt aber entſteht von dem Reiz, welchen Austrocknung, oder ſcharfe geſalzene Speiſen auf Schlund und Kehle machen.

Der im Magen bearbeitete Brei geht in die Gedärme, wird in der Vermiſchung mit der Galle und mit dem Saft der Gekrösdrüſen noch weicher, und durch die wurmförmige Bewegung der Gedärme weiter fortgeſchafft, indem er beſtändig, durch Vermiſchung mit allerlei Säften verdünnt, und, bei ſeinem Eintritt in den Leerdarm, ganz flüſſig wird. Vorzüglich von hier aus wird derſelbe von einer großen Menge Gefäße eingeſogen, die auf der flockigen Haut, oder auf der Sammthaut der Gedärme liegen, obgleich auch vorher Einiges von verſchiedenen Gefäßen iſt aufgenommen worden.

Iſt der Brei flüſſig geworden, ſo heißt er Nahrungsſaft oder Milchſaft, und wird nun in die Milchgefäße und Drüſen des Gekröſes geführt, ſammelt

ſich in einer Blaſe, in der Gegend des zweiten Lenden=wirbels, und ſteigt aus derſelben in einen eigenen Schlauch, den ſogenannten Milchbruſtgang, der zwiſchen der Aorte und Hohlader am Rückgrat liegt, wo er ſich mit Lymphe vermiſcht. Von hier ergießt er ſich in eine Blutader, und mit dieſer ins Herz. So wird alle Nahrung dem Blute zugeführt, in Blut verwandelt, dem ganzen Körper mitgetheilt, und dieſer ernährt.

Die Nieren ſondern aus dem Blute den Harn ab, wie bereits erwähnt iſt, aber es werden auch die gröbern untauglichen Theile abgeſondert. Von dem Leerdarm an wird nemlich der Nahrungsſaft wieder dicker und dicker, denn die flüſſigen, tauglichen Theile deſſelben werden durch Gefäße eingeſchluckt, und ſo wird das überflüßige Gröbere natürlich dicker, wird durch die Bewegungen der Gedärme fortgeſchafft, geht allmählig in den dicken Gedärmen in Fäulniß über, und wird durch den Afterdarm oder Maſtdarm ausgeleert.

Verſchiedenheit der Körperbildung.

Die Bewohner des Nordpols, oder die Polarmenſchen: Grönländer, Eskimos, aber auch Lappländer, Peſcherās, Samojeden, Oſtjaken, ſind die kleinſten Menſchen der Erde. Unter dem rauhen, kalten Himelsſtrich verkrüppelt und verzwergt der Menſch eben ſowohl, als die Pflanze, und ſelbſt die Tanne kriecht auf hoh'en Gebirgshöhen, wie in den kälteſten Ebenen, platt am Boden hin. Der Grönländer bleibt unter fünf Fuß.

Dieſe Menſchen haben ſehr hervorſtehende Backenknochen, flache Geſichter, große Ohren, dicke Köpfe, kleine Füße, ſtruppiges Haar, und einige auch, z. B. die Peſcherās, breite Naſen, großen Mund, dicke Bäuche, dünne Schenkel. Was ihnen an Länge abgeht, erſetzt wenigſtens dem Grönländer und dem verwandten Eskimo die Natur gleichſam durch einen höhern Grad innerer Wärme,

durch zähe Dichtigkeit. Der Körper iſt blutreich und flei-ſchig; der Mund iſt klein, als ob zu einem größern kein Raum geweſen wäre, da die Backen ſchon die größere Breite des Geſichts einnehmen; ſtruppig bleibt das Haar, weil, wie bei der Pflanze, die Kraft fehlt, dieſelben em-por zu treiben; das Auge iſt matt und unbeſeelt.

Die Lappen wohnen unter einem etwas milderen Himmelsſtriche, und ſind deshalb ſchon größer. — Alles hat eine andere Geſtaltung, als bei den vorigen beiden Nationen. Der Berglappe hat ſein Rennthier, welches ihm alles gewährt: — Speiſe, Kleid, Zeltdecke u. ſ. w.; der Grönländer muß dagegen, was er braucht, in und auf dem Meere ſuchen; — Fiſche und beſonders See-hunde; letztere zur Speiſung und zur Kleidung. Auch die Seevögel dienen zu beiderlei Gebrauch. — Ein ſchwar-zer, glatter Seehundspelz hält das Waſſer ab, und die Gedärme des Thieres werden zu einer Art Hemde be-nutzt. Ihre Kajaiks und Umiacks (Männer- und Wei-berboote) ſind mit Fiſchbein überzogen. — Der Lappe iſt durch den Beſitz des Rennthiers zum feſten Eigen-thum, und zu einer menſchlicheren Lebensweiſe gelangt.

Auf oder vielmehr um den hohen Gebirgsrücken, der ſich über Aſien hinzieht, und wo man den erſten Sitz des Menſchenſtammes und der Hausthiere vermuthet, woh-nen die Mongolen, mit welchen die Kalmücken verwandt ſind. — Ein flachbreites und ſpitzlaufendes Geſicht mit hervorragenden Backenknochen, weit hervorſtehendes Kinn, kleine, breite Naſen, borſtiges Haar, machen ſie kenntlich. Viele haben einen ungemein dicken Bauch, und dünne Schenkel, die, weil ſie von erſter Kindheit an faſt mehr auf dem Pferde ſitzen, denn auf der Erde wandeln, ge-krümmt ſind, ein mit feinen, weißen Zähnen hervorblä-kendes Gebiß, faſt wie ein Raubthier; ein abſtehendes, thieriſches Ohr, ein kleines enggeſchlitztes Auge, und dickern Hals. Die ſalzig-ſumpfigen Steppen, in welchen

ſie von Kindheit auf leben, erklären Manches. Aber dieſe Kalmücken, die Buräten, und ſo manche andere Völkerſchaften ſind äußerſt ſchwach. Fünf bis Sechs derſelben verrichten kaum, was ein einziger Ruſſe, der ſich doch auch nie zu übernehmen pflegt, verrichtet. Dieſe Menſchen ſind ſo leicht, daß ſie alle im Fluge auf ihren kleinen Pferden dahin ſchweben; man kann es kaum Reiten nennen. — Offenbar iſt hier das Meiſte klimatiſche Eigenthümlichkeit, die ſich jedoch durch eine menſchliche Lebensweiſe würde vergüten laſſen.

Der Chineſe hat ein breites, flaches Geſicht, hervorſtehende Backenknochen, geplätſchte Naſe mit weit geſperrten Naſenlöchern, enggeſchlitzte Augen; in den ſüdlichern Provinzen eine bräunlich gelbe Farbe (in den nördlichen und bei den Vornehmen viel weißer), dunkelſchwarzes Haar, und ein ſpärlich behaartes Kinn, wie die Mongoliſchen Völkerſchaften, mit welchen die Chineſen überhaupt ſehr viel Aehnlichkeit haben. Beide Nationen haben auch eine große Anlage zum Fettwerden, daher in China ein feiſter Mann für ſchön gehalten wird.

Zur weiblichen Schönheit gehört bekanntlich in China der überaus kleine Fuß — kein Werk der Natur, ſondern der Kunſt, nach deſſen Kleinheit ſogar der Kaufpreis der Braut beſtimmt wird, da auch hier, wie überhaupt bei den roheſten Aſiaten, das Mädchen verkauft wird. Gleich nach der Geburt werden die Zehen nach den Fußſohlen zu herunter gebogen, die Hacken oder Ferſen tiefer nach dem Fuß zu hingequetſcht, und nun wird der Fuß mit ſtarken Binden umwickelt. Manche Füße halten kaum 4 bis 5 Zoll. Die Folgen dieſer Verunſtaltung ſind ein unnatürlich aufgeſchwollener Knöchel, und ein erbärmlicher Gang. — Die Japaner ſind den Chineſen in vielen Stücken ſehr ähnlich.

Zu den ſchönſten Völkern der Erde gehören die Bewohner von Kaſchemir, dem ſogenannten Paradieſe der Welt, und auch, nebſt Perſern und Europäern, die Hindus, die letztern beſonders wegen ihrer ſchlanken Geſtalt und feinen Glieder, ſo wie wegen ihres offenen und gefälligen Geſichts. Ihr Gang und ihre Haltung iſt höchſt anmuthig und edel.

Die älteſten Bewohner Perſiens waren häßlich, und ihre Nachkommen, die ſich unvermiſcht erhalten haben, die Gauren oder Guebern ſind es noch. Aber da das Land ſo vielen Einbrüchen fremder Völker ausgeſetzt war, gab es vielfältige Vermiſchungen; auch liegt von einer Seite Tſchirkaſſien, ein Hauptſitz der menſchlichen Schönheit, in der Nähe, und am Kaspiſchen Meere wohnen wohlgebildete Tartariſche Völkerſtämme, — auch Hindoſtan iſt benachbart; und ſo wurden die Perſer ein ſchönes Volk.

Von dem Europäer ſagen wir nichts, wohl aber von den Bewohnern der Geſellſchafts- und der Freundſchafts-Inſeln in der Südſee. Der Taheitier iſt faſt über die gewöhnliche Größe ein wenig hinaus, die Vornehmen wenigſtens, die nicht arbeiten dürfen, ſind 6 Fuß und 2, ja 4 engliſche Zoll hoch; auch ſind ſie, da ſie der Sonnenhitze nicht ausgeſetzt ſind, viel heller an Farbe, als die übrigen Taheiter, bei welchen das Olivengelb in die Kupferfarbe übergeht, — ja, man bemerkt bei ihnen ſogar ein Erröthen. Das weibliche Geſchlecht hat Arme und Hände von der allerſeltenſten Schönheit, nur der Fuß iſt etwas zu groß — vielleicht iſt aber unſer Urtheil falſch in dieſem Punkt, denn wenn unſere Füße nicht ſo eng eingeſchuht würden, namentlich bei den Frauenzimmern, oder wenn wir barfuß gingen, würde unſer Fuß wohl größer und breiter, und vielleicht auch ſchöner ſeyn. — Das Geſicht iſt regelmäßig, und durch ſeine feurigen Augen und durch blendend weiße Zähne

anziehend, nur die, wahrſcheinlich bei der Geburt, eingequetſchte Naſe, iſt etwas zu platt, und der Mund ein wenig groß. Das Kopfhaar iſt ſtark und ſchwarz, und wird von den Frauen kurz getragen. Die Bewohner der Freundſchaftsinſeln haben eine gleiche Bildung.

Die hoͤchſte Schoͤnheit des Koͤrpers, gleichſam das Urbild der Schoͤnheit, fand ſich einſt in denjenigen Laͤndern, die der Name Griechenland befaßte. Wie haͤtten Griechenlands Kuͤnſtler ſo herrliche Geſtalten und Formen hervorbringen koͤnnen, wenn ſie nicht die Urbilder unter ihren Landsleuten vorgefunden haͤtten. Kein Kuͤnſtler haͤtte ſolche Geſtalten erſinnen koͤnnen!

Es iſt eine Bemerkung, die wir nicht uͤbergehen koͤnnen, daß die hoͤchſte Schoͤnheit ſich weder in den kaͤlteſten, noch in den heißeſten Gegenden findet, ſondern im Mittelſtrich zwiſchen beiden. Auch iſt gerade aus ſolchen Gegenden, wo der Sitz der Schoͤnheit war, die Kultur der Menſchheit ausgegangen. — Wie groß der Einfluß des Himmelsſtrichs auf Geſtalt und Farbe des Menſchenkoͤrpers iſt, erſieht ſich leicht an den verſchiedenen Voͤlkerſchaften.

Der Neger hat, bei einer mehr oder minder ſchwarzen Farbe, eine dicke, ſammetartig anzufuͤhlende Haut; einen eigenen, ſtark riechenden Schweiß, und groͤßtentheils krauſes Wollenhaar, gewoͤhnlich von ſchwarzer, zuweilen von roͤthlicher Farbe. An dem ſchmalen, zuſammengedruͤckten Kopfe tritt der Untertheil des Geſichts weiter, als bei den uͤbrigen Menſchenraſſen, hervor, und giebt dadurch dem Neger, bald mehr, bald minder, einige Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die geplaͤtſchte Naſe und die hoch aufgeworfenen rothen Lippen, ſo gewoͤhnlich ſie auch bei den Schwarzen vorkommen, ſind ihnen dennoch nicht durchaus allgemein eigen. Es giebt Neger mit erhabenen Naſen, und fein gebildeten ſchwarzen Lefzen. Hingegen haben ſie faſt

durchgängig ſchön geordnete, weiße Zähne, die ſich bei ihnen durch Hülfe eines wohlriechenden, faſerig geſpaltenen Holzes ſtets geſund und glänzend erhalten; wozu freilich ihre einfache Lebensart ſehr viel beiträgt.

In der Phyſiognomie des Negers iſt indeß mancherlei Abwechſelung; bald rohe, bald ſanftere Züge; bald große, bald kleinere Augen von verſchiedenen Farben; bald ein ausdrucksvolles, bald ein ſtumpfſinniges Geſicht; und es giebt Neger, deren Züge ſelbſt verfeinerte Europäer für ſchön erklären würden.

Mit geringer Ausnahme einzelner Völker, ſind die Neger von geſundem, ſtarken Körperbau. Sie haben eine breite Bruſt und ſtarke Schenkel, nur iſt gewöhnlich ihr längeres Bein etwas einwärts gebogen, und ihr Fuß, vielleicht durch das ſtete Barfußgehen, ſehr breit.

Aeußerſt gelenk und kraftvoll, übertreffen ſie unter der heißen Sonne die Europäer in jeder Art von körperlicher Arbeit. Ja, ſie übertreffen ebenfalls die unter gleicher Zone einheimiſchen Weſtindier; und hierin liegt wohl ein Hauptgrund zur Beibehaltung der Afrikaner in den Weſtindiſchen Beſitzungen.

Auch das weibliche Geſchlecht iſt großer Anſtrengungen fähig; wird auch, wie bei den meiſten rohen Völkern, von den Männern zur harten Arbeit gemißbraucht. Selbſt während ihrer Schwangerſchaft, ja ſogleich nach ihren Kindbetten, bearbeiten ſie, ſogar in ihrer Heimath, als freie Menſchen, das Feld.

Eine ſchöne Jaloſin oder Fulah, oder eine artige Mandinja, welche groß, leicht, ſchlank und gut gebaut iſt, und die bloß ihre natürliche Beleibtheit hat, zeigt zwiſchen ihrem zwölften bis vierzehnten Jahre eine Art Schönheit, die in Europa völlig unbekannt iſt.

Ihr großes, zärtliches und ſanftes Auge ſtrahlt von Wohlwollen, Sanftheit und Liebe. Der Mund iſt ſchön geformt, und von mittelmäßiger Größe. Sie haben,

wenn ſie gut gebildet ſind, einen kleinen ovalen Kopf, einen geraden, langen, fein gerundeten Hals; die Linien vom Halſe bis zu den Schultern, dem Rücken und dem Buſen ſind außerordentlich ſchön. Diejenigen haben keine Vorſtellung von ihren Reizen, welche glauben, um eine junge Negerinn zu malen, habe man nur Schwarz oder Nüanzen des Schwarzen nöthig. Dieſes Schwarz iſt ſelbſt klar und durchſichtig, weil in dieſen Jahren ein Roſenroth durchſchimmert, und jede heftige Leidenſchaft bemerkbar macht.

Hottentotten und Kaffern ſind die Uebergänge zu andern Menſchengeſtalten. Die erſten ſind den Chineſen in der Geſichtsbildung überaus ähnlich, die Naſe nicht mehr ſo platt, die Lippe nicht mehr ſo aufgeworfen, das Haar nicht mehr ſo wollig, ſondern in das Haar anderer Völker übergehend, die Farbe mehr gelbbraun, der Wuchs mehr Europäiſch, die Hände und Füße aber viel kleiner.

Uebrigens wird in dem Klima heißer Erdgegenden nicht nur der Menſch, ſondern auch das Thier dunkler, faſt möchte man ſagen, kräftiger gefärbt; das Negerkind aber wird weiß geboren. Die Haut um die Nägel, die Brüſte und der Unterleib werden zuerſt gefärbt. Die dicken aufgeworfenen Lippen ſollen ein Merkmal großer Sinnlichkeit ſeyn.

Uebrigens findet man die negerartigen Völker nicht bloß an den Weſtküſten Afrika's, ſondern auch auf vielen Inſeln. Selbſt die Papous oder Papaus, in Neuguinea in der Südſee, ſind wahre Neger — Wurſtlippe, Plätſchnaſe, krauſes Wollenhaar, und ſehr ſchwarze Farbe. — Auf Aſiens Inſeln trift man da und dort ähnliche Menſchen, — an Farbe, Bildung, Temperament, da die Natur überall unter gleichen Umſtänden nicht anders, als gleichmäßig wirken kann. So finden ſich Schwarze auf den Philippinen, die Igolotes, auf Borneo die Biadſchus oder Wadſchus, und auf andern Inſeln.

Amerika geht durch alle Himmelsſtriche, durch alle Grade der Kälte und Wärme hin, durch alle Abwechſelungen der Witterung, und enthält die höchſten Höhen und die flächſten Ebenen.

Nicht von allen Nationen dieſes großen Erdtheils kann hier die Rede ſeyn; nur von einigen.

Wie verſchieden, wie in der Sprache ſogar, ſo in der Bildung, ſind die Bewohner des Nordweſtlichen Amerika's. Die Wakaſh-Nation, auf Nutka vorzüglich, iſt unterſetzt, fleiſchig, nicht übel gebaut, hat ein rundes Geſicht, volle Backen, hervortretende Backenknochen, matte ſchwarze Augen, breite Naſe, und eine durch Binden, die gleich nach der Geburt angelegt werden, flach gedrückte Stirn. Der Kopf erhält dadurch eine beinahe kegelförmige Geſtalt. Die Beine ſind von dem ewigen Niederhocken in ihren Wohnungen und Booten ſehr mißgeſtaltet; die Kopfhaare lang und ſchwarz; die Farbe des Körpers weiß, wenn man die künſtlich aufgetragenen Farben — den Ocker und den Schmutz, der auch wie Farbe ſcheint, abwäſcht. Der Bart wird ausgerupft.

Der Nordindier, der wohl einen Landſtrich von 30,000 Quadratmeilen bewohnt, iſt trotz des kalten Himmels, unter welchem er lebt, doch von mittelmäßiger Größe, wohl gebaut, kupferfarben, glatt, ſchwarzhaarig auf dem Kopfe; die ſparſamen Barthaare werden nur von Einigen ausgerupft; Stirn und Augen ſind klein; die Backenknochen hervorſtehend, die Naſe iſt Habichtsnaſe.

Die Kupferfarbe iſt faſt allen Indianern des nördlichen Amerika's eigen, und die meiſten Stämme haben eine gewiſſe Eigenthümlichkeit, einen eigenen Charakter des Körpers mit einander gemein, der ſich aber ſehr ſchwer angeben läßt. Es ſcheint alles, was beſtimmter Unterſchied hätte werden können, in einander zu verfließen.

Der Kanadiſche Wilde iſt von mehr als mittelmä-

ßiger Größe, ſchlank, wohl gewachſen und von guter Haltung; der Körper muskulös, die Gliedmaßen wohl gebildet. Die Haut iſt rothbraun. Die Weiber haben höhere Backenknochen, rundere Geſichter, wackelnden Gang, mit einwärts gebogenen Füßen, wie die Gänſe. Sie werden durch die ſchweren Arbeiten, welche ſie verrichten müſſen, vor der Zeit alt, und ſchon in früheren Jahren, ſchon im dreißigſten zuweilen widrig häßlich, ſind aber häufig fett und wohl beleibt. Die Männer reißen den Bart aus.

Wir gehen zu den ſüdlichen Gegenden über.

Die Tſchirokeſen und Muskogulgen oder Krihks ſind ein ſtarker, kräftiger, faſt rieſenhafter Menſchenſchlag, weniger roh, als die übrigen Indier des nördlichen Amerika's, und die Weiber vorzüglich ſchön (im Verhältniß der übrigen Indiſchen Frauen). Dieſe Nationen wohnen in Florida und Luiſiona.

Die Tſchaktas, Nachbarn der Vorigen, haben flache Köpfe, weil ſie den neugeborenen Kindern den Vorderkopf mit einem Beutel Sand beſchweren, indem der Hinterkopf auf einem Brette ruht. Dennoch wird dieſe Nation für klug gehalten. —

Die uns unbekannten Akenſes ſollen ein großer Schlag Menſchen, blondhaarig und blauäugig ſeyn.

Der Californier wird allgemein als ſehr ſtumpfſinnig und ſehr häßlich beſchrieben, zumal der nördliche. Er iſt von mittlerer Größe, hat ein ſtraffes, kohlſchwarzes Kopfhaar, und der Südcalifornier ſoll auch ſchwarze Zähne haben — ohne Zweifel wohl nicht von Natur, ſondern, wie bei andern Völkern, durch Kunſt, durch Betelkauen u. ſ. w.

Der Mexikaner wird uns als olivenfarb, ſchön und angenehm, mit großen, lebhaft funkelnden Augen beſchrieben; allein auch die älteren Mexikaner, zur Zeit Montezuma's, beſtanden ſchon aus mehrern Völkerſchaften, wie noch heutiges Tages.

Diejenigen Bewohner von Terra Firma, zu welchen Wafer kam, waren 5 bis 6 Fuß hohe, ſtarkknochige, breitgebrüſtete, ſchön gebauete Menſchen, mit lebhaft grauen Augen, rundem Geſicht, dünnen Lippen, kleinem Munde und hübſchen Kinn. Das Haar iſt lang und ſchwarz. Die Stirn iſt hoch, die Zähne ſind überaus ſchön. Die kleinen wohlbeleibten Weiber ſollen ſich lange erhalten, ehe ſie veralten.

Andere Bewohner von Terra Firma haben ſpitze Naſen, ſchmale Stirn, kleine Augen, großen Mund, aufgeworfene Lippen, dicken Kopf, breites, mehr oder minder kupferfarbiges Geſicht, und ſind 4½ und 5½ Fuß hoch.

Wie ermüdend würde es werden, die mancherlei Nationen Guiana's, von welchen ohnedies die Nachrichten höchſt unvollkommen ſind, nach Verſchiedenheit ihrer Größe, Farben u. ſ. w. aufzuführen. Bei den ſtark gebauten Ottomachiern (Ottomachen) ſollen ſogar die Weiber eine tiefe Stimme haben. Daß man weder bei ihnen, noch bei andern Wilden, Krüppel und Gebrechliche ſieht, iſt eben kein Wunder, und auch kein Beweis für die Güte der noch rohen Natur. Faſt in ganz Amerika wird, was gebrechlich iſt, gleich nach der Geburt umgebracht. — In Aſien und in der alten Welt, bei Griechen und Römern, finden wir die nemliche barbariſche Sitte.

Die Karaiben, wahrſcheinlich verwandt mit einigen Stämmen Guiana's, ſind kräftig gebaute, gelbbraune Menſchen, mit ſtraffem ſchwarzen Haar, und funkelndem Auge. Das runde Geſicht wird gleich nach der Geburt mit zwei Brettern flach gedrückt.

Der arme, von ſeinen Gewalthabern, den Spaniern, unterdrückte Peruaner hat dicke, ſchwarze Haare, die auf der kleinen Stirne bis zwiſchen die Augenbraunen hineinwachſen, zwiſchen den kleinen Augen liegt die etwas gekrümmte Naſe, das Geſicht iſt breit, die Ohren ſind groß,

und die Barthaare dünn und ſpärlich. Man ſchildert ſie als höchſt ſtumpfſinnig, was denn doch die in den Städten wohnenden, zu mancherlei Künſten tauglichen und geſchickten, gewiß nicht ſind. Sie ſollen höchſt unempfindlich ſeyn, was ohne Zweifel mit ihrer ſehr dicken Haut, ihren harten Muskeln und dicken Knochen wohl zuſammenhängen mag. Ihre Hirnſchale iſt 6 bis 7 Linien dick. Einem Indier wurde der Stein operirt, der ſo feſt ſaß, daß er viermal der Zange entſchlüpfte, und eine halbe Stunde darüber hinging. Kaum, daß dem Leidenden zuweilen ein leiſer Klagelaut entſchlüpfte. Nach zwei Tagen ging der Menſch wieder umher. Die auf den Gebirgen wohnenden halten eben dieſer dicken Haut wegen, in der leichteſten Bekleidung, nicht nur in der größten Kälte aus, ſondern auch im glühendſten Sonnenſtrahl, ohne Kopfbedeckung. Sie ſind von mittelmäßiger Statur, und ziemlich wohlgewachſen.

Von allen übrigen Nationen Amerika's, deren Zahl vielleicht über einige Hundert hinausgehen kann, nur Folgendes:

Die hochgewachſenen Abiponen, die überall zu Pferde umherſchweifen, ſind lauter Sehne und Muskel, breitſchultrig, von angenehmer Geſichtsbildung, gebogener Naſe, kleinem ſchwarzem Auge und bräunlicher Farbe. Die Weiber, die ſich nicht aller Witterung ausſetzen, ſind viel weißer. Sie erreichen, wie die meiſten Nationen in Paraguai und Tucuman, ein hohes kräftiges Alter. Achtzig Jahre ſcheinen ihnen gar nichts, und Greiſe von 90 Jahren ſchwingen ſich mit der Gewandheit eines Jünglings aufs Pferd.

Die Hauptvölkerſchaften in Chili ſind an Bau und Bildung den vorigen ähnlich, und halten an 6 Fuß Höhe.

Die rieſenmäßigſten Völkerſchaften Amerika's, und wahrſcheinlich des ganzen Menſchengeſchlechts, ſind die in

Patagonien bis an die Magelhaensſtraße ſtreifenden Huiliches und Tehuelhets. Nur einige wenige mögen 7 Fuß erreichen, die meiſten andern bleiben wohl noch etwas unter 6 Fuß; allein ſie ſind unglaublich breitſchultrig und ſtark, dabei angenehm gebaut und kupferbraun. Das Barthaar iſt dünn.

Seltſam iſt beides, ſowohl daß in dieſen Gegenden die größten Menſchen fallen, als daß dicht daran, auf der Südſpitze Amerika's wohnend und umherirrend, die armſeligen, kleinen, bereits erwähnten Peſcheräs wohnen.

II. Säugethiere mit vier Händen Quadrumana.

Das Affengeſchlecht (Simia).

Die Thiere dieſes Geſchlechts haben ſowohl in ihrem äußern als innern Baue viel Aehnlichkeit mit den Menſchen, und man bemerkt, daß ſie ſich uns in Anſehung ihrer Gewohnheiten und ihres Inſtinkts mehr, als irgend eine andere Thierart, nähern. Sie beſitzen ein vortreffliches Gedächtniß, ſind argwöhniſch, klug und eiferſüchtig, lieben das Nachahmen, und machen eine Menge Geſticulationen und Grimaſſen. Wenn man ſie erzürnt oder beleidigt, ſo zeigen ſie drohende Gebehrden, und knirſchen mit den Zähnen, und wenn ſie mit etwas zufrieden ſind, ſo ſcheinen ſie zu lachen. Einige ſind ſo ſtörrig und unlenkſam, daß man ihnen nur mit Mühe etwas beibringen kann; Andere hingegen ſind ſanfter, und zeigen gegen diejenigen, die ſie gut behandeln, viel Anhänglichkeit; allein faſt alle verrathen eine Menge Unarten. Auch ſind ſie im Ganzen unreinlich, ausſchweifend und diebiſch. Alle Arten von Affen, bloß der gelbe Affe in der Barbarei ausgenommen, halten ſich nur in der heißen Zone auf, wo ſie größtentheils von Pflanzenſpeiſen leben. Die Anzahl der Arten dieſes Thiergeſchlechts iſt außerordentlich groß. Bosman erzählt, daß er auf der Küſte von

Afrika eine ungeheure Menge von verſchiedenen Arten geſehen habe; und Condamine ſagt, daß bloß die Beſchreibung derjenigen Arten, die an den Ufern des Amazonen-Fluſſes leben, ein ganzes Buch ausmachen würde. In den Wäldern von Afrika, Indien, China, Japan und Südamerika wimmelt es von Affen.

Einige haben Backen-Taſchen, wo ſie ihre Speiſen weich werden laſſen, ehe ſie dieſelben kauen und hinterſchlucken. Sie lieben die Flöhjagd, und fangen die Flöhe ſowohl auf ihren eigenen Pelzen, als auf denen ihrer Gefährten. Sie beſitzen ein ſehr feines Gefühl, und können ſich mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit von einem Baume zum andern ſchwingen. Viele leben in großen Geſellſchaften beiſammen; Andere hingegen halten ſich abgeſondert in beſondern Bezirken auf, und vermiſchen ſich nie mit andern.

Dies zahlreiche Geſchlecht unterſcheidet ſich von allen andern Thieren dadurch, daß es oben und unten vier Vorderzähne hat, die nahe an einander ſtehen; die Hundszähne ſind länger, als die übrigen, und ſtehen von einander entfernt. Die Backenzähne ſind ſtumpf. Schmale Hüften und platte Lenden ſind ihnen eigen.

Man theilt die Affen in drei Klaſſen:

1. eigentliche Affen,
2. Paviane, und
3. Meerkatzen und Halbaffen (Makis).

Die eigentlichen Affen haben keinen Schwanz, gehen aufrecht, ihr Hinterer iſt fleiſchig, ihre Beine haben Waden, und ihre Hände und Füße viel Aehnliches mit den Menſchlichen. Ihr Naturel iſt gröſtentheils mild und ſanftmüthig, und ſie machen das, was ſie den Menſchen thun ſehen, ſchneller, als die andern Geſchlechter nach.

Die Paviane haben kurze Schwänze, gehen gemeiniglich auf Vieren, und ſelten aufrecht, außer wenn man ſie in dem Zuſtande der Knechſchaft dazu nöthigt.

Einige darunter ſind ſo groß, wie ein Menſch, haben lange Geſichter, eingeſunkene Augen, und ſehen übrigens außerordentlich widrig aus. Von Natur ſind ſie gewöhnlich tückiſch und wild.

Die Meerkatzen haben Schwänze, die insgemein länger, als ihr ganzer Körper ſind. Eine Klaſſe derſelben, die aus ungefähr zehn Arten beſteht, hat einen Roll- oder Wickelſchwanz, den ſie um jeden Gegenſtand herumſchlingen kann, und der bei ihr die Stelle der Hände vertritt; ſie lebt faſt ausſchließlich in Amerika. Die Meerkatzen ſind zugleich die lebhafteſten und thätigſten unter dem ganzen Affengeſchlechte; übrigens ſind ſie außerordentlich diebiſch, und ahmen die menſchlichen Handlungen kaum jemals aus andern Urſachen, als aus böſen Abſichten nach. Weder der Löwe, noch der Tiger, noch irgend ein anderes Thier von dem Katzengeſchlechte gehört zu den Feinden der Meerkatzen; ihre Herrſchaft wird ihnen in den Wäldern von dieſen reißenden Thieren nicht ſtreitig gemacht, denen ſie leicht dadurch entgehen, daß ſie ſich auf die Bäume ſchwingen. Nur die Schlangen, die mit ihnen auf den Bäumen leben, überfallen ſie bisweilen während der Ruhe, und es herrſcht zwiſchen dieſen beiden Geſchlechtern ein ewiger Krieg. Da ſie ſich aber ihrer Thätigkeit und Lebhaftigkeit bewußt ſind, ſo nehmen ſie ihre Luftſprünge auf den nemlichen Zweigen vor, wo die Schlangen ruhen, und ſpringen vor- und rückwärts über ſie hin, obgleich die Schlangen in dieſer Weltgegend von Natur rachſüchtig, und ſogleich alles, was ſie in ihrer Ruhe ſtört, zu ſtechen bereit ſind.

Seine Begierden kann der Affe nicht im geringſten beherrſchen, und ob er ſich gleich vor Schlägen fürchtet, ſo thut er doch, was ſeinen Lüſten behagt. Seine Nachahmungsſucht gereicht ihm oft zum Verderben: ohne Bedenken zieht er inwendig ausgepichte Stiefeln an, wenn

er ſieht, daß Menſchen etwas ähnliches thun, und wird alsdann gefangen; er ſchneidet ſich aus Dummheit die Kehle ab; er wäſcht ſich, wenn er Menſchen ſich waſchen ſieht, mit hingeſetztem Leimwaſſer das Geſicht, und verkleiſtert ſich die Augen ſo ſehr, daß er im Dunkeln umhertappt, und ſeinem Feinde nicht entwiſchen kann. Ueberhaupt iſt ſeine Nachahmungsluſt außerordentlich groß. Was man ihm vormacht, lernt er ohne große Mühe. Er lernt daher auf dem Seil tanzen, ein Rad ſchlagen, ſich putzen, Feuer anmachen, die Trommel ſchlagen, Gläſer ſchwenken u. ſ. w. Man hat Affen geſehen, die mit der einen Pfote den Bratſpieß dreheten, und mit der andern ein Stück Brot in die fette Brühe tauchten, und es verzehrten.

Allein ob ſie gleich eine große Kunſt und Geſchicklichkeit im Nachahmen beſitzen, ſo wiſſen ſie ſich doch bei einem Unfalle gar nicht zu helfen. Die Baris, eine Art Affen in Afrika, lernen Waſſer aus den Flüſſen in kleinen Krügen holen, die ſie auf dem Kopfe tragen: kommen ſie aber an die Hausthür, und man nimmt ihnen nicht ſogleich den Krug ab, ſo laſſen ſie ihn fallen; wenn ſie nun gewahr werden, daß derſelbe zerbrochen, oder daß auch bloß das Waſſer verſchüttet iſt, ſo fangen ſie an zu heulen, oder zu ſchreien, worin ſie eine beſondere Stärke beſitzen.

In mehrern Gegenden Oſtindiens hat man die Thiere dieſes Geſchlechts zu einem Gegenſtande göttlicher Verehrung gemacht, und die Eingebornen haben ihnen die prächtigſten Tempel errichtet. Ihre Menge iſt da faſt zahllos; ſie kommen öfters haufenweiſe in die Städte, und gehen jederzeit ohne alle Gefahr in die Häuſer; doch hat man ſie in der Stadt Calicut größtentheils aus den Wohnungen entfernt. Dieſen Zweck erreichen die Einwohner dadurch, daß ſie vor allen ihren Fenſtern Gitter anbringen. In der Hauptſtadt von Guzurat, Amadab, giebt

es drei Thierſpitäler, wo lahme und kranke Affen, ja ſelbſt ſolche, die nicht krank ſind, und da bleiben wollen, ernährt und gepflegt werden. Von freien Stücken verſammeln ſich die Affen zweimal wöchentlich aus der Nachbarſchaft in den Straßen dieſer Stadt. Sie ſteigen alsdann auf die Häuſer, die alle eine kleine Terraſſe oder ein plattes Dach haben, wo ſie ſich während der großen Tageshitze hinlegen. An dieſen Tagen legen die Einwohner allemal Reiß, Hirſe und Obſt auf die Terraſſen; denn wenn ſie dies unterlaſſen, ſo werden die in ihrer Erwartung getäuſchten Affen ſo wüthend, daß ſie die Ziegel abbrechen, und mancherlei Unfug anrichten. —

Der Orangutang. (Simia Satyrus, Simia Troglodytes Linn.) Fig. 1.

Der Orangutang hat ſeinem Aeußern nach weit mehr Aehnlichkeit mit dem Menſchen, als irgend eine andere Affenart: man hat ihn daher manchmal auch den Waldmenſchen genannt.

Die Orangutangs, die man nach Europa gebracht hat, ſind ſelten über drei Fuß hoch geweſen: allein ſie ſollen, wenn ſie ihre völlige Größe ereicht haben, wenigſtens auf ſechs Fuß hoch werden, und alsdann ſo viel Stärke beſitzen, daß ſie den ſtärkſten Menſchen mit leichter Mühe zu Boden werfen können. Sie ſehen gemeiniglich dunkelbraun aus; die Füße ſind nackt, und die Ohren, Füße und Hände haben viel Aehnliches mit den menſchlichen Gliedmaßen; überhaupt nähert ſich ihr ganzes Anſehn der menſchlichen Geſtalt außerordentlich. Doch haben ſie eine plattere Naſe, eine ſchiefere Stirn, und ihr Kinn hat unten keine Erhöhung. Auch ſtehen die Augen zu nahe an einander, und die Entfernung zwiſchen der Naſe und dem Munde iſt zu groß.

Bei der Zergliederung des Orangutang hat ſich ergeben, daß er dreizehn, der Menſch aber nur zwölf Rip-

pen hat. Auch waren die Halswirbelbeine kürzer, die Backenbeine ſchmäler, die Augenhöhlen tiefer, die Nieren runder, die Urin= und Gallenblaſen länger und ſchmäler, und die Harngänge verſchieden geſtaltet; ſonſt war in den übrigen Theilen eine erſtaunliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Orangutang und dem Menſchen zu bemerken, doch keine Anlage zur menſchlichen Sprache und zu einem natürlich aufrechten Gange.

Man ſoll dieſe Thiere in den ödeſten Gegenden des Innern von Afrika angetroffen haben, am wahrſcheinlichſten iſt die Inſel Borneo ihr einziges Vaterland. Sie leben von Früchten, und wenn ſie auf die Seeküſte kommen, freſſen ſie auch Schalthiere oder Krabben. Ihre Ruheplätze ſind die Bäume, wo ſie gegen die Anfälle aller Raubthiere, die Schlangen ausgenommen, geſichert ſind. Ein Reiſender verſichert, daß ihre Wohnungen aus Baumzweigen beſtänden, die ſie ſo in einander geflochten hätten, daß ſie gegen die Sonnenhitze geſchützt wären.

Die Orangutangs ſind in ihrem Betragen nichts weniger, als luſtig und aufgeräumt, ſondern weit bedächtiger und ſtiller, als die übrigen Affenarten. Sie ſind kühn, und wiſſen ſogar den Elephanten zu verjagen; mit einem Stücke Holz in der Hand, oder auch bloß mit ihren Fäuſten ſetzen ſie dem ungeheuren Thiere ſo zu, daß ſich daſſelbe endlich zurückziehen muß.

Ihre Beleidiger werfen ſie mit Steinen, und als man nach Wurmbs Erzählung auf der Inſel Borneo einen Orangutang fangen wollte, brach derſelbe ſtarke Zacken von den Bäumen ab, und ſchlug damit ſo wüthend um ſich herum, daß man ſeiner durchaus nicht lebendig habhaft werden konnte. — Bosman erzählt, daß mehrere von dieſen Affen einſtmals über zwei Sklaven herfielen, ſie überwältigten, und ihnen mit Stöcken die Augen ausſtechen wollten, als zu ihrem Glücke noch eine Parthie Neger dazu kam, und ſie befreite. Nach

Pennant ſollen ſie manchmal auch Negerinnen ſtehlen, und ſie in die Wälder ſchaffen. Ein Orangutang entführte einſtens einen Negerknaben, der ungefähr ein Jahr lang bei ihm lebte; als er wieder zurück kam, erzählte er, daß viele ſo groß, und noch ſtärker, als ein Mann wären, und daß keiner verſucht hätte, ihm jemals etwas zu Leide zu thun. Die Jungen ſollen ſich an den Bauch der Mutter hängen, und ſie mit ihren Händen feſt umklammern; wird daher das Weibchen gefangen, ſo laſſen ſich auch allemal die Jungen mit fangen.

Die Verſchlagenheit des Schimpanſe iſt außerordentlich; er geht gewöhnlich aufrecht, auf einen Baumzweig wie auf einem Stock geſtützt; die Neger fürchten ihn, und zwar nicht ohne Grund, weil er ſie bisweilen ziemlich arg mißhandelt. Sie behaupten, es geſchähe bloß aus Trägheit, daß er nicht ſpräche, weil er fürchte, als Menſch entdeckt, und zur Arbeit gezwungen zu werden; er wäre aber zu beiden gleich geſchickt. Dieſes Vorurtheil iſt bei den Negern ſo eingewurzelt, daß ſie ihn anreden, wenn ſie ihn treffen. In der Gefangenſchaft hatte ein Affe dieſer Art den Backofen heizen gelernt; er gab ſorgfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, die das Schiff hätten in Brand ſtecken können, und merkte ſehr genau, wenn der Ofen den gehörigen Grad von Hitze erlangt hatte, wo er denn jederzeit den Bäcker davon benachrichtigte, der ſich ganz getroſt auf dieſe Nachricht verließ, und ſeinen Teig brachte, ſobald der Affe ihn zu holen kam. Außerdem verrichtete er alle Arbeiten eines Matroſen mit der größten Geſchicklichkeit und Einſicht, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, und band ſie feſt, und die Matroſen ſahen ihn als Einen von ihres gleichen an. Das Schiff, auf dem er ſich befand, war nach Amerika beſtimmt, allein das arme Thier kam nicht bis dahin, es verlor ſein Leben auf der Reiſe, indem es ein Opfer der Härte des Oberſteuermanns wurde, der es

ungerechter Weiſe ſehr mißhandelte. Die Grauſamkeiten, die man gegen daſſelbe verübte, ertrug es mit der größten Geduld; mit flehender Miene hielt es die Hände zuſammen, um die Streiche, die man ihm ertheilte, zu hemmen. Allein von dieſem Augenblick an weigerte es ſich auch ſtandhaft, Speiſe zu ſich zu nehmen, und ſtarb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß.

Der Orangutang, den Büffon ſah, ging beſtändig auf ſeinen Hinterbeinen aufrecht, ſelbſt wenn er ſchwere Sachen trug. Seine Miene war ziemlich traurig, ſein Gang geſetzt, ſeine Bewegungen waren abgemeſſen, ſeine Gemüthsart ſanft, und ganz von andern Affen verſchieden. Er war weder ſo ungeduldig, als der Magot, noch ſo bösartig, als der Pavian, noch ſo ausſchweifend, als die Meerkatze. Er war, wird man ſagen, abgerichtet und gut erzogen, allein Andere hatten auch Erziehung. Ein Wort, ein Zeichen war hinlänglich, und dieſer Orangutang that, was man haben wollte. Den Perſonen, die ihn beſuchten, reichte er die Hand, und ging ganz ernſthaft als Geſellſchafter mit ihnen ſpazieren. Er ſetzte ſich an den Tiſch, nahm die Serviette auseinander, wiſchte ſich den Mund damit ab, bediente ſich des Löffels und der Gabel, um das Eſſen zum Munde zu bringen, goß ſein Getränk in ein Glas, und ſtieß, wenn man ihn dazu aufforderte, damit an, holte eine Ober- und Untertaſſe, ſetzte ſie auf den Tiſch, that Zucker hinein, ſchenkte Thee ein, ließ dieſen abkühlen, um ihn zu trinken: dies alles that er, ohne daß weiter etwas, als ein Wort, ein Zeichen von ſeinem Herrn nöthig war; öfters that er es aber auch von ſelbſt. Er fügte niemand etwas Leides zu, näherte ſich jedem mit Vorſicht, und zwar in einer Stellung, als ob er um Freundſchaft bäte. Vorzüglich liebte er Naſchwerk, welches unſtreitig zur Verkürzung ſeines Lebens beitrug; er lebte bloß einen Sommer zu Paris, und ſtarb in dem darauf folgenden Winter zu Lon-

don. Er aß faſt alles; nur zog er reife und getrocknete Früchte allen andern Speiſen vor; er trank Wein, aber in kleinen Portionen, und gab ihn gern für Milch, Thee oder ein anderes ſüßes Getränk hin.

Hamilton ſah auf Java einen Orangutang, der Feuer anzünden konnte, und es mit ſeinem Munde anblies; der Fiſche röſtete, um ſie mit gekochtem Reiß zu eſſen, worin er dem Menſchen nachahmte.

Le Comte ſah in der Straße der Moluckiſchen Inſeln eines von dieſen Thieren von ähnlichem Naturel. Es ging aufrecht, und bediente ſich ſeiner Arme und Hände wie ein Menſch: überhaupt waren ſeine Handlungen den menſchlichen ſo ähnlich, und ſeine Leidenſchaften ſo lebendig und ausdrucksvoll, daß ein ſtummer Menſch ſich kaum verſtändlicher ausdrücken könnte. Seine Freude und ſeinen Aerger bezeigte es dadurch, daß es mit dem Fuße auf die Erde ſtampfte. Man hatte es tanzen gelehrt; und es konnte bisweilen wie ein Kind ſchreien. Während es ſich am Bord des Schiffes befand, ließ es ſich öfters an dem Tauwerk hinauf, und machte es wie ein Seiltänzer, um der Geſellſchaft die Zeit zu vertreiben. Mit erſtaunlicher Gewandheit und Sicherheit konnte es ſich von einem Seile zum andern ſchwingen, obgleich dieſe funfzehn bis zwanzig Fuß von einander entfernt waren.

Nach Pyrards Erzählung ſind die Orangutangs auf Sierra Leona ſo fleißig, daß wenn man ſie gehörig unterrichtet und füttert, ſie Bedientenſtellen vertreten; ſobald man es ihnen befielt, ſtampfen ſie im Mörſer, holen Waſſer aus den Flüſſen, und tragen die kleinen Krüge, in die ſie das Waſſer thun, auf dem Kopfe. Nach Barbot braucht man ſie auf der Guineaküſte zum Bratſpießdrehen, und zu andern nützlichen Geſchäften.

Der große Affe, oder der Hundskopf.
(Magot. Buffon.)

Dieſer Affe hat ein Geſicht, das einem Hundegeſichte nicht unähnlich iſt. Er iſt gemeiniglich gegen vier Fuß groß. Hinten iſt ſeine Farbe grünlich-braun, am Bauche aber blaßgelb.

Dieſe Affenart lebt in den Wäldern Indiens, Arabiens und Afrika's, und in der Barbarei ſind ſie ſo gemein, daß manchmal die Bäume buchſtäblich damit bedeckt ſind. Man trifft auch etliche bei Gibraltar an.

Ihr Betragen iſt wild und bösartig. Sie leben von Pflanzengewächſen; ſie ſollen ſich auf den offenen Ebenen Indiens bisweilen in ungeheuren Schaaren verſammeln, und wenn ſie ein Frauenzimmer zu Markte gehen ſehen, ſo fallen ſie ſogleich über daſſelbe her, und nehmen ihm die Lebensmittel ab.

Tavernier meint offenbar dieſe Art, wenn er erzählt, daß einige Bewohner Indiens ein ſonderbares Mittel hätten, ſich auf ihre Koſten luſtig zu machen. Dieſe Leute nehmen fünf bis ſechs Reißkörbe, und ſetzen ſie vierzig bis funfzig Schritte von einander, und zwar nicht weit von dem Aufenthalte der Affen, in eine offene Gegend; bei jedem Korbe legen ſie eine Anzahl ſtarker Prügel hin, wovon jeder ungefähr zwei Fuß lang iſt, dann ziehen ſie ſich nach einem verſteckten Orte zurück, der nicht weit davon entfernt iſt, und warten den Ausgang der Sache ab. Sobald die Affen niemand mehr bei den Körben bemerken, kommen ſie ſogleich in großen Schaaren von den Bäumen herab, und laufen herzu; eine Zeitlang blecken ſie einander mit den Zähnen an, ehe ſie ſich den Körben zu nähern wagen, bald gehen ſie vorbald rückwärts, und es ſcheint, als hätten ſie eben nicht viel Luſt, dies Wageſtück zu unternehmen. Endlich wagen es die Weibchen, die mehr Herz, als die Männchen zeigen, beſonders ſolche, die Jungen haben, die ſie, wie

Weiber ihre Kinder, auf dem Arm tragen, ſich den Körben zu nähern, und wenn ſie Anſtalt machen, ihre Köpfe hinein zu ſtecken, um zu freſſen, ſo kommen auch die Männchen heran, um ſie daran zu verhindern. Sogleich rückt die andere Parthei vor, von beiden Seiten beginnt der Kampf, die Fechter greifen nach den Stöcken, und es entſteht ein ſehr hitziges Gefecht, das ſich allemal damit endigt, daß die ſchwächſte Parthei in die Flucht geſchlagen, und mit zerſchlagenen Köpfen und Gliedern in die Wälder zurück getrieben wird. Hierauf greifen die Sieger in Frieden zu, und genießen die Belohnung ihrer Arbeit.

Dieſer Reiſende erzählt auch, daß, als er in Oſtindien in Geſellſchaft des Engliſchen Präſidenten reiſete, man rund umher eine große Menge Affen auf den Bäumen bemerkte; der Präſident freute ſich ſo darüber, daß er ſeinen Wagen zu halten befahl, und Tavernier'n erſuchte, er möchte einen davon ſchießen. Allein die Bedienten, die hauptſächlich aus Eingebornen beſtanden, und mit dem Karakter dieſer Thiere bekannt waren, baten ihn, er möchte dies ja nicht thun, damit diejenigen, die mit dem Leben davon kämen, ſich nicht wegen des Todes ihrer Kameraden an ihnen rächten. Da der Präſident jedoch auf ſeinem Wunſche beſtand, ſo ſchoß Tavernier, und tödtete ein Weibchen, das zwiſchen die Zweige fiel, und ſeine Jungen, die ihm am Halſe hingen, auf die Erde fallen ließ. Sogleich kamen alle übrige Affen, gegen ſechzig an der Zahl, wüthend von den Bäumen herunter, und ſchwangen ſich, ſo viel ihrer konnten, die Kutſche des Präſidenten hinauf, wo ſie ihn ſicherlich erwürgt haben würden, wenn man nicht ſogleich die Blenden herabgezogen hätte, und die Anzahl der Bedienten nicht ſo zahlreich geweſen wäre. Man trieb ſie daher zurück, aber dies war keine leichte Sache. Dennoch aber liefen ſie nach, und verfolgten die Bedienten wenigſtens drei

Meilen weit von dem Orte, wo ihr Kamerad erſchlagen worden war.

Dieſe Affenart gewöhnt ſich ſehr gut an unſer Klima, und man zeigt ſie ſehr häufig in England. Sie geht lieber auf Vieren, als auf Zweien, und macht eine Menge Fratzen, um ihren Aerger oder ihren Appetit auszudrücken. In ihren Bewegungen iſt ſie ſchnell, und ihr Betragen roh; wenn ſie in Wuth gebracht wird, ſo grinzt ſie mit den Zähnen. Allein trotz ihres wilden und unbändigen Karakters lehrt man dieſen Affen doch durch Geduld und ſtrenge Zucht eine Menge närriſcher Dinge, welche man den Zuſchauern vorzeigt. Einige lernen tanzen, machen nach dem Takte Geſtikulationen, und laſſen ſich ruhig ankleiden.

Büffon hatte mehrere Jahre lang einen ſolchen Affen. Im Sommer befand er ſich gern in der freien Luft, und im Winter konnte man ihn in ein Zimmer einſperren, worin kein Feuer war. Ob er ſchon lange dieſe Lebensart führte, ſo konnte man ihn doch nicht ganz zähmen. Wenn man ihm zu eſſen gab, ſo füllte er allemal ſeine Taſchen damit an, und wenn er ſchlafen wollte, ſetzte er ſich gern auf eine eiſerne oder hölzerne Stange.

Im wilden Zuſtande tragen die Weibchen ihre Jungen auf den Armen, und ſpringen öfters mit ihnen in einer großen Weite von einem Baume zum andern.

Die wilden Araber eſſen das Fleiſch derſelben.

Der gemeine Affe oder der Pitheke. (Simia silvanus Linn. Pitheque Buffon.)

Der gemeine Affe hält ſich in Afrika, Oſtindien, und auf der Inſel Ceylon auf. Er iſt ungefähr ſo groß wie ein Fuchs, und geht gemeiniglich aufrecht. Er hat ein kurzes plattes Geſicht, und ſeine Augen haben viel Aehnlichkeit mit den menſchlichen. Die allgemeine Farbe des Körpers iſt oben olivenbraun, und am Bauche gelblich.

Er

Er hat einen ſanften Charakter und läßt ſich ohne Schwierigkeit zähmen. Wenn er ärgerlich iſt, macht er drohende Gebehrden, und wenn er mit etwas zufrieden iſt, klappert er mit den Zähnen. Er trinkt aus der flachen Hand, macht unſer Lächeln und Zürnen, und auch, wie Linnē behauptet, die bei den Kaffern gewöhnlichen Begrüßungsformen nach. Er beſitzt ein vortreffliches Gedächtniß, und erinnert ſich öfters ſeiner Wohlthäter mehrere Jahre lang. Er verräth Scharfſinn, und iſt heiter und fröhlich.

In ihren vaterländiſchen Wäldern verſammeln ſich dieſe Affen in Trupps zuſammen, und leben hauptſächlich von Pflanzengewächſen, Getreide und Früchten. Sie fallen öfters, wie viele Andere von dieſem Geſchlechte, in Geſellſchaft über Gärten und Pflanzungen her. Ehe ſie aufs Plündern ausgehen, ſchicken ſie Einen aus, der auf eine Anhöhe ſteigen muß, um ſich umzuſehen, ob der Angriff ohne Gefahr unternommen werden kann. Wenn nichts zu beſorgen iſt, ſo giebt er ein Zeichen, und Alle brechen hervor, und machen ſich über das Geſchäft her. Die Schildwache bleibt jedoch immer auf ihrem Poſten ſtehen, und giebt Acht; nähert ſich irgend jemand, ſo macht ſie ein lautes Geſchrei, worauf diejenigen, die ſich auf der Erde befinden, ſogleich auf die Bäume ſpringen: dauert das Lärmzeichen fort, und iſt die Gegend dicht mit Wald bewachſen, ſo ſetzen ſie ihren Weg fort, und ſpringen von einem Baume zum andern, bis ſie in's Gebirge kommen. Die Weibchen ſind auf dieſer Flucht öfters mit vier bis fünf Jungen beladen, die ſich um ihren Hals und um ihre Hintertheile geſchlungen haben, und trotz dieſes Hinderniſſes machen ſie doch ſehr weite Sprünge. Die Verheerung, die ſie an den Früchten und dem Getreide anrichten, iſt außerordentlich, ſie ſammeln dieſes in Haufen, mag es reif oder unreif ſeyn, zerreiſſen es und werfen es in ſolcher Menge auf die Erde, daß

das, was ſie freſſen und mit fortnehmen, eine Kleinigkeit gegen das iſt, was ſie zu Grunde richten.

Sie ſollen vorzüglich in Hölen leben, und die Eingebornen bedienen ſich folgenden ſonderbaren Mittels, ſie einzufangen; ſie ſtellen Gefäße mit ſtarken Getränken in ihre Nähe, die Thiere verſammeln ſich hierauf haufenweiſe, um dieſen ganz unerwarteten Leckerbiſſen zu genießen, werden berauſcht davon, fallen in einen tiefen Schlaf, und laſſen ſich ſo leicht fangen.

So lange ſie in ihrem wilden Zuſtande leben, beißen ſie, gleich vielen andern Thieren, wüthend um ſich herum, wenn man ſie angreift.

Der große Pavian. (Simia sphinx Linn. Papion. Buffon.)

Den großen Pavian findet man in den heißeſten Gegenden von Afrika, ſo wie auch auf der Inſel Borneo. Er iſt oft drei bis vier Fuß hoch, und ſeine obern Theile ſind außerordentlich ſtark und muskulös. Sperrt man ihn in einen Käfig ein, ſo packt er bisweilen die Riegel an, und rüttelt ſie ſo ſtark, daß alle Zuſchauer darüber in Schrecken gerathen. Gegen die Mitte hin iſt er, wie alle Paviane, ſehr dünn. Seine Farbe iſt im Ganzen graubraun, und ſein langes Geſicht iſt von einer gelben Fleiſchfarbe. Er hat Backen-Taſchen, der Schwanz iſt ſehr kurz und rund, um denſelben her iſt der Hintertheil in einer beträchtlichen Strecke ganz nackt und ſchwielig.

Dieſe Paviane ſind außerordentlich wild, und haben ein eben ſo ſonderbares als fürchterliches Anſehen; ſie gehen gemeiniglich in Trupps, und ſind gefährliche Feinde, wenn ſie zahlreich ſind. Ihre Stellung iſt ſelten aufrecht, ſie gehen lieber auf Vieren, als auf Zweien.

In Siam ſtreifen ſie öfters in erſtaunlicher Menge herum, fallen über die Dörfer her, während die Einwohner mit der Reißernte beſchäftigt ſind, welches ſie ins-

gemein ſehr ſcharfſichtig auszuſpüren wiſſen, und ſtehlen ihnen allen Vorrath, den ſie mit ihren Tatzen fortbringen können.

Früchte, Getreide und Wurzeln machen ihre Hauptnahrung aus, und um dieſe Speiſen zu erhalten, richten ſie öfters die gräulichſten Verheerungen an. Ihre große Stärke und ihre ſcharfen Klauen machen ſie den Hunden furchtbar, die ſie nur mit Mühe beſiegen, außer wenn ſie, wie dies bisweilen geſchieht, zu viel gefreſſen haben, und daher ſchwerfällig und unthätig geworden ſind. Wenn ſie in Freiheit ſind, ſo beſiegt ein ſolcher Affe leicht drei bis vier Menſchen, wenn dieſe keine Waffen bei ſich haben.

Selten bringen die Weibchen mehr, als Ein Junges zur Welt, das ſie auf den Armen tragen; allein ſo viel man weiß, ſind ſie nirgends, als bloß in heißen Himmelsſtrichen fruchtbar.

Wenn man ſie einſperrt, ſo ſind ſie bösartig, wild, und kaum jemals zahm zu machen; ſie bleken öfters mit den Zähnen, nagen und toben mit der größten Wuth.

Sie ſind große Freunde von Eiern. Einer derſelben hatte auf einmal acht in ſeine Backentaſchen geſteckt, worauf er Eins nach dem Andern wieder herausnahm, es an dem Ende entzwei brach, und das, was ſie enthielten, in Ruhe fraß. Sie ſind auch große Liebhaber von Wein und ſtarken Getränken. Pennant ſah einen zu Cheſter, der eine fürchterliche Stärke hatte, und außerordentlich wild war. Seine Stimme war eine Art Brüllen, das dem Brüllen des Löwen nicht unähnlich war; nur war es leiſer und innerlich. Er ging auf allen Vieren, und ſtand nie auf den Hinterbeinen, außer wenn ihn ein Wärter dazu zwang; häufig aber ſaß er auf dem Steiße, und zwar tief gebückt, und ließ ſeine Arme vor dem Bauche herunter fallen. Wie Pennant erzählt, liebte er vorzüglich Käſe, und wenn man ihm Weizenähren gab,

ſo wußte er geſchickt die Körner mit den Zähnen heraus zu bringen und ſie zu eſſen.

Der ſchwarze Affe. (Papio aethiops. Linné.)

Der ſchwarze Affe hält ſich in Südafrika auf, und zeichnet ſich beſonders durch ſeinen Scharfſinn aus. Er iſt ſo groß als ein kleiner Schäferhund, hat keinen Schwanz, graues Haar, und ein ſchwarzes hartes Geſicht.

Im Jahre 1787 hatte der Kapitain Degrandpré (ſiehe deſſen Reiſe nach der weſtlichen Küſte von Afrika) auf ſeinem Schiffe ein Weibchen von dieſer Art. Wenn es auf den Hinterbeinen ſtand, ſo war es zwei Fuß und zwei Zoll hoch. Da dieſes Thier beſtändig den Neckereien der Schiffsmannſchaft ausgeſetzt war, ſo hatte es einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zu zügeln vermochte. Die Scharfſicht, mit der es ſich gegen ſeine Feinde zu vertheidigen, ja bisweilen ſie ſogar zu beſtrafen wußte, machte Herrn Degrandpré neugierig, zu verſuchen, wie weit ſeine Erfindungskraft reiche, wozu er folgendes Mittel wählte: Da das Thier außerordentlich auf Anisbrantwein erpicht war, ſo ließ er eine damit angefüllte Flaſche mitten in der großen Kajüte ſorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen auf eine Art auf dem Boden befeſtigen, daß ſie unmöglich umgeworfen werden konnte; hierauf verſteckte er ſich in ſeine Schlafkammer, wo er hinter einem Vorhange alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte den Affen die Neugierde, nachher aber der Geruch der Bouteille herbei; er bezeigte ſeine Freude über ſeinen Fund, indem er allerlei Sprünge und Grimaſſen machte. Hierauf leckte er ſo viel aus der Bouteille heraus, als er mit der Zunge erreichen konnte; dann ſteckte er ſeine Finger in den engen Hals, und leckte ſie ab; als aber auch dieſes Mittel nichts mehr fruchten wollte, verſuchte er die Bouteille

umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange, ſo ſah er die Unmöglichkeit, dies zu bewirken, ein, und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: in den Ritzen und Ecken des Zimmers ſuchte es allen Staub und Sand zuſammen, und machte davon dicht bei der Bouteille einen Haufen; ſo bald ihm dieſer groß genug ſchien, nahm es etwas davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halſes, ließ den Sand hinein fallen, und trank ſo das herausfließende Getränk. Auf dieſe Art fuhr es fort, Sand in die Bouteille zu thun und zu trinken, bis es ihm ohne Zweifel gelungen wäre, die ganze Bouteille auszutrinken, wenn es nicht mitten in ſeinem Geſchäfte durch eine ſtarke Berauſchung unterbrochen worden wäre.

Der graue Pavian. (Simia Hamadryas Linn.)

Die grauen Paviane, die man in den heißen Gegenden von Afrika und Aſien findet, vereinigen ſich in große Geſellſchaften, und beſtehlen die Gärten und Pflanzungen. Geht etwa ein Reiſender vor ihnen vorbei, ſo ſind ſie ſo unverſchämt, auf die Bäume zu laufen, mit aller Anſtrengung die Aeſte zu ſchütteln, und zugleich ſehr laut zu ſchmatzen. Sie ſind ungefähr 5 Fuß hoch, und ſo wild und zahlreich, daß die Kaffeepflanzer ihre Pflanzungen beſtändig bewachen laſſen müſſen, damit ſie nicht von dieſen Affen beſtohlen werden. Sie laſſen ſich nicht zähmen, und ſind ſo ſtark, daß ſie ohne Mühe einen Mann überwältigen können.

Wenn ſie aufrecht gehen, ſo ſind ſie etwa fünf Fuß hoch. Kopf und Geſicht gleichen denen des Hundes. Das Geſicht iſt nackt, die Ohren ſind ſpitzig und in den Haaren verſteckt. Wenn man ſie ſchlägt, ſo ſollen ſie zu heulen und zu ſeufzen anfangen.

Der Bären-Pavian. (Papio ursinus.)

Die Bären-Paviane ſcheinen eine Spielart von

den vorigen zu ſeyn; man findet ſie in Südafrika, beſonders aber ſehr zahlreich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo ſie auf den Bergen heerdenweiſe beiſammen leben. Nähert ſich ihnen jemand, ſo machen ſie ein bis zwei Minuten langes allgemeines fürchterliches Geſchrei, und dann verbergen ſie ſich in ihre Schlupfwinkel, und ſchweigen gänzlich ſtill. Selten kommen ſie auf die Ebene herab, außer wenn ſie die Gärten plündern wollen, die ſich mehr am Fuße der Berge befinden. Während ſie hiermit beſchäftigt ſind, ſtellen ſie Schildwachen aus und laſſen ſorgfältig Acht geben, damit ſie nicht überfallen werden. Die Früchte brechen ſie in Stücken, und ſtecken ſie in die Backentaſchen, damit ſie dieſelben nachher in Ruhe, und ohne Furcht vor Gefahr verzehren können. Wenn die Schildwache jemand bemerkt, ſo ſtößt ſie ein lautes Geheul aus, welches etwa eine Minute anhält; ſogleich entfernt ſich der ganze Trupp mit der größten Schnelligkeit, welches ſehr luſtig ausſieht, indem die Jungen den Alten auf den Rücken ſpringen und ſich anklammern. Auch nähren ſie ſich von verſchiedenen Arten Zwiebelgewächſen, die ſie mit großer Geſchicklichkeit auszugraben, und zu ſchälen wiſſen. Man ſieht daher, daß ſie häufig Haufen von Schalen zurücklaſſen. Der Gladiolus plicatus (geſpaltene Siegwurz) ſcheint die Lieblingspflanze bei denjenigen zu ſeyn, die ſich in der Nähe des Kaps aufhalten, weshalb ſie auch manchmal die Pavianpflanze heißt.

Wenn ſie auf dem Felde eine einzelne Perſon gewahr werden, die ſich daſelbſt niedergeſetzt hat, um ihre Mahlzeit zu halten, ſo ſtehlen ſie ſich heimlich, wenn ſie nicht recht Acht giebt, und zwar in ihrem Rücken herbei, und nehmen, was ſie bekommen können; hierauf laufen ſie eine kleine Strecke fort, drehen ſich um, ſetzen ſich auf den Hintern, und verzehren es mit den tollſten Grimaſſen vor den Augen des Beſtohlnen. Oefters nehmen

ſie auch das Geſtohlene in ihre Pfoten, und thun, als wenn ſie es dem Beraubten wiedergeben wollten, und dann machen ſie ſolche lächerliche Gebehrden, daß, ſo ungern man auch ſeine Mahlzeit einbüßt, man ſich dabei doch nicht des Lachens enthalten kann.

Zwiſchen den Bergen ſind ſie ſo zahlreich, daß bisweilen das Reiſen daſelbſt äußerſt gefährlich iſt. Unerſchrocken ſitzen ſie auf den Felſenſpitzen, und rollen nicht allein ungeheure Steine herunter, ſondern werfen ſie auch von da herab. In ſolchen Fällen iſt eine Flinte unentbehrlich, um ſie in einer ſolchen Entfernung zu halten, daß ſie mit ihren Würfen keinen beträchtlichen Schaden anrichten. Auf ihrer Flucht machen ſie öfters, mit ihren Jungen auf dem Rücken, die erſtaunlichſten Sprünge die ſteilſten Felſen hinab, und beſitzen eine ſolche Gewandheit, daß man ſie ſelbſt mit Feuergewehren nur mit Mühe tödten kann.

Wenn man dieſe Affen einſperrt, ſo kann man ſie zu mancherlei abrichten, allein immer behalten ſie einen Hang zur Rache und zu Beleidigungen. Auf dem Kap fängt man ſie oft jung, und zieht ſie mit Mühe auf, und ſie ſind eben ſo treue und wachſame Hüter des Eigenthums ihres Herrn, als es in Europa der beſte Haushund ſeyn kann. Viele Hottentotten ſind der Meinung, ſie könnten ſprechen, allein ſie thäten es deshalb nicht, damit ſie nicht zu Sklaven gemacht, und zur Arbeit genöthigt würden. Ob ſie ſchon von Natur kein Fleiſch freſſen, ſo kann man ſie doch an das Freſſen von gekochtem Fleiſche oder von Fiſchen gewöhnen.

Sie ſind ungefähr 5 Fuß hoch, und können, trotz alles Widerſtandes, den ſtärkſten Mann mit ſich fortſchleppen. Wenn ſie aufgebracht ſind, ſo faſſen ſie ihren Feind bei den Ohren, und beißen ihm manchmal Eins davon ſo glatt weg, als wenn es mit dem Raſirmeſſer weggeſchnitten wäre.

Man fängt ſie bisweilen mit Hunden, allein man muß eine ziemliche Anzahl bei ſich haben, wenn man darin glücklich ſeyn will. Ein oder zwei Hunde können ſelten einen Pavian fangen, denn kann dieſer, der erſtaunlich gewandt und ſchnell iſt, einen Hund bei den Hinterbeinen erhaſchen, ſo dreht er ihn ſo lange herum, bis er ganz ſchwindelnd iſt. Auch beißt er mit ſeinen großen Zähnen gar fürchterlich, und vertheidigt ſich mit denſelben äußerſt hartnäckig.

Der Affe mit einem Haarbüſchel auf dem Kopfe.
(Simia aygula Linn. Aigrette. Buffon.)

Dieſer Affe hat in ſeiner Farbe etwas ähnliches mit dem Wolfe. Sein Kopf, der außerordentlich häßlich ausſieht, iſt groß, ſeine Wangen ſind runzlich, ſeine Augenbraunen hervorſtehend und voller Borſten, und ſeine Lippen mit einer doppelten Spalte verſehen. Auf dem Kopfe hat er einen ſpitzigen Haarbüſchel, ſeine Beine ſind ſchwarz, die Nägel an den Daumen rund, an den übrigen Fingern aber länglich. Er iſt anderthalb bis zwei Fuß lang, bewohnt Südafrika, Indien und Java, wo er ſehr luſtig und lebhaft iſt, auf die Bäume ſpringt, und die Nacht über einen beſtändigen Lärm macht.

Dieſe Affen verſammeln ſich oft heerdenweiſe und plündern die Pflanzungen und Gärten. Sobald ſie auf ein Hirſenfeld kommen, fangen ſie ſogleich an zu rauben: in den Mund packen ſie ſo viel Hirſe, als ſie tragen können, außerdem nehmen ſie noch eine Menge davon unter die Arme und in jede Pfote. So beladen kehren ſie nach ihren Wohnorten zurück, und ſpringen den ganzen Weg über auf den Hinterfüßen. Wenn man ſie aber verfolgt, ſo werfen ſie nicht etwa ihre ganze Beute weg, um ſchnell fort zu kommen; ſondern ſie laſſen bloß die Hirſenſtengel fallen, die ſie unter den Armen und in den Händen haben, damit ſie deſto ſchneller auf allen

Vieren laufen können; was ſie im Munde tragen, das bewahren ſie ſorgfältig auf, und werfen es nicht weg. Mit der größten Genauigkeit unterſuchen ſie vorher jeden Stengel, den ſie aus der Erde herausziehen; diejenigen, die nicht völlig zu ihrer Abſicht paſſen, werfen ſie weg, und rupfen anſtatt derſelben andere aus. So richten ſie oft durch das, was ſie liegen laſſen, weit mehr Schaden an, als durch das, was ſie mit fort nehmen.

Sie ſind ſanftmüthige und gutartige, aber ſo häßliche und ekelhafte Thiere, daß wenn ſie Fratzen ſchneiden, man ſie kaum ohne Schrecken und Abſcheu anſehen kann.

Die Landeseingebornen fangen ſie in Schlingen, die ſie zwiſchen den Baumzweigen verſtecken, wo dieſe Thiere beſtändig herum ſpringen, und lächerliche Kapriolen machen.

Der Chineſiſche Affe.

Der Chineſiſche Affe hat ſeinen Namen von der ungewöhnlichen Lage ſeines Haares oben auf dem Kopfe; es iſt in der Mitte getheilt, liegt glatt auf jeder Seite, und nimmt eine zirkelförmige Richtung, ſo daß es einigermaßen einer Chineſiſchen Mütze ähnlich ſieht.

Dieſe Thiere trifft man in ungeheuren Schaaren in den Wäldern der Inſel Ceylon an, wo ſie in den Gärten und Pflanzungen, die ſie von ihren Wohnorten aus erreichen können, große Verheerungen anrichten. Sie ſind ohngefähr ſo groß, als eine Katze, und ihre Farbe iſt ein blaßgelbliches Braun; ſie haben lange Schwänze, und die Nägel an den Daumen ſind rund, an den übrigen Fingern aber und an den Zehen ſpitzig.

Wenn ſie die Zuckerpflanzungen beſtehlen, ſo ſtellen ſie allemal eine Schildwache auf einem nahe ſtehenden Baume aus; unterdeſſen rauben die übrigen, und belaſten ſich mit der Beute. Wird die Schildwache einen Feind gewahr, ſo ruft ſie ihren Gefährten zu, die ſo viel Zucker-

rohrſtengel mit fortnehmen, als ſie im rechten Arme halten können, und ſogleich auf dreien davon laufen. Setzt man ihnen nach, und iſt ihr Feind in der Nähe, ſo werfen ſie ihre Beute weg, und ſuchen ſich auf die Bäume zu retten, welche ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte ſind.

Wenn es ihnen an Früchten und ſaftigen Pflanzen gebricht, ſo freſſen ſie Inſekten, manchmal gehen ſie auch an die Flußufer und Seeküſten, und fangen Fiſche und Krebſe. Sie ſollen die Schwänze zwiſchen die Scheeren der Krabben legen, und wenn dieſe zufaſſen, ſie ſogleich an ſich ziehen und in Ruhe verzehren. Sie pflücken Kokosnüſſe und wiſſen recht gut, wie ſie es machen müſſen, um den Saft zum Trinken und den Kern zum Eſſen heraus zu bekommen.

Die Eingebornen fangen ſie oft vermittelſt einer Kokosnuß, in der ſie ein Loch machen. Dieſe legen ſie in die Nähe ihrer Wohnungen; Einer davon hebt ſie auf, um den Kern heraus zu bekommen, allein der Fänger giebt Acht, eilt ſogleich herbei, und erhaſcht das Thier, ehe es ſich wieder los machen kann.

Der Uiſtiti. (Simia Jacchus. Linn. Ouſtiti. Buffon.)
Fig. 2.

Dieſes kleine Thier iſt nicht größer, als ein Eichhörnchen, und in Braſilien einheimiſch. Es hat einen langen dickbehaarten Schwanz, an dem, der ganzen Länge nach, ſchwarze und weiße Ringe abwechſeln. Der Leib ſieht röthlich grau aus, und iſt leicht mit dunkeln Schattirungen wellenförmig geziert; das Geſicht hat eine dunkle Fleiſchfarbe, und auf jeder Seite befindet ſich ein breiter, dicker, milchweißer Büſchel Haare, der an den Ohren hervorragt. Die Tatzen ſind mit Haaren verſehen, und haben ſcharfe Nägel. — Im Freien und in ihrem Vaterlande ſollen dieſe Affen hauptſächlich von Früchten leben, allein ſobald ſie eingeſperrt werden, freſſen ſie mitunter

auch Inſekten, Schnecken u. ſ. w. Man brachte eines von dieſen Thieren in einem Oſtindiſchen Schiffe mit nach England; dieſes fraß Nüſſe, allein dahin konnte man es nicht bringen, daß es reife Früchte angerührt hätte. Vorzüglich gern fraß es die kleinen Arten von Spinnen und ihre Eier; die größern aber rührte es nicht an.

Ein Paar dieſer Thiere, das einem Londner Kaufmann gehörte, hatte Junge. Anfänglich ſahen dieſe außerordentlich häßlich aus, und hatten wenige, oder gar keine Haare. Oft hängten ſie ſich ſehr feſt an die Brüſte der Mutter an, als ſie aber etwas größer wurden, ſtiegen ſie ihr auch auf den Rücken oder auf die Schultern. Wenn ſie müde war, half ſie ſich damit, daß ſie an eine Mauer, oder ſonſt wohin ging, und ſich ihrer dadurch entledigte, daß ſie dieſelben daran rieb, indem ſie ſie nicht anders los werden konnte. Wenn die Mutter die Jungen zum Abſteigen genöthigt hatte, wurden ſie ſogleich von dem Männchen aufgehoben, welches ſie eine Zeit lang rund um ſich herumhängen ließ, um dem Weibchen ihre Laſt zu erleichtern.

Der ſchwarze Brüllaffe. (Simia Beelzebul, Linn. l'Ouarine. Buffon.)

Dieſe Thiere ſind in der neuen Welt zu Hauſe, wo man ſie in den Wäldern von Braſilien und Guiana in ungeheuren Schaaren antrifft. Sie ſind die größten unter den Amerikaniſchen Affen, und ungefähr ſo groß, als ein Fuchs; ſie haben eine ſchwarz glänzende Farbe und ein weiches Haar, nebſt einem Wickelſchwanze.

Sie ſind ſo wild und bösartig, daß ſie ſich weder fangen nach zahm machen laſſen, ſie beißen fürchterlich um ſich, und ihr großer Mund, ihre ſchreckliche Stimme, und ihr furchtbarer Anblick flößen ſchon Schrecken ein. Ihre Stimme iſt dem Getöſe einer Trommel ähnlich, und man ſoll ſie eine Stunde weit hören. Sie ſollen ihr

wildes Geſchrei, ſowohl bei Tage, als in der Nacht, bei dem Eintreten der Fluth hören laſſen, die ſie aus Inſtinkt kennen. Ihr Geſchrei hat ſeinen Grund in einer Art von Knochenfortſatz in der Kehle, durch deſſen Wölbung die Töne ſehr verſtärkt werden.

Sie halten ſich gewöhnlich in Partien von zwanzig bis dreißig zuſammen, und ſchweifen auf den Gipfeln der Bäume umher, indem ſie von einem Baume zum andern ſpringen. Sehen ſie jemanden allein, ſo necken ſie ihn, und drohen ihm.

Die Weibchen ſollen jedesmal zwei Junge zur Welt bringen; wenn ſie daher ausgehen, ſo nehmen ſie das Eine in die Arme, das Andere aber auf den Rücken; das Letztere ſchlingt ſeine beiden Vorderpfoten der Mutter um den Hals, mit den beiden hintern aber hält es ſich an der Mitte des Rückens feſt. Es iſt nicht möglich, ein Junges zu erhalten, ohne die Mutter zu tödten, denn ſo lange dieſe lebt, läßt ſie jenes auch nicht los.

Viele Reiſende behaupten, daß ihr Fleiſch ein vortreffliches Gericht ſei, und daß es im Geſchmacke viele Aehnlichkeit mit dem Schöpſenfleiſche habe.

Der Quato. (Quoata, Coaita.) Fig. 3.

Dieſer Affe iſt in mehreren Gegenden Südamerika's zu Hauſe. Er iſt groß, und hat über und über langes ſchwarzes Haar, bloß das Geſicht ausgenommen, welches kahl und runzlicht iſt. Sein Schwanz iſt beinahe 2 Fuß lang.

Er iſt ein kühnes und lebhaftes Geſchöpf, und macht eine Menge Luftſprünge und Grimaſſen; von Natur iſt er ſehr ſanftmüthig und gelehrig. Die große Menge und Lebhaftigkeit dieſer Thiere belebt die öden und einſamen Wälder Amerika's. Aus Mangel an beſſerer Nahrung freſſen ſie manchmal Fiſche, die ſie, wie Büffon erzählt, mit den Schwänzen fangen. Ja! ein ſolcher Affe, den

man eingeſperrt hielt, haſchte auf dieſe Art ein Eichhörnchen, das man ihm zum Geſellſchafter gegeben hatte, und zog es an ſich. Dieſes Thier erwarb ſich durch ſeine Vertraulichkeit, ja ſelbſt Schmeicheleien, die Liebe aller derjenigen, die um daſſelbe waren.

Wenn man dieſen Affen die Vorderpfoten auf den Rücken bindet, ſo gehen ſie eine ziemliche Strecke mit ſolcher Leichtigkeit und Sicherheit auf den Hinterfüßen, als wenn dies ihr natürlicher Gang wäre. Obgleich ſie ſich leicht zähmen laſſen, und in allen ihren Handlungen eine ungewöhnliche Kunſt und Geſchicklichkeit zeigen, ſo verläßt ſie doch nicht immer jener Antheil an boshafter Verſchlagenheit, durch den ſich das ganze Affengeſchlecht auszeichnet.

Wenn man, eines von dieſen Thieren ſchlägt, ſo läuft es ſogleich davon, und klettert auf einen Limonien- oder Pomeranzen-Baum, und verfolgt man es, ſo bricht es die Früchte ab, und wirft ſie mit großer Geſchicklichkeit ſeinem Feinde auf den Kopf; ja, es bemüht ſich ſogar, ihn dadurch zu vertreiben, daß es ſeinen Unrath auf ihn fallen läßt. Zugleich macht es allerhand Grimaſſen, und nimmt tauſend lächerliche Dinge vor, die den Zuſchauern kein geringes Vergnügen gewähren.

Wenn dieſe Affen einen Sprung thun wollen, ſo ſchlingen ſie ihren Schwanz um einen Aſt, und geben ſich dadurch einen Schwung; ſie brauchen auch wohl das ſinnreiche Mittel, daß ſie einander bei den Schwänzen anfaſſen, und ſo eine lange Kette bilden, um ſich auf dieſe Art über eine Schlucht hinüber zu ſchwingen.

Der Buſchſchwanzaffe (furchtſame Affe). Simia trepida. Linn.

Dieſer Affe iſt einer der gewandteſten, geſchickteſten und angenehmſten des ganzen Geſchlechts. Er iſt faſt

ſo groß wie eine kleine Katze; ſein Körper ſieht braun aus, ſein Geſicht und ſeine Ohren ſind fleiſchfarbig. Ob er ſchon in Surinam zu Hauſe gehört, ſo ſcheint er doch auch in unſerm gemäßigten Klima fort zu kommen, und befindet ſich den Winter hindurch in einem ungeheizten Zimmer ganz leidlich. Es iſt bekannt, daß dieſe Affenart in Europa Junge gehabt hat, welches bei den Affen ein ſehr ungewöhnlicher Fall iſt.

Er liebt ſeine Jungen außerordentlich. Im Jahre 1764. befanden ſich ein Paar Junge zu Bordeaux, die dort zur Welt gekommen waren; man konnte nichts ſchöneres ſehen, als die beiden Alten, wie ſie mit der Pflege und Wartung derſelben beſchäftigt waren, wie ſie dieſelben beſtändig hin und her trugen oder liebkoſeten. Das Männchen liebte ſie am meiſten. Beide Eltern trugen ſie Eins um das Andere; nur manchmal, wenn ſie ſich nicht gut aufführten, verſetzten ſie ihnen einen ziemlich derben Biß. Es giebt wenige Thiere, die in ihrem Geſchmacke und in ihrer Zuneigung eigenſinniger wären, als dieſe Affen; manchmal ſind ſie jemandem mit der größten Partheilichkeit zugethan, während ſie gegen Andere den größten Abſcheu zeigen.

Der Ceyloneſiſche Affe. (Simia Selenus. Thunberg.)

Nach Thunbergs Beſchreibung iſt er ungefähr ſo groß, wie eine kleine Katze, und hat einen ſehr langen, haarigen, und gegen das Ende immer ſchmäler zulaufenden Wickelſchwanz; ein ſchwärzliches, plattes, nur ſehr wenig mit Haaren ſchattirtes Geſicht; einen weißen Knebel- und Backenbart, der hinterwärts zuläuft; deſſen Haare aber faſt gerade in die Höhe ſtehen, und von vorne die Ohren ganz bedecken. Hände und Beine ſind ſchwarz und nackt. An den Hintertheilen ſind harte und nackte Schwielen.

Man trifft dieſe Affen in vielen Häuſern auf Ceylon zahm an. Ueberhaupt laſſen ſie ſich leicht zähmen; in dieſem Zuſtande gehen ſie gemeiniglich aufrecht, und haben ihre Hände über einander geſchlagen. Wenn ſie einen Bekannten erblicken, ſo hüpfen ſie ſogleich auf ihn los, ſchmeicheln ihm, bleken die Zähne, und bezeigen ihm durch eine beſondere Art von Geſchrei ihre Freude. Sie haben einen ſehr freundlichen und gefälligen Karakter, und beißen nie, außer wenn ſie aufgebracht werden. Küßt und liebkoſet jemand in ihrer Gegenwart ein Kind, ſo wollen ſie daſſelbe auch thun; ſchlägt man hingegen daſſelbe, und ſehen ſie dieſes, ſo richten ſie ſich auf den Hinterbeinen in die Höhe, bleken mit den Zähnen, heulen auf eine fürchterliche Art, und wenn man ſie losläßt, ſo fallen ſie über denjenigen her, der das Kind ſchlägt.

Der Roloway. (Simia Rolawai. Linn. le Rolowai oder la Palatine. Buffon.)

Der Roloway iſt auf der Inſel Ceylon zu Hauſe, wo er außerordentlich zahlreich iſt. Er iſt ſo groß, als unſere größern Hunde, und zeichnet ſich durch ein langes geſpaltenes Haar aus, das platt auf der Stirn liegt.

Dieſe Affen ſind eine große Plage für den Landmann, indem ſie ihm ſeine Felder und Gärten vor ſeinen Augen beſtehlen, und ihn noch dazu ausſpotten. Sie rauben ihm den Reiß und die Früchte; gleichwohl läßt der Landmann dieſes zu, und verfolgt ihn nicht; ja er betrübt ſich ſogar noch, wenn er ſieht und hört, daß ein Europäer einen ſolchen Affen verwundet oder getödtet hat. Da der Roloway zu wiſſen ſcheint, daß ihm der Landmann alles erlaubt, ſo beſucht er ihn ſelbſt in ſeinem Schlafzimmer, allein hier leidet man ihn nicht; denn man weiß, daß er gerne naſcht. Sonſt erlaubt man ihm alles; öfters nimmt er einem Schwarzen ein Kind weg, ſteigt damit auf einen Baum, betrachtet es, bringt es

ohne Beſchädigung wieder herunter, und legt es dahin, wo er es weggenommen hat. Dies ſieht man als eine gute Vorbedeutung für das Kind an.

Wenn das Weibchen des Roloway geboren hat, ſo wird der junge Affe von allen anweſenden erwachſenen Affen betrachtet und beſchauet, die ſich in einem Kreiſe herum ſetzen, und ſich ihn einander überreichen; iſt dieſes geſchehen, ſo bekommt es die Mutter wieder; dieſe legt es an die Bruſt, wo ſich das Junge feſt hält und ſauget. — Wenn man dieſen Affen auf einen Baum getrieben, und unter den Schuß gebracht hat, ſo verſteckt er ſich zwiſchen den Zweigen und Blättern; iſt der Baum für ihn vortheilhaft geſtaltet, ſo kann man lange zielen und ſchießen, ehe man ihn trifft; wird aber Einer geſchoſſen, und fällt herunter, ſo bleibt keiner mehr in der Gegend herum auf einem Baume; alle kommen herunter, und retten ſich mit der Flucht.

Das Makigeſchlecht.

Die Thiere dieſes Geſchlechts haben ſowohl in ihrer Lebensart und in ihrem Karakter, als in ihren, Hände ähnlichen, Tatzen, eine große Aehnlichkeit mit den Affen, von welchen ſie ſich beſonders durch die Form ihres Kopfes, der etwas Aehnliches mit dem Fuchskopfe hat, und durch die langen Hinterbacken unterſcheiden.

Die Geſchlechtskennzeichen ſind: vier Vorderzähne in der obern Kinnlade, ſechs lange, zuſammengedrückte und parallel laufende in der untern Kinnlade. Die Hundszähne ſtehen abgeſondert, und die Backenzähne wackeln etwas. Die Schnauze iſt geſtreckt, und der eines Fuchſes ähnlich. Dieſes Geſchlecht enthält dreizehn Arten, von welchen aber, eine oder ein paar ausgenommen, nicht viel mehr, als die bloße Beſchreibung bekannt iſt.

Der träge Maki. Loris. Buffon.

Der träge Maki lebt in den Wäldern von Bengalen und auf der Inſel Ceylon, und iſt ungefähr ſo groß wie eine kleine Katze; ſein Körper hat eine ſchöne blaßbraune oder Mäuſefarbe; ſein Geſicht iſt etwas flach; die Naſe iſt zu einer ſpitzigen Form eingebogen, die Augen ſtehen außerordentlich hervor, und ſind mit einem dunkelbraunen Kreiſe umgeben, und ein Streifen von der nemlichen Farbe läuft bis auf die Mitte des Rückens hinunter.

Alle ſeine Bewegungen ſind, wie beim Faulthiere, träge und langſam. Er geht bloß des Nachts umher, und ſchläft den größten Theil des Tages über; wenigſtens regt und bewegt er ſich nicht. Er nährt ſich vorzüglich von Früchten, frißt aber auch Eier; in der Gefangenſchaft lebt er von gekochtem Reiß, kleinen Vögeln, oder Inſekten, und braucht ſeine Pfoten, wie das Eichhörnchen. Er ſoll einen unangenehmen Geruch haben, und ſein widriges Geſchrei klingt wie Ali, Ali.

Der fliegende Maki hat zwiſchen dem Halſe, den Beinen und dem Schwanze eine ausgeſpannte Flughaut, womit er in der Luft herumflattern, und ſich ſeine Nahrung, die in Baumfrüchten beſteht, bequem verſchaffen kann. Er iſt wegen ſeines Körperbaues ſehr merkwürdig, mißt gegen drei Fuß, und iſt der größte unter allen Maki's, deren Heimath die heißen Gegenden von Aſien und Afrika ſind. Er hat zwei Saugwarzen, und eine braune Farbe. — Der Mongus, eine andere Art der Maki's, lebt auf der Inſel Madagaskar, und hat die Größe einer Katze. Er ſpringt mit ſeinen langen Hinterhänden mit großer Leichtigkeit viele Ellen hoch.

III. Thiere mit Flatterhäuten (Chiroptera).

Die Fledermaus.

Die Fledermäuſe gehören zu den Säugethieren mit Flughäuten, und ſind wahre Säugethiere, denn ſie haben mit den Vögeln nichts, als den Flug und die ſtarken Bruſtmuskeln gemein. Dieſe Thiere ſind unter den Säugethieren die einzigen, welche, ohne wahre Flügel mit Federn, einen wirklichen Flug haben; denn die fliegenden Eichhörnchen u. a. können mit ihrer weiten Haut, welche die Füße umgiebt, weiter nichts, als große Sprünge machen. Die Fledermäuſe ſind auf der ganzen Erde ausgebreitet, und von verſchiedener Bildung und Größe. Mehr als 20 Arten ſind bis jetzt bekannt.

Die Zähne ſind faſt alle aufgerichtet, ſpitzig, getrennt, an der Zahl 26 bis 38. Eckzähne ſind gewöhnlich mehr als einer auf jeder Seite der beiden Kinnladen, doch meiſt die vordern größer. Dieſe Thiere ähneln ſowohl im Gebiß, als in der Lebensart, den Spitzmäuſen. Sie zeugen meiſt 2 Junge, die ſie ſäugen. Sie verſchlafen $\frac{2}{3}$ ihrer Lebenszeit. In Deutſchland kennt man nur 2 Gattungen und 10 Arten.

Dieſe fliegenden Säugethiere haben eigentlich keine Flügel, wie die Vögel, ſondern ihre Flügel beſtehen aus einer doppelten, dünnen, pergamentartigen Haut, zwiſchen welcher die Arme und der gelenkige Schwanz, deſſen Spitze etwas vorragt, mit den gehörigen Muskeln, Sehnen und Adern liegen. Dieſe Flügel ſind fett, bleiben daher immer geſchmeidig, nehmen kein Waſſer an, ſind zuſammengelegt dem Kopfe gleich, und die einzelnen Stücke derſelben ſind am Rande allezeit ausgeſchweift.

Von der Erde können die Fledermäuſe nicht leicht auffliegen, weil ſie auf den Vorderarmen, welche den größten Theil ihrer Flughaut einnehmen, ſitzen. Sie laufen daher gewöhnlich ſchnell nach einer Wand, häckeln

ſich mit ihren Hinterfüßen ein, und laſſen ſich, wenn ſie hoch genug ſind, los. Die Luft fängt ſich im Fallen unter ihren Flügeln, und ſo flattern die Fledermäuſe ſchwankend in der Luft fort. Des Schwanzes bedienen ſie ſich als eines Ruders, um ihrem Fluge die nöthige Richtung geben zu können.

Die Füße braucht die Fledermaus, um ſich an andere Körper anzuhäckeln, und dadurch auszuruhen. Auf der Handwurzel der langen Vorderarme, deren Haut ſich in eine doppelte Falte dicht zuſammenlegt, und auf den Hinterfüßen, auf der Bruſt und auf dem Bauche ſitzen ſie, und bewegen ſich ſo fort. Sie können ſehr geſchwind laufen, und noch geſchwinder klettern.

Diejenigen Fledermäuſe, die in Gebäuden wohnen, hängen ſich bei heißen Tagen im Sommer an die erwärmten Dachziegel, oder an die Balken, und erquicken ſich an der Wärme, die ſie ſehr lieben. Sie ſchwärmen auch, wenn die Luft kühl und dunkel wird, und ſpielen mit einander.

Bei uns werden die Fledermäuſe nicht ſchädlich: denn ſie ſind nicht ſo häufig, als in manchen warmen Ländern, wo ſie ſich ſo ſtark vermehren, daß man ſie für eine Landplage anſieht.

In Südamerika giebt es eine Gattung, die 5 — 9 Zoll lang iſt, ſich von kleinen Thieren und Baumfrüchten nährt, und ſogar den Menſchen im Schlafe gefährlich wird, indem ſie ihnen das Blut ausſaugt. Sie fächelt mit ihren langen Flügeln während des Blutſaugens dem Menſchen eine angenehme Kühlung zu, daß dieſer nicht leicht aufwacht. Man nennt dieſe Fledermäuſe **Vampyrs** oder Blutſauger. Eine noch größere Art nennt man den **fliegenden Hund**, weil der Kopf dieſer Fledermäuſe wie ein Hundskopf geſtaltet iſt. Er iſt weit größer, als der Vampyr, mißt mit ausgeſpannten

Flatterhäuten gegen 6 Fuß, und findet ſich in unzähliger Menge auf Neuholland, auch auf den Molucken.

Die langöhrige Fledermaus.

Sie hat lange ausgebreitete Zehen an den Vorderfüßen, die durch eine breite Haut, welche bis an die Hinterfüße reicht, ausgeſpannt ſind. In beiden Kinnladen ſtehen Vorderzähne, und in der untern mehr, als in der obern. Zwiſchen den obern Vorderzähnen iſt eine Zahnlucke. Dieſe Kennzeichen haben alle Fledermäuſe mit einander gemein.

Die langöhrige Fledermaus unterſcheidet ſich beſonders dadurch, daß ihre Ohren doppelt belappt, und weit größer ſind, als der Kopf; ſie meſſen gegen anderthalb Zoll. Die ausgeſpannten Flügel halten 1 Fuß.

Sie hat eine einfache, breite, eingedrückte Naſe, die Schnauze iſt lang, und in der Mitte von den weit aufgetriebenen Backen erhaben. Der Mund ſteht weit, bis zu den Ohren offen.

In der obern Kinnlade ſtehen vorn auf jeder Seite, weit von einander entfernt, 2 Vorder-Zähne, von denen der Erſte lang iſt, mit einer kleinen Nebenſpitze, und der Zweite kaum größer, als die Nebenſpitze des Erſtern iſt. Darauf folgt ein langer, eingebogener Eckzahn mit einem ſpitzigen Anſatz, und zuletzt 3 Backenzähne, jeder mit 3 großen und 2 kleinen Spitzen. In der untern Kinnlade ſtehen 6 ſtumpfe Vorderzähne, und auf jeder Seite 2 Eckzähne, und zuletzt 3 Backenzähne.

Die Augen ſind mittelmäßig, länglich, ſchwarz, und liegen zwiſchen 2 dicken Augenliedern. Ueber denſelben liegt eine Erhöhung wie eine Blaſe, die, ſo wie die Augenlieder, mit ſchwarzen ſteifen Haaren beſetzt iſt.

Die Ohren ſind pergamentartig, durchſichtig, eirund, tief gewölbt, an der inwendigen Seite mit einem Rande verſehen, der ſich oberhalb auswärts, und nahe am Kopfe

wieder ſchneckenförmig einwärts krümmt. Vor dem Gehörgange, welcher 3 horizontale Bedeckungen hat, ſteht ein $1\frac{1}{2}$ Zoll langes perpendikuläres lanzenförmiges Blättchen, welches ein eigentlicher Ohrendeckel iſt, und doppelte Ohren zu bilden ſcheint. Die Farbe der Ohren iſt hell aſchgrau. Sobald ſie etwas hören will, ſchlägt ſie die großen Ohren vorwärts, und die Ohrendeckel zurück. — Die Flügel beſtehen in einer aſchgrauen Haut, welche an den Vorderfüßen die Zehen mit einander verbindet. Der Leib iſt mit ſchwarzen Haaren beſetzt, die in der Mitte etwas ins gelblich weiße fallen. Daher ſieht der Leib ſchwarzgrau aus.

Sie halten ſich in den Städten und Dörfern, in den Ritzen und Klüften der alten ſteinernen und hölzernen Gebäude, zwiſchen den Bretterverſchlägen, hinter den Sparren der Dächer, und am liebſten in den Ritzen der Lehmwände auf.

Sie erſtarren bei der erſten ſtarken Kälte, erwachen aber wieder, und fliegen herum, ſobald warme Witterung eintritt, welches oft im Winter geſchieht, und nach abermals einfallender Kälte erſtarren ſie wieder, bis endlich die anhaltende warme Frühlingsluft ſie für den Sommer erweckt.

Die Nahrung dieſer langöhrigen Fledermaus beſteht, wie überhaupt die Nahrung aller Fledermäuſe, in Käfern, Schaben, Mücken, Fliegen, und den kleinen Nachtſchmetterlingen; überhaupt in den Abendinſekten. Denn ſie geht in der Abenddämmerung, und nur ſelten des Morgens, ihrer Nahrung nach. Ihr Jagdrevier erſtreckt ſich gewöhnlich nicht über einige 100 Schritte, wo ſie beſtändig hin und her fliegt.

Das Weibchen iſt vier Wochen trächtig, und bringt Ende Mai oder Anfang des Juni 2 lebendige Junge zur Welt, legt ſie in die Ritze der Lehmwände u. dergl. und ſäuget ſie eine Zeitlang. Ihr Alter iſt unbekannt.

Die Hufeiſennaſe, deren Naſenknorpel als ſattel- und hufeiſenförmige Blätter ſich entwickelt, iſt S. 65 und 66 beſchrieben.

IV. Digitata oder Säugethiere mit freien Zehen an allen vier Füßen.

Das gemeine Eichhörnchen. (Sciurus vulgaris.)

Es lebt in den nördlichen und gemäßigten Gegenden von Europa, Aſien und Amerika, iſt ein wohlgebildetes, lebhaftes und reinliches Thier, von 8 bis 9 Zoll Länge, und hat einen zottigen Schwanz, der eben ſo lang, als der Körper iſt. Seine Augen ſind groß, hervorragend und ſchön, und die Ohren lang, aufrecht ſtehend, und an der Spitze mit einem Haarbüſchel verſehen. Der Hals iſt kurz, der Rücken gewölbt, und die Zehen ſind mit ſpitzigen Krallen beſetzt. Sie haben zwei, zum Nagen beſtimmte, meißelartige Zähne in jedem Kiefer. Ihre gewöhnliche Farbe iſt fuchsroth oder rothbraun, und an der Kehle, Bruſt und dem Bauche weißlich. In den nördlichen Ländern ändert das Eichhörnchen des Winters ſeine rothe Farbe, und wird ganz grau. Schwarze, ſchwarzbraune und ſcheckige Eichhörnchen ſind ſelten, und noch ſeltener die weißen mit rothen Augen. Die Stimme iſt ein Pfeifen oder Klatſchen, und in der Erbitterung ein Knurren oder Ziſchen.

Die Eichhörnchen lieben die Trockenheit und den Schatten, putzen und lecken ſich häufig, und halten ſich am liebſten in Wäldern auf den Bäumen auf, wo ſie mit bewundernswürdiger Gewandheit, Leichtigkeit und Schnelligkeit klettern und ſpringen. Sie machen von einem Baume bis zum andern oft Sprünge von 8 bis 12 Fuß, wobei ſie, mit Hülfe ihres haarigen Schwanzes, gleichſam fliegen. In der Noth ſchwimmen ſie auch mit und ohne einen Holzſpan über Flüſſe und Teiche. Sie

nähren ſich von Nüſſen, Obſtkernen, Bucheckern, Eicheln, Tannen- und Fichtenſaamen und Baumknospen. Von dieſen Lebensmitteln ſammeln ſie ſich einen Vorrath, den ſie in hohlen Bäumen, oder in Löchern, die ſie ſich unter Steinen und Sträuchern graben, zu verwahren ſuchen, um bei naſſem Herbſtwetter und im Winter davon leben zu können. Die Wallnußbäume plündern ſie, mit vieler Geſchicklichkeit, oft ganz rein aus. Sie thun daher den Gärten, aber vorzüglich den Tannen- und Fichtenwäldern, wo ſie die Knospen und den Samen freſſen, beträchtlichen Schaden. Merkwürdig iſt es, daß ſie von den Kernen der Pfirſichen und Aprikoſen vergiftet werden, da ſie doch ſonſt die Obſtkerne ohne Schaden genießen. Beim Genuſſe der Nahrungsmittel ſitzen ſie auf den Hinterfüßen, und brauchen die Vorderpfoten ſtatt der Hände, um die Nüſſe und andere Speiſen damit zum Munde zu führen. Ihre Neſter bauen ſie auf den Bäumen von dürren Reiſern, Laub und Moos, geben ihnen ein kegelförmiges Dach, und bringen das Eingangsloch gewöhnlich nach der Morgenſeite zu, an, um vor Stürmen mehr geſichert zu ſein. Bei bevorſtehender Veränderung des Wetters werden ſie ſehr unruhig, begeben ſich in ihre Wohnung, verſtopfen die Oeffnung, wo der Wind herkommt, und machen auf der andern Seite ein Luftloch. Bei ſtarken Gewittern, Stürmen und heftigen Regengüſſen ſchließen ſie ihr Neſt auch wohl ganz zu. Das Weibchen wirft im April oder Mai drei bis fünf Junge, die ihr Futter ſchon nach 10 Wochen ſelbſt ſuchen, und 6 bis 8 Jahre leben. So wild die Eichhörnchen auch von Natur ſind, ſo laſſen ſie ſich doch in der Jugend leicht zähmen, und zu mancherlei Künſten abrichten. Ihr ſchöner Bau, ihre Reinlichkeit, und beſonders ihre poſſierlichen Stellungen, machen ſie ſehr beliebt. Nur muß man ſie an einem bequemen Orte an ein Kettchen legen, und ſie dadurch außer Stand ſetzen, durch ihr Beißen

und Nagen zu ſchaden. Ihr Biß iſt nicht ſelten gefährlich, und im Frühlinge, zu ihrer gewöhnlichen Begattungszeit, ſogar giftartig. Sie werden in der Wildniß entweder in Fallen und Schlingen, oder mit Flinten geſchoſſen. Ihr Fleiſch iſt zart, und kann ohne Bedenken gegeſſen werden. Die Bälge von unſern Eichhörnchen ſtehen in keinem ſonderlichen Werthe, allein die grauen Winterbälge von denen, die im Norden leben, werden ſehr geſchätzt, und ſind unter dem Namen Grauwerk bekannt. Einen vorzüglichen Werth haben die Bäuche davon, die man gewöhnlich Vehwammen nennt. Man braucht dieſes Pelzwerk, das vorzüglich ſchön aus Sibirien kommt, zu Verbrämungen, zum Unterfutter und zu Muffen. Aus den Schwanzhaaren macht man Malerpinſel.

Das gemeine Eichhörnchen unterſcheidet ſich von ſeinen Geſchlechtsverwandten vorzüglich dadurch, daß es an den Spitzen der Ohren einen Haarbüſchel hat, der aber nach der Harung im Frühjahr, und bei den Jungen vor dem Winter fehlt.

Von den 22 Zähnen, welche das Eichhörnchen beſitzt, ſind die 2 untern Schneidezähne beweglich; aber nur im lebenden Zuſtande, und kurz nach dem Tode, ſo lange es noch warm iſt, ſobald aber der Körper erkaltet iſt, ſitzen dieſe Zähne ſo feſt im Zahnfleiſche wie die übrigen.

Die Lippen ſind mit kurzen ſteifen Haaren beſetzt, und zur Seite der Naſe ſtehen eine Menge langer, ſchwarzer Bartborſten; auch über den Augen und auf den Backen ſtehen einige Barthaare.

Der Schwanz, als die größte Zierde dieſes Thieres, iſt zottig, und ſo lang, als der ganze Körper. Die längſten Haare deſſelben ſtehen zur Seite hin, und geben ihm das Anſehen einer Schwungfeder. Im Sitzen legt es den Schwanz über den Rücken hinaus, aber laufend trägt es ihn ausgeſtreckt.

Die Farbe des Eichhorns iſt gewöhnlich braun oder fuchsroth, und verliert ſich an der Kehle und am Bauche ſanft in einem breiten weißlichen Streifen. Die Grundfarbe iſt aber aſchgrau, und am Schwanze mit weiß gemiſcht. Außerdem giebt es aber auch viele Varietäten von anderer oder gemiſchter Farbe, als: weiß mit rothen Augen, grau mit weißen Flecken, roth mit weißen Flecken, blaß- oder rothgelb, ſchwarz, ſchwarz und weißgeſcheckt, fuchsroth mit weißen Füßen, oder mit weißem Schwanze, ſchwarz mit weißem Schwanze. Von allen dieſen Varietäten, die in Deutſchland ſind, findet man mehrere in Schleſien, beſonders die ſchwarzen Eichhörnchen.

Die gemeinen Eichhörnchen trifft man in ganz Europa, und in den nördlichen und gemäßigten Theilen von Aſien und Amerika an; ſie wohnen in den Wäldern, und bauen ihr Neſt nach Art der Vögel auf den Bäumen, und zwar von Reiſern, Moos und dürren Blättern, ſo daß ſie das Anſehen der Elſterneſter haben; daher ſie auch oft leere Raben- und Elſterneſter beziehen, und ſie nach ihrem Bedürfniß einrichten. Jedes Paar Eichhörnchen hat wenigſtens 4 Neſter, davon 2 beſonders groß ſind, und zu ihren Hauptwohnungen dienen. Nach der Paarung, die etwa im März fällt, bringt das Weibchen nach einem Monat (im April oder Mai) 3 — 7 Junge, welche blind zur Welt kommen, und nach 8 Tagen zu ſehen anfangen. Nach einem Monat und früher, beklettern ſie ſchon die Bäume, und nach 2 Monaten verlaſſen ſie ihre Eltern. Will man ſie zähmen, ſo muß man ſie jung aus ihren Neſtern nehmen, und anfangs mit Milch und Weißbrodt (Semmel), dann mit Samenkörnern auffüttern. Werden die Alten gewahr, daß man den Jungen nachſtellt; ſo nehmen ſie ſie aus dem Neſte, und tragen ſie oft über tauſend Schritte in ein anderes Neſt. Ihr höchſtes Alter giebt man in ihrer Gefangenſchaft auf 7, und in der Freiheit auf 10 Jahre an.

Sonſt ſind dieſe Thierchen ſehr munter, luſtig und unterhaltend. Ihre ſchärfſten Sinne ſind das Geſicht, der Geruch und das Gefühl. Daher ſollen ſie wahre Wetterpropheten ſeyn, und einen Sturm durch Pfeifen und Klatſchen verrathen.

Ihre Stimme iſt in der Fröhlichkeit ein Pfeifen, bei Freude und Furcht ein Klatſchen, und im Zorn, Schmerz und in der Gefangenſchaft ein Knurren und Ziſchen. Wie der Naturforſcher Barrington bemerkt, der ihr Naturel ſtudirte, ſollen ſie große Liebhaber der Muſik ſeyn.

Ihr Fleiſch kann gegeſſen werden, und ſoll ſehr wohlſchmeckend ſeyn.

Das fliegende Eichhörnchen. (Sciurus volans.) Fig. 4.

Es lebt in Liefland, Rußland und Sibirien. Das ſchlaffe Fell, welches von den Vorderfüßen nach den Hinterfüßen zu, ſeitwärts hinläuft, dient ihm nur als eine Art von Fallſchirm, um einen weiteren Sprung von der Höhe herab wagen zu dürfen.

Die Hausratte, Ratze oder große Hausmaus.
(Mus rattus.)

Dieſes allgemein bekannte Thier unterſcheidet ſich von der Waſſer-Ratte durch einen länglichern Kopf, längern Schwanz, und durch vorſtehende größere Ohrlappen; von der gemeinen Hausmaus aber durch mehrmalige Größe, und durch den ſtumpfen Nagel, womit der Daumenanſatz an den Vorderfüßen beſetzt iſt, welcher der kleinen Hausmaus und mehreren Mäuſearten fehlt.

Ihre Größe iſt nach dem Alter verſchieden; im ausgewachſenen Zuſtande, ohne den Schwanz gerechnet, 8 Zoll lang; der Schwanz iſt gewöhnlich noch länger, als der Körper. Der Kopf iſt lang und eiförmig, die Naſe etwas erhaben, und die Schnauze ſpitzig. Im Munde be-

finden ſich oben 2 kurze Schneidezähne, unten zwei längere ſpitzige Vorderzähne, und in beiden Kinnladen auf jeder Seite 3 viereckige Backenzähne, überhaupt 16 Zähne. Die Zunge iſt lang und glatt. Am Munde ſtehen lange rückwärtsgekehrte Barthaare. Die Augen ſind groß, mit einem Borſtenhaare beſetzt, und ſtehen den Ohren etwas näher, als der Schnautze. Die Ohren ſind faſt ſo lang, als die halbe Kopfslänge, eirund, vorſtehend und kahl. Der Hals iſt ſo dick als der Kopf, und der Leib hinterwärts am breiteſten. Die nach Verhältniß kleinen Vorderfüße, haben außer 4 vollkommenen, mit gekrümmten Nägeln beſetzten Vorderzehen, noch einen Daumanſatz mit einem ſtumpfen Nagel. Die größern Hinterfüße haben 5 Zehen, der Schwanz hat viele Ringe, welche durch kleine Schuppen gebildet werden, zwiſchen welchen kleine Härchen ſtehen.

Die gewöhnliche Körperfarbe der Hausratte iſt im Alter oberwärts ſchwarzgrau, oft ganz ſchwarz, unten etwas heller, und bei vielen auch bräunlich grau; in der Jugend hat der Körper eine lichtere Farbe. Die Ohren ſind ſchmutzig fleiſchfarben, und die kahlen Füße ſind weißlich. Die Weibchen haben einen etwas ſpitzigeren Kopf und breiteren Leib, als die Männchen, und 10 Saugwarzen.

Die Hausratten wohnen in Scheuern, Ställen, Fruchtkammern und Wohngebäuden, und verbergen ſich bei Tage in Hölungen zwiſchen Holzwänden, unter Dielen, Dachrinnen, Holzſtößen, Kellern, Abtritten und Klüften; ſie bereiten ſich Gänge von einem Gebäude zum andern, verlaſſen des Nachts ihre Schlupfwinkel, werden da, wo ſie keine Katzen merken, ſehr dreiſt, und ſpringen lärmend in den Vorrathsgemächern umher. Sie freſſen Fleiſch, Leder, Milch, Obſt, Getreide, Wurzeln und Knollengewächſe, und verurſachen an manchen Orten vielen Schaden.

Ihre Vermehrung iſt ſtark, und geſchieht jährlich 2 bis 3mal. Das Weibchen trägt 4 Wochen, und gebiert auf einem, aus weichen Halmen und andern Materialien, verfertigten Lager, 4 bis 7 nackende Junge, welche in den erſten 10 Tagen blind ſind, von der Mutter ſorgfältig ernährt, und mit Lebensgefahr vertheidigt werden.

Es ſcheint uns zwar, als wenn die Ratten gar keinen Nutzen, ſondern nur Schaden ſtiften, und es iſt natürlich, daß ihre Aufenthaltsörter und ihr kahler Schwanz (den unſere Vorfahren ohne Prüfung für giftig hielten) uns Widerwillen und Eckel einflößen; bedenken wir aber, daß auch ſie ein Glied an der großen Natur-Kette ſind, welches der weiſe Schöpfer nicht zwecklos entſtehen ließ; ferner: daß wir gewöhnlich nur das ſchätzen, was wir zu benutzen verſtehen, und daß auf den Inſeln Jamaika und Martinique, in Sibirien und Nieder-Aethiopien das Rattenfleiſch von Menſchen genoſſen wird, und daß es ſchon manchem Seefahrer in der Hungersnoth das Leben gerettet hat, ſo werden wir dieſe Thiere nicht durch qualvolle grauſame Mittel tödten, ſondern unter den Vertilgungsmitteln nur diejenigen wählen, welche ihren Tod möglichſt ſchnell befördern, und ſo ihre uns ſchädliche Fortpflanzung vermindern.

Die kleine Haſelmaus, rothe Waldmaus, der kleine Siebenſchläfer.

Dieſes kleine muntere Thierchen übertrifft, an Munterkeit und poſſierlichen Gebehrden, alle inländiſche Mäuſearten, und gleicht in dieſer Hinſicht der großen Haſelmaus. Sie iſt aber viel kleiner, als jene, hat nur 4 Zoll Körperlänge, folglich nur die Größe einer ſtarken Hausmaus, ihr Schwanz aber iſt oft länger, als der Körper.

Der Kopf iſt breit, dick, und die Schnauze ſtumpf zulaufend, auf jeder Seite derſelben ſtehen 20 Warzen, und eben ſo viel lange ſchwarze Barthaare mit weißen

Spitzen. Die Augen ſind groß, ſchwarz, und ſtehen den Ohren etwas näher, als der Schnauzenſpitze. Die Ohren ſind kurz, abgerundet, dünn, in- und auswendig kurz behaart, und liegen breit am Kopfe an. Das Gebiß iſt, wie bei der großen Haſelmaus, und die Füße unterſcheiden ſich in der Form nur dadurch, daß bei den kleinen der Daumen an den Hinterfüßen ohne Nagel iſt.

Die Farbe des Körpers iſt oben hellbraun oder fuchsroth, bei manchen heller oder dunkler; dieſes Braun verläuft ſich nach dem Bauche, der Bruſt und Kehle ins Weißliche. Im Winter iſt der braune Pelz noch beſonders mit ſchwarzen Stachelhaaren beſetzt, und auch eben ſo die äußere Hälfte des Schwanzes, wo ſie einen ſtarken Endbüſchel bilden.

Die kleinen Haſelmäuſe nähren ſich vorzüglich von Haſelnüſſen, und wohnen daher meiſt unter Haſelgeſträuch, welches in Wäldern, an Felſen oder alten Gemäuern wächſt, und unter ſich dunkle Schatten bildet. Außer dieſen nähren ſie ſich von Bucheckern, Eicheln, und kleinern Baum- und Waldſämereien, auch von Baum- und Staudenknoſpen, Obſt und Beeren. Von dem Ueberfluß dieſer Nahrungsmittel bereiten ſie Magazine unter Laubmaſſen, Baumwurzeln, oder in andern Hölen, um ſie im Frühlinge zu verzehren, wenn ſie von ihrem Winterſchlaf wieder erwachen. Sie nehmen ihre Speiſe mit den Vorderpfoten, nach Art der Eichhörnchen, zum Munde, und öffnen nicht nur die heruntergefallenen Haſelnüſſe, ſondern ſelbſt die, welche noch auf dem Strauche ſtehen, und ihre Reife erlangt haben.

Dies Thierchen erſtarrt leichter, als die große Haſelmaus, im Winter, auch in temperirten Zimmern, und wenn es im Freien in der Mitte des Oktobers ſpürt, daß ſein langer Winterſchlaf heran nahet, ſo hüllet es ſich in einen Steinriz, unter den Wurzeln eines Baumes oder Buſches, unter dem Laube, auf der bloßen Erde,

in eine Hülſe, die es von Tannennadeln, Moos, Laub und Gneiſt, zuweilen auch aus Eichen= oder Buchenlaub allein bereitet, und ſchläft bis in die Mitte des Aprils ununterbrochen fort. Wenn es erwacht, iſt es noch eben ſo dick mit Fett überzogen, als da es ſich ſchlafen legte.

Das Weibchen baut in einer ſchattigen Gegend, zwiſchen etlichen dichten Aeſten einer Haſelſtaude, oder einer Fichte, ein kleines hübſches Neſt von Laub, Moos, Gras und Farrenkraut, umwickelt es mit langen Grashalmen, ſo daß es wie ein Ball ausſieht, und läßt zur Seite eine einzige Oeffnung, hat alſo mit dem Eichhörnchen einerlei Kunſttrieb. In derſelben bringt es im Auguſt gewöhnlich vier blinde Junge zur Welt, die es über einen Monat lang ſäugt. Dieſe ſchlüpfen im September oft aus dem Neſte, ſpielen auf den nahen Nußſträuchern herum, pflücken Nüſſe, und laufen bei dem geringſten Geräuſch wieder hinein. Sie ſehen glänzend fuchsroth aus, und man zieht ſie wegen ihres luſtigen Betragens in Vogelkäfigen auf.

Die Spitzmaus. (Sorex araneus.)

In der obern Kinnlade befinden ſich zwei, und in der untern vier, oder zwei Vorderzähne. An den Seiten ſtehen mehrere Eckzähne. Die Backenzähne ſind mit ſpitzigen Zacken verſehen. An den Vorder= und Hinterfüßen befinden ſich 5 Zehen.

Die Thiere dieſer Gattung haben einen geſtreckten Kopf, der ſich in einen ſpitzigen Rüſſel endiget. Die Augen ſind klein und die Ohren kurz. Die Geſtalt des Körpers ähnelt den Mäuſen, und die Bildung des Kopfs den Maulwürfen. Sie können vermitteſt ihres Rüſſels geſchickt graben. Das Weibchen hat auf jeder Seite des Bauchs 6 Saugwarzen.

1. Die gemeine Spitzmaus. (Sorex araneus. Linn.)

Der Schwanz iſt halb ſo lang, als der Leib, und der Unterleib gelblich weiß. Dieſe Spitzmaus, welche in ganz Europa lebt, iſt etwas kleiner und ſchlanker, als die Hausmaus. Sie iſt vom Rüſſel bis zum Schwanze 3 Zoll lang; letzterer hält nur 1½ Zoll, und die Höhe iſt 1 Zoll und 2 Linien.

Die Schnanze iſt dünn, geſtreckt, mit Bartborſten verſehen, die rückwärts ſtehen, und, von der Spitze des Rüſſels an, nach hinten zu nach und nach immer länger werden. Die ſpitzige Naſe, die weit länger, als die Kinnbacke iſt, ſteht weit über dem Unterkiefer hervor. In jeder Kinnlade befinden ſich zwei ſpitzige Vorderzähne, wovon die in der obern eingekerbt, nach der Seite gekrümmt ſind, und weit von einander ſtehen, damit die untern längern, und etwas vorwärts gebogenen in dieſen Zwiſchenraum einpaſſen können. Weiter befinden ſich im obern Kiefer auf jeder Seite drei ſpitzige kurze Eckzähne, und im untern zwei. Zackige Backenzähne ſtehen oben auf jeder Seite vier, und unten drei. Die Anzahl aller Zähne iſt alſo 28. Die Zunge iſt glatt und lang. Die Augen liegen tief, ſind ſehr klein, und ſchwarz. Die Ohren ſind unter den Haaren verſteckt, kahl und abgerundet. Der Hals iſt kurz, und der Leib gleich dick und rund. Die ſehr kurzen Vorderfüße ſind ſtärker, als die etwas längern Hinterfüße, und haben meiſt lange Nägel: beides, weil ſie graben müſſen. Der Schwanz iſt geringelt, im Ganzen kurz behaart, und nur mit einzelnen, längern, ſteifen, ſich ausſpreizenden Haaren hin und wieder beſetzt.

Was die Farbe betrifft, ſo iſt gewöhnlich der Oberleib röthlich braun, mit durchſcheinendem grau, und nur ſelten kaffeebraun, aſchgrau oder ſchwarz. Der ganze Unterleib, vom Rande des Oberkiefers an, iſt faſt allezeit gelblich weiß, ſelten ſchmutzig weiß, ins graue fallend.

Die kurzen Füßchen ſind völlig weiß, und beinahe ganz kahl. Der Schwanz hat oben die Farbe des Oberleibes, und unten die Farbe des Unterleibes. Die ganz weiſsen Spitzmäuſe mit rothen Augen ſtammen von ſchwachen Eltern ab, und ſind nicht gar ſelten.

Zwiſchen Männchen und Weibchen iſt kein merklicher Unterſchied.

Dieſe Thiere zeichnen ſich beſonders durch ihre Geſchicklichkeit im Graben, Geſchwindigkeit im Laufen, und durch ihre Luſtigkeit aus. Sie geben vorzüglich zur Zeit der Begattung einen höchſt widrigen Knoblauchs- oder vielmehr Biſamgeruch von ſich, und eine einzige, die man einſperrt, kann in etlichen Stunden ein großes Zimmer übelriechend machen. Sie laſſen immer einen hellen pfeifenden und zwitſchernden Ton von ſich hören, und erlangen ein Alter von 7 bis 8 Jahren.

Sie halten ſich im Felde, in Laubhölzern, in hohen Felſengebirgen und in Häuſern auf. Im Felde ſuchen ſie die Steinhaufen auf, und im Walde die alten Eichſtöcke und wurzelreichen Gebüſche, graben ſich, da ſie die Natur mit einem Graberüſſel, wie den Maulwurf, verſehen hat, unter denſelben und unter dem Mooſe ihre Wohnung und viele Gänge, halten ſich in Geſellſchaft zuſammen, und vertreiben ſich Abends, Morgens und Mittags durch Spielen, indem ſie ſich zu einer Höle hinein, und zur andern hinaus jagen, die Zeit. In Gebäuden aber wohnen ſie einzeln in Ställen, Scheunen, Kellern, Miſtgruben und alten Mauern, und allenthalben in Winkeln, wo es feucht iſt. Im Freien machen ſie im ſpäten Herbſte unter den Wurzeln der Bäume und Sträucher ein weiches Lager von klargebiſſenen Grashalmen, und halten ſich in demſelben in den rauheſten und kälteſten Wintertagen auf, ohne in eine Erſtarrung, wie der Hamſter, zu verfallen. Diejenigen aber von ihnen, die in Häuſern an warmen Orten wohnen, ſind nicht nur den ganzen

zen Winter hindurch wach, ſondern pflanzen ſich auch ſogar zu dieſer Jahreszeit fort.

Sie ſuchen in Häuſern Getreide, Mehl, Brot, Fleiſch, und allerhand Eßwaaren zu ihrer Nahrung auf, und lieben beſonders alle Fettigkeiten, daher ſie ſogar das Oel aus den Lampen trinken. Im Felde und im Walde aber gehen ſie des Abends und Morgens auf die Regenwürmerjagd, die zur Zeit der Begattung, nach Gewittern und warmen Regen, aus der Erde hervorkriechen, graben ihnen, und den Inſektenlarven, auch unter dem Mooſe, Raſen, und abgefallenem Laube nach, fangen große und kleine Käfer, und andere Inſekten, wo ſie ihnen aufſtoßen, weg, ſuchen das Aas auf, und benagen die Wurzeln der Weinſtöcke, Eichen, Buchen, Wachholder- und Obſt-Bäume. Im Winter nähren ſie ſich beſonders von den Inſekten, die ſich unter das Moos oder abgefallene Laub in Winterſchlaf begeben haben, daher man auf mooſigen Wieſen und an andern Orten, wenn der Schnee ſchmilzt, ganze Gegenden umwühlt findet. Daß ſie auch im Felde den jungen Vögeln, die auf der Erde ausgebrütet ſind, nachgehen, wird dadurch überaus wahrſcheinlich, weil ſie die Stubenvögel, Rothkehlchen ꝛc. todtbeißen, in ihre Hölen ſchleppen, und freſſen.

Dieſe Maus iſt für die Scheunen, Kornböden, Mehlkaſten, Fleiſchkammern, Weinſtöcke, Frucht- und Waldbäume, und vielleicht für die jungen Vögel, die auf der Erde flügge werden, ein ſchädliches Thier. Daß ſie aber giftig ſei, den Pferden in den Bauch krieche, den Kühen in die Eutern beiße, und ſie giftig verwunde, iſt Irrthum.

2. Waſſerſpitzmaus. (Sorex fodiens.)

Der Schwanz iſt ſo lang, wie der Körper, die Zehen ſind mit Schwimmhaaren verſehen. Sie iſt etwas größer, als die gemeine Spitzmaus. Der Körper iſt 4; der

Schwanz 2 Zoll 9 Linien lang, und die Höhe iſt 1 Zoll 6 Linien.

Die Schnautze, welche flach iſt, und ſpitzig zuläuft, iſt bis zu den Augen 7 Zoll lang, alsdann wird der Kopf auf einmal rund, das Thier nimmt bei ſeinem kurzen Halſe immer mehr zu, iſt rund und fett. Die Hinterbeine ſind länger, als die Vorderbeine, welche zur Seite der Bruſt am Leibe feſt anſitzen, und weit über dem Knie, auf eine ungewöhnliche Weiſe, faſt kahl oder nur kurz behaart. Sie haben 5 Zehen, und der Erſte und Fünfte an den Vorder- und Hinterfüßen hat bis an die Ferſe äußerlich eine Reihe langer, ſteifer, wie ein Pfeil zugeſpitzter, Härchen, wie ein Kamm geſtaltet; die übrigen Zehen aber haben kürzere.

Dieſe Waſſerſpitzmäuſe ſind mehr eigentliche Waſſerthiere, als die ſogenannten Waſſerratten. Sie leben ſonderlich gern in hellen Kieſelbächen der Berge und in Quellwaſſern in Geſellſchaft der Forellen. Der Schöpfer, der ihnen in dieſem Elemente die Schwimmhaut verſagte, entſchädigte ſie dafür durch ihre haarigen Füße (Franzenfüße), mit welchen ſie, da ſich dieſe Haare wie eine Schwimmhaut ausbreiten, ungemein fertig ſchwimmen können. Ihre eigentliche Wohnungen ſind ausgeſchwemmte Hölen am Ufer unter den Steinen und Gebüſchen, die ſie ſich nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Darin halten ſie ſich die meiſte Zeit auf, ſonderlich wenn ſie den Störungen der Menſchen und Thiere ausgeſetzt ſind. Wo ſie dieß aber nicht zu befürchten haben, da rudern ſie oft, beſonders in den warmen Mittagsſtunden, über das Waſſer, und die ganze Geſellſchaft kömmt eine Viertelmeile weit an einem gewiſſen Orte zuſammen, und vertreibt ſich durch Necken und Jagen aus einer Uferkluft in die andere, und durch Hin- und Herſchwimmen über das Waſſer, unter einem beſtändigen Ziſchen, die Zeit. Sie beſu-

chen aber auch die Ställe und Scheunen, die in der Nähe der Bäche liegen, und halten ſich, wenn ſie Nahrung haben, lange Zeit daſelbſt auf. —

3. Der Weißzahn. (Sorex Leucodon.)

Er iſt oben ſchwärzlich aſchgrau, unten weiß, und hat einen behaarten Schwanz. Er riecht ſtark, und bewohnt den Elſaß. —

Die Hausmaus. (Mus musculus.)

Sie hat einen ſehr langen Schwanz, iſt kleiner und bläſſer aſchgrau, als die Hausratte, und ihr ſtumpfer Daumenanſatz hat keinen Nagel. Die Hausmaus iſt ein niedliches, munteres, aber auch ſehr gefräßiges und ſchädliches Thierchen, welches in Rückſicht auf Geſtalt und Aufenthalt ſehr vieles mit den Ratten gemein hat. Die Länge des Körpers beträgt 3 Zoll 3 Linien; der Kopf läuft oben eirund ab, die Naſe iſt ſpitzig, und hinter derſelben verdickt ſich die Schnauze, durch die vielen großen ſchwarzen Barthaare. Die Augen ſind groß, ſchwarz und hell, die Ohren groß, dünn, beinahe kahl, ſchwarz gerändelt, und weit offen. Nächſt den zwei langen blaßgelben ſpitzigen Vorderzähnen befinden ſich im Unterkiefer 3 ſtumpfzackige Backenzähne auf jeder Seite, deren erſter 6, der zweite 4, und der dritte 3 Zacken hat; und im Oberkiefer, außer den 2 gelblichen Schneidezähnen auf jeder Seite, 3 mit Punkten erhabene Backenzähne, deren erſter ſehr groß iſt. Der Hals iſt kurz, und der Hintertheil des Körpers läuft ſtumpfer zu, als bei den andern Mäuſen. Die Vorderfüße haben 4 Zehen, an welchen der Daumennagel der Hausratte fehlt, und die Hinterfüße 5 derſelben. Der Schwanz iſt ſehr klar geſchuppt, beinahe ganz kahl, und nur ſehr einzeln mit kurzen ſteifen Haaren beſetzt, die oben ſchwärzlich und unten weißlich ſind.

Die Farbe des Kopfs, Rückens und der Beine iſt bläſſer, als bei der Ratte, und daher fahl, jedoch zuweilen auch dunkel- und hellaſchgrau, und völlig grau, je nachdem die gelblichen Spitzen der kürzeren Haare lang oder kurz gezeichnet ſind. Der Untertheil des Halſes, der Bruſt und des Bauchs iſt bläſſer, oder ins gelbliche ſpielend, und verliert ſich, zwiſchen den Hinterbeinen, gewöhnlich in einem gelben After. Die ganz weißen Mäuſe, welche ſo lichtſcheu ſind, daß ſie nur in der Dämmerung recht ſehen können, ſind ſelten.

Dieſe Thiere ſind ſchnell, liſtig, aber ſchüchtern und furchtſam. Sie ſind ſo große Liebhaber der Muſik, daß ſie ſich nicht nur an ſolche Orte hinziehen, wo immer muſizirt wird, ſondern auch am hellen Tage dabei herum laufen, und, von Vergnügen betäubt, ihre angeborene Furcht vergeſſen. Wenn ſie in Zimmer kommen, wo Klaviere ſtehen, ſo ſuchen ſie allezeit dieſe Inſtrumente zuerſt auf, und ergötzen ſich an dem Klimpern, das ihr ſchädliches Hin- und Herlaufen auf den Saiten verurſacht. — Nur eine heiſere Stimme hört man in der Todesnoth von ihnen. Man hat Hausmäuſe 6 Jahre lang gefüttert, ſie können alſo in der Freiheit noch älter werden. — Zwiſchen Männchen und Weibchen iſt kein merklicher Unterſchied.

Ihren Aufenthalt haben ſie nicht nur in Häuſern, ſondern auch in Wäldern. In Eichen- und Tannenwäldern wohnen ſie in hohlen Stöcken und Stämmen, und unter den Wurzeln der Bäume; in Häuſern aber graben ſie ſich Löcher in die Erde, leben unter den Fußböden, in den Klüften und Ritzen der Gebäude, und unterſcheiden ſich dadurch merklich von der großen Hausmaus, daß ſie ihr Quartier nicht leicht eher verwechſeln, als bis ſie durch Noth und Gefahr gezwungen werden.

Sie vermehren ſich, wie die andern Mäuſe, des Jahres mehr als einmal, und begatten ſich im April und

Mai gewöhnlich das erſte Mal; diejenigen aber unter ihnen, welche an warmen Orten, unter den Fußböden und zwiſchen den Wänden der Zimmer ihre Wohnungen aufgeſchlagen haben, pflanzen ſich auch den Winter über fort. Das Weibchen trägt 3 Wochen und etliche Tage; und da dieſe Thiere die Geſellſchaft ihres Gleichen lieben, ſo findet man oft in einem Winkel mehrere Neſter von Stroh, Heu, Federn und allerhand weichen Materialien, die in der Nähe gefunden werden, in deren jeder vier bis acht blinde nackende junge Mäuſe liegen. Die Mutter liebt ihre Kinder ſo zärtlich, daß ſie auch den Menſchen, der ſich ihrem Wochenbette nahet, nicht ſcheut, ſondern ängſtlich um ihn herumläuft, wie wenn ſie ihn zum Mitleiden bewegen wollte, ſie nicht wegzunehmen. In 14 Tagen können die Jungen ſehen, und ſchon die Mutter verlaſſen. Wegen ihrer lächerlichen Poſituren ziehen manche Perſonen auch junge, ſonderlich weiße Mäuſe auf, und ſie werden ſo zahm, daß ſie ihnen das Futter aus den Händen nehmen, und auf einen gewiſſen Ton oder Ruf herbei kommen. Ja es giebt Alte, die, wo ſie keine Verfolgung befürchten, oft ſo dreiſt werden, daß ſie am hellen Tage in die Zimmer kommen und ihre Nahrung ſuchen, die ſich an gewiſſe Zeiten gewöhnen laſſen, wenn ſie kommen müſſen, um ihren Tiſch gedeckt zu finden, alsdann ſich ſatt freſſen, und das übrige in ihre Höhlen tragen. Die weißen laſſen ſich als eine eigne Raſſe leicht fortpflanzen, und hecken, wie die aſchgrauen, alle fünf Wochen.

Hunde, Katzen, Wieſel, Marder, Iltiſſe, Igel und viele Raubvögel ſind ihre Verfolger.

Die große Feldmaus. (Mus silvaticus.)

Der Rücken iſt gelbbräunlich und der Bauch weiß. — Dieſe Maus, welche in ganz Europa angetroffen wird, iſt in Thüringen eine der ſchädlichſten wegen ihrer großen

Fruchtbarkeit. Die Länge ihres Körpers beträgt 4 Zoll, die Höhe aber 1 Zoll 6 Linien, und beim Männchen hat der Schwanz die Länge des Körpers, beim Weibchen aber iſt er kürzer, ungefähr 3 Zoll lang.

Der Kopf iſt verhältnißmäßig größer, als an der Hausmaus, dick, eirund, die Naſe etwas erhaben, und die Schnauze ſtumpf. Der Mund iſt ſehr klein, und enthält 4 braune Vorderzähne, und 12 ſtumpfe Backenzähne, wovon die in der obern Kinnlade auf der Oberfläche ſtumpfwinklich eingeſchnitten ſind, und die in der untern Kinnlade aus lauter erhabenen Punkten beſtehen. Aeußerlich iſt er mit ſehr langen Fühlhaaren beſetzt, die an der Wurzel ſchwarz, und übrigens weiß ſind. Die Zunge iſt dick und glatt. Die Augen ſind ſehr groß, hervorſtehend und ſchwarz, jedes oberhalb mit einer feinen Borſte — die Ohren hervorragend, eirund, pergamentartig, beinahe kahl und ſchwärzlich. Die Füße haben vorne, ohne den Daumenanſatz mit einem ſtumpfen Nagel, 4, und hinten 5 Zehen, und ſind ſehr zart.

Dieſe Thiere leben unter der Erde in Löchern, die ſie ſich graben, und zwar in ſandigen Aeckern, Wieſen, Gärten und Wäldern. In den Feldern ſchlagen ſie ihre Wohnungen gern in den umgepflügten Zwiſchenräumen der Aecker, den ſogenannten Rainen auf, weil ſie hier weniger den Störungen des Pfluges ausgeſetzt ſind. Wo ſie dieſe nicht haben, ſuchen ſie ſolche Aecker auf, wo die Stoppeln untergeackert ſind, weil ſie da bequem wohnen und niſten können. Im Herbſte laſſen ſie ſich mit dem Getreide gern in die Scheunen fahren, und verſtecken ſich im Stroh und Heu bis zum Frühjahr. Andere, die nahe an Häuſern im Sommer leben, ſuchen dieſe im Winter auf; die übrigen aber bleiben im Felde und Walde in ihren Hölen, in welchen ſie, wenn hoher Schnee liegt, warm genug wohnen, und mehrentheils zwei Zugänge, einen ſchrägen und einen ſenkrechten haben.

Die Nahrung dieſer Thiere beſteht im Felde beinahe aus allen Feldfrüchten; im Walde aus Fichten- Kiefer- und Tannenſaamen, aus Eicheln, Buchekern, Haſelnüſſen, allerhand Beeren, Beerkernen, Baumſaamen, und aus den Schalen der jungen Bäume und Baumwurzeln; in den Gärten aus mancherlei Wurzelwerk, beſonders der Zwiebelgewächſe, und in Häuſern aus dem, wovon ſich die Hausmaus nährt. In der Ernte ziehen ſie ſich in Menge unter die aufgeſtellten Garben, und freſſen die Aehren aus. Im Winter bleiben diejenigen, die im Felde wohnen, entweder auf den eingeernteten Haferäckern, und ſuchen die ausgefallenen Körner unter dem Schnee auf, oder gehen in die Wälder, wenn ſie ihnen nahe liegen, nähren ſich von abgefallenen Samen und Früchten, erklettern die Sträucher, die zu dieſer Jahreszeit noch Beeren haben, leſen ſie ab, und thun in Buchwäldern bei langem und hochliegenden Schnee großen Schaden, indem ſie die Schale der jungen Buchen von der Erde an, ſo hoch als der Schnee liegt, abnagen.

Die Brandmaus. (Mus agrarius.)

Der Schwanz iſt lang und ſchuppig, der Körper röthlichbraun, und über den Rücken läuft ein ſchwarzer Streif.

Dieſe Maus trifft man oft genug in Deutſchland an. Sie unterſcheidet ſich merklich von der vorigen durch ihre Größe, kurze abgerundete Ohren und Farbe. Ihre Länge beträgt 4 Zoll 9 Linien, die Länge des Schwanzes 3½ Zoll, und die Höhe 1½ Zoll. Der Kopf iſt länglicher, als bei der vorigen Art, faſt eirund, 1 Zoll 3 Linien lang, und die Schnauze ſpitzig.

Sie haben mit der vorigen Art einerlei Aufenthalt. Sie leben im Felde, in Gärten, und vorzüglich in Laubhölzern, im Winter auch in Häuſern. Im Felde trifft

man ſie gewöhnlich auf Erbſenäckern, und in Gärten in Baumſchulen an.

Von alle dem, was jene Art genießet, ernährt ſich auch dieſe. Vorzüglich wählt ſie zu ihrer Nahrung Fruchtkerne. Sie ſucht daher die Baumſchulen auf, und frißt die geſäeten Aepfel- Birn- Kirſch- und Pflaumenkerne weg. In Gärten und Wäldern ſucht ſie unter den Kirſchbäumen die Kerne, und beißt ſie ſehr geſchickt auf. Auf den Erbsäckern und Erbsbeeten thut ſie großen Schaden, indem ſie die geſäeten und eingelegten Erbſen ausſcharrt, und bis auf den Keim auffrißt. Sie frißt auch in der Noth andere Mäuſe ihrer Gattung und Art auf.

Die Rüſſelmaus. (Mus ſerocinus.)

Der Schwanz hat die Länge des Körpers, iſt etwas behaart, und die Schnauze iſt rüſſelartig.

Die Farbe iſt gelb mit grau gemiſcht, und der Bauch weiß. Hinten am Leibe, an der Wurzel des Schwanzes, iſt das Gelbe reiner, vom Grauen unvermiſchter, und eher aufs Fuchsrothe ſtechend. Der Schwanz iſt einfarbig, mit ſchuppigen Ringen und dazwiſchen eingeſtreuten Haaren beſetzt, unten etwas haariger, nach und nach abnehmend, an den Seiten und von unten her etwas gedrückt, von unten mit einer kaum merklichen Furche ausgehöhlt. —

Die Waſſerratte. Der Erdwolf. (Mus amphibius.)

Der Schwanz hat ungefähr die halbe Länge des Körpers, die Ohren ſind kurz, kaum aus dem Felle hervorragend; an den Vorder-Füßen befindet ſich eine kurze Daumenwarze mit einem kleinen Nagel.

Die Vorderfüße ſitzen dicht am Leibe an, und haben vier Zehen, und am Daumenanſatz, der weit zurück liegt, wie die Hausratte, einen ſtumpfen länglichen Nagel. Die

Hinterfüße haben fünf lange Zehen, ſitzen weit hinten, da wo der Körper nach dem Schwanze zu wieder ſpitzig ausläuft, ſind ohne eigentliche Schwimmhaut, doch ſind die Zehen, ſo wie an den Vorderfüßen, mit einer kleinen Membrane verbunden. Der Schwanz iſt geringelt, und mit vielen Stachelhaaren, ſo wie die Füße, beſetzt.

Das ganze Thier iſt mit einem dichten Pelze verſehen. Die kürzern Haare des Kopfs, Rückens, und der Seiten haben ſchwarzblauen Grund und braune Spitzen; zwiſchen dieſen ſtehen einzelne längere ſchwarze Haare, die von der Schnauze an, bis zum Ende des Rückgrats am engſten ſtehen, und alſo dem Obertheile ein ſchwarzbraunes Anſehen geben, die Backen und Seiten aber braun laſſen. Die Kehle, der Unterhals und die Gegend des Afters iſt aſchgrau; die Bruſt und der Bauch aber rothbräunlich; die Schenkel und Füße grau, obgleich der Grund des ganzen Unterleibes dunkelaſchgrau iſt. Der Schwanz iſt auf dem Obertheile ſchwarz, auf dem Untertheile ſchmutzig weiß; und da die Haare dichter ſtehen, ſo hat er auch nicht das ekelhafte Anſehen, wie an der Hausratte.

Das Weibchen iſt vom Männchen dadurch unterſchieden, daß der Kopf nicht ſo dicke, bauſige Backen hat; der Unterleib hellaſchgrau und der Schwanz oben röthlich iſt. Außerdem hat es acht Säugwarzen, vier auf der Bruſt, zwiſchen den Vorderfüßen, und vier am Bauche zwiſchen den Hinterfüßen.

Zwei vorzügliche Eigenſchaften zeichnen dieſe Thiere beſonders aus: die Kunſt, ſehr geſchickt zu graben, und zu ſchwimmen. Sonſt haben ſie gleiches Naturel mit der Hausratte. Man ſieht ſie zuſammen ſpielen, ſich jagen, zanken und beißen, und wenn ihnen ein Hund angehetzet wird, eben ſo boshaft vertheidigen, ſo daß auch nur gute Hunde und Katzen mit ihnen anbinden. Sie leben auch wohl ſo lange, als jene, und laſſen bei der

Begattung einen ähnlichen Laut von ſich hören. In der Lebensart hat dieſe Maus vieles mit dem Maulwurf und der Fiſchotter gemein. Sie gräbt ſo geſchickt, wie jener, und ſchwimmt ſo geſchickt, wie dieſe. Ja ſie hat in dieſer Rückſicht ganz die Natur der Ringelnatter, denn man findet ſie ſowohl auf den höchſten felſigen Gebirgen, als auch im flachen Felde, und in den Wäldern gräbt ſie ſich in den ſteinichten Boden unter die Wurzeln der Bäume und Gebüſche ein. Im Felde ſucht ſie feſte Oerter, als Feldbüſche, Raine und Steinhaufen zu ihrer Wohnung auf. In Gärten wohnt ſie unter den Baumwurzeln, und an Flüſſen in den hohen Ufern. Letzteres iſt ihr liebſter Aufenthalt, wenn ſie genug Nahrung in der Nähe hat. Sie gräbt ſich einen Bau, etliche Schuh tief unter der Erde, und füttert ihn mit Heu, Stroh, und anderm Geniſte aus. Zu dieſem Bau führen verſchiedene Röhren, welche oft etliche 100 Schritte weit nach dem Waſſer, oder einen andern Ort, wo ſie ihre Nahrung findet, hinlaufen. Solche flach hinlaufende Hauptgänge kann man dadurch von ihren andern unterſcheiden, daß ſie, wenn man ſie zutritt, ſogleich nach etlichen Stunden wieder aufgegraben und gangbar gemacht ſind. In einem ſolchen Bau, der beſonders im Winter noch mehr erweitert wird, indem Zugänge zu den Baumwurzeln von ihr angelegt werden, hält ſie ſich im Winter auf, und kömmt beim hohen Schnee niemals, oder höchſt ſelten an die freie Luft. Ihren aufgeworfenen Haufen, der oft ſehr groß iſt, kann man dadurch vom Maulwurfshaufen unterſcheiden, weil man, wenn er weggeſcharrt wird, die Oeffnung allezeit 1 Fuß tief feſt verdämmet findet, welches der Maulwurf nie thut.

Die Nahrungsmittel dieſer Thiere ſind noch mannichfaltiger, als die der übrigen Mäuſe, da ſie nicht nur alles genießen, was jene genießen, ſondern auch als Bewohner des Waſſers noch Unterhalt in dieſem Elemente

finden. Sie nähren ſich nemlich nicht nur von Pflanzen, welche in und an dem Waſſer wachſen, als: Bachbungen, Ließ= oder Rohrkolben, u. dergl. ſondern fangen auch Krebſe, Waſſerinſekten und allerhand Larven, die in dieſem Elemente ihre Verwandlung zu vollkommenen Inſekten abwarten, z. B. die Hülſen= oder Waſſermottenlarven; ja ſie ſollen ſogar kleine Fiſche rauben, und den Fiſchrogen begierig verſchlucken. Allein deshalb würde man ſie kaum mit dem Namen ſchädlicher Thiere benennen können, wenn ſie nicht an den Pflanzen und Bäumen in Wäldern, Wieſen und Feldern, und ſonderlich in Gärten, die an Flüſſen und Teichen liegen, ſo große Verwüſtungen anrichteten. Auf den Wieſen, wo ſie den Graswurzeln nachgraben, werden ſie ſchädlicher, als die Maulwürfe. Sie durchackern den Erdboden flächer, als dieſe, wodurch ein Gewölbe gebildet wird, auf welchem auch die andern Gewächſe, die nicht durch ſie ihrer Wurzeln beraubt ſind, da ſie hohl ſtehen, verdorren müſſen. Auf friſch beſtellten Aeckern richten ſie ebenfalls Verwüſtungen an, indem ſie nicht nur die erweichten ausgeſäeten Getreidearten und Hülſenfrüchte mit ihren Keimen abfreſſen, ſondern auch die verſetzten zarten Pflanzen des Kohls, Krautes, und der Rübenarten zu ſich in ihre Laufgräben ziehen. In Wäldern verheeren ſie die neuen Anpflanzungen, indem ſie die Wurzeln der zarten Gewächſe abnagen, oder unterhöhlen, und den ausgeſäeten Birken= Buchen= Eichen= Fichten= und Tannenſaamen ausſcharren. Den größten Nachtheil aber bringen ſie den Gärten, die an Flüſſen und Teichen liegen. Hier werden ſie das, was die Hamſter auf dem Felde ſind. Sie verſammeln ſich an ſolchen Orten zuweilen zu hunderten, und die Ufer werden voller Löcher gefunden, die alle zu den Beeten und Bäumen in den Gärten führen. Sie werden faſt allen Gartengewächſen gefährlich. Außerdem graben ſie oder gehen ſie in den alten Gängen

der Maulwürfe, nach den Peterſilien-, Paſtinaken- und Selleriewurzeln, höhlen die Unter- und Oberkohlrüben, beſonders die Artiſchokenwurzeln aus, und freſſen die Tulpen-, Hyazinthen- und andere Zwiebelwurzeln ſehr gern. Von letztern machen ſie im Herbſte ganze Beete leer, tragen ſie zuſammen auf einen Haufen in ihre Vorrathskammern, und leben davon, wenn ſie der Froſt hindert, die Oberfläche der Erde zu durchwühlen. Man findet in ſolchen Hölen zuweilen noch im Frühjahr einen großen unverſehrten Vorrath, den man wieder verpflanzen kann. Aber nicht allein unter den Gartenkräutern, ſondern auch unter den Gartenbäumen richten ſie dergleichen Uebel an, indem ſie nicht nur in kurzer Zeit eine ganze Pflanzſchule durch das Benagen der Wurzeln verderben, ſondern auch die dickſten Wurzeln der Obſtbäume aller Art durchfreſſen und zirkelförmig umwühlen, daß ſie verdorren müſſen. Dies thun ſie nun beſonders im Winter, wo ſelbſt die Weidenbäume nicht von ihnen verſchont bleiben. Den Gerbern freſſen ſie Stücke aus den Thierhäuten, wenn ſie ſie zur Zubereitung des Leders in's Waſſer legen müſſen.

In manchen Jahren und an manchen Orten, beſonders da, wo Gemüſegärten an Flüſſe grenzen, iſt ihre Vermehrung ſo ſtark, daß die Ufer der Flüſſe ganz durchlöchert ſind, und man faſt bei jedem Schritt zu gewiſſen Stunden ein ſolches Thier über das Waſſer rudern ſieht. Sie verurſachen daher den Gärten, die in der Nähe liegen, den größten Schaden, und nur ein ſehr harter Winter kann ſie an Flüſſen, die flache Ufer haben, vermindern, wo man alsdann viele von ihnen erſtarrrt in ihren Hölen findet.

Man unterſcheidet gewöhnlich die große Feldmaus, Stoßmaus, von der Waſſerratte, als zwei verſchiedene Arten. Allein die genaueſten Beobachtungen beweiſen, daß beide Namen eine und eben dieſelbe Art bezeichnen.

Weder in der Länge des Körpers, des Schwanzes, der Höhe, noch in der Dicke des Kopfs, Größe der Ohren, und in dem Gebiſſe, noch in der Farbe der Alten und Jungen, welche bei letztern wirklich ein entſcheidendes Merkmal abgeben muß, iſt der mindeſte Unterſchied ſichtbar, wenn gleich die eine von dieſen Mäuſen auf dem höchſten Berge, und die andere in dem tiefſten Fluſſe gefangen worden iſt.

Die kleine Feldmaus. (Mus gregarius.)

Der Schwanz iſt einen Zoll lang; die Ohren ragen etwas aus den Haaren hervor; der Daumen an den Vorderfüßen iſt kaum merklich; der Körper iſt rothgrau.

Von der Schnauze bis zum Schwanzende iſt der Oberleib rothgrau, weil der Balg aus gelblichten und ſchwarzen Haaren beſteht, — der Unterleib weißgelb, an den Seiten ins bräunliche fallend, — die Füße gelblich weiß, und die Zehen aſchgrau.

Es iſt die ſchnellſte, im Graben die geſchickteſte Maus, und ein guter Schwimmer. Im Sitzen ballt ſie ſich zuſammen, und ſteckt den Kopf ſo tief in die Bruſt, daß man keinen Hals ſieht. — Ihre Stimme iſt zur Zeit der Begattung, und in der Noth ein helles Quiken; ihr Alter aber unbekannt. — Sie ſtirbt mehrentheils keines natürlichen Todes. Das Weibchen iſt unmerklich vom Männchen unterſchieden, und hat vier Säugwarzen zwiſchen den Vorder- und vier zwiſchen den Hinterfüßen.

Dieſe Thiere leben allenthalben, in Wäldern und Feldern; in Wäldern mehr in Laub- als Schwarzhölzern, und in Feldern mehr auf den Aeckern, als Wieſen. In Feldern verändern ſie ihren Wohnplatz nach den Jahreszeiten. Im Herbſte ziehen ſie den Schnittern nach, und halten ſich, ſo lange die Ernte der Winterfrucht dauert, im Winterfelde auf, und wandern, wenn dieſe vorbei iſt, nach der Sommerfrucht, und beſonders nach

den Haferäckern. Wenn hier der Wind viel Hafer ausgeſchlagen hat, wovon ſie im Winter zehren können, ſo bleiben ſie in dieſem Felde, und ſchlagen ihre Winterwohnung daſelbſt auf; wo nicht, ſo ziehen ſie in großen Märſchen über und unter der Erde nach der Winterſaat, und graben ſich da ihre Winterwohnung. Hier bleiben ſie theils bis zum folgenden Herbſt, theils zerſtreuen ſie ſich im ganzen Felde herum. Sehr gern wohnen ſie in den Feldrainen oder unter den Feldbüſchen. Zwei Röhren, ein Eingang und ein Ausgang, führen gewöhnlich zu ihrem Bau; Schlafgemach, Vorrathskammer und Abtritt haben ihre beſondern Abtheilungen in demſelben, und erſteres füttern ſie mit in der Nähe wachſenden, zermalmten Pflanzen aus, damit ſie weich und warm liegen. Eben ſo iſt das Wochenbett des Weibchens beſchaffen. In Wäldern graben ſie ſich unter den Bäumen, Büſchen und Steinen ein. Sie machen ebenfalls, doch nicht ſo häufig, als die Erdwölfe, flache Gewölbe über der Erde, wenn ſie ihrer Nahrung nachgehen, oder von einem Orte zum andern wandern.

Marmota. Alpenmäuſe, Murmelthiere. (Mures alpini, soporosi.) Fig. 6.

Ihr Körper iſt groß, dick, der Kopf ſtumpf und groß, die Ohren klein, oder fehlen. Die Zähne ſind groß, nicht ganz bedeckt, und haben eine keilförmige Schärfe; oben 5, und unten 4 Backenzähne auf jeder Seite. Der Schwanz iſt kurz und haarig. An den Vorderfüßen ſind 4 Zehen und ein ſehr kurzer Daumen, an den Hinterfüßen 5. Die Schlüſſelbeine ſind vollkommen. Sie wohnen unter der Erde, graben, klettern, nähren ſich von Wurzeln und Körnern, verrichten ihre Geſchäfte am Tage, und erſtarren im Winter. Man theilt ſie in zwei Arten.

Das Murmelthier. (Mus montanus.)

Seine Heimath ſind die höhern Alpen von Europa und Aſien. Merkwürdig iſt, daß man es in Savoyen auf Klippen findet, die als Inſeln aus den Eisfeldern hervorragen, ſtundenweit von allem unbeeiſeten Boden entfernt. Die Länge ſeines Körpers iſt gegen 1 Fuß 8 Zoll, des langharigen Schwanzes 6¾ Zoll, ohne das Haar an der Spitze deſſelben, und es wiegt 6 bis 9 Pfund.

Der Kopf iſt dick, und wird von dem ſitzenden Thiere öfters aufwärts getragen. Die Schnauze iſt dick und ſtumpf; die Oberlippe geſpalten, und bis an die Naſe aufwärts gefurcht. Die Vorderzähne ſind mit einer abgerundeten Spitze verſehen, und pommeranzenfarbig. Die Augen ſind von mäßiger Größe, und ſtehen in der Mitte zwiſchen Naſe und Ohren, doch dieſen ein wenig näher. Auf jedem Auge und Backen ſteht eine Warze mit längern und kürzern Borſten. Die Ohren ſind kurz, rund, haarig, und in den Haaren verſteckt. Das Haar auf und hinter den Backen iſt vorzüglich lang, daher die dicken Backen. Der Körper iſt kurz, dick, mit flachem breiten Rücken, und einer ſchlaffen Haut umgeben, die ſackförmig nach den Füßen herunterläuft. Eine Haarnath läuft von der Kehle, über die untere Seite des Leibes, bis an den After. Der Schwanz ſteht gerade aus, und iſt langhaarig. Die Füße ſind kurz, und haben lange, kahle Fußſohlen, weil das Thier auf den Ferſen geht. Der Daumen an den Vorderfüßen iſt kegelförmig, und mit einem rundlichen undeutlichen Nagel verſehen. Die Klauen der übrigen Zehen ſind ziemlich lang, gebogen, ſpitzig, oben einigermaßen flach; die an den Hinterfüßen kürzer, als die Vordern. Der Kopf iſt auf dem flachen Scheitel mit angedrückten ſchwarzen, und dazwiſchen durchſtechenden weißgrauen Haaren bedeckt. Die Spitze der Schnauze iſt gelblich weißgrau, die Bartborſten ſind ſchwarz.

Die Ohren haben graue und weiße Haare, und hinterwärts kurze, ſchwärzliche Bürſtchen. Der Hals und Rücken ſind oben weißgrau, ſchwarz und weißgelb gemiſcht; die Seiten des Halſes und Leibes hinter den Vorderfüßen bräunlich gelb, etwas dunkler das Ende des Leibes hinter den Hinterfüßen; noch dunkler Kehle, Bruſt und Bauch; die Vorderbeine äußerlich, wie die Mitte des Rückens; die Hinterbeine, wie die Seiten des Halſes; die Füße oben auf ſchmutzig, weißgelblich; der Schwanz lichtbraun mit ſchwarzbraun gemengt, und an der Spitze ganz ſchwarzbraun.

Sie leben in großen Geſellſchaften, um ſich, da ſie unbewehrt ſind, bei Gefahr zu ſichern, und lieben den Sonnenſchein gar ſehr, daher ſie ſich ſtundenlang ſonnen. Ehe ſie ſich legen, und auch wenn ſie weiden wollen, richten ſie ſich allezeit auf den Hinterbeinen in die Höhe, und ſchauen ſich um; das erſte, das jemanden erblickt, giebt der ganzen Geſellſchaft ein warnendes Zeichen mit einem durchdringenden ſcharfen Pfiffe, die andern antworten alle durch das nemliche Zeichen, und alle nehmen ſtill alsdann die Flucht. Aus der Anzahl der auf einander folgenden Pfiffe wiſſen die Jäger, wie groß die Anzahl dieſer Thiere in einer Gegend iſt. Eben wegen ihrer großen Wachſamkeit ſind ſie, wo Viele beiſammen ſind, nicht leicht zu erſchleichen, denn da wacht immer das eine oder das andere, und zwar auf einer gewiſſen Anhöhe. Sie müſſen ein überaus ſcharfes Geſicht haben. Sie zeigen ſich gegen kein Thier feindſelig; wenn ſie verfolgt werden, ſo fliehen ſie, und ändern, um ſicher zu leben, wohl gar ihren Wohnort, ſo daß ganze Familien von einem Berge zum andern ziehen. In die Enge getrieben, ſetzen ſie ſich aber gegen den Menſchen und Thiere zur Gegenwehr, und beißen und kratzen gewaltig. Wenn ſie ſpielen, murren ſie, wie junge Hunde. Sie leben 9 bis 10 Jahre.

Das Vaterland dieſer Thiere ſind die hohen Alpen Europens und Aſiens. Sie bewohnen nur die höchſten Gebirge, wo kein Holz mehr wächſt, und wo gewöhnlich weder Menſchen, noch Heerden zahmes Vieh hinkommen. Vorzüglich wählen ſie durch ſteile Felſen abgeſchnittene freie Plätze, und die kleinen engen Thäler, welche die ſteilen Gebirge, und nadelförmigen Felſenſpitzen zwiſchen ſich laſſen, zu ihrem Aufenthalte. Sie ziehen durchaus die weſtliche und ſüdliche Seite, die der Sonnenwärme am meiſten genießt, den andern vor, und vermeiden mit Sorgfalt alle feuchte Plätze, ob ſie gleich eine friſche Quelle in der Nähe ſehr lieben. Es halten ſich, wie ſchon angemerkt worden, von dieſen Thieren allezeit eine Menge zuſammen, welche eine einzige Familie ausmachen. In der Gegend ihres Aufenthalts ſieht man zwar allemal viele Löcher und Hölen, beſonders unter Steinen und kleinen Erdhölen, deſſen Gänge gegen den Berg gerichtet, bald gerade hinein, bald wieder abwärts gehen, beſonders wo der Boden nicht ſehr ſteil iſt, bald ſich wieder aufwärts ziehen, oft hin und her laufen, und ſich zuweilen auf beiden Seiten vertheilen. In einer ziemlich weitläuftigen Gegend aber, und meiſtens in dem ganzen Bezirke ihres Aufenthalts, iſt nur eine einzige Höle die eigentliche Winterwohnung, welche mehrentheils nur aus einer einzigen Röhre, und aus der eigentlichen Höle beſteht, die wie ein Backofen ausſieht, welchen die Landleute vor ihren Häuſern haben. Darin liegen die Thierchen, ſo viel ihrer ſind, rings herum, eins an dem andern, und jedes zuſammen gerollt. Die Höle iſt ſehr glatt, und man findet nicht viel Erde vor der Mündung derſelben aufgeworfen; denn ſie verſtehen die Kunſt, die losgekratzte Erde mit ihren vordern breiten Pfoten nicht nur hinter ſich zu werfen, ſondern in dem Baue gleichmäßig zu vertheilen, und feſt zu ſchlagen. Dieſe Winterhöle iſt außer dem Zugange gänzlich verſchloſſen, und

die Fluchtgånge, wenn ſich welche finden, ſind nur etwas zufålliges, nichts nothwendiges, und entſtehen wohl erſt während des Nachgrabens der Menſchen, wenn einige Thiere wach werden, und ſich zu retten ſuchen. Einen eignen Abtritt haben ſie gewöhnlich nicht neben ihrer Winterbehauſung, weil ſie ihn nicht nöthig haben, da ſie nichts mehr freſſen, wenn ſie das Winterquartier beziehen; jedoch mögen ſie ihn vielleicht alsdann nöthig haben, wenn ſie im Frühjahr bei noch liegendem Schnee aufbrechen, und die Sonnenhölen noch nicht beziehen können. Die andern Röhren ſind nur ſogenannte Sommerröhren, theils auch kleine Fluchtlöcher, wo man das Ende mit dem Arm oder Stock erreichen kann. Dennoch ziehen ſich einige Sommerhölen auch ſehr weit hinein, ſind aber inwendig nicht breiter, als die Zugånge ſelbſt, deren oft mehrere ſind. Zu Fluchtröhren brauchen ſie auch Klüfte unter Felſenſtücken und Steinen. In den Sommerhölen findet man niemals Heu, und ſie ſind ſchon åußerlich von den Winterwohnungen ſehr leicht zu unterſcheiden. Man findet nemlich vor dieſen Sommerwohnungen viel Erde aufgeworfen, welche jährlich, ſo wie die anwachſende Familie mehrere Kammern nöthig macht, zunimmt. In einigen dieſer Kammern liegt auch viel Koth, und es ſcheint, daß ſie dieſelben zu bloßen Abtritten brauchen. Auch findet man im Auguſt und September vor den Eingången der Winterwohnungen etwas Heu liegen, von welchen ſich vor den andern Höhlen nie eine Spur zeigt, und zu Anfang des Oktobers ſind die Mündungen derſelben feſt verſchloſſen, welches ein ſicheres Zeichen iſt, daß ſich die Thiere nun wirklich einquartirt haben. Die Weite der Mündungen und Röhren iſt kaum ſo groß, daß eine Fauſt eindringt, und es iſt unbegreiflich, wie die Thiere hindurch können. Sie graben ſehr ſchnell, und weichen aufſtoßenden Hinderniſſen, als Felſen und Steinen, geſchickt aus. Die Mündung des

Hauptganges iſt 2 bis 6 Schuh hinein, feſt von innen mit Erde, Steinen, Sand, Lehmen und Gras ausgemauert, worunter ſich oft 1 Fuß lange Steine befinden. Die Länge dieſer Röhre iſt nicht immer gleich; oft muß man 2 bis 5 Klafter weit hinein, und ½ bis 2 Klafter tief graben, ehe man zu ihrem Bette kommt; oft geht es weder weit noch tief hinein. Das Winterlager ſelbſt iſt eine runde oder eirunde, 3 bis 7 Fuß im Durchmeſſer habende Höle, größer und kleiner, nach dem Bedürfniß ihrer Familie, und nach Bedürfniß des Bodens eingerichtet. In dieſer liegt dürres aber rothes Heu in Menge, und die Thierchen hart an einander, mit dem Kopf gegen den Hintern gekehrt, und, wie man ſagt, mit der Naſe im After, oben auf dem Heu, ganz kalt, und in ſolcher Erſtarrung und Erkältung des Bluts, daß ſie ohne Leben und Athem zu ſeyn ſcheinen. Man findet 2 bis 14, am öfterſten aber 5 bis 9 zuſammen. Sonſt hat man auch wohl, in eben derſelben Höle, 2 Neſter und 2 Familien angetroffen. Das Heu tragen ſie im Munde in die Höhle, faſſen es ſo, daß es wie ein Knebelbart ausſieht, und ſtreichen das, was locker iſt, mit den Vorderpfoten ſorgfältig ab; ſie laden es alſo keinesweges einander auf den Bauch, und laſſen ſich auf dem Rücken zur Höle ſchleppen, ſcharren es auch nicht bloß vor der Mündung ihrer Behauſung zuſammen, wie man ſonſt geglaubt hat. Dies ſieht man auch daher, weil die zahmen, wenn ſie ſich ein Winterlager bereiten wollen, ſich mit allem, was ſie finden, mit Tüchern, Lumpen, Laub, Stroh ꝛc. den Mund voll ſtopfen, und es zuſammen ſchleppen. Dies Heumachen geſchieht in den ſchönſten Tagen des Auguſts, und ſie verwechſeln es vermuthlich alle Jahre mit neuem, weil man viel Heu unter dem Auswurfe des Baues findet, der ſich jährlich vergrößert. Von demſelben freſſen ſie aber im Winter nichts.

Sie beziehen ihre Winterquartiere nach der Verſchie-

denheit der Gegenden und des Jahrgangs nach Michaeli bis in den Weinmonat, und kommen eben ſo zu Ende des Märzes oder im April wieder hervor. Sie liegen alſo 5 bis 6 Monate in Erſtarrung. Es darf, wie beim Hamſter, keine äußere Luft zu ihnen dringen, wenn ſie erſtarren ſollen; das ſieht man aus der genauen Verſtopfung des Eingangs, welche ſie von innen nach außen zu verrichten. Bei ihrem Auszuge ſtoßen ſie auch den Pfropf nicht nach außen heraus, welches auch nicht möglich ſeyn würde, ſondern ſie nehmen nach und nach die Erde, Steine, das Heu u. dergl. woraus er beſteht, von der Seite hinweg. Wenn man ſie an die Wärme oder Sonne bringt, ſo fangen ſie nach wenigen Minuten an, zu ſchnarchen, und bewegen ſich taumelnd hin und her. In warmen Zimmern kann man ſie den ganzen Winter über wachend erhalten; doch wollen ſie hiezu und zum freſſen, wenn ſie erſt aus der Erſtarrung kommen, gezwungen ſeyn. Nach ihrem Erwachen im Frühling begeben ſie ſich in die mittlere Gegend der Gebirge, um daſelbſt ihre Nahrung zu ſuchen; aber bei herannahendem Sommer ſteigen ſie wieder in die Höhe, um die Einſamkeit zu genießen. Im Herbſte, ehe ſie einſchlafen, ſind ſie ſehr fett, und im Frühjahr, wenn ſie erwachen, gewöhnlich ſehr mager. Im Sommer fliehen ſie bei Ungewitter und Regen, oder Gefahr, allezeit in ihre Hölen, und verlaſſen ſie nur an ſchönen Tagen, ohne ſich jedoch weit davon zu entfernen.

Ihre Nahrung beſteht aus Kräutern und Wurzeln, und aus dem zarteſten und kräftigſten Graſe. Im Frühjahr, wenn noch Schnee liegt, müſſen ſie ihr Futter weit ſuchen. Mit der Morgendämmerung gehen die alten Murmelthiere aus ihren Löchern, und fangen nach Aufgang der Sonne an zu weiden, und weiterhin laſſen ſie auch die Jungen heraus gehen. Dieſe ſpringen dann nach allen Seiten herum, jagen einander, ſetzen ſich auf

die Hinterfüße, und bleiben in dieſer Stellung gegen die Sonne gerichtet, mit der Miene eines außerordentlichen Wohlbehagens, lange Zeit ſitzen. Alle, jung und alt, ſetzen ſich, ehe ſie anfangen, das Gras zu ihrer Nahrung abzuweiden, auf ihre Hinterſchenkel in einem Kreiſe herum, und drehen ihre Köpfe nach allen Seiten. In der heißeſten Jahreszeit, und ehe ſie den Winterſchlaf beginnen, ſieht man ſie um die nahen Quellen, und die Jäger wollen ſie auch an den Salzlecken bemerkt haben. Sie ſaufen nur höchſt ſelten, und wenn ſie es thun, ſo recken ſie den Kopf in die Höhe, wie die Gänſe, wenn ſie ſaufen, und drehen ſich ſogleich aus Furcht nach allen Seiten um. Ihr Magen und ihre Gedärme ſind im Winter ganz leer, wie ausgewaſchen. Dies findet man ſchon, ehe ſie ſich ſchlafen legen; denn ſie ſollen wirklich, ſobald ſie den erſten Froſt empfinden, ſo viel und ſo lange Waſſer trinken, bis es klar und rein wieder von ihnen abgeht. Der Magen iſt daher zu dieſer Zeit ſehr klein, und wie zuſammengeſchrumpft. — Sie laſſen ſich jung zähmen, lernen allerlei poſſierliche Stellungen, tanzen, und auf den Wink ihres Herrn gehorchen. Sie fallen die größten Hunde an, wenn ſie gereizt werden, und beißen ſie, freſſen in aufrechter Stellung, klettern auf Bäume, ſteigen an nahe zuſammenſtehenden Mauern hinauf, und die Savoyarden richten ſie ab, an einem Stock zu gehen, und in die Schornſteine hinauf zu ſteigen.

Der Hamſter. (Marmota cricetus.)

Der Hamſter ſtammt aus dem ſehr weitläuftigen Mäuſegeſchlecht ab, und bildet, indem er ſich durch ſeinen Winterſchlaf dem Murmelthier und den Haſelmäuſen nähert, hingegen durch ſeine, ſonſt dem Affengeſchlecht eigene, Backentaſchen, von jenen und andern Mäuſegattungen entfernt, eine Zwiſchenſippſchaft, die unſere

älteren Syſtematiker unter dem Namen Mures buccati ſchon anerkannt, die neueren aber zu einer ganz eigenen Gattung (Cricetus) erhoben haben. In derſelben ſteht er als deutſche Art, ganz allein, und macht ſich ſowohl durch ſeinen Körperbau, als durch ſeine Farbe leicht bemerklich. Alle ſeine einzelnen Theile: Kopf, Hals und Rumpf ſind kurz und dick; der ſchlecht behaarte Schwanz iſt gleichfalls kurz; die Füße ſind niedrig und maſſiv, ſo daß das Thierchen mit dem Bauche beinahe die Erde berührt, und dieſes alles giebt ihm das Totalausſehen einer größeren Maus, deren ganze Körperlänge, ohne den zwei Zoll meſſenden Schwanz, nicht mehr als zehn, höchſtens zwölf Zoll, und deren Höhe nur 3, höchſtens 4 Zoll beträgt. Die Backen ſind mit einer weiten Haut überzogen, unter welcher inwendig im Maule zu jeder Seite eine drüſige Backentaſche gebildet wird, deren Function wir unten kennen lernen. Dieſe Backe ſowohl, als die geſpaltene Schnauze, welche die oberen Vorderzähne erblicken läßt, und auch die ſchwarzbraunen, ſtark hervorliegenden Augen ſind mit ſchwarzen Borſten beſetzt. An ſeinem Pelzrocke hat der Hamſter mehr buntes und mannichfaltiges aufzuweiſen, als die übrigen nur ſimpel gekleideten Mäuſe, weswegen er ihm auch gewöhnlich entriſſen wird, wenn er in die Hände der Menſchen fällt. An dem Kopfe ſind Schnauze und Ohren rein weiß. Die Umgebung der Augen, die Ohren, die Seiten des Körpers und das Aeußere der Schenkel ſind fuchsroth. Von der Stirne an breitet ſich über den Rücken eine haſengraue Decke aus, und den ganzen Unterleib überzieht ein tiefes Schwarz, welches wir unter allen Jagdthieren nur noch einzig an dem Dachſe wahrnehmen. Weiße, wie mit Handſchuhen bekleidete Füße, von welchen die vorderen nur einen ſehr unvollkommenen Daumenzehen, mithin nur vier, die hinteren aber fünf vollkommene Zehen haben, vollenden endlich das Bunt-

ſcheckige und den Farbenwechſel. Man findet aber auch nicht ſelten ganz ſchwarze, weiße, gelbe und geſcheckte Spielarten. Die erſteren bemerkte Pallas in Rußland ſehr häufig. Dieſer Pelzrock iſt zwar dicht behaart, es befinden ſich jedoch auf demſelben zu beiden Seiten des Rückens regelmäßig zwei kurz und ſteifbehaarte Flecke, ſogenannte Borſtenflecke, die den Honigflecken der Marder gleichen, und den Werth des Balges mindern.

Wenn auch das Kleid den Hamſter empfielt, ſo werden doch ſeine Sitten ihm wenig Freunde verſchaffen. Die Munterkeit und das poſſierliche Weſen, welche das Eichhorn, das Murmelthier, und auch die Haſelmäuſe, mit Einſchluß des Siebenſchläfers, beliebt machen, und leichte Zähmung ſucht man vergebens bei ihm. Er iſt und bleibt menſchenſcheu, finſter, flieht das Tageslicht, zernagt alles, und vergräbt oder verkriecht ſich alsbald, wenn ſeine Umgebung es erlaubt. Und ſonderbar! bei ſeiner großen Vermehrung iſt der Hamſter eines der ungeſelligſten Thiere, der ſtreitſüchtigſte Raufer, der mit ſeinen nächſten Anverwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft, mit ſeinen Geſchlechtsverwandten und kleineren Thieren im ewigen Kriege lebt, der oft mit den blutigſten Niederlagen endiget. Sollte man es glauben, daß dieſes Thierchen Muth genug beſitzt, auch überlegene Feinde anzufallen, und ſich mit ihnen zu meſſen? Und doch iſt es ſo! Hunde, welche den Hamſter anfallen, und den Kampf zu beſtehen noch nicht gelernt haben, ſchlägt er oft mit Knurren und aufgeblaſenen Backen ritterlicher in die Flucht, als der Fuchs; Pferde, welche ihm in den Wurf kommen, oder von deren Reuter er gereizt wird, fällt er an und ſchreckt er, indem er ihnen nach dem Kopfe ſpringt, und ſelbſt Menſchen mögen bei dem Ausgraben eines Hamſters ſich mehr wahren, als bei dem Graben eines Fuchſes oder Dachſes. Dieſer Muth iſt ihm aber auch in Ermangelung anderer Rettungsmittel zu ſeiner Erhaltung

nöthig, denn er beſitzt nicht Geſchwindigkeit genug, um Gefahren zu entgehen, und iſt an eine Höhle feſtgebannt, die ihm nicht Sicherheit genug darbietet, vielmehr leicht erſpäht, und mit Verluſt ſeines Lebens zerſtört werden kann.

Durch ſeine Induſtrie macht ſich der Hamſter am meiſten, und bei weitem mehr, als durch ſeine unfeine Lebensart verhaßt. Seine weiten Backentaſchen trägt er bloß als Transportwerkzeug, um ſich zu verproviantiren. Jede faßt 2 — 3 Loth Körner oder Geſäme, und er verſteht es meiſterlich, ſie vollzupacken, und wieder mit ſeinen Vorderpfoten zu entladen. Durch dieſe Backentaſchen bringt er die bedeutendſten Getreide-Vorräthe in ſeine unterirdiſche Magazine, die ihn zur Zeit des Mangels, nemlich im Herbſte und Frühjahre nähren. Nur bei einem gewiſſen Wärmegrade und bei Entfernung der atmoſphäriſchen Luft beginnt der Winterſchlaf, der einem vollkommenen Scheintode ähnlich iſt. Die meiſten Lebensfunktionen: Bewegung, Verdauung, Abſonderungen u. ſ. w. hören auf, nur, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Reſpiration, und der damit in Verbindung ſtehende Kreislauf des Blutes nicht ganz, jene geht aber ſo langſam, daß ein ſolcher Winterſchläfer während ſeiner Schlafperiode in 5 Monaten nicht öfter athmet, als bei ſeinem Wachen in 2 oder 3 Tagen. — Zuerſt verrammelt der Hamſter, wie das Murmelthier, ganz dicht und feſt alle Eingänge zu ſeinem unterirdiſchen Schlafgemach, das rund, von der Form einer ausgedehnten Ochſenblaſe, und mit dem feinſten, weichen, zerbiſſenen Stroh ausgefüttert iſt. Er ſichert darauf ſeine Kornkammer, indem er ſie tiefer legt, und zehrt nun ſeinen Vorrath bis zur Hälfte oder zwei Drittheile auf, wodurch er ganz fett wird. Nach 6 bis 8 Wochen verfällt er aus ſeinem gewöhnlichen Schlaf, wobei er ſich kugelförmig zuſammenrollt, und auf die Seite legt, in den Todesſchlaf, woraus er erſt

im Monat März allmählig wieder erwacht. In dieſem Zuſtande kann man ihn kneipen, verwunden, tödten und ſeciren, ohne daß er eine Empfindung des Schmerzes, und etwas anderes, als Irritabilität oder Muskelreizbarkeit äußert. Nach ſeinem Erwachen, wo die Natur zur Herbeiſchaffung angemeſſener Nahrungsmittel noch nicht thätig war, zehrt er den übrig gebliebenen Reſt ſeines Vorraths auf, den er durch das Abbeißen der Keime gegen das Aufkeimen geſichert hat.

Sein Magazin beſteht größtentheils aus Sommerfrüchten, da er erſt ſpät einzutragen anfängt, beſonders aus Hafer, Erbſen, Linſen, Bohnen, Leinknoten u. ſ. w. wovon er oft mehr als einen Zentner ſchwer zuſammenträgt, und in der Zeitfolge ordentlich zuſammen ſchichtet, wie dieſe Getreidearten zeitigen. Er nährt ſich hievon jedoch nicht allein, ſondern auch von andern: von Wintergetreide, Weizen, Roggen, Spelz, von grünen Kräutern, Gräſern und ihrem Geſäme, von Wurzeln, Knollenfrüchten, Obſt u. dergl. Ja, ſeine Gefräßigkeit macht ihm auch animaliſche Nahrung lieb: er verzehrt Würmer, Inſekten, Fröſche, und macht Jagd auf Feldmäuſe, Vögel, junge Wachteln, Feldhühner und junge Haſen. Seiner Nahrung geht er in der ſtillen Morgen- und Abend-Dämmerung, oft auch am Tage, wenn er ſich ſicher glaubt, nach, und iſt mithin kein Nachtwandler, wie die übrigen Jagdthiere.

Bei ſeiner weiten Verbreitung in kalten, warmen und gemäßigten Zonen, in Ungarn, Polen, Böhmen, Rußland, Spanien und Deutſchland wählt er ſich ſeinen Aufenthalt nie in Wäldern, ſondern immer in Feldern, wo der Boden weder ſandig, thonig, noch ſteinig, ſondern milde, fruchtbar, und ſeinem Minierweſen günſtig iſt. Er findet ſich daher in Deutſchland nicht allenthalben vor, er bewohnt hier nur einige Gegenden von Preußen, Sachſen, Schleſien, Franken, Thüringen, Oeſterreich, Bayern

und Schwaben. In die Erde gräbt er ſich allda eigene Wohnungen oder Baue, wie bereits erwähnt, und zwar für den Sommer eine Villa von leichterer Bauart, nur zwei bis vier Fuß tief, für den Winter ein wärmeres Quartier von 5 — 10 Fuß Tiefe. Dieſe Baue ſind gewöhnlich mit zwei Röhren verſehen, von welchen die eine, die ſchief ausläuft, und das Schlupfloch genannt wird, zum Ausgang dient, und die andere, welche ſenkrecht einfällt, und Fallloch heißt, zum Eingang gebraucht wird. Ein junger genügſamer Hamſter hat in ſeinem Baue zwei Kammern oder Keſſel, ein alter Rammler legt ſich deren 3 bis 4 an. Die eine Kammer, welche auf die angegebene Weiſe ausgetäfelt iſt, dient zum gewöhnlichen Wohngemach, die übrigen werden zu Speiſekammern benutzt. Die weiblichen Hamſter lagen ihre Baue tiefer an, verſehen ſie mit mehreren Falllöchern und wenigen Kammern, weswegen ſie auch ſchwerer zu graben ſind, und von den Hamſtergräbern übergangen werden. Das Weibchen ſchläft, da es tiefer liegt, einige Wochen länger, denn man trifft zuerſt die Männchen an. Kann der Hamſter ſeine Baue unter freiſtehenden Bäumen oder Sträuchern anlegen, ſo wählt er ſolche vorzugsweiſe zu ſeinem Schutze.

In der Regel lebt nur ein Hamſter miſanthropiſch in einem Baue, außer zur Zeit der Begattung, welche zweimal, oft dreimal im Jahre erfolgt, und wobei heftige Kämpfe zwiſchen den Männchen ſtatt finden. Die erſte geſchieht im März und April, die andere zu Ende Junius oder zu Anfang des Julimonats. Das Weibchen wirft in einem neuen, zum Wochenbette eingerichteten Baue, 6, 12 — 18 Junge, die 3 — 4 Wochen geſäugt werden, und alsdann ihre eigene Oekonomie im neu erbauten Hauſe anfangen müſſen. Die weiblichen Kinder werfen noch im nemlichen Sommer, und nun erwäge man die ungeheure, zur Landplage werdende Population,

die ſich durch folgende Thatſachen noch anſchaulicher machen läßt. In dem Amte Gotha grub man in einem Herbſte 30,000, bei Quedlinburg 100,000, und in der Umgebung von Weiſſenfels 12,000 Stück. Ehemals waren ſie in noch größerer, und faſt doppelter Anzahl in dieſen Gegenden vorhanden.

Wenn ſie gleichwohl den Fuchs, zahme Hunde, Katzen, Marder, Jltiſſe, Wieſeln, Eulen und Falken zu ihren Feinden zählen, ſo beſtehen dieſe doch keinen ſo glücklichen Kampf, daß ihrer Vermehrung ein bedeutender Abbruch geſchehen ſollte. Der Menſch muß daher, will er ſeinen Fleiß und ſeine Exiſtenz nicht gefährdet ſehen, dieſer übergroßen Vermehrung mit Anſtrengung Schranken ſetzen. Daß die Jagd auf dieſes Thierchen nicht anziehend iſt, wird man wohl glauben; deswegen beſchäftigt ſich der Jäger nicht mit derſelben. Der Landwirth weiß die edle Zeit zweckmäßiger zu benutzen, und giebt ſich gleichfalls nicht mit derſelben ab. Deswegen werden in jenen Gegenden, wo viele Hamſter wirthſchaften, eigene Hamſtergräber, wie an vielen andern Orten Maulwurfsfänger, aufgeſtellt, welche ſich der Hamſtervertilgung gegen ein beſtimmtes Fanggeld, gegen Zurückbehaltung des Hamſterbalges, und der in ſeiner Höle vorgefundenen Getreidevorräthe unterziehen. Zu Gewinnung der letzteren geben an vielen Orten ſich arme Leute von freien Stücken mit dem Hamſtergraben ab. Damit nun dieſen, wie jenen, durch die gänzliche Hamſterausrottung die Ernte nicht ausbleibe, ſo ſuchen ſie durch Ueberhalten eines angemeſſenen Mutterwildſtandes das Ausſterben zu verhüten.

Zur Hamſtervertilgung wendet man das Ausgraben mit eigenen Werkzeugen, das Ausgießen mit Waſſer, wenn ſolches in der Nähe iſt, das Ausdampfen mit Schwefel, mittelſt einer zu dieſem Behufe erfundenen Maſchine, und endlich das Vergiften an.

Wie viel der Hamſter ſchadet, wurde bereits bei Angabe ſeiner Nahrung und Fortpflanzung erwähnt. Sein weniger Nutzen leiſtet für den Schaden keinen Erſatz. Sein Mäuſefangen iſt von keinem Belang. Nur ſein Pelzwerk zahlt das unbedeutendſte Schmerzengeld. Jenes iſt ſchön und dauerhaft, aber nicht ſehr geſucht, und dabei ſehr wohlfeil. Die beſſern Hamſterbälge, hauptſächlich von den Alten, werden ausgeſucht, der ſchlechtbehaarte Theil des Bauches wird bis auf einen ſchmalen Streifen zu beiden Seiten hinweggeſchnitten, die Ohren und die Vorſtenflecke werden ausgemerzt und vernähet, und alsdann werden die auf dieſe Weiſe zu gutgemachten Bälge von dem Kürſchner ſchockweis zuſammengeſetzt. Zwei Schock oder 120 Stück machen einen ſogenannten Sack aus, der im Handel 4 — 6 Thaler koſtet.

Der Lemming oder die Bergmaus. (Marmota Limmus.)

Er iſt vorzüglich in Norwegen und Lappland zu Hauſe; eine Abart davon auch in Rußland, iſt von der Größe einer Ratte, kurz geſchwänzt, und ſchwarz, braun, gelblich und roſtfarben, nach den verſchiedenen Theilen des Körpers, hat eine bellende Stimme, und iſt ſehr grimmig. Die Oberlippe iſt, wie bei den Eichhörnchen, geſpalten.

Dieſe Geſchöpfe ſind ebenfalls durch Wanderungen merkwürdig, die ſie aber nicht gerade alljährlich anſtellen, ſondern wahrſcheinlich nur, wenn Noth und Hunger ſie dazu nöthigen, und daher etwa in zwanzig Jahren ein bis zweimal. Sie wählen ſich aber immer eine ſehr bequeme Jahreszeit. Wo ſie hinkommen, betrachtet man ſie als eine ſchreckliche Geißel, denn ſie verwüſten Alles; zum Glück brechen ſie nicht in verſchloſſene Häuſer ein. Will man mit einem Stocke nach ihnen ſchlagen, ſo

beißen ſie feſt in denſelben ein, und laſſen ſich eine Strecke forttragen. Sie wühlen ſich Hölen unter der Erde, und nähren ſich von Wurzeln.

Eigentlich weiß man ſo wenig, woher ſie kommen, daß der gemeine Mann ſagt, ſie fielen mit dem Regen aus der Luft; ſie brechen alſo wahrſcheinlich aus unbeſuchten Gegenden plötzlich hervor.

Sie marſchieren in Zügen oder Kolonnen, die 1 bis 4 Fuß von einander abſtehen, ſo, daß ein Lemming dicht hinter dem andern geht, und halten dabei eine völlig grade Richtung. Dieſe Richtung, in welcher ſie ziehen, hindern nicht Seen und Flüſſe, die ſie durchſchwimmen, wo ſie aber auch oft bei einem widrigen Windſtoße allzumal umkommen; nicht Moräſte, noch Felſen, welche letztere ſie erſt, wie man ſagt, zu zernagen ſuchen ſollen, ehe ſie dieſelben umgehen, und wo ſie ſodann, wenn derſelbe umgangen iſt, in gleicher grader Linie mit der vorher gehaltenen, hinter dem Felſen den Zug fortſetzen. Treffen ſie auf ein Fahrzeug, ſo ſollen ſie daſſelbe auf einer Seite hinauf- und auf der andern wieder hinabklettern.

Ihre Wanderung geht nach dem Meere zu, nur freilich gelangen die wenigſten wirklich dahin, denn Unfälle und Hunger, Raubthiere aller Art, Bären ſogar nicht ausgenommen, und auch Menſchen vermindern ihre Zahl ſehr. Die Jungen ſchleppen ſie im Munde oder auf dem Rücken mit fort. — Zuweilen ſoll ein Zug unter ſich ſelbſt, oder vielleicht etwa mit einem andern Zuge, uneins werden, und dann wird, wie von zwei Heeren, ein Treffen geliefert. Man erachtet wohl leicht, daß manche dieſer Nachrichten entweder Beſtätigung oder Erklärung bedürfen möchten.

Die Blindmaus. (Marmota Typhlus.)

Beſonders in Polen und Rußland heimiſch, hat die Größe einer Ratte, und wohnt unter der Erde. Aeußer-

lich merkt man keine Augen und Ohren an derſelben, obwohl weder das Auge noch die Gehörgänge fehlen. Die Augen ſind ſehr klein, und mit dicken Haaren beſetzt, welches dann mit der unterirdiſchen Lebensart dieſer Thiere ſehr wohl zuſammenpaßt. Der Schwanz fehlt auch.

Die Rollmaus oder Bilch. (Glis esculentus.)

Sie lebt in den milderen Erdſtrichen der alten Welt, und iſt der wahre Glis der Alten, den ſie verſpeiſeten, und in eigenen Gliariis mäſteten. Sie niſtet in hohlen Bäumen, und hält einen langen und ſehr feſten Winterſchlaf.

Sie ſind ſehr zänkiſch und beißig, leben von Bucheicheln, Fichten- und Tannenſaamen, Beeren, Korn, Obſtkernen, auch von jungen Vögeln, und Vogeleiern, aber ſuchen ſich auch Miſtkäfer, und wahrſcheinlich wohl noch andere Inſekten.

Sie tragen für den Winter große Quantitäten Nüſſe ein, die ſie oft im Frühjahr, nach dem Erwachen aus dem Winterſchlafe, nicht einmal verzehren können. Die Dauer dieſes Schlafes, in welchem ſich das Thier kugelrund zuſammenrollt, hängt von der Erwärmung der Luft ab, und das Thier hat in demſelben weit weniger Empfindung, als im wachenden Zuſtande. Doch iſt es nicht etwa ganz unempfindlich, wie man wohl geſagt hat, ſondern wenn es geſtochen oder gebrannt wird, giebt es einige dumpfe Töne des Schmerzes von ſich.

Dieſe Thiere leben paarweiſe, begatten ſich im Frühlinge, und das Weibchen wirft 4 bis 5 ganz nackte Junge, die aber ſchnell heran wachſen. Man ſchätzt ihr Lebensalter auf 6 Jahr.

Das Mardergeſchlecht iſt der ärgſte Feind der Bilche. Das Fell derſelben iſt zwar ſehr ſchön, doch zu dünn und zart.

Die kleine Haſelmaus. (Glis auellanarius.)

Sie iſt kleiner, als die Hausmaus, und hält ihren Winterſchlaf in einem kugelförmigen, ziemlich feſten Lager von Tangelnadeln und kleinem Geſtrüppe, worein ſie ſich vergräbt. Sie gleicht dem Eichhorn in der Poſſierlichkeit.

Die Wurzelmaus. (Mus oeconomus.)

Iſt das kleinſte, nicht nur aller hierher gehörigen Thiere, ſondern aller Säugethiere überhaupt, und in Sibirien und Kamtſchatka in ganz unglaublicher Menge vorhanden, und hat keinen unbedeutenden Einfluß auf den Haushalt der Kamtſchadalen, und mancher Völker Sibiriens. Verwandt mit derſelben iſt eine andere Maus, die Zwiebelmaus (Mus gregalis), die wohl nur meiſtentheils in Anſehung der Nahrungsmittel von ihr verſchieden iſt.

Dieſe höchſt kleine Thiere legen in Holzungen und auf dem Felde, gegen den Sommer zu, Hölen oder vielmehr Kammern unter dem Raſen an, mit ſehr vielen Nebengängen. Die Kammern halten einen Fuß im Durchmeſſer, ſind oval, platt gewölbt, und der Nebengänge ſind oft an dreißig. Sie treten zuerſt mit ihren kleinen Füßen das Erdreich feſt, und füttern es dann mit weichen kurz geriſſenen Graſe aus. Seitwärts laufen nach allen Richtungen die Nebengänge, die noch keinen Zoll im Durchmeſſer haben. Nur ein einziges Pärchen erbauet und bewohnt ein ſolches Winterhaus. Beim Erbauen hat das Weibchen die meiſte Mühe, und die ſchwerſte Arbeit, zumal bei ſeinen ſchwachen Zähnen und Pfoten. Es iſt Alles wohlbedacht und mit Sorgfalt ausgeführt, was begonnen wird. Aber die Arbeit dauert auch vom Frühling bis zum Herbſt.

Iſt das kleine Gebäu eingerichtet, ſo werden die nahrhafteſten Wurzeln ausgegraben, und in das Vorrathsge-

wölbe gebracht, welches bei einigen noch einige Neben-gewölbe (nicht etwa Gänge) hat. Im Sommer bleiben die Wurzeln unangetaſtet, denn man lebt von Beeren.

Die Vorräthe beſtehen aus mancherlei Wurzeln, namentlich aus Wurzeln mehrerer Zwiebelarten, aus Natterwurz, (Polygonum bistorta), Johanniswedel, (Spiraea) und aus andern. Selbſt die Wurzel des giftigen Napells (Aconitum mapellus) und die Zembranüſſe dienen zum Vorrath. — Iſt dieſer aber durch Näſſe verdorben, ſo tragen die Thiere die Wurzeln aus dem Magazin hervor, trocknen ſie an der Sonne, und bringen ſie dann erſt wieder zurück. — Alles Gefaſer an der Wurzel, und alle daran ſitzende Erde, wird davon abgethan. — Kurz, ein Menſch kann kaum für ſeine Wintervorräthe vorſichtiger oder ſorgfältiger zu Werke gehen, als es dieſe Thiere thun.

Die Kamtſchadalen nahmen ſonſt einen großen Theil ihres Wintervorraths von dieſen Thieren — was jetzt, wo dieſe Nation bald ganz erloſchen ſeyn wird, nicht mehr bedeutend ſeyn kann; ließen ihnen die giftigen Zwiebelwurzeln, und legten, ſtatt der genommenen Wurzeln, Fiſchrogen, aber auch manche ganz unbrauchbare Dinge hin, um ſie, nach ihrer Meinung, in die Einbildung zu ſetzen, daß ein Tauſchhandel mit ihnen getrieben werde.

Wie bedeutend ſind die Wanderungen dieſer kleinen Geſchöpfe! Wir unterſuchen nicht, woher dieſelben entſtehen. Wahrſcheinlich ſind ſie auf die Erhaltung des Geſchlechts ſelbſt berechnet, indem bei allzugroßer Vermehrung die Nahrung ermangeln, und die Thierchen untergehen müßten. Die um die wenigen Ortſchaften in Kamtſchatka lebenden Mäuſe, die es leichter finden, ſich daheim zu ernähren, verlaſſen nie das Land.

Im Frühjahr ſammeln ſie ſich in Haufen, und wandern in großen Heerden aus, überſteigen die Berge, ſtürzen ſich in Flüſſe und Seen, wobei denn die ſchlechten

Wan-

Wanderer, und die ſchlechtern Schwimmer umkommen, und die letztern häufig todt an den Ufern liegen bleiben. Die Luchſe und Waſſervögel halten bei dieſen Zügen keinen ſchlechten Schmaus. Iſt die große Waſſerfahrt beſtanden, ſo ruhen ſie ſich aus, und ſonnen und trocknen ſich. Haben ſie den Penſchinskiſchen Meerbuſen erreicht, ſo umgehen ſie dieſen, ziehen ſtets nach Süden fort, und kommen im Julius, in dem Gebiete Ochotzk, am Fluſſe Ochota und Indoman an. Welch ein Weg! Nur vom Meerbuſen Penſchinski angerechnet, beträgt er 150 deutſche Meilen. — Es iſt unbegreiflich, wie ſich die Mäuſe auf dieſen Zügen erhalten, zumal da das unzählige Heer oft zwei Stunden Weges einnimmt.

Zu Anfang Oktobers kehren die kleinen Wanderer zurück, und kommen wieder in der Heimath an, und haben mithin einen Weg von weit mehr als 300 deutſchen Meilen gemacht. — Füchſe, Zobel und Wieſel folgen ihnen auf dem Rückwege in zahlreichen Heeren nach, und freſſen ſie. Und der Kamtſchadale, der ſo vielen Vortheil von ihnen und ihren Verfolgern hat, freut ſich ihrer, wenn ſie zurückkommen, trocknet, ſonnet und pflegt die Ermatteten, und ſucht ſie ins Leben zurückzubringen.

Der gemeine Haſe. (Lepus timidus.)

Ein alter Haſe hat gegen $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge, 10 bis 11 Zoll Höhe und einen 3 Zoll langen Schwanz, welcher von den Jägern die Blume oder das Federlein genannt wird. Der längliche herunterwärts gebogene Kopf iſt nach vorn zu ſchmal, und von dem Maule bis zu den Ohren abgerundet, die Schnauze dick und groß, mit langen Barthaaren beſetzt, und die Lefzen, beſonders innerhalb, mit Haaren bebrämt. Die Naſenlöcher gleichen einem zweiten Maule, weil ſich an ihrer Scheidewand eine Vertiefung befindet, die man für eine wirkliche Oeffnung anſieht, welche ſich durch die mitten geſpaltene Oberlippe

mit dem wirklichen Maule vereiniget. Auf jeder Seite des Mauls befindet ſich ein aus langen Borſten beſtehender Knebelbart. In der obern Kinnlade ſtehen 4 Schneidezähne dicht bei einander, nur mitten ſcheint ſie ein ſchmaler Einſchnitt paarweiſe trennen zu wollen. An jeder Seite ſind 6 kurze Backenzähne. In der obern Kinnlade ſtehen vorn 2 Schneidezähne, und an jeder Seite 5 Backenzähne; alſo oben und unten überhaupt 28 Zähne.

Die Augen ſind groß, weit hervorragend, bräunlich gelb und funkelſtrahlig.

Die Ohren (Löffel) ſind lang, an der Spitze ſchwarz, übrigens weißlich, vorwärts geſtreckt, und ſcheinen an ihrem Urſprunge ſich zu berühren; der Vorderrang iſt einwärts, der hintere aber auswärts gebogen.

Der Hals iſt ſtark, und die Bruſt fleiſchig und enge, der Leib lang geſtreckt und faſt überall von gleicher Dicke. Die Vorderfüße (Vorderläufe) ſind kurz, dünn, und haben 5 Zehen (Finger). Die Hinterfüße (Sprünge) ſind viel länger und haben nur 4 Zehen, welche ſämmtlich mit langen ausgehöhlten ſchwarzen Nägeln, und dicht mit Haaren beſetzt ſind. Die Fußſohlen ſind ebenfalls dicht behaart. Wenn der Haaſe geht, ſo berührt er mit den Hinterfüßen vom Knie bis zur Ferſe die Erde.

Der mit Wolle und Stachelhaaren beſetzte Körper iſt oben bräunlich gelb und ſchwarz geſprengt; um die Seiten und an der Bruſt röthlich oder gelbbraun, und unten gelblich weiß. Der Schwanz iſt aufwärts gekrümmt, unten und an den Seiten weiß.

a) Der männliche Haſe, Rammler, unterſcheidet ſich von dem weiblichen Haſen, (Häſin, Setz- oder Mutterhaſe) durch einen nach Verhältniß ſtärkern, runden wolligen Kopf, längeren und ſtärkeren Bart, kürzere und breitere Ohren, die er oben nahe über dem Rücken neben einander legt. Er iſt auch et-

was kürzer gebaut, und hat ſtärkere Lenden als die Haſin.

b) Der Mutterhaſe iſt etwas lang geſtreckt; ſeine Wolle auf dem Rücken grauer, und daher die Rükkenfarbe mehr ſchwärzlich. Die Seitenfarbe iſt lichter, der Schwanz länger und breiter, und nicht ſo weiß. Er hält auch die Ohren weiter von einander als der Rammler.

Viele Jäger theilen die Haſen, in Feld-, Berg-, Wald- und Sumpfhaſen ein, je nachdem der Ort iſt, wo ſie ſich aufhalten.

Der Berghaſe iſt wegen des beſſern Futters und weniger ausgeſetzten Verfolgungen etwas ſtärker und ſchwerer, als der Feldhaſe. Auch iſt ſein Haar dichter, am Körper mehr braun oder ſchwärzlicher und unter dem Halſe weißer.

Der Haſe hat ſtets die Augen offen; ſelbſt wenn er ſchläft, ſind ſie kaum halb bedeckt, weil er nur mit kurzen Augenliedern verſehen iſt, und ihm die Augenwimpern fehlen. Sein Auge iſt nicht ſo gut zum Sehen, als ſein Ohr zum Hören eingerichtet; durch letzteres empfindet er das ſanfteſte Geräuſch.

Er ſitzt gewöhnlich auf den Hinterfüßen (d. h. er macht Männchen) und ſpielt mit ſich und ſeines Gleichen. Aus großer Aufmerkſamkeit richtet er ſich oft ganz in die Höhe.

Der Haſe bewohnt faſt alle Theile von Europa, den größten Theil von Aſien, und auch in Afrika iſt er zu Hauſe. Er hält ſich meiſt auf Feldern und niedern Anhöhen auf.

Er iſt ſehr furchtſam, und wird oft durch das Geräuſch eines Blattes oder kleiner Thiere ſo erſchreckt, daß er gleich davon eilt. Seine langen Hinterfüße verurſachen ſeinen hüpfenden Gang, und daß er ſchneller bergauf als bergab laufen kann.

Auf den Aeckern gräbt er ſich eine länglich runde Lagergrube, und liegt darin ganz zuſammengedrückt; die Vorderfüße hat er dicht an den Kopf, und die Hinterfüße unter den Leib gezogen. So lange das Getreide ſteht, ſucht er darin ſeinen Aufenthalt, und bleibt bis gegen den Winter auf den Stoppelfeldern; alsdann aber ſucht er Wälder oder Feldhölzer auf. Damit dieſes wehrloſe Thier nicht ſo leicht im Schlafe den Raubthieren zur Beute werde, gab ihm die Natur dieſe beſondere Art von Liſt: daß er erſt durch verſchiedene Umwege und Seitenſprünge, und endlich mit einem großen Sprunge ſich in ſein Lager wirft, wodurch die Spur ſehr erſchwert, jedoch von den Jägern im Winter, wenn gleich der Haſe oft halb verſchneit iſt, durch die Fährte entdeckt werden kann.

Die Haſen nähren ſich im Frühjahr von Getreideſaaten und andern ausſproſſenden Gewächſen, beſonders von denen, welche milchartige Säfte haben. Im Sommer freſſen ſie Getreide-Körner; ſpäterhin beſuchen ſie die Kohl-, Kräuter- und Rübenfelder, offne Gärten ꝛc. und genießen mancherlei Pflanzenblätter. Im Winter werden ſie oft ſehr ſchädlich: denn außer daß ſie die verſchiedenen Saaten aufſcharren, und dicht an der Erde abfreſſen, benagen ſie junge Bäume. Wenn ſie in Gärten gerathen, ſo verderben ſie dadurch die Baumſchulen, und freſſen vorzüglich Nelken und andere über Winter zurückbleibende Stauden bis an die Wurzel ab.

Die Haſen begatten (rammeln) ſich bei gelinder Witterung ſchon im Januar und Februar, gewöhnlich aber im März. Der zu dieſer Zeit ſehr flüchtige Rammler ſchwärmt überall umher, und ſpürt den Haſinnen nach. Nach 30 Tagen ſetzt ſie das erſtemal 1 oder 2 Junge; dann aber gewöhnlich 3 oder 4 Junge, welche mit offenen Augen geboren werden. Die Mutter ſäugt die Jungen nur 20 Tage, alsdann verläßt ſie ſolche. Der erſte

Satz geſchieht im März, der zweite im Mai, der dritte im Julius, und zuweilen ein vierter im September.

Die Stimme iſt während der Begattungszeit ein dumpfes Muckſen; in der höchſten Angſt aber ein ſehr lautes Geſchrei, faſt wie von Kindern. Der Wohlgeſchmack des Haſenfleiſches und die übrige Benutzungsart dieſes Thieres iſt bekannt.

Der Alpenhaſe. (Lepus variabilis.)

Zwiſchen dem gemeinen Rammler und dem niedlichen Kaninchen macht den Uebergang der ſchöne Alpenhaſe, nordiſche oder weiße, oder Berghaſe. Viele hielten ihn für eine bloße Varietät der gemeinen Haſen, welche im kalten Norden auf die nemliche Weiſe, wie der gemeine Wieſel und andere Quadrupeden zur Winterszeit das allgemeine Schneekleid der dortigen Natur annehme. Neuere, nemlich der Pariſer Zoologe Cuvier, weiſen ihm außer dem Haſengeſchlechte zwiſchen dem Baukünſtler Biber, und dem finſteren Klippſchliefer, Fettthier (Hyrax) ſein Plätzchen an, und bilden ein eigenes Geſchlecht mit dem kleinen Pica. Daß er als eine eigene Art des Haſengeſchlechtes zu betrachten ſei, zeigen folgende charakteriſtiſche Unterſcheidungsmerkmale.

Sein Totalausſehen iſt munterer, lebhafter, und ſeine Bewegungen ſind nicht ſo tölpelhaft ſcheu, wie bei dem Haſen. Sein Kopf iſt kürzer und runder. Das Stirnbein hat mehr Wölbung, die Backen ſind breiter; die Ohren (Löffel) ſind ſchmaler und kürzer, und die Naſe iſt abgeſtumpft. Länger ſind ſeine Hinterläufe, folglich noch vorzüglicher zum Bergklettern geeignet; breiter die Sohlen, tiefer geſpalten die ſich wie Finger ausſpreißenden Zehen, die übrigens mit langen, krummen, ſpitzigen, zurückziehbaren Nägeln verſehen, außerordentlich ſtark behaart ſind. Die Augen (Lichter) ſind endlich nicht wie bei weißen Thierabarten roth, ſondern noch

dunkler braun, als bei dem gemeinen grauen Haſen. Hiezu erwäge man, daß Pennant und die Helvetiſchen Naturforſcher, die Alpenjäger in der Schweiz und Bayern, und andere, ihn zugleich und neben jenen antrafen.

Unter ſeinen Eigenheiten iſt ſein jährlicher Farbenwechſel, der nach Verſchiedenheit der rauhen und milden Jahreszeit zweimal eintritt, überaus merkwürdig. In der Schweiz und Salzburg zieht der Alpenhaſe ſelbſt vom Ende September bis zum November ganz allmählig ſeine hellfarbige Wildſchur an, und erſcheint bis zu Ende dieſes Monats, die Spitze der Ohren, welche ſchwarz bleibt, allein ausgenommen, ſchneeweiß. In dieſer Wintertracht bleibt er über drei Monate. Im März oder bei eintretender gelinder Witterung, auch ſchon im Februar ſtellen ſich aſchgraue Haare ein, und breiten ſich nach und nach vom Bauche, der beſtändig weiß bleibt, bis zum Rücken aus. Im April iſt der Alpenhaſe ſchon grau gefleckt, und in der Mitte des Mays wird er vollkommen grau, ins olivenbraune übergehend. Gleichzeitig mit der Verfärbung des Schneehuhnes unſerer Alpen geſchieht die Umkleidung des Alpenhaſen, und hält mit ihr gleichen Schritt. Im Norden und in den unwirthbaren Polarländern tritt ſie früher ein, und endigt ſpäter. In Rußland und Norwegen legt der Alpenhaſe ſein Winterkleid ſchon mit Anfangs Septembers an. In Lappland trägt er es zehn Monate, und in Grönland legt er es niemals ab.

Der Alpenhaſe ſteht in Hinſicht der Schwere und Größe zwiſchen dem gemeinen Haſen und dem Kaninchen in der Mitte. Ein gewöhnlicher Alpenhaſe wiegt 6 bis 7 Pfund. Einzelne, erlangen eine Schwere von 12 bis 13 Pfund, und mit ihr die Größe eines kernhaften deutſchen Holz- oder Waldhaſen, in welcher Größe alle ſeine amerikaniſchen Brüder an der Hudſonsbay angetroffen werden ſollen.

Sein Geſelligkeitstrieb iſt merkwürdig. An der Lena und dem Jeniſey ſammeln ſich Haufen von 400 bis 600 Stück, die aus den Gebirgen Sibiriens in die fruchtbareren Ebenen und Waldungen eine Pilgerfahrt, um ſich die verlorne Aeſung zu ſuchen, anſtellen, und bei milderer Jahreszeit zurückkehren. In den ſüdlichen Gegenden hat man aber dieſen Geſelligkeitstrieb und dieſe Reiſeluſt noch nicht bemerken können. Hier leben ſie wie andere Alpenbewohner einſiedleriſch.

Die kälteſten und höchſten Gegenden in Europa, Aſien und Amerika ſind des Alpenhaſens weit ausgebreitetes Vaterland. Rußland, Lappland und Norwegen herbergt ganze Heerden. In Schottland ſind ſie nach Pennant häufig, und in der neuen Welt in Canada, und vorzüglich an der Hudſonsbay finden ſie ſich in großer Anzahl. Im ſüdlichen Europa bewohnen ſie die höchſten Alpen der Schweiz, von Savoyen, Oeſterreich, Bayern, vornemlich von Salzburg und Tyrol.

In der Schweiz, Tyrol und dem Salzburgiſchen ſind die höchſten Alpengipfel von 4000 bis 10,000 Fuß Höhe, und über dem Vegetationspunkt des Holzes ſein gewöhnliches Lieblingsrevier, welches er mit der flinken Gemſe und dem wilden Steinbocke theilt. Sommer und Winter bewohnt er daſſelbe, und nur bei ſehr tiefem Schnee und ſtrenger Kälte geht er auf kurze Zeit tiefer. In die bewohnten Thäler des gebirgigten Salzburgs, wohin ſich unter ähnlichen Umſtänden die Schnee- und Steinhühner begeben, kommt er nie. Zuweilen hauſet er aber auch ſchon auf den niedern Vorbergen der Alpen. Auch einſchneien laſſen ſich dieſe Haſen, und bleiben in ihrem Hinterhalte, bis ſie der Schnee trägt und ſie über dieſen zu den Heubergen und Heuſcheunen gelangen können, in welchen ſie nicht ſelten übernachten.

Außer der Schneezeit und im Sommer lagern ſie ſich in Steinritzen, und auf Steinen, weswegen ſie der

Alpenjäger Steinhaſen nennt; oft drücken ſie ſich auch in dem weichen Raſen der zarten Alpenpflanzen. Sobald ſie im Frühjahr durch die Sennen und andern Alpenwanderer geſcheucht werden, begeben ſie ſich in die Regionen des ewigen Schnees, oder verkriechen ſich in Felſenhölen, auch in verlaſſenen Murmelthierröhren, und kehren nur durch Hunger und rauher Witterung gezwungen zurück.

Die näheren Beſtandtheile ihrer Nahrung auf den ſüdlichen Gebirgen waren noch vor kurzem unbekannt. Plinius ließ ſie blos Schnee freſſen, den ſie auch mit großem Appetit verzehren; neuere wagten allgemeine Muthmaßungen, und gaben ihnen wieder ihre vegetabiliſche Koſt. Auf den Schweizer-Alpen nähren ſie ſich im Sommer von den kräftigſten Alpenkräutern und Gräſern, insbeſondere von den Kleearten. Im Winter kratzen ſie unter dem Schnee dürres Gras, wie auch Wurzeln hervor, und beſuchen die Heuhütten. Im Salzburgiſchen lieben ſie den Huflattich, den Alpenſauerampfer, ſuchen die Sproſſen der Alpenerle auf, und nehmen, im Winter mit den Sproſſen und der Rinde von den Heidelbeer-, Preußelbeerſträuchern und andern Holzpflanzen, ja ſelbſt mit dem Miſtel, wenn ſie ihn erhalten können, und mit der Baumflechte, vorlieb. Der ſteile nordiſche Boden bietet ihnen eine kärgliche Koſt an: denn dort müſſen ſie ſich mit den wenigen mageren Kräutern und Mooſen, ſo wie mit den bitteren Birkenknoſpen begnügen. Ehe ein Sturm kömmt, ſollen ſie dort ſogar ihren eigenen Unrath (Looſung) verzehren.

Sie laſſen ſich auch zähmen, und in der Gefangenſchaft mit dem Futter, welches man den übrigen Haſenarten reicht, leicht erhalten.

Die Jungen werden 10 bis 14 Tage geſäugt, und ſodann von der Mutter ihrem Schickſale überlaſſen. Im Juli oder Anfang Auguſt erfolgt der zweite Satz, wel-

cher wenigeren Gefahren der Natur und nur den Verfolgungen lebender Feinde ausgeſetzt iſt.

Dieſer Feinde ſind ſehr viele. Der Fuchs, die Marderratten, der Jltis, die Weſeln und der Falke ſind vorzüglich als arge Jäger des ganzen Haſengeſchlechts bekannt.

Jhnen geſellen ſich der Adler und der grauſame Lämmer- oder Gemsgeier bei. Dieſer bezwingt ihn nicht bloß durch ſeine Kraft, ſondern auch durch ächte Jägerkünſte, wenigſtens verſichern die Jäger, daß dieſer Geier zuweilen einen Prügel auf den von ihm verfolgten weißen Haſen, der ſich in das Geſträuch verkrochen hatte, falle laſſe, wahrſcheinlich um ihn zu tödten, oder ihn aus ſeinem Schlupfwinkel zu vertreiben.

Leidenſchaftliche Alpen-Jäger erlegen in einem Tage oft 4 bis 6 Stücke. Jn den Nordländern, wo ſie häufiger ſind, werden ſie in einer Art von Netzen und Schlingen gefangen. Der Tunguſe, und die Wilden am Jeniſey und an der Hudſonsbay ſuchen ſie wie der Alpen-Jäger mit Schneeſchuhen auf, und erlegen ſie mit Feuergewehren oder Pfeilen.

Der Jerboa oder Springhaſe, Erdhaſe.
(Jaculus Jerboa.)

Er iſt bloß ein Namens- aber keineswegeſ ein Geſchlechtsverwandter des Haſen, ſondern macht ein ganz eigenes Geſchlecht aus, doch iſt er unſern Haſen nicht ſo gar unähnlich, daß ſich der Name nicht rechtfertigen ließe; denn die Hinterfüße des Jerboa ſind ebenfalls länger, aber freilich ganz ungewöhnlich lang; und die Vorderfüße ganz ungewöhnlich kurz. Daher gehen und laufen ſie nicht, ſondern ſie ſpringen, indem ſie den ſehr langen, dünnbehaarten, und am Ende mit einem Haarbüſchel verſehenen Schwanz, der länger iſt, als der ganze Körper, und den ſie ganz ſteif machen können, als einen

dritten Hinterfuß benutzen, ſich damit auf die Erde aufſtemmen, und mittelſt deſſelben, als mit einer Springſtange, in großen Sätzen fortſpringen. Der größte Theil des Schwanzes iſt kahl, und nur am Ende deſſelben befindet ſich ein Büſchel Haare. Dieſe Thiere graben ſich, wie die Kaninchen, Hölen unter der Erde, von 6 Fuß tief, und ſind wie die Haſen, vorzüglich nur des Nachts munter und thätig, da ſie hingegen am Tage ruhen. Man will vier Arten dieſes Thieres angeben.

Der eigentlich ſogenannte Jerboa (Dipulus jaculus) an Größe etwa den Ratten gleich, (der Leib 8 Zoll, der Schwanz 10 Zoll lang, und die Zähne wie bei den übrigen Nagethieren), hat beſonders in Arabien und Aegypten, in Sibirien, der Mongolei, und auch wohl in Perſien und Hindoſtan ſeinen Aufenthalt, und lebt dort heerdenweiſe in den langen Hölen, die er ſich gräbt. Dieſe Thiere ſpringen ſo gewaltig, daß ſie kein Pferd einholt; die flüchtigſten Koſackenpferde erreichen ſie auf den Kirgiſenſteppen nicht. Kaum hat das Thier im Sprung die Erde erreicht, ſo ſieht man es ſchon wieder in der Luft, bis es zuletzt ſich in ſeine Höle rettet. In dieſem Satz legt es anderthalb Faden zurück. Das hilft freilich ſchon fort, wenn man bis 9 Fuß auf einmal ſich fortſchwingt. Auch ungejagt tanzen ſie gleichſam auf den Hinterfüßen fort, indeſſen die Vorderfüße kaum die Erde berühren. Mit den Vorderfüßen bringen ſie das Futter zum Maule, ſchöpfen Waſſer und graben ſich Hölen damit. So lang der ganze Körper mit Inbegriff des Kopfes iſt, ſo lang iſt das Hinterbein allein, und Schienbein und Fuß ſind beſonders ſehr groß. Es hat haſenähnliche ſehr lange Ohren.

Eine kleinere Art dieſer Thiere, der Pfeilſpringer (Dipus sagitta) findet ſich, wie die vorige, ebenfalls in der Kirgiſenſteppe, lebt gleichfalls von Wurzeln und Gras, und ſtapelt kleine Haufen von dieſem Futter vorſorglich

vor ſeinen Hölen auf. Man zähmt dieſes Thier ſehr leicht, und es erhält ſich auch leicht, denn man hat einige derſelben in Petersburg gehabt, obſchon ſie gegen die Kälte ſehr empfindlich ſeyn ſollen.

Die Vorderfüße bei allen dieſen Thieren haben vier Zehen mit einem Daumennagel, die Hinterfüße ſind dreizehig.

Der Sürmülot oder die Wanderratte.
(Mus decumanus.)

In manchen Gegenden wird er der Erdwolf, auch große Waſſerratte genannt. Er war noch vor 60 oder 70 Jahren in Deutſchland ganz unbekannt, und ſoll überhaupt erſt vor etwas mehr als 100 Jahren nach Europa gekommen ſeyn. Dieſe Ratte iſt der Hausratte ſehr ähnlich, nur größer, auf dem Rücken fuchs- oder gelbbraun, und grau oder ſchmutzigweiß unter dem Bauche. Der Schwanz hat 200 Schuppenringe. Das Thier ſoll mit Schiffen aus Oſtindien zu uns gekommen ſeyn.

Dieſe Thiere wohnen nur in der Erde, wo ſie aber an Flüſſen und Bächen am liebſten ihre Wohnungen nehmen, zumal da ſie tüchtige Schwimmer ſind. Sie kommen auch in die Häuſer, wühlen große Erdhaufen auf (vergl. was vom Iltis und Wieſel vorgeblich behauptet wurde), unterwühlen ſogar die Mauern, und werden dadurch nicht nur nachtheilig, ſondern zuweilen wirklich gefährlich. Aber nie kommen ſie, wie unſere Ratten, auf die Böden, oder auch nur in die obern Zimmer. Auch ziehen ſie ſich nur gegen den Winter nach den Häuſern zu, da ſie hingegen im Sommer auf freiem Felde bleiben.

Nichts entgeht ihrer gierigen Gefräßigkeit, nicht Kleider, junge Thiere, Fleiſch, Getreide, Wurzeln, ſelbſt nicht erwachſene Hühner. Ja, ſie fallen ſelbſt unſere

Mäuſe nicht nur, ſondern ſogar unſere Hausratten an, die daher abziehen, wo jene ankommen. Es iſt begreiflich, daß dieſes Auswandern der Hausratten ſehr ſichtlich auf die Erhaltung des Lebens beider Arten und vielleicht für die Erhaltung des Ganzen wohlthätig geordnet iſt. Vor Katzen fürchtet ſich dieſes grimmige Geſchöpf gar nicht, auch mögen dieſelben gar nichts mit ihm zu thun haben. Ohne Furcht ſpringt es auf jeden Feind zu; nur dem Wieſel muß es ebenfalls unterliegen.

Was ſollte aus der Erde werden, da das furchtbare Geſchöpf ſich ungeheuer vermehrt, und auf einen Wurf bis 10 Junge bringt, wenn es nicht die Natur ebenfalls zum Wandern beſtimmt hätte, welches vorzüglich des Nachts, und wie man erfahren haben will, faſt nur in der Richtung von Abend nach Morgen, Statt haben ſoll. In Aſien wo ſie in ungeheuren Zügen wandern, bemerkt man, ſelbſt an den, dem Erdreich eingedrückten Furchen dieſe Wanderungen am deutlichſten. Sie füllten beinahe einmal das Bette des großen Wolgaſtroms aus, und in der Stadt Aſtrachan konnte ein andermal nichts vor ihnen gerettet werden. Sie ſchwimmen ſelbſt über Seeen, wobei ihnen die Häute zwiſchen den Zehen große Dienſte leiſten. Sie können ſogar untertauchen.

Es iſt wahrſcheinlich dieſe oder eine verwandte noch größere Rattenart (denn ſie wird im Allgemeinen hin, ohne beſtimmte Angabe, als außerordentlich groß beſchrieben) die auch in Paraguay in Südamerika von Zeit zu Zeit in entſetzlichen Zügen hervorbricht, und die Landleute nöthigt, ihre Wohnungen, ja ſelbſt ihre Ländereien zu verlaſſen. So fiel aus den Gegenden von Buenos-Ayres ein ganzes Heer Ratten in Tukuman ein, und verwüſtete Häuſer, Scheunen und Aecker. Ohne Furcht ſchwammen ſie über große Flüſſe, und die große Strecke, die ſie durchzogen, war nach ihrem Abzuge wie gebahnt. Die Landleute ergriffen die Flucht. In der Stadt

Buenos=Ayres ſelbſt traf man zuweilen 500 ſolcher Ratten auf einem Haufen, und in einem friſchgeſchlachteten Ochſen einmal Dreihundert.

Merkwürdig iſt, daß der Surmulot einigemal in großen Zügen aus den Steppen Siberiens kam, und in der Stadt Jaitzkoi den Einzug hielt, aber bloß auf der rechten Seite oder Oſtſeite blieb, ohne je die linke zu berühren, die doch nur durch eine Straße von der erſteren abgeſondert war.

Das Kaninchen. (Lepus cuniculus.)

Es lebt in den gemäßigten und warmen Ländern von Europa, Aſien und Afrika, und kann die Kälte ganz und gar nicht vertragen. Es hat in ſeiner Bildung und Lebensart große Aehnlichkeit mit den Haſen, iſt aber kleiner, und unterſcheidet ſich auch von ihm durch kürzere Ohren und kürzere Hinterfüße. Die Ohren ſind meiſtens unbehaart und der Schwanz kurz und in die Höhe gekrümmt. Es giebt wilde und zahme Kaninchen. Die wilden ſehen grau, und die zahmen, die von den wilden abſtammen, weiß, ſchwarz, bläulich, röthlich gelb und bunt aus.

Die wilden Kaninchen lieben den ſandigen Boden, wo es Hügel und Berge giebt, leben in Geſellſchaft und graben ſich mit den ſcharfen Nägeln an ihren Vorderfüßen einen unterirdiſchen Bau, der mit einer guten Zufluchtskammer, und mit einer eignen Kammer zum Werfen der Jungen verſehen iſt, und immer von einem Paare bewohnt wird. Wenn ſie ausgehen, verſcharren ſie gewöhnlich die Eingänge zur Wohnung mit Sand, damit ſie deſto ſicherer unentdeckt bleiben. Naht ſich irgend eine Gefahr, ſo ſchlagen ſie mit den Hinterfüßen ſtark auf die Erde, und geben ihren Nachbarn dadurch ein Zeichen zur Warnung oder zur Flucht. Sobald nur erſt eine Familie aus Furcht vor Nachſtellungen fortzieht, ſo

wandern die übrigen auch nach. Die Nahrung haben ſie mit den Haſen gemein. Sie freſſen Getreide und allerhand Kräuter. Des Winters machen ſie ſich ohne Schonung an die grüne Saat, und beißen den Sträuchern die Knoſpen ab. Da ſie nicht nur den Gewächſen, ſondern auch durch ihr vieles Wühlen in der Erde, den Feldern großen Schaden zufügen; ſo werden ſie bei ihrer ſtarken Vermehrung oft genug zur Landplage. Die Füchſe, Dachſe, Wieſel, Raubvögel u. ſ. w. ſind ihre natürlichen Feinde, und die Frettchen richtet man wie die Dachshunde ab, um ſie bei der Jagd aus ihrem Baue heraus zu treiben.

Die zahmen Kaninchen werden ſo kirre, daß ſie aus der Hand ihrer Verpfleger freſſen, und nur kratzen und beißen, wenn ſie gereizt werden. Sie in Viehſtälle zu ſperren, iſt nicht rathſam, weil ſie ihren Unrath und ihre Haare leicht unter das Futter bringen, und dadurch dem Viehe mancherlei Krankheiten verurſachen können. Beſſer thut man, ihnen einen eigenen Stall anzuweiſen, denſelben zu pflaſtern und etwa zwei Fuß hoch, mit Stroh oder feſtgeſtampfter Erde zu belegen, damit ſie nicht tief graben können. Auch legt man für ſie eigene Kaninchenberge an, und umgiebt ſie mit einer Mauer oder mit Waſſer, damit ſie nicht etwa durchgraben und die Gewächſe anfallen oder wohl gar von Füchſen geraubt werden. In ſolchen Bergen wohnen und leben ſie wie in der Wildniß. Man giebt ihnen abwechſelnd trockenes und friſches Futter, als Heu, Spreu, vorzüglich Hafer, Wurzeln, Kräuter und Gras.

Die Kaninchen vermehren ſich ungeheuer. Das Weibchen wirft jährlich ſiebenmal, und bringt bei jedem Wurfe 4 bis 8 Junge, die ſich ſchon nach 8 Monaten wieder begatten, und mit 12 Monaten völlig ausgewachſen ſind. Die Mütter lieben ihre Jungen zärtlich, und machen ihnen das Neſt mit ihren eigenen Haaren weich und warm:

allein die Männchen (Rammler) freſſen ſie nicht ſelten auf. Das Fleiſch der Kaninchen iſt ſehr zart, und wenn man ſie vorher verſchnitten hat, ſchmackhaft. Die Bälge werden als Pelzwerk genutzt, und machen vorzüglich in Polen, Rußland und England einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel aus. Die Haare werden zu Strümpfen, Handſchuhen und Zeugen, beſonders aber zu Hüten verarbeitet. Die Hutmacher bezahlen ein Pfund davon mit weit mehr als einem Dukaten. Der Miſt der Kaninchen iſt ein eben ſo gutes Mittel zum Düngen als der Ziegenmiſt.

Das Angoriſche Kaninchen iſt nur eine Raſſe oder Spielart vom zahmen Kaninchen und hat ſeinen Nahmen von der Stadt Angora in Klein-Aſien, in welcher Gegend es eigentlich zu Hauſe iſt. Es iſt größer als unſer Kaninchen, kommt aber an Geſtalt, Farbe und Lebensart mit demſelben überein. Merkwürdig iſt es wegen ſeiner Haare, die gegen 4 Zoll lang, etwas kraus und ſo weich und fein wie Seide anzufühlen ſind, weswegen es auch Seidenkaninchen und Seidenhaſe genannt wird. Da dieſe Thierchen unſer Klima recht gut vertragen können, und durch ihre Haare große Vortheile gewähren; ſo hat man ſie ſchon lange in England gezogen, und thut dieſes ſeit einigen Jahren auch in Sachſen, Franken und Schwaben. Man hält ſie in gepflaſterten und mit Stroh beſtreuten Ställen, macht ihnen darin hölzerne Fächer zu Höhlen, wie man ſie ungefähr in den Taubenſchlägen findet, und nimmt ſie vor Näſſe und Kälte in Acht. In Rückſicht auf das Futter behandelt man ſie eben ſo, wie die zahmen Kaninchen. Hafer und Kleie mit Waſſer vermiſcht, auch bloßes Brot genießen ſie ſehr gern. Das Weibchen wirft alle 5 Wochen 3 bis 6 Junge, die ebenfalls von dem Männchen zuweilen gefreſſen werden. Die Haare werden dieſen Thieren alle 14 Tage ausgekämmt, und etwa alle 7 Wochen abgeſchoren. Von einem erhält

man des Jahres 12 Loth, und von einem verſchnittenen Männchen wohl gar 1 Pfund. Das Pfund wird mit 4 bis 5 Thalern bezahlt. Aus den kürzern macht man koſtbare Hüthe. Die längern verarbeitet man zu Handſchuhen und Strümpfen und mit feiner Schaafwolle, Baumwolle und Seide vermiſcht, zu allerhand Zeugen. In Buttſtädt, im Herzogthum Weimar, und in Raſtadt, in der Markgrafſchaft Baden, giebt es Manufakturen in Seidenkaninchen-Haaren.

Das Halbkaninchen. (Savia.)

Das ganze Geſchlecht lebt urſprünglich in Süd-Amerika, wo ſie ſich dort in hohlen Bäumen unter der Erde aufhalten. Sie haben einen dicken, kurzen, abgeſtumpften Kopf, einen mit Haaren bedeckten Leib, und entweder gar keinen oder doch einen ſehr kurzen kahlen Schwanz. Die Vorderfüße haben 4 und die Hinterfüße meiſtens 3 Zehen. Auf ihren kurzen Beinen gehen ſie langſam und hüpfend. Sie nähren ſich von Gewächſen, werfen oft und allemal viele Junge und bringen ihr Alter nicht hoch. Eins von ihnen lernen wir kennen.

Das Meerſchweinchen (Savia poriellus.)

nennt man darum ſo, weil es wie ein Ferkelchen grunzt und aus Braſilien in Amerika übers Meer zu uns gebracht worden iſt. Es iſt 10 Zoll lang und alſo etwa um die Hälfte kleiner als das Kaninchen, dem es an Geſtalt ähnlich iſt. Seine Ohren ſind kurz und gerundet, der Hals kurz, der Leib dick, und der Schwanz fehlt ihm ganz. Die Haare ſind etwas ſteif, röthlich gelb oder weiß und ſchwarz gefleckt. Die Meerſchweinchen ſind ſanftmüthige, zärtliche und furchtſame Thierchen, die gegen die Kälte ſehr empfindlich ſind, und deswegen im Winter in geheizten Stuben gehalten werden müſſen. Sie putzen ſich gern, ſind unruhig und immer in Bewe-

gung,

gung, genießen ihre Nahrung, die in Brot, Getreide, und allerlei Früchten und Kräutern beſteht, aufrecht ſitzend, und ſaufen ſehr wenig. Es iſt wohl das fruchtbarſte unter allen Säugethieren, denn das Weibchen wirft alle 6 bis 8 Wochen 4 bis 7 Junge, die ſehend und behaart zur Welt kommen, und ſchon nach 12 Stunden herumlaufen. Nach 12 Wochen haben dieſe auch ſchon Junge. Das Männchen frißt die Jungen häufig. Wenn das Weibchen ſchläft, ſo hält das Männchen die Wache, und ſo umgekehrt. Man hält dieſe Thierchen bei uns nur zum Vergnügen. Ihr Fleiſch iſt zwar genießbar, aber von ſchlechtem Geſchmacke.

Das Geſchlecht der Stachelthiere. (Hystrix.)

Die Thiere, die man hierzu rechnet, haben einen mit Stacheln und Haaren bewachſenen Leib. Die Vorder- und Hinterfüße haben 4 bis 5 Zehen.

Das Stachelſchwein. (Dorsuta.)

Es wird in den wärmern Ländern von Europa, Aſien und Afrika angetroffen. Mit dem Schweine hat es durch ſeine grunzende Stimme Aehnlichkeit, weniger durch den Bau ſeines Körpers. Es iſt 2 Fuß lang, und hat eine ſtumpfe Schnauze, kurze rundliche angedrückte Ohren, kurze dicke Beine, und einen kurzen Schwanz. Auf dem Nacken und dem Halſe hat es eine Mähne, die aus weißen und grauen Borſten beſteht, und von ihm nach Gefallen aufgehoben und zurückgelegt werden kann. Der Rücken iſt mit federkielähnlichen, 10 Zoll langen, und weiß und ſchwärzlich braun geringelten Stacheln bedeckt, der Schwanz mit abgeſtumpften hohlen und ſtachelartigen Kielen beſetzt, und der übrige Leib mit dichten Borſten bewachſen. Im Zorne und bei feindlichen Anfällen richtet dieſes Thier ſchnaubend und ſtampfend ſeine Stacheln in die Höhe, klappert mit den Schwanzſtacheln,

und rollt ſich wie ein Igel zuſammen, in welcher Lage ihm ſelbſt der Löwe nichts anhaben kann. Die Stacheln kann es zwar nach allen Seiten bewegen, aber nicht, wie man ſonſt vorgab, nach ſeinen Feinden abſchießen. Das Stachelſchwein iſt furchtſam, und gräbt ſich einen Bau in die Erde, der mit vielen Kammern verſehen iſt, und nur einen einzigen Eingang hat. In dieſem liegt es am Tage verborgen, und ſucht nur des Nachts ſeine Nahrung auf, die in Obſt, Kräutern und Baumrinde beſteht. Im Frühjahre wirft das Weibchen 2 bis 4 Junge, die gut gezähmt werden können. Das Fleiſch dieſer Thiere wird friſch und geräuchert gegeſſen. Die Stacheln braucht der Maler zu Pinſelſtielen. In ihrer Gallenblaſe findet man zuweilen einen bräunlichen und bitter ſchmeckenden Stein (Schweinſtein), der oft mit mehr als 100 Thalern bezahlt wird, und deſſen man ſich auch ehedem in Europa, beſonders bei anſteckenden Krankheiten, bediente.

Unter den übrigen Stachelthieren iſt noch der Kuandu merkwürdig, der ſich in den Wäldern von Südamerika aufhält, mit Hülfe ſeines langen Wickelſchwanzes auf den Bäumen herumklettert, und ſich von Baumfrüchten und jungen Vögeln nährt. Sein fettes Fleiſch giebt den Amerikanern eine angenehme Speiſe.

Der Igel. (Erinaceus europaeus.)

Der Igel erſcheint uns von allen einheimiſchen Quadrupeden allein in ſtacheligem Gewande, und gleicht hierin ſeinem entfernten Anverwandten in dem wärmeren Süden, dem Stachelſchweine.

Kurze abgerundete Ohren, und ein umgebogenes Rändchen an jedem Naſenloche, welches wie ein Kamm hervorragt, unterſcheiden unſern Europäer von ſeinen Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Verwandten, und geben das Kennzeichen der Art ab.

Sein Kopf iſt, wie bei allen Igeln, die nach Linnē

in die Ordnung der Raubthiere, und nach Pennant in die Ordnung der Schrotthiere (Rosores) gehören, kegelförmig, und endigt ſich in einen abgeſtumpften, und eingekerbten Rüſſel. Die Augen ſind klein, weit hervorſtehend, und mit einem ſchwarzbraunen Augenſtern und blauen Augenwinkeln verſehen.

Der Kopf, die aufgerichteten und abgerundeten breiten Ohren, die Beine und der ganze Unterleib ſind mit roth- und grau-gelblichen Haaren bald dünn bald dichter beſetzt, jedoch befindet ſich an den Augen eine ſchwarze Einfaſſung, und an der Bruſt ein ſchwärzlicher Flecken. In der Mitte der Stirne fängt die Stachelbedeckung an, und breitet ſich, den Hals des Thieres beinahe verbergend, bis zum kahlen, nur einen Zoll langen Schwanz, und auf den beiden Seitenflächen hin aus. Die Stacheln ſind einen Zoll lang, hornartig, oben und unten ſpitzig, an den Spitzen gelblich weiß, in der Mitte braun und ſchwärzlich, und haben ein geſprengtes Ausſehen. Sie ſind aus dem Fette des Thierchens herausgewachſen, und können durch die vielſchichtige Fleiſchhaut, bei dem Sträuben des Thieres, nach verſchiedenen Seiten gerichtet und geſchränkt werden.

Die Füße ſind ſchwarz, kurz, und haben fünf getrennte dicke Zehen, mit ſcharfen Nägeln beſetzt, wovon aber die Daumzehe, wie billig, kürzer iſt. Mit dieſen Füßen tritt der Igel auf der ganzen Ferſe auf, und drückt die Dachsfährte im verjüngten Maßſtabe aus.

Sein Gebiß beſteht aus 36 Zähnen, nemlich aus 2 Vorderzähnen oben, und eben ſo viel unten; aus 10 Eckzähnen oben, und 6 unten; endlich aus 8 Backenzähnen, ſowohl in dem Obermaule als in dem Unterkiefer.

Seine Länge von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt gewöhnlich nur einen Pariſer Fuß, und ſeine Höhe 6 Zoll.

Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen

P 2

durch 6 Säugwarzen auf der Bruſt, und 4 Zitzen an dem Bauche, wie auch durch den ſpitzigeren Kopf, ſtärkeren Leib, und durch die hellere graue Farbe.

Der Igel beſitzt keine ſcharfe Sinne; der ſchärfſte ſcheint ſein Geruch zu ſeyn, welchen er auch fleißig anwendet, denn er beriecht alle Gegenſtände, die ihm aufſtoßen, mit beſtändigem Naſenrümpfen, wobei er helles Waſſer aus Mund und Naſe geifert. Er hat auch kein lebhaftes Naturel, keine Behendigkeit, keine Liſt und keinen Muth, ſondern iſt ein dummes, ſchwerfälliges und äußerſt furchtſames Thier. Seine Waffe iſt ſein Stachelkleid. Bei einem feindlichen Angriffe verhält er ſich ganz paſſiv; er hüllt ſich in ſeine Stacheln ein, und iſt alsdann geborgen. Dieſe Einhüllung verſteht er auch ſo meiſterlich, daß nicht ein einziger empfindlicher unbedeckter Fleck ſeines Leibes mehr ſichtbar iſt, und er ganz die Geſtalt einer ſtacheligen Kugel erhält, welche der Neuling, der ſie noch nicht kennt, mehr für ein Werk der Kunſt, als der Natur halten muß. — Aus dieſer Lage iſt der Igel nicht zu bringen, und er erhebt ſich nur alsdann allmählig, wenn er merkt, daß die Gefahr vorüber iſt. Beluſtigend für den Jäger iſt es, wenn ſein Hühnerhund eine ſolche lebende Kugel findet. Bellend meldet er ſie ſogleich an, ſucht ihr bald mit dem Gebiß beizukommen, dreht ſich bald mit den Vorderläufen um, und wird immer von den Stacheln zurückgewieſen. Voll Verdruß ſucht er ſie endlich zu verſcharren, und verläßt ſie.

Nur ſelten vernimmt man einen Laut von dieſem Thierchen. Zorn, Noth, Qualen, und manchmal auch Wohlbehagen oder Begattungsluſt entlocken ihm abgebrochen knurrende und quäckende Töne, die der Jäger zuweilen auf dem Anſtande hören kann.

Des Igels Nahrung kommt aus dem Thier- und Pflanzenreich. Er jagt mit der Katze Mäuſe und Maul-

würfe, und theilt mit dem Storche Frösche oder Kröten. Er verſchmäht Würmer und Inſekten aller Art nicht, und kann, was kein großes Säugethier ihm nachthun kann, ſelbſt 100 Stück Spaniſche Fliegen ohne Schaden verdauen. Seine gewöhnliche Koſt bekommt er indeſſen aus dem Pflanzenreich. Alles Obſt, Getreide, Wurzel und Knollengewächſe läßt er ſich ſchmecken. Von dem erſteren, beſonders von Birnen, Aepfeln und Weintrauben, ſoll er ſich mit ſeinen Stacheln, indem er ſich auf dem abgefallenen Obſte wälzt, und ſolches auf dieſe Weiſe anſpießt, einen Vorrath in ſein Lager tragen. Dies könnte doch vielleicht nur zufällig bei dem Wälzen ſich angehängt haben, oder auch von dem Baume in die Stacheln gefallen ſeyn. Die Unbehülflichkeit des Thieres, nach welcher ſich nicht ſo leicht erklären läßt, wie es das angeſpießte Obſt wieder herunter nehmen kann, rechtfertigt dieſe Vermuthung.

Er ſtiftet durchaus keinen Schaden, und nimmt nur, was ihm die Natur zuwirft.

Sein Lieblingsrevier im Sommer ſind Laubhölzer, Weinberge, Gärten und Getreidefelder. Hier wohnt er ſelbander, oder in Familie unter den Wurzeln alter Bäume oder Büſche, in Hecken, Erd- oder Laubhaufen, und an Mauern, wo er ſich entweder eine natürliche oder künſtliche Höle einrichtet, weich auspolſtert, und, wenn es thunlich iſt, mit zwei Oeffnungen verſieht. Im Winter gräbt ſich jeder beſonders ein tieferes gepolſtertes Winterlager, und erſtarrt bei dem erſten ſtarken Froſte, denn bei der geringen Wärme ſeines Körpers muß er, wie der Siebenſchläfer, die Haſelmäuſe und das Murmelthier, einen Winterſchlaf halten. Er rollt ſich in ſeine Kugelform, ſchläft, mit der Schnauze auf dem Bauche, und nimmt den Winter über keine Nahrung zu ſich.

Er begattet ſich in der Mitte oder Ende Aprils, oft auch erſt im May, und das Weibchen wirft nach 7 Wo-

chen, im Julius oder Auguſt, 3 bis 6 Junge, die weiß, und ganz dünn behaart ſind, und Spuren weicher Stacheln zeigen. Sie werden 4 — 6 Wochen von der Mutter geſäugt, dabei mit Inſekten, Würmern und Früchten gefüttert, und erreichen erſt im zweiten Jahre ihre gehörige Stärke. Man kann ſie auffüttern, zähmen, und ſie, wie auch die alt eingefangenen, in Gebäuden zum Wegfangen der Mäuſe, und in Gärten zur Vertilgung der Inſekten und Würmer gebrauchen, wobei man ihnen aber Waſſer oder Milch, die ſie vorzüglich gern genießen, zur Löſchung ihres Durſtes hinſetzen muß. Wegen dieſer Eigenſchaft der Mäuſevertilgung ſind ſie bei einigen Völkern, z. B. bei den Kalmücken, zu Hausthieren angenommen worden, wozu ſie ſich ſonſt wegen ihres unangenehmen Geruchs, ihrer Unreinlichkeit, und ihres geräuſchvollen Ganges keinesweges eignen. —

Der Maulwurf. (Talpa Europaea.)

Der gemeine Maulwurf hält ſich nicht nur in den Europäiſchen Feldern, Gärten und Wäldern, ſondern auch in andern Welttheilen auf. Seine gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zum Schwanze iſt $5\frac{1}{2}$, und der Schwanz $1\frac{1}{8}$ Zoll. Der $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Kopf iſt hinten ſehr dick, ohne einen bemerkbaren Hals mit dem Körper verbunden, und läuft nach der Schnauze ſpitzig zu. Die Naſe iſt aufgeworfen, und, wie der ſtumpfe Rüſſel, hager. Die obere Lefze iſt doppelt; von derſelben ſondert ſich in der Gegend der Backenzähne ein häutiges Bläschen ab, welches bis zur untern Lefze herabſteht, ſich um die Zähne legt, und das Maul vor dem Eindringen der Erde während des Wühlens bewahrt.

Das Gebiß beſteht: oben aus 6 ungleich großen Schneidezähnen, auf jeder Seite 1 gekrümmten langen Eckzahn, 3 kleinen und aus 4 dreimal geſpitzten Backenzähnen. Unten befinden ſich 8 Vorderzähne, auf jeder

Seite 5 kleine Seitenzähne und 3 viermal geſpitzte Backenzähne. Die Augen ſind ſchwarz, und ſo klein wie ein Mohnkörnchen; ſie ſtehen von den Ohren und der Schnauze gleich weit entfernt, und ſind zwiſchen den Haaren kaum bemerkbar, bevor man die Haare nicht nach der Seite bläſt. Es ſcheint, als ob ihm die Augen nur zur Wahrnehmung des Lichts dienen ſollten.

Die Gehörgänge ſind ohne Ohrlappen, und machen ſich nur durch einen etwas erhabenen Rand um die faſt viereckige Oeffnung bemerkbar. Die Schenkel ſind ſehr kurz, die vordern ſtehen unter dem Halſe in der Haut verborgen, und die Füße dicht am Leibe an. Die Vorderfüße ſind groß, ſtark, fünffingericht, faſt nackt, mit ſcharfen Nägeln verſehen, und die Sohle wie eine flache Menſchenhand geſtaltet, und auswärts gerichtet. Die Hinterfüße ſind ſchwarz, kleiner als die vordern, und haben 5 ungleiche parallel liegende Finger, mit ſchmalen ſpitzigen Nägeln.

Der Körper iſt mit ſehr feinen, ſammetartigen, ſchwarzen Haaren bekleidet, die, wenn man ſie ſtreicht, weißlich glänzen. Das Weibchen unterſcheidet ſich durch einen ſchlankern Bau; es hat 6 Säugwarzen.

Der Maulwurf lebt unter der Erde, vorzüglich an ſolchen Oertern, die für Pflanzen nahrhaften, lockern Boden, und kein Waſſer enthalten. Denn ob er gleich gut ſchwimmen kann, ſo verabſcheut er doch das Waſſer. Er geht ſelten aus der Erde, und wenn dies geſchieht, ſo iſt es meiſt nächtlich, beſonders während der Begattungszeit, oder wenn er durch andere aus ſeiner Wohnung vertrieben wird, welche er dann verläßt, und ſich eine neue aushöhlt. Sein unterirdiſcher Bau theilt ſich in viele Gänge, die zum Theil 3 bis 5 Fuß tief, oder nur 5 bis 6 Zoll unter der Oberfläche ſind. Letztere, welche er zu Aufſuchung ſeiner Nahrung verfertigt, bereitet er auf dieſe Art, indem er mit der Schnauze durch

den Boden dringt, und mit den Vorderpfoten die Erde theils in die Höhe oder neben ſich drückt. Die tieferen Gänge, welche man auf der Oberfläche der Erde gar nicht gewahr wird, bereitet er dadurch, daß er die Erde mit ſeiner Schnauze über ſich wirft, und ſolche rückwärts zu einem Haufen vor die Höle hinaustreibt. Im Winter lebt er in einer Tiefe von 4 bis 5 Fuß. Der Ort, wo er mit ſeinem Weibchen allein lebt, iſt eine unter einem Hügel befindliche Höle, die öfters über 12 Zoll im Durchmeſſer hat, und von Moos, trocknem Graſe und zarten Wurzeln künſtlich austapeziert iſt. In einer ſolchen Höle gebährt die Mutter 3 bis 5 blinde und nackte Junge, und ſäugt ſie, alsdann lehren ihnen die Eltern, ſich ihre eigene Nahrung ſuchen.

Die Nahrung des Maulwurfs beſteht in Würmern, Erdſchnecken, und nur bei großem Hunger in Wurzeln. Vorzüglich trachtet er der ſchädlichen Maulwurfsgrille, Mai- und Miſtkäfern, und ihren Larven, ſo wie den Regenwürmern nach.

Ob er wirklich Wurzeln freſſe, wie verſchiedene Naturforſcher verſichern, iſt ungewiß. Denn wenn man auch in den Maulwurfs-Gängen, die zwiſchen Wurzeln und Blumenzwiebeln führen, im Frühlinge dieſes Wurzelwerk vermißt, ſo iſt es wohl den gemeinen Mäuſen zuzuſchreiben, welche im Winter dieſe Maulwurfs-Gänge benutzen.

Da ſich der Maulwurf von Maulwurfsgrillen, und vielen andern wurzelfreſſenden Inſekten größtentheils ernährt, ſo iſt er mehr ein nützliches, als ſchädliches Thier zu nennen. Freilich iſt es ſehr unangenehm, wenn er Blumen- und Gemüſegärten durchwühlt, oder gar dem Gärtner die Früh- oder Saamen-Beete zerſtört; an ſolchen Oertern kann man ihn mit Recht als einen ſchädlichen Feind betrachten.

Man hat zu ſeiner Vertilgung verſchiedene Mittel

vorgeſchlagen, wovon aber die wenigſten die verſprochene Wirkung leiſten.

Das Beutelthier. (Didelphis Marsupialis.)

Es hat 10 Vorderzähne in der obern, und 8 in der untern Kinnlade, und die meiſten Arten derſelben haben auch in jeder Kinnlade 8 Backenzähne. Die Füße ſind fünfzehig, und bis auf die Daumen der Hinterfüße bekrallt. Die Schnauze iſt wie bei dem Fuchſe, der Leib ſchlank, und mit wollartigen Haaren bedeckt. Die meiſten haben große Wickelſchwänze, und bei allen Arten haben die Weibchen einen Beutel unter dem Bauche, welcher mit einem Muskel verſchloſſen werden kann, und der Behälter für die Jungen iſt, die ſich ſo lange darin aufhalten, bis ſie ſich ſelbſt forthelfen können. In dieſem Beutel befinden ſich die, ganz gegen ſonſtige Naturordnung im Kreiſe ſtehenden Zitzen, an welchen die anfangs ſehr ſchwächlichen Jungen, die oftmals nur das Gewicht eines Grans haben, wie angewachſen ſind. Damit ſie nicht bloß durch Anſaugen, ſondern auch durch die Vorderpfoten ſich halten können, ſind bei dem kaum erſt geworfenen Thiere die Klauen ſchon ausgebildet, da man dieſelben hingegen an den Hinterfüßen kaum bemerkt. Das Thierchen ſitzt ſo feſt, daß wenn man es unvorſichtig abnehmen will, man der Mutter zuweilen die Warze mit abreißt. Ein Naturforſcher erhielt von einem Amerikaniſchen Beutelthiere ein Weibchen mit ſieben Jungen, von der Größe einer Ratte, die ſich ſchon ſelbſt nähren konnten, aber auch noch in den Beutel der Mutter zurückkehrten und ſogen. Kein Wunder, wenn man ehedem glaubte, das ſchon geborene Thier kehre wieder in den Leib der Mutter zurück.

Die Arten dieſer Thiere, die größtentheils in Amerika zu Hauſe ſind, ſind uns noch nicht alle bekannt.

In einer einzigen Amerikaniſchen Provinz zählte ein Naturforſcher allein 6 Arten.

Sie nähren ſich von kleinen Vögeln und deren Eiern, von Inſekten, Würmern und Früchten. Die größten Arten erreichen die Größe eines kleinen Hundes.

Der Marſupial, oder die Beutelratte.

Iſt eins der größten Beutelthiere, und etwa ſo groß wie ein Marder. Sie iſt nicht ſchnell im Laufen, hat aber dagegen einen äußerſt feinen Geruch; ſie kann ſich mit ihrem langen Schwanze an die äußerſten Spitzen der Bäume hängen, und ſich auf andere Bäume ſchleudern.

Der Opoſſum.

Der Virginiſche Opoſſum hat einen kürzeren Kopf, und iſt kleiner, als der Marſupial; hat Augenlieder mit Wimpern, über jedem Auge einen weißen länglicht runden Fleck, und kleine abgerundete Ohren.

Mit ſeiner Schnelligkeit im Laufen ſteht es ebenfalls nicht beſonders, aber in der Schwingkunſt thut er es dem Marſupial gleich. Merkwürdig iſt es, daß er ſich todt ſtellt, wenn er ſeinen Verfolgern nicht entkommen kann, und ſich dadurch vor vielen Raubthieren ſchützt, und er verharrt im Scheintode, wie heftig man ihn auch martere, zumal das Weibchen, wenn es Junge im Beutel hat. Er ſoll in ſolchem Fall der Verfolgung auch einen widrigen Geruch von ſich geben, der ihm aber zu jeder andern Zeit, wenn auch vielleicht in geringerem Maße, eigen iſt. Er hat ein noch viel zäheres Leben, als eine Katze, oder ſoll es doch haben; er verſteckt ſich lauernd unter dem Laube der Bäume, um kleine Vögel zu fangen, deren Blut er ausſaugt.

Die Jungen werden mit den Hinterfüßen in den Beutel geſteckt, und im Fall der Gefahr, wenn ſie herausgelaufen ſind, mit einem Schrei in denſelben zurückgerufen.

Der Opoſſum läßt ſich ſehr leicht zähmen; ſo weit ſogar, daß er ſeinem Herrn nachläuft. Die gezähmten weiblichen Opoſſums laſſen ſich den Beutel aufmachen, und ſchnurren wie eine Katze, wenn man ſie ſtreichelt, haben aber immerdar den ſehr üblen Geruch, der aus 2 Drüſen am After hervorgeht, und den wir bei mehreren Thieren antreffen. Trotz des Geruchs wird doch zuweilen das Fleiſch gegeſſen.

Die Buſchratte.

Sie hat Augen mit dunkelblauem Rande umgeben, und ungefähr die Größe einer Ratte. Die unbehaarten Ohren ſind ſteif. Sie wohnt in Surinam in Erdlöchern. Auf der Flucht ſpringen die Jungen auf den Rücken der Mutter, und wickeln ihre Schwänze um den ſteif in die Höhe gehaltenen Schwanz der Mutter, die dann mit ihnen flüchtet. —

Das Känguruh. (Didelphis gigantea.) Fig. 5.

Gebürtig in Neu-Holland, und von der Größe eines Schafes.

Das Thier iſt erſt in neuern Zeiten durch Cooks Reiſen entdeckt. Es iſt von der Schnauze an bis zur Schwanzſpitze 9 Fuß lang, und aufgerichtet hat es Mannshöhe, wird bis 140 Pfund ſchwer. Doch findet ſich in der Größe ein Unterſchied. Das kurze, weiche Haar iſt mäuſefahl, wird aber an den Seiten, und unter dem Bauche heller. Der kleine verlängerte Kopf hat große emporſtehende Ohren, und die Naſe einen Schnurrbart, wie bei den Katzen. Vom Halſe an wird das Thier nach den hintern Theilen zu allgemach immer dicker, und iſt an den Hüften am ſtärkſten. Es iſt, wie beim Jerboa, ein ſcheinbares Mißverhältniß der Vorder- und Hinterbeine. — Bei einem großen Känguruh ſind die Vorderfüße ebenfalls überaus kurz, aber die hintern 3 Schuh

und 7 Zoll lang, und dienen eigentlich zum Gehen und Sprünge von 6, 7 und 8 Fuß Höhe über Büſche hinweg, und von Felſen zu Felſen zu machen. Unter ſeinen 3 Zehen iſt der mittelſte am längſten und ſtärkſten. Den Schwanz hält er beim Springen ſteif und aufrecht, und bedient ſich deſſelben zu ſeiner Vertheidigung. Die Schläge, die er damit austheilt, ſollen ſo heftig ſeyn, daß er einem Menſchen damit das Bein zerbrechen kann. Aber bei der Vertheidigung läßt er weder ſeine Vorder- noch Hinterfüße, noch ſeine Zähne müßig. Die Känguruhs packen einen Hund mit den Vorderfüßen, und richten ihn oft ſo übel zu, daß er verbunden werden muß. — Eine gewaltige Muskelkraft mögen ſie alſo wohl haben.

Es weidet, wie andere Thiere, auf vier Füßen, leckt das Waſſer wie ein Hund, ſpringt in der Gefangenſchaft, wo es, wie viele andere Thiere, unaufhörlich in Bewegung, und ſtets thätig iſt, immer vorwärts, ſchlägt ſtark mit ſeinen Hinterfüßen auf die Erde, und ſcheint dabei die Spitze ſeines Schwanzes zum Stützungspunkte zu haben. —

Sehr merkwürdig iſt, daß dieſes Thier ſeine langen Vorderzähne in der Unter-Kinnlade bewegen, und ſie von einander entfernen kann, was wir von keinem einzigen Säugethiere ſonſt wiſſen. Auch die Vorderzehen laſſen eine ähnliche Bewegung zu. Das Weibchen hat einen Sack unter dem Bauche, wie das Beutelthier, und braucht ihn für die Jungen auf gleiche Weiſe, es wirft nur 1 Junges, und trägt es drei Vierteljahr, bis es wohl 14 Pfund wiegt.

Das Känguruh lebt geſellig, und geht in Heerden von 30 bis 40 auf die Weide, und ſeine Wohnung iſt unter der Erde.

In England ſind dieſe Thiere keine Seltenheit mehr, und kommen ſo gut fort, daß mehrere derſelben Junge geworfen haben.

Daß es eine große Stärke habe, ergiebt ſich aus den vorigen Angaben. Mit ſeinem Wärter ſoll es ſich gern balgen, oft Viertelſtunden lang, und zwar mit vieler Gewandheit und Liſt; behält ſeinen Gegner immer im Geſicht, paßt den Augenblick ab, wo es ihm einen Schlag verſetzen kann, umfaſſt ihn zuweilen mit ſeinen Vorderpfoten beim Halſe, und zerbläuet ihm mit den Hinterpfoten die Schenkel. — Iſt der erſte Kampf zu Ende, ſo ſtellt es ſich ſeinem Gegner zu einem zweiten Kampfe dar. Es ſcheint bloß pflanzenfreſſend zu ſeyn.

Der Surinam'ſche Aeneas. (Did. dorsigera.)

Deſſen Weibchen keinen Zitzenſack hat, gehört in ſo fern nicht zu den Beutelthieren. Das Weibchen ſoll ſeine Jungen, wenn ſie noch klein ſind, auf dem Rücken tragen, und dieſe ſich dabei mit ihren Rollſchwänzen an der Mutter feſthalten.

Die Zibethkatze. (Viverra Zibetha, Hyaena odorifera.)

Iſt etwa drittehalb Fuß lang; der lange Katzenſchwanz iſt ſchwarz und weiß geringelt, und der weißgraue Rücken mit ſchwarzen wellenförmigen Streifen gezeichnet. Doch in der Farbe mag noch Verſchiedenheit ſtatt finden. Die Stimme iſt, wie die Stimme eines aufgebrachten Hundes, murrend und knurrend.

Das Thier lebt im wärmern Afrika, und größtentheils wie unſer Marder. So räuberiſch und wild indeſſen es iſt, wird es doch gezähmt. Aber vielleicht nennt man das Zähmen, daß man es in einen Käfig einſperrt, aus welchem es ſich beim Schwanze herausziehen, und den Zibeth nehmen läßt, der ehedem häufig zu Parfümerien gebraucht wurde, und jetzt hauptſächlich nur noch als krampfſtillend nützt. Dieſer Zibeth beſteht aus einer ſtarkriechenden honigdicken Feuchtigkeit, die ſich in zweien Drüſen abſondert, welche zwiſchen dem After und den

Geſchlechtstheilen liegen. Man nimmt denſelben wöchentlich zweimal mit hölzernen Löffeln heraus. In Holland hielt man ſich ſonſt viele Zibethkatzen, deren Zibeth ſehr hoch gehalten wurde, jetzt aber wird dieſe Waare wenig mehr in Europa geſchätzt. — Je beſſer das Thier mit Milch, Eiern, Fleiſch, Reiß u. ſ. w. gefüttert wird, deſto mehr Zibeth.

Das Stinkthier. (Viverra putorius.)

Oder der Stunk, ein kleines Thier, das nur in den wärmern Gegenden Nordamerika's ſich aufhält. Die Farbe der Haare iſt zwar bräunlich ſchwarz, aber es laufen über den Rücken und an beiden Seiten fünf weiße Streifen von gleicher Breite bis zum Schwanze hin.

Das Thier hat die Größe des Marders, und die Nahrung mit ihm gemein, und ſchleicht ſich nicht ſelten in die Häuſer, um ſeinen Fraß zu ſuchen. Es erklettert auch die Bäume mit großer Behendigkeit, der Vögel, und ihrer Eier wegen. Unweit der Zeugungstheile liegen 2 Drüſen, in welchen ſich eine höchſt übelriechende Feuchtigkeit abſondert. Mehrere ihm zunächſt verwandte Thiere (Viverren) haben ähnliche Drüſen, nur geben ſie keinen ſo entſetzlich ſtinkenden Saft von ſich. Wird das Thier gejagt, und dadurch in Angſt geſetzt, ſo iſt dieſer Saft ſein Schutzmittel. Vermöge eines Muskels ſpritzt es denſelben auf ſeine Verfolger (Jäger und Hunde) wohl an 18 Fuß weit, indem es dabei einen Katzenbukkel macht, und die Haare ſträubt. Auf 100 Schritte ringsumher wird dadurch die Luft verpeſtet; dem Jäger verſetzt es den Athem, die Hunde ſtehn von der Verfolgung ab, und drücken die Naſe auf den Erdboden, und das kleine geängſtete Thier entkommt ſeinen Verfolgern ſehr oft. — Auch ſein Harn ſoll fürchterlich ſtinken, und ein Tropfen davon im Kleide Monate lang unerträglichen Geruch verurſachen. — Vielleicht hat man

den Saft der Drüſen für Urin gehalten. — Aber es könnte wohl auch beides mit einander beſtehen.

Man zähmt das Stinkthier ſehr leicht, und es läuft ſeinem Herrn wie ein Hund nach. Nie geben ſie in dieſem gezähmten Zuſtande, falls ſie nicht gequält werden, den häßlichen Saft von ſich. Wer könnte auch ſonſt dieſes Thier als Hausthier erziehen? Merkwürdig iſt es, wenn es anders richtig iſt, daß dieſer Stunk durch die Nähe des Rindviehes ſo gewaltig beunruhigt wird, daß er fürchterlich brüllen ſoll.

Jn Afrika findet ſich ein ſehr ähnliches Thier, welches ebenfalls einen häßlichen Geruch auslaͤßt, wenn es geängſtet wird.

Der Jchneumon. (Viverra Jchneumon.)

Oder Pharaonsratte, in Oſtindien, aber mehr noch in Aegypten einheimiſch, iſt der Jltis jener Gegenden, mit dem er Bau und ganzes Weſen gemein hat, wiewohl er von demſelben durch die weißliche, ſchwarzgrau geſleckte Farbe, und durch die ſteifen, faſt borſtenartigen Haare, wie durch ſeine übrige Art und Natur, wohl ſattſam unterſchieden wird. Er iſt von der Größe einer Katze, oder etwas größer, und lebt vorzüglich auf den Feldern Aegyptens, und an den Ufern des Nils.

Da ſich der Jchneumon von Ratten, Mäuſen, Schlangen, Eidechſen, und Fröſchen nährt, ſo wird er dadurch ſehr wohlthätig, indeſſen hält man ihn doch nicht gern als Hausthier, denn er kann ſeine Jltisnatur nicht ablegen, nach welcher er dem Geflügel nachſtellt, und auch ihre Eier ausſäuft. Eier ſind inſonderheit ſeine Lieblingskoſt, daher er denn auch die Eier des Krokodils im Sande aufſucht, und verzehrt, mithin auch dadurch dem Lande äußerſt wohlthätig wird. Ohne Zweifel gehört er, dieſer nützlichen Eigenſchaft wegen, wie der Jbis, zu den

geheiligten Thieren des alten Aegyptens. Das gezähmte Thier murrt, wenn es geſchlagen wird.

Der Marder. (Mustela.)

In der obern Kinnlade ſtehen 6 aufrechte, ſpitzige, abgeſonderte Vorderzähne; in der untern aber 6 ſtumpfe, dicht an einander ſtehende, von welchen 2 einwärts gekehrt ſind.

Zehen hat es an jedem Fuß 5, mit unbeweglichen ſpitzigen Klauen. Die Thiere dieſer Gattung haben einen kleinen, platten Kopf, leben im Trocknen, klettern gut, ſchlüpfen durch enge Löcher, wohnen in Hölen, und nähren ſich von friſchem Fleiſch, Eiern und Obſtfrüchten, die ſie des Nachts aufſuchen. — Ihr Gang iſt hüpfend. — 6 Arten.

Der Stein- oder Hausmarder. (Mustela Foina.)

Die Kehle und der Hals ſind unten weiß. Der Steinmarder verträgt, ſo wie der mit ihm ſo nahe verwandte Baummarder, das Klima von ganz Europa, die kälteſten Zonen ausgenommen.

Man könnte ihn in Anſehung ſeiner Zeichnung an der Kehle und am Halſe, ſeines ſittlichen Betragens, Nahrung, Aufenthalts, und ſeines üblen Geruchs halber, den ſeine Biſamdrüschen und Ausdünſtungen verurſachen, mit Recht das größte Wieſel nennen. An Größe gleicht er einer mittelmäßigen Katze. Seine gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zum Schwanz iſt nemlich 1 Fuß und 8 bis 9 Zoll; der Schwanz hält 10 bis 12 Zoll, und die Höhe des Thieres 9 Zoll. Der Kopf iſt rund, oben etwas platt, kurz zugeſpitzt, dem Kopfe eines kurzſchnauzigen Spitzhundes ähnlich. Die ſchwarze feuchte Naſe ragt etwas über der Lefze hervor. Er hat ein ſcharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden ſich 6 zugerundete Vorderzähne, wovon der erſte auf jeder Seite

et-

etwas länger iſt; dann folgt, nach einem kleinen Zwiſchenraum, ein langer etwas gekrümmter inwendig eckiger Eckzahn, und zuletzt 5 Backenzähne, wovon der erſte ſehr klein und ſtumpf iſt, die 2 folgenden größer und dreieckig ſind, der dritte drei Zacken hat, und der letzte ein eigentlicher runder, eingekerbter Backenzahn iſt. In der untern Kinnlade ſtehen vorne 6 kleinere, breite, oben eingekerbte Vorderzähne, von welchen der zwiſchen den äußerſten und mittelſten ſich befindliche etwas einwärts liegt, dann ein Eckzahn, der kleiner iſt, als die obern, und zuletzt 6 Backenzähne auf jeder Seite, von welchen die zwei letztern wahre Backenzähne ſind, der vorletzte als der größte 3 Zacken und einen runden Anſatz hat, der erſte ſehr klein und ſtumpf, und die andern dreieckig und ſpitzig ſind. Die Zunge iſt lang, und mit glatten zurückſtehenden Warzen beſetzt. Das Maul hat von ſteifen ſchwarzen Haaren einen Bart, wie bei den Katzen. Die bläulichen Augen ſtehen weit von einander, ſchief, näher nach der Schnauze als nach den Ohren zu, blitzen im Finſtern, und haben etliche ſteife ſchwarze Haare am obern Augenliede. Die Ohren ſind kurz, breit, und zugerundet. Sein Hals iſt im Verhältniß des langen Leibes kurz, und beinahe von der Dicke des Kopfs. Der Leib iſt ſchmäler, als an einer Katze, ſchlank und mit doppelten Haaren, kürzern wolligen, und längern ſteifen überzogen. Der Schwanz iſt zottig, und gerade ausgeſtreckt. Die Beine ſind niedrig, und die vordern Füße länger und größer, als die hintern. Sie enthalten 5 Zehen, welche mit einer behaarten Haut halb verwachſen, und mit kurzen ſcharfen Klauen beſetzt ſind. An jeder Seite des äußerſten Maſtdarms, am Rande des Afters, öffnen ſich zwei eirunde Bläschen oder Drüschen, die eine übelriechende Feuchtigkeit in ſich enthalten.

Was ſeine Farbe betrifft, ſo iſt er überhaupt grauröthlich, ins ſchwarze auslaufend, und weiß an Kehle und

Unterhals. Sonſt ſind, die Theile einzeln betrachtet, die ſteifen kurzen Haare am Kopfe röthlich, die wolligen und die Wurzeln der längern am Halſe und auf dem Rücken ſchmutzig weiß, die Mitte der letztern aber röthlich aſchgrau, und die Spitze ſchwarz. Das Ende des Rückens, der Schwanz und die Beine ſind völlig ſchwarz, da auf dem Rücken, wegen der dünner ſtehenden ſteifen Haare, die weißliche Farbe der Wolle ſtark durchſchimmert. Der Bauch hat eben die Grundfarbe, aber die Spitzen der Haare ſind mehr braun, als ſchwarz. Die weiße Kehle iſt nicht immer rein, ſondern zuweilen mit einem doppelten röthlichen Flecken gezeichnet. Eine deutliche Nath liegt in der Haut, von dem Schienbeine an, vorwärts, und eine weniger deutliche befindet ſich hinten an jedem Vorderbeine.

Das Weibchen iſt ſchlanker und niedriger gebaut, als das Männchen, und hat vier Säugwarzen, die am Bauche liegen.

Der Marder iſt ein munteres, liſtiges, geſchicktes und ſehr flüchtiges Thier. Sein Gang iſt beinahe ein beſtändiges leichtes Springen mit erhabenem Rücken und Schwanz. Er ſchlüpft, vermöge ſeiner biegſamen Gliedmaßen, und ſeines ſchlanken Körpers, durch die engſten Löcher, geht über die ſchmälſten Stangen und Hölzer, erklettert die ſteilſten Dächer, ja er iſt vermögend, an einer geraden Wand, wenn ſie ein wenig rauh iſt, wie an einem Baume in die Höhe zu laufen. Seine halb verwachſenen Zehen machen ihn zu einem ſehr geſchickten Schwimmer. Die Naſe und die Augen ſind ſeine vorzüglichſten Sinnenwerkzeuge, daher er auch in einer großen Entfernung ſchon ſeinen Raub bemerkt. Wenn er durch Furcht oder Verfolgung genöthiget wird, von einer großen Anhöhe herab zu ſpringen, ſo ſtürzt er ſich niemals todt, ſondern ſteht, wie eine Katze, gleich auf allen vier Beinen, ſchüttelt ſich, als wenn er dadurch ſeine er-

ſchütterten Glieder wieder in den vorigen Stand ſetzte, und läuft unbeſchädigt davon. Die elektriſche Materie hat bei ſtarken Gewittern einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn, daß er wie raſend herumläuft, und an ſolchen Orten, wo er häufig iſt, aus Angſt in Geſellſchaft zuſammen zieht, und ein großes Lärmen verurſacht. Seine Stimme, die er in der Noth, oder im Spiel mit ſeines Gleichen, hören läßt, iſt ein helles, kurz abgebrochenes Geſchrei, und zur Begattungszeit darneben noch ein dumpfes Mukſen. Sein Lebensziel erſtreckt ſich nicht über 12 Jahre.

Die Steinmarder wählen ſich zu ihrem Aufenthalte Hölen, und ſonſt verborgene Oerter. Sie wohnen daher in Felſenklüften, Steinritzen, und beſonders in alten Steinmauern, woher auch ihr Name entſprungen, in alten Thürmen, alten Kirchen und alten ſteinernen Gebäuden, unter den Dächern, in Holzſtößen, in Winkeln und Klüften, auf den Heuböden, in den Ställen und Scheunen, zwiſchen Häuſern und andern Gebäuden. Am Tage lauſchen ſie kaum aus ihrem düſtern Hinterhalte hervor, weil ſie das Licht, und, wie ihrer böſen Thaten bewußt, das Angeſicht der Menſchen ſcheuen. Wenn ſie ſchlafen, ſo bedecken ſie ihre Augen mit ihrem dicken Schwanz. Sie gehen im Winter gewöhnlich von 9 bis 10 und von 1 bis 4 Uhr des Nachts auf ihren Raub aus.

Der Hausmarder iſt ein grauſames, und beſonders ein blutdürſtiges Raubthier. Er richtet in den Tauben- und Hühnerſtällen, in welche er des Nachts ſehr liſtig einzudringen weiß, die größten Niederlagen an, erwürgt alles, was er findet, und verurſacht durch ſeine ſtinkenden Ausdünſtungen und biſamartig riechenden Exkremente, die er allezeit zurück läßt, daß, ohne eine beſondere Reinigung und Ausräucherung, keine Taube und Henne ihre Wohnung wieder bezieht. Das junge Hausgeflügel, Enten, Gänſe, Hühner u. ſ. f. trägt er allezeit fort in

einen Winkel, rupft es, und zehrt es gänzlich auf, den alten aber beißt er im Sommer, wenn er Nahrung im Ueberfluß hat, gemeiniglich nur die Köpfe ab, frißt dieſe, ſaugt dem übrigen Körper bloß das Blut aus, und läßt ihn liegen; im Winter und im Frühjahr aber nimmt er auch die ganzen Vögel mit ſich in ſeine Höle. Er raubt auch den Hühnern und Vögeln die Eier. In Gärten ſucht er auf den Bäumen und in den Hecken die Vogelneſter auf, nimmt ſie aus, und erlauſcht die alten Vögel im Schlaf. Auch die jungen Enten, die ſich, mitten auf einem Teich, in ihrem Häuschen ſicher glauben, ſchützt ihr flüſſiges Element, das faſt jedem andern vierfüßigen Raubthiere den Weg zu dieſer ruhigen Wohnung abſchneidet, vor ſeiner Raubſucht nicht. Sobald ihm ſein guter Geruch dieſelben verräth, ſo rudert er bei Mondenſchein mit vieler Geſchicklichkeit dahin, metzelt alles, was Leben hat, darnieder, und trägt es einzeln durch das Waſſer im Maule nach ſeiner Höle.

Allein nicht immer kann er ſich mit ſolchen köſtlichen Nahrungsmitteln ſättigen, ſondern muß ſich im Sommer mit Heckenfröſchen, und im Winter vorzüglich mit Mäuſen und Ratten, die er in Häuſern und Gärten fängt, begnügen laſſen. Sauerkirſchen, Herzkirſchen, Pflaumen und Ebereſchenbeeren ſind ſeine Leckerbiſſen.

Sonſt wird er auch durch Jagdhunde, durch Klopfen und Lärmen, mit Trommeln und Stöcken aus den Gebäuden, wo er geſpürt worden iſt, getrieben, und entweder auf den Dächern oder auf nahe ſtehenden Bäumen, wo er hinflüchtet, erſchoſſen. Der Jäger ſtellt ihm, ſeines vortrefflichen Balges halber, beſonders im Winter nach.

Der Baummarder. (Mustela Martes.)

Die Kehle und der untere Theil des Halſes ſind gelb, und die glänzenden Haare ſind ſchön kaſtanienbraun.

Der Baummarder iſt dem Steinmarder beinahe vollkommen gleich; doch unterſcheidet er ſich vorzüglich in folgenden Stücken:

1. Er iſt merklich größer; die Länge ſeines Körpers beträgt nemlich 2, und des Schwanzes 1 Fuß.
2. Sein Kopf iſt kürzer und ſtärker, daher er auch ein wilderes Anſehen hat, als der Steinmarder. Dabei ſind die Ohren ſehr kurz und abgerundet, die Augen funkelnd und weit hervorſtehend.
3. Die Beine ſind höher. Seine Höhe beträgt daher 10 Zoll.
4. Die Kehle iſt dottergelb, und der übrige Körper, außer den ſchwarzen Beinen und dem Schwanze, von ſchön kaſtanienbrauner Farbe. Die Haare ſind auch glänzender, länger, feiner, weicher, zarter und dichter, und fallen nicht ſo leicht aus, als am Hausmarder, und der Schwanz iſt viel zottiger. —

Dieſe Marder halten ſich in Eichen-, Buchen- und ſonderlich in finſtern Tannen- und Fichtenwäldern auf. Sie bewohnen dort die hohlen Bäume, oder die wilden Tauben-, Raben-, Raubvögel- und Eichhornneſter, welche ſie erweitern, oder die Ritzen in felſigen Bergen. Sie bereiten ſich mehr als eine Wohnung, und wechſeln mit derſelben, ſo bald ſie ſich nur im geringſten unſicher glauben.

Seine vorzüglichſte Nahrung findet der Baummarder, wie der Hausmarder, an Mäuſen, als Erdwölfen und anderen ſchädlichen Feldmäuſen, welchen letztern er auch, wie der Iltis, am Waſſer, wenn ſie trinken, nachgeht. Außerdem iſt er ein geſchworner Feind der Eichhörnchen. Dieſe verfolgt er, wie im Fluge, von einem Baume zum andern, bis ſie ermüdet ſich ihm ergeben müſſen. Eben dieſer Verfolgung iſt die liſtige und ſchnelle Haſelmaus von ihm ausgeſetzt. Sonſt ſucht er die großen und kleinen Vogelneſter auf den Bäumen und

der Erde im Walde auf, und raubt Eier und Junge davon. Er beſchleicht auch die alten Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner, Rebhühner, Faſanen, und andere große und kleine Vögel auf der Erde und auf den Bäumen, wenn ſie ſchlafen. Eben ſo erlauſcht er junge Haſen im Schlaf. Wenn er den Weg zur Schneide (Schneuß) erſt einmal ausgemacht, und ſie glücklich ausgeplündert hat, ſo plündert er ſie täglich. Einen Ebereſchenbaum können Etliche in kurzer Zeit abbeeren, und wenn ſie dieſe Nahrung haben, vergeſſen ſie ganz, daß ſie Raubthiere ſind, ſo gut ſchmeckt ſie ihnen. Sie trachten auch dem Honig nach, und graben daher die Hummelneſter auf. Von dem häufigen Genuß deſſelben ſoll ihr Balg Flecken bekommen, die vom Jäger und Kürſchner mit dem Namen der Honigflecken belegt werden. Außerdem ſoll auch Hanfſaamen eine Delikateſſe für ſie ſeyn.

Der Balg dieſes Marders iſt eins der ſchönſten Rauchwerke, das gefärbt und ungefärbt gebraucht wird. Der kleinſte Theil des Felles, welcher ſich längs dem Rücken bis zum Schwanzende erſtreckt, wird für ſehr koſtbar gehalten. Auf den Gebirgen um Zobelberg im Mittelkrain giebt es ſehr viele Marder, deren Felle man dem Zobel gleich hält.

Der Baummarder wird ferner den Wäldern nützlich, indem er die dem Samen und jungen Holzungen ſo ſchädlichen Eichhörnchen, Haſelmäuſe, und große und kleine Fledermäuſe in Menge vertilget.

Der Iltis. (Mustela Putorius.)

Die Haare ſind ſchwarzbraun; der Mund und der Rand der Ohren ſind weiß.

Dieſes Raubthier, welches ſich nicht ſo weit nach Norden erſtreckt, wie der Marder, und in Thüringen nicht ſelten gefunden wird, iſt in ſeinen Sitten und in ſeiner Bildung dem Marder ähnlich, nur kleiner, hat ei-

nen proportionirtern Kopf mit einer ſpitzigeren Schnauze, einen kürzeren Schwanz, dünnere, dunkel kaſtanienbraune Stachelhaare mit gelblichem Grund, und ganz geſpaltene Füße. Seine Länge iſt bis zum Schwanze 1 Fuß und 6 bis 8 Zoll; der Schwanz iſt 7 Zoll lang, und die Höhe beträgt 5 Zoll. Der Kopf hat faſt die Geſtalt des Fuchskopfes, und die Breite deſſelben zwiſchen den Ohren bildet mit der Schnauzenſpitze ein regelmäßig gleichſeitiges Dreieck. Die ſchwärzliche und trockne Naſe und die Naſenlöcher ſind wie die des Fuchſes, ſo wie ſein Geſicht ganz das liſtige Anſehen deſſelben hat; der Mund hat äußerlich einen ſchwarzbraunen Katzenbart, und innerlich ein ſcharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden ſich 6 rund und kurz zugeſpitzte Vorderzähne, ein großer gekrümmter und abgeſtumpfter Eckzahn, und 4 Backenzähne. In der untern Kinnlade findet man 6 ſtumpfe vorwärtsliegende Vorderzähne. Zuſammen 34; alſo 2 Zähne weniger, als der Steinmarder. Die Zunge iſt lang, mit hinterwärts gekehrten Wärzchen. Die Augen ſind groß, hervorſtehend, dunkelbraun und ſcharfſehend, und die Ohren kurz, breit und abgerundet. Der Hals iſt ſtark und lang, und der Rücken breit, und etwas eingedrückt. Er hat kurze Füße, und getrennte Zehen, die mit ſcharfen weißen Nägeln bewaffnet ſind. Der Schwanz iſt dick behaart, buſchlich, und gerade ausgeſtreckt.

Der ganze Leib iſt mit einem feinen Pelz von doppelten Haaren überzogen. Die kurzen Haare ſind dicht, wollig, weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längern an der Wurzel gräulich, und an der Spitze aus den kaffebraunen ins glänzend ſchwarze auslaufend. Der Unterhals, die Bruſt, die Füße und der Schwanz ſind ganz ſchwarz, und unter dem Bauch läuft ein bräunlicher undeutlicher Streif nach dem After hin. Unter dem Schwanze hat das Thier zwei kleine Drüſen, welche eine

Feuchtigkeit in ſich enthalten, die einen ekelſüßen Honiggeruch von ſich giebt.

Sein gewöhnlicher Gang iſt ſpringend; er iſt ſehr behende, immer in Bewegung, und durchſucht alles. Sein Geruch und Geſicht ſind ſehr fein, und in Aufſuchung und Erſchleichung ſeines Raubes iſt er liſtig. Gegen alles Geklirre und Wetzen mit eiſernen Inſtrumenten hat er einen natürlichen Abſcheu.

In der Begattungszeit iſt ſein Laut ein Knurren, und in der Gefangenſchaft, und zum Zorn gereizt, ein Klaffen, wie ein junger Hund. Er lebt 10 Jahre.

Das Weibchen ſieht dem Männchen völlig gleich; ausgenommen, daß Mund und Ohren ganz weiß ſind, und hat am Bauche 4 Säugwarzen.

Der Iltis iſt beinahe eben ſo gefräßig und räuberiſch, aber nicht ſo kühn, wie der Marder. Er geht eben ſo, wie dieſer, vorzüglich des Nachts auf den Raub aus, und würgt Gänſe, Enten, Hühner und Tauben, trägt ſie fort, und verzehrt ſie ganz. Kömmt er in ein Hühner- oder Taubenhaus, ſo mordet er nicht alles, wie der Marder, ſondern ergreift nur eins von dieſen Thieren, würgt es, packt es im Genicke, und eilt mit ihm nach ſeinem Schlupfwinkel hin. Hühner- und andere Vogeleier trägt er unbeſchädigt, zu ganzen Haufen, in ſeine Wohnung zuſammen. Mäuſefleiſch liebt er im Sommer nicht ſehr, und nur im Nothfall, und im Winter macht er Jagd auf Maulwürfe, Hamſter, Ratten, Waſſer-, Feld- und Hausmäuſe; dafür haſcht er lieber Fröſche, und ſammelt ſich davon einen großen Vorrath in ſeiner Höle, wie man beim Nachgraben findet. Er frißt auch Gartenſchnecken und Heuſchrecken. Im Sommer ſtreift er in den Feldern und Hölzern umher, um die Neſter der Vögel, die auf der Erde niſten, als der Lerchen, wilden Enten, Wachteln, Faſanen, Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner und Rebhühner aufzuſuchen, und zu plün-

dern. Er gräbt ſich auch in die Ställe, und erwürgt die Kaninchen, durchnagt die Bienenſtöcke, oder wirft ſie um, um den Honig zu genießen. Er geht auch auf den Fiſchfang aus, beſonders im Winter, entfernt ſich dabei oft eine halbe Stunde weit von ſeiner Wohnung, und erlauert an den Bächen, auf dem Eiſe, und unter dem Eiſe, wie die Fiſchotter, die Fiſche, ſonderlich die Forellen. In Hungersnoth nimmt er auch mit bloßen Mäuſen, die unter dem Ufer wohnen, oder dahin kommen, um zu trinken, vorlieb. — Der Balg giebt, vier Wochen vor und nach Weihnachten, ein gutes Pelzwerk, indem ſich die Haare nicht ſo leicht abtragen, wie die der Füchſe und Marder, und auch ſein Fell dicker iſt. Doch wird er wegen ſeines üblen Geruchs, den er lange behält, wenn er in der Begattungszeit geſchoſſen oder gefangen wird, ſeiner Güte ungeachtet, nur als ſchlechtes Gebräme an Mützen, Handſchuhen und Muffen der Landleute, und ſelten zu Kleiderfutter gebraucht. Ein Haſenbalg iſt jetzt theurer, als ein Iltisbalg. Die ſchwarzen langen Haare, ſonderlich des Schwanzes, geben die beſten Malerpinſel. —

Das Frett. (Mustela Furo.)

Die Haare des Körpers ſind weißlich gelb, und der Stern im Auge roth. Dieſes Thier wird in Deutſchland, wegen ſeines Nutzens, als ein zahmes Hausthier erzogen. Seine Größe beträgt 1 Fuß 4 Zoll, und der Schwanz iſt etwas über die Hälfte des Leibes lang. Die größte Aehnlichkeit hat es mit dem Iltis, außer daß der Leib geſtreckter, ſchlanker, der Kopf ſchmäler, und die Schnauze ſpitziger iſt. Es hat, wie der Iltis, 34 Zähne. Die Augen ſind groß, trübe und blaß- oder hellroth; die Ohren weit, rund und aufrecht; die Füße niedrig und mit weißen Krallen verſehen. Die Farbe iſt im Grunde blaßgelb, und oben mit weiß überlaufen; doch leidet ſie auch Abänderungen, wie bei den andern Hausthieren. Das

Weibchen iſt merklich kleiner, als das Männchen. Es iſt ein gelehriges, aber zorniges Thier, hat ein lebhaftes und feuriges Auge, große Leichtigkeit in ſeinen Bewegungen, und viel Stärke, lernt aber ſeinen Herrn ſchwer kennen; ſchläft oft und tief, und riecht, beſonders im Affekte, ſtark nach Biſam. Es lebt 12 bis 14 Jahre.

Sein urſprüngliches Vaterland iſt Afrika, es wird aber jetzt in allen gemäßigten Ländern von Europa, wo es wilde Kaninchen giebt, gefunden. Man hält es in Tonnen und Kiſten, worin man ihm ein Lager von Werg bereitet.

Wenn es zahm iſt, füttert man es mit Semmel, Brot, Kleie und Milch, und es frißt ſehr viel; denn es ſchläft entweder, oder frißt. Man giebt ihm aber auch zuweilen einige Kaninchen und Vögel preis, welchen es das Blut ausſaugt, und kurz darauf ſehr böſe wird. In der Wildniß ſoll es kleine vierfüßige Thiere, Fiſche, Vögel, Schlangen und Honig verzehren. Es faßt ſeinen Raub gewöhnlich beim Halſe, und weiß ihm das Blut ſehr geſchickt auszuſaugen.

Bei uns ſchränkt ſich der Nutzen dieſer Thiere bloß auf die Kaninchenjagd ein, da man ſie in den Bau dieſer unterirdiſchen Thiere mit einem Schellchen am Halſe, um dieſen eine deſto größere Furcht einzujagen, ſchicket, und dieſe in vorgeſtellte Netze laufen läßt. Sie ſind die natürlichen Feinde derſelben, und dieſe werden daher auch bei ihrem nahen Anblick mit einer ſolchen Furcht befallen, daß ſie ſich gleich, ohne auf Rettung zu denken, ergeben. Man verſieht auch diejenigen, von welchen man weiß, daß ſie die Kaninchen gern in ihren Hölen freſſen, mit Maulkörben. — In Frankreich hat man ſie zum Ausnehmen der Vogelneſter abgerichtet.

Das große und kleine Wieſel. (Mustela erminea und vulgaris.)

Das große Wieſel oder das Hermelin, von etwa 10 Zoll Länge, mit einem halb ſo langen Schwanze, lebt in den gemäßigtern und nördlichen Gegenden (Rußland, Norwegen, Lappland u. ſ. w.), und hat mit den übrigen Thieren ſeines Geſchlechts Bau und Lebensart gemein. Sie fiſchen ſogar, wie der Iltis, benutzen aber aus dem Pflanzenreiche nichts, als Pilze. Den Ratten iſt es, wie das kleine Wieſel, höchſt gefährlich, und Beide treffen, obwohl ſich die kühne Ratte widerſetzen will, mit ihrem Biß das Genick dieſer Thiere genau, ſaugen, und laſſen mit Saugen nicht nach, bis das Blut ausgeſogen iſt, und das gewürgte Thier todt bleibt, mit welchem ſie ſich ſodann nicht weiter abzugeben ſcheinen. — Eier wiſſen ſie ſo künſtlich auszuſaufen, daß man kaum das hineingebiſſene Loch entdeckt. Ebenfalls mit dem Genickbiſſe tödten ſie das Waldgeflügel, und wagen ſich ſogar, auf gleiche Weiſe, an junge Rehe. — Was ihnen nicht zu ſchwer iſt, tragen ſie in ihre Wohnung. — Wie alle Raubthiere, ſind auch ſie vorzüglich nur des Nachts mit ihrem Raube beſchäftigt.

Das große Wieſel wohnt in abgelegenen verfallenen Häuſern, alten Mauern, Steinhaufen, hohlen Bäumen, und an den Ufern der Flüſſe, vielleicht wohl gar in erweiterten Mäuſelöchern, da es den Mäuſen bis in die letzten Winkel ihrer Löcher nachſchleicht, und ſelbſt in den Hölen der Maulwürfe und Waſſerratten das mit Federn, Wolle und Moos weich bereitete Wochenbette nimmt, wo es, nach 5 Wochen Trächtigkeit, die Jungen wirft, die 9 Tage blind liegen. Die Jungen ſpielen mit den von der Mutter zugetragenen Mäuſen, faſt wie die Katzen.

Von mehreren Thieren nördlicher Gegenden, z. B. vom Haſen, weiß man, daß ſich im Winter ihre dunklen

Farben in weiße umändern. Bei dem großen Wieſel iſt es derſelbe Fall. Es hat im Sommer eine ſchwärzlich braune, und unter dem Bauche eine gelbliche Farbe, wird aber im Winter ganz weiß, mit Ausnahme der völlig ſchwarzen Schwanzſpitze, die im Winter wie im Sommer ſich gleich bleibt. Dann heißt es Hermelin, und giebt ſeit langer Zeit den Fürſten, zur Auszeichnung ihrer Fürſtenmäntel, das Pelzwerk; beſonders werden die aus lauter Hermelinſchwänzen zuſammengeſetzten Pelze hoch geſchätzt, aber auch durch Kunſt häufig nachgemacht.

Das kleine Wieſel, welches auch das gemeine Wieſel heißt, unterſcheidet ſich vom vorigen faſt nur durch ſeine Kleinheit, indem es nicht über ſechs bis ſieben Zoll lang wird, und einen Schwanz von etwa höchſtens 2 Zoll, der nie oder ſelten nur etwas ſchwarzes Haar hat. Seine Farbe wechſelt im Winter gar nicht, oder ſo wenig, daß es etwas matt weiß ausſieht. Die ganz weißen Wieſelfelle ſind vielleicht eben ſo durch Krankheit oder Alter der Thiere entſtanden, wie bei manchen Sperlingen die ganz weißen Federn, welches jedoch von Mehreren geleugnet wird.

Felſen, Scheunen, hohle Bäume, Ufer der Flüſſe und Raſenraine ſind ſein Aufenthalt. Es ſchwimmt ſogar über Flüſſe, ſpielt gern mit ſeines Gleichen, und ſcheut den Geruch der Raute, wie die Katze und der Marder auch thun ſollen.

Das Hermelin ſoll, aller angewandten Mühe ungeachtet, ſich nie haben zähmen laſſen, aber vom gemeinen Wieſel weiß man doch einen merkwürdigen Fall bei einer Dame. Es ſchlürfte ſeiner Herrinn die Milch aus der Hand, machte vor Freuden tauſend luſtige Streiche, hüpfte ihr auf Kopf und Hand, und ſahe es ſehr ungern, wenn dieſelbe ausging, und es zurück bleiben ſollte. Es war höchſt neugierig, und mußte bei Allem zuſehen; z. B. wenn eine Schachtel oder ein Buch geöffnet wurde.

Seine Stimme war ein Murren, oder auch ein Quicken. Nie wollte es Waſſer ſaufen, wahrſcheinlich, weil es die Natur einmal zum Blutſaufen beſtimmt hat.

Uebrigens iſt bei beiden Wieſelarten das Naturel und die Lebensart gar ſehr ähnlich. — Die Wohnung, beim großen Wieſel oft mit vier Eingängen verſehen, iſt in der erweiterten Mitte mit Gras und Moos gepolſtert; der Jungen ſind 6 bis 8; in der Kunſt, Bäume zu erklettern, ſind beide Arten gleich ſehr geſchickt. Beide ſollen in Ställen und Kellern große Haufen aufwerfen; und wenn man vor ihren Hölen wie eine Maus pfeift, eiligſt hervorkommen, was wohl ſehr wahrſcheinlich iſt; beide haben Drüſen unter dem After, deren Abſonderungen bei dem kleinen Wieſel ſtärkeren Geruch haben ſollen, und beide ſind wohl mehr nützlich, als ſchädlich.

Die beſten und meiſten Hermelinfelle kommen aus den nördlichen Gegenden Europa's. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß die Felle weißer Wieſel, nicht nur von unſern Landleuten, ſondern auch von manchen Tartaren, als ſympathetiſches Heilmittel gebraucht werden.

In der Natur tragen ſie als Raubthiere ſehr vieles bei, das Gleichgewicht unter den Mäuſen und Maulwürfen bei der zu ſtarken Vermehrung dieſer Thiere zu erhalten. In Norwegen kriechen ſie den ſchlafenden Bären in die Ohren, beißen ſich feſt ein, ſo daß ſie nicht abgeſchüttelt werden können; dieſe laufen dann wüthend herum, und ſtürzen zuletzt abgemattet und ſchwach zur Erde hin, und ſterben.

Der Balg der rothbraunen wird kaum zum Unterfutter benutzt, deſto koſtbarer aber iſt der Balg der weißen. Allein von den Thüringſchen und Deutſchen weißen Wieſeln bekommt ihn der Kürſchner nur ſelten zu ſeiner Bearbeitung als Pelzwerk, indem er von den Landleuten zur Vertreibung des Geſchwulſts, beſonders an den Eitern der Kühe, und bei ſchwindenden Gliedern, und zwar, wie

man ſagt, mit dem beſten Erfolg gebraucht wird. Die mehrſten und beſten Hermelinfelle kommen aus Rußland, Sibirien, Norwegen, Lappland, und dem hinterſten Litthauen. Je größer, weißer, dichter von Haaren und ſtärker von Leder ſie ſind, deſto höher iſt ihr Werth. Die koſtbarſten Pelze ſind die, welche aus Hermelinſchwänzen zuſammengeſetzt ſind. Schade, daß dies Pelzwerk mit der Zeit ins gelbliche verſchießt.

Ein ſonderbares ſympathetiſches Arzeneimittel ſind dieſe weißen Felle den Tataren um Uſt=Kemtſchuk wider alle Krankheiten. Der Kam oder Prieſter trägt ein ſolches Fell, das metallene Augen hat, bei dem Kranken um den Hals, und trommelt dabei beſtändig ſehr heftig. Dieß allein hält man ſchon für hinlänglich, den Kranken zu heilen.

Das Fett gebrauchen die Thüringer Waldbewohner zur Erweichung der Geſchwüre und Vertreibung des Geſchwulſtes.

Dies kleine Wieſel iſt faſt eben ſo raubſüchtig, als das große. Es iſt ein vorzüglich gefährlicher Feind für die alten und jungen Tauben und die Küchlein. Die jungen Tauben, Hühner und andere Vögel trägt es mit ſich fort, wenn es dieſelben todt gebiſſen hat, den alten ſaugt es mehrentheils bloß das Blut aus, und läßt ſie alsdann liegen. Es ſcheint, als wenn dies Raubthier die große Halsſchlagader ſehr genau zu treffen wüßte, denn man findet an einer von ihm getödteten Taube weder Quetſchungen noch Wunde, außer den vier Löchelchen von den Eckzähnen, die kaum merklich ſind. Es ſäuft nicht allein den Hühnern und Tauben, ſondern auch allen Vögeln, zu deren Neſt es gelangen kann, die Eier aus. Die kleinern trägt es einzeln fort in ſeine Höle, und von den größern ſättiget es ſich auf der Stelle. Haus=, Wald= und Feldmäuſe, Waſſerratten, Maulwürfe, Wander= und Hausrattenköpfe ſind ſeine vorzüg=

lichſten Speiſen. Die Maulwürfe und Waſſerratten ſucht es, vermöge ſeines feinen Geruchs, in ihren Löchern auf, und tödtet ſie; daher es auch oft in den aufgeſtellten Maulwurfsfallen gefangen wird. Es ſoll auch die Bruchſchlangen (Blindſchleichen), Eidechſen und Frösche gern freſſen. Es geht vorzüglich des Nachts ſeinem Raube nach. —

Der Zobel. (Zibellina.)

Er iſt am meiſten unſerm Baummarder ähnlich, und in ganz Sibirien bis Kamtſchatka, in China's nördlichern Gegenden, und in Amerika, mit einem Worte, nur unter höhern Breitengraden zu Hauſe. Seine Länge beträgt 16 Zoll; ſeine ſchwarzbraunen, langen und glänzenden Haare, ſein geſtreckterer Kopf, und ſeine höheren ſpitzeren Ohren unterſcheiden ihn vom Baummarder ſattſam; aber mehr noch ſind beide Thiere dadurch unterſchieden, daß der Schwanz beim Zobel kürzer, beim Marder aber länger iſt, als die Hinterfüße. Der Rücken iſt ſchwärzlich braun, der Schwanz hat ein längeres Haar, der Bauch eine lichtere Farbe, als der Rücken. Indeſſen ändert die Farbe mit der Jahreszeit, und iſt im Winter dunkler, glänzender, und überhaupt ſchöner, als im Sommer, zugleich iſt das Haar dichter. Sehr ſelten ſind die weißen Zobel, die aber, da es hier dem Pelz gilt, weniger gelten, indem das Haar ſehr ſteif iſt.

Der lebhafte fein gebildete Zobel iſt ein höchſt gewandtes, nächtliches Raubthier, welches ſogar dem Hermelin und dem gemeinen Wieſel, nebſt Haſen, Wald- und Birkhühnern, und den Eiern des Geflügels nachſtellt. Nur im Nothfall entſchließt es ſich zu mancherlei Beeren und Knospen.

Er wird gezähmt, ſchläft aber auch ſelbſt dann am Tage, und oftmals ſo feſt, daß man ihn ſchlafend forttragen kann. Der Unrath des Zobels hat einen ſehr üblen Geruch.

In der Ranzzeit, die im Januar fällt, und dieſen Monat über dauert, beißen und kratzen ſich die Männchen, wie die Kater unter den Katzen. Die Mutter iſt 9 bis 10 Wochen trächtig, und wirft 3 bis 5 Junge, die ſchon im nächſten Winter jagdbar ſind.

Es iſt nicht ſo gar lange her, daß der Zobel noch ſehr häufig war; aber durch das unaufhörliche Jagen hat die Zahl dieſer Thierart ſehr abgenommen, und iſt nur noch jenſeits des Urals in Sibirien in einiger Menge, und meiſtentheils in um ſo größerer vorhanden, als man mehr nach Oſten zu geht, obwohl nicht in allen Gegenden dieſes ungeheuren Gebiets in gleichem Grade.

Die geſuchteſten Zobel findet man in Rußland jetzt am Ob oder Obi, um den Baikal, im Nertſchinskiſchen und in Kamtſchatka nebſt angrenzenden Gegenden. Die letztern ſind die größten; allein die am höchſten geſchätzten, ſchwärzeſten, glänzendſten und langhaarigſten finden ſich vorzüglich am Ud, und im Gebiet von Nertſchinſk. — Das lange Haar macht, nebſt der Schwärze, den höchſten Werth. — Vorzüglich haben die Männchen den ſchönſten Pelz. Einer der beſten Bälge kommt an 70 Rubel und drüber, und ſo iſt es begreiflich, wie ein ganzer Pelz von Zobeln an 10,000 Rubel zu ſtehen kommen kann.

Daß ſo koſtbare Waare den Verſuchen der Verfälſchung nicht entgehen wird, läßt ſich leicht vermuthen. Man färbt und man räuchert die Felle. Der erſtere Betrug ſoll ſich entdecken laſſen, indem man die Felle an weißer Leinwand reibt, wo ſich die falſche Farbe abſchwärzt. Doch die argliſtigen Chineſer, die ſelbſt Schinken und Perlen nachmachen, ſollen in dieſer Kunſt ſo geſchickt ſeyn, daß man den Betrug nicht entdecken kann.

Mannichfaltig ſind die Arten, den Zobel zu erlegen, wobei man immer auf die Schonung des Balges die ſorg-

ſorgfältigſte Rückſicht nimmt, daher man denn dieſelben meiſtentheils mit ſtumpfen Bolzen ſchießt.

Die Ruſſen gehen gewöhnlich in Geſellſchaften auf die Zobeljagd aus, wobei der Attamann oder Anführer, dem Jeder unbedingt gehorcht, zwei Theile der Beute erhält, ohne daß er ſelbſt dabei etwas thut, als daß er Alles anordnet. Zu Anfang des Winters tritt die Geſellſchaft die Reiſe an, nimmt ſo viel Lebensmittel mit, als auf Handſchlitten fortzubringen ſind, und entfernt ſich vielleicht 60 Meilen von der Heimath; dann vertheilt ſie ſich in den jagdbaren Wildniſſen in kleinere Geſellſchaften, wo ſich nun Jeder ſeine Hütte errichtet, um in der umliegenden Gegend zu jagen.

Wie wichtig muß der Gewinn der Jagd ſeyn können, da man vorher um Glück für dieſelbe betet, und irgend einem Heiligen, oder einer Kirche, den erſten Ertrag der Jagd gelobt. Um den ungewiſſen Rückweg nicht zu verfehlen, denn an Landſtraßen iſt hier nicht zu denken, werden Merkzeichen in die Bäume gehauen. Wenn der Proviant ausgeht, müſſen die Jäger oft mit den elendeſten Beeren, und andern ſchlechten Nahrungsmitteln ſich behelfen, und bei mancherlei Widerwärtigkeiten, der Witterung zumal, ſelbſt Lebensgefahr ausſtehen. — Außer dem Geſchoß mit Bolzen oder ſtumpfen Pfeilen, womit man den Zobel auf den Bäumen erlegt, hat man auch verſchiedene Arten von Fallen, die das Fell ebenfalls nicht beſchädigen; auch ſtellt man Netze um das Revier des Thieres aus, welches man zuvor durch ſeine Fährte ausgeſpürt hat.

Seltſam war die von Leſſep erzählte Art, wie ein Kamtſchadale, der ihn auf ſeiner Reiſe begleitete, einen Zobel fing. Die Hunde hatten den Baum umſtellt, auf welchem der Zobel ſaß. Sogleich machte der Kamtſchadale eine Schlinge, und hielt ſie dem Zobel vor. Das Thier ſteckte auch wirklich den Kopf hinein, aber die

Schlinge zerriß. Mit einer zweiten Schlinge ging es nicht beſſer, und eben ſo wenig mit einer dritten, und doch wurde beim viertenmale, da der Zobel ſchon auf einen andern Baum geflüchtet war, derſelbe gefangen. —

Der Bär. (Ursus.)

Der Bär gehört zu dem Geſchlecht der Sohlenläufer (plantigrada), und hat in beiden Kinnladen 6 Vorderzähne, wovon die beiden äußerſten größer ſind, als die mittlern, und die in der obern Kinnlade einen leeren Raum zwiſchen ſich und den Seitenzähnen laſſen; in der untern liegen die beiden mittlern mit der Wurzel mehr einwärts, als die mittelſten und äußerſten. Die Eckzähne ſind kegelförmig, und ſtehen einzeln. Die Backenzähne ſind ſtumpf gezackt; die vordern gewöhnlich ſehr klein. — Die Augen haben eine Nickhaut. Die Thiere dieſer Gattung wohnen im Trocknen, und nähren ſich aus dem Thier- und Pflanzenreich. Ihre Fährte wird dem Jäger, wegen ihrer ausgezeichneten Füße, da ſie auf der ganzen Ferſe gehen, ſehr kenntlich.

Der Landbär. (Ursus Arctos.)

Er hat einen dicken Kopf, eine abgeſtumpfte Schnauze, und einen kurzen Schwanz.

Dieſes Thier, das in allen vier Welttheilen, die heißen Zonen ausgenommen, in einſamen Waldungen gefunden wird, iſt in Deutſchland faſt gänzlich ausgerottet, und man findet es jetzt nur noch in Niederöſtreich, Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain, in Böhmen, und höchſt ſelten in Schleſien, wohin es ſich aus Polen verläuft. Der braune Bär mißt über 6 Fuß. Der Kopf hat in ſeiner Bildung, und in der ſchrägen Lage der kleinen Augen etwas Aehnlichkeit mit dem Kopf des Wolfes, iſt länglich, und hinten dick. Der Scheitel iſt platt, zwiſchen den Augen etwas abhängig, wo ſich die kegelförmige,

vorn aufgeworfene Schnauze anfängt. Die Ohren ſind klein und zugerundet. Die untere Kinnlade iſt kürzer, als die obere, die Unterlippe mit Zacken befranzt, an der Zahl 18. Die ſechs Vorderzähne oben und unten haben alle, der Länge nach, eine flache Furche. Die Seitenzähne ſind ſtark und lang. In jeder Kinnlade ſtehen 5 Paar Backenzähne. Die vordern kleinen fallen den alten Thieren aus, ſo daß man gewöhnlich, ſtatt 36 Zähnen, nur 30 findet. Der Hals iſt kurz und dick. Der Leib iſt dick, mit gewölbtem, gegen die Schultern geſenkten Rücken. Der Schwanz iſt kurz. Die Vorderbeine ſind etwas einwärts gebogen, und kürzer, als die hintern, mit 5 parallel ſtehenden Zehen, woran die Krallen der vordern länger ſind.

Die Grundwolle und das Haar iſt lang, und letzteres hart und glänzend, ſo weit es über jene vorragt. Um das Geſicht, am Bauch und hinten an den Beinen iſt das Haar länger, auf der Schnauze hingegen kürzer.

Die Farbe des Bären, der uns am nächſten wohnt, iſt braun; der ſchwarze, wovon der weiße eine Abart iſt, hält ſich in den kalten nördlichen Ländern, und in den rauhen und großen Waldungen der Alpen in der Schweitz auf. Doch fällt die Farbe des Haares auch verſchieden, rothbraun, ſchwärzlich, ſchwarz, mit weißen Haaren überlaufen, oder weißſcheckig aus. Geſicht, Gehör und Gefühl ſind beim Bären ſehr vollkommen, und ſein Geruch iſt vielleicht feiner, als bei irgend einem andern Thiere, weil die innere Naſenfläche weit ausgedehnt iſt. Ungeachtet ſeines plumpen Anſehens iſt er nichts weniger, als träge. Er geht geſchickt auf den Hinterbeinen, macht Männchen, läuft ſchnell in Ebenen und bergan, klettert wie eine Katze behend auf Bäume, ſteigt rückwärts herunter, und ſchwimmt über ein Waſſer, wenn es nicht lange dauert. Seine Waffen ſind die vordern Füße (Tatzen, Branten), mit welchen er ſeinen Feind wie eine Katze

ſchlägt, oder mit Umarmungen tödtet. Den Menſchen fällt er nur an, wenn er gereizt wird. Er iſt jähzornig, eigenſinnig, und im Alter keines Zwanges noch der Zucht mehr fähig.

Sein Laut iſt ein Brummen, Schnauben, und groſſes Murmeln, welches, wenn er in Zorn geräth, mit Zähnknirſchen begleitet iſt.

Das Männchen unterſcheidet ſich wenig vom Weibchen, doch hat erſteres einen breitern Kopf und Rücken, und letzteres eine Reihe weißgrauer Haare über dem Kopf und Rückgrat; vier Säugwarzen an der Bruſt und zwei in den Weichen. Sie leben 20 und mehrere Jahre, pflegen aber im Alter blind zu werden.

Der wilde Bär führt ein einſames Leben, und meidet alle Geſellſchaft. Er hält ſich gern in und um Brüche, Sümpfe, Steinhaufen und Felſenklippen auf, wohin er auf beſondern Steigen zu gehen pflegt. Im Herbſt wird er, ehe er ſein Winterquartier bezieht, überaus fett. Den Winter bringt er zwar nicht ſchlafend, oder erſtarrt, aber doch in einer ununterbrochenen Ruhe zu. Große und alte Bären bleiben unter freiem Himmel; junge hingegen begeben ſich unter den Schutz einer hervorragenden Klippe, oder ſuchen ſich Hölen in den Bergen aus, oder graben Löcher unter Baumwurzeln, worin ſie ſich ihr Winterlager machen. Dieſes bereiten ſie aus Schwarzholz, das ſie abbrechen, Laub, Grasſtengeln und Moos. Dieſe Materialien tragen ſie zwiſchen den Vordertatzen, indem ſie aufgerichtet auf den beiden Hinterbeinen gehen, nach ihrer Wohnung. Das Lager (Loch, Luch), bauen ſie rund, wie eine Mulde, unten mit Reiſig, oben darauf das Moos, und der Eingang wird mit Reiſig, ſo viel als möglich verwahrt. Mit einfallendem Schnee legen ſie ſich nieder, und bleiben ſo lange liegen, bis der Schnee wieder gänzlich geſchmolzen iſt, ſo daß nach Verſchiedenheit der Zonen ihre Winter-

ruhe kurz oder lang dauert. Sie nehmen alsdann weder Nahrung zu ſich, noch leeren ſie den Leib aus, vielmehr ſollen ſie gleichſam zum Zeitvertreibe an ihren Tatzen ſaugen. Werden ſie aufgejagt, ſo ſpringen ſie hurtig hervor. Um Matthäi häuten ſie ihre Fußſohlen; dann können ſie kaum etliche Schritte gehen, ohne ſich blutrünſtig zu machen. Wenn ſie aus dem Lager gehen, ſo genießen ſie zuerſt Ameiſen, oder die Wurzeln der Calla (Calla palustris), um den Leib zu öffnen, alsdann junges hervorſproſſendes Espenlaub.

Der braune Bär nährt ſich vornemlich vom Fleiſche allerhand großer Thiere, als: Pferde, Rinder, Schafe und andern Viehes, auch vom Rothwild, und verachtet auch das Aas nicht. Er vergräbt, wie der Fuchs, ſeinen Raub. Ameiſen, Honig von Bienen und Hummeln, und Forellen ſind ſeine Leckerbiſſen. Erſtere läßt er auf die Zunge kriechen und verſchluckt ſie. Er nimmt aber auch Nahrung aus dem Pflanzenreiche zu ſich, frißt vorzüglich gern Erdbeeren, thut in Frankreich und der Schweitz jährlich vielen Schaden an den Kaſtanien und Weinbergen, und läßt ſich auch in der Gefangenſchaft bloß mit Brot und Früchten unterhalten. Die ſchwarzen Bären hingegen nähren ſich faſt allein von allerlei Wurzeln und Beeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren, Himbeeren, Ebereſchen, wildem Obſte, reifem Getreide, Baumblättern, und beißen bloß den Fiſchen die Köpfe ab. Im Frühjahre nähren ſich beide faſt allein von der Saat und fettem Graſe. Im Sommer ziehen ſie ſich auf die Höhen, und nähren ſich aus dem Pflanzen- und Thierreiche, und im Herbſte gehen ſie den Früchten in den Thälern nach. Türkiſches Korn und Weinbeeren genießen ſie alsdann vorzüglich gern, wo ſie es haben können. Um Beute aus dem Thierreich zu erlangen, ſind ſie vorſichtig genug. Sie ſpähen zuerſt von einer Anhöhe oder einem Baume das Land aus, wobei ihnen aber ihr Geruch und Gehör mehr,

als ihr Geſicht, nützlich iſt. Beim Anbruch der Nacht treten ſie ihre Streifereien an, und warten, wenn ſie nicht des Nachts an das Vieh kommen können, in einem Hinterhalte ab, bis es ausgetrieben wird. Sie fallen das Vieh von hinten an, ſpringen ihm auf den Rücken, und ſchlagen ihre Krallen tief ein, ſo daß das Thier bald entkräftet zur Erde ſinkt. Iſt es ihnen zu ſtark, ſo jagen ſie es entweder müde, oder auf einen gefährlichen Paß, wo es ſich todt oder wund fällt. Der Bär hat ſeine Zeit, wenn er muthiger, und wenn er furchtſamer iſt. Das Männchen iſt z. B. zu Ende des Sommers und Anfang des Herbſtes am furchtbarſten, hingegen am Ende des Herbſtes ohne Muth. Das Weibchen iſt im Frühjahr furchtbar, und bleibt es, ſo lange es Junge hat. Im Trinken haben die Bären dies beſondere, daß ſie das Waſſer ſchluckweiſe zu ſich nehmen, faſt wie die Hunde.

Die neugebornen Braunen ſind bräunlich gelb, und 8 Zoll lang. Sie liegen 6 bis 9 Tage blind. Die Mutter ſäugt ſie 6 Monate lang. Sie iſt ſehr ſorgſam für ſie, und behält ſie, wenn ſie nicht trächtig wird, zwei bis drei Sommer immer bei ſich, und nimmt ſie mit in ihr Winterlager. So lange ſie die Jungen ſäugt, iſt ſie am unerſchrockenſten und blutdürſtigſten. Geht ſie auf Nahrung aus, ſo bleiben die Jungen in der Höle, wenn ſie aber von ihr zum Spiel ins Grüne geführt werden, ſo iſt ſie immer nahe, und iſt Gefahr da, ſo ſind ſie ſchon von ihr gelehrt, auf die Bäume zu flüchten. Wird ſie wieder trächtig, ſo müſſen die Jungen im Winter weichen, begleiten ſie aber im Sommer wieder. Daher trifft man nicht ſelten 4 bis 5 Bären bei einander an. Im zweiten Jahre verwachſen die Bären die weißen Ringe, und nur ſelten behalten ſie ſie immer. Jetzt fangen ſie auch an, die Zähne zu verwechſeln. Sie wachſen bis zum zwanzigſten Jahre, und in dem vierten fangen ſie an, ſich zu begatten. Die jungen Bären wer-

den bei ausgebackenem Brot und Waſſer, mit Honig oder Bier vermiſcht, groß gezogen, und gezähmt. Man lehrt ſie in Polen tanzen, die Trommel ſchlagen, Almoſen mit dem Huthe einſammeln, ſich überſchlagen, und dergleichen Künſte mehr. Sie ſcheinen den Klang der Inſtrumente und den Takt der Muſik unterſcheiden zu können.

Der Bär gehört zur hohen Jagd, und wird theils auf dem Anſtande, theils im Treibjagen geſchoſſen, theils mit Selbſtſchüſſen erlegt, und theils in Fallen und mit andern Vorrichtungen gefangen. Gewöhnlich wird er in Gruben, die glatt ausgeſchält, und leicht bedeckt ſind, gefangen. Oben ſtellt man einen Topf mit Honig hin, der ihn verführt. Will man ihn lebendig haben, ſo läßt man ihn in einen Kaſten gehen, den man auf die Grube anpaßt, und den Bärenkaſten nennt. Die am wenigſten gefährliche Art, ſich ſeiner zu bemächtigen, iſt, ihn durch Brantewein, den man auf Honig in den Baumſtämmen gießt, zu berauſchen. Er läßt ſich dann leicht durch einen Schlag auf ſeinen ſehr empfindlichen Kopf tödten.

Die Bauern an der Lena in Sibirien legen an einer Anhöhe an ſeinen Weg (Wechſel), Schlingen, davon jede mit einem Stricke an einem ſehr ſchweren Klotze hängt. Sobald der Bär die Schlinge um den Hals hat, und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindert und zurückhält, ergrimmt er über denſelben, hebt ihn auf, und wirft ihn mit der größten Gewalt den Berg hinunter, wird aber zugleich durch das andere Ende, welches an ſeinem Halſe befeſtigt iſt, mit herunter geriſſen, und fällt ſich todt. Geſchieht dies nicht gleich zum erſtenmale, ſo trägt er den Klotz ſo lange auf den Berg, und wirft ihn herab, bis er ſelbſt liegen bleibt.

In Kamtſchatka befeſtigt man viele mit Widerhaken verſehene Eiſen in ein dickes, ſtarkes, 2 Fuß breites Brett, und legt es dem Bären ſo in den Weg, daß er hinein treten muß. Sobald er mit dem einen Fuß in

den Angeln hängen bleibt, ſucht er ſich mit den übrigen loszuhelfen, macht ſich aber auch dadurch mit dieſen feſt, und iſt ſo gefangen. Die Tatariſchen Einwohner des Uraliſchen Gebirges hängen auf den Bäumen, wo ſie ihre Bienenſtöcke haben, an den von dieſen am meiſten entfernten Zweigen, mit langen Stricken ein Brett wagerecht ſo auf, daß es vor das Honiggehäuſe gebracht, und mit einem Baſtſtricke feſt an dem Stamm gebunden werden kann. Der Bär findet dieſen Sitz bequem, um den Bienenſtock öffnen zu können. Seine erſte Arbeit iſt, den Baſtſtrick, welcher das Brett an dem Stamm hält, loszureißen, alsbald aber ſchnellt es ab, und ſchwebt mit dem Bären in die Luft. Fällt der Bär nicht in der erſten Beſtürzung herab, ſo muß er entweder einen gefährlichen Sprung machen, oder geduldig auf dem Brette ſitzen bleiben. Für den erſten Fall ſind unter den Bäumen ſpitzige Pfähle angebracht, im letzteren aber wird er mit Pfeilen oder Kugeln erlegt.

Die Lappländer ſchießen ihn mit gezogenen Büchſen, oder verſtopfen auch ſeine Winterhöle, daß er nur mit dem Kopf herausgucken kann, ſo daß er leicht mit einer Axt erſchlagen wird, und todt in der Höle hinſtürzt. Sie halten den Sieg über einen Bären für eine ihrer größten Heldenthaten. — Sonſt lauert man auch auf die Bären von den Bäumen herab, bei einbrechender Kälte, entweder bei den Viehheerden, die ſie beunruhigen, oder bei einem Aas, oder man hetzt ſie mit großen Hunden, Bullen- und Bärenbeißern, und erlegt ſie mit Spießen oder Geſchoß.

Das Fleiſch des Bären wird, ungeachtet ſeines unangenehmen Geruchs, von den Lappen, Polen, Schweitzern, Ruſſen, Nordamerikanern, und den Sibiriſchen Nationen gegeſſen; die Schinken, die Zunge und der Kopf aber werden allenthalben geſchätzt, und die Tatzen werden auf den Tafeln der Großen von Europa für

einen Leckerbiſſen gehalten. Das Fleiſch gleicht dem Rindfleiſch, wenn ihm durch ein zwei Tage langes Einwäſſern in kaltem Bergwaſſer der wildſüßliche Geſchmack genommen iſt. Es giebt Bären von 200 Pfund und darüber.

Das Fett, deſſen ſie ſehr viel haben, iſt weiß, angenehm und geſund, und hat außerdem den Vorzug, daß es nicht leicht ranzig wird. Es wird theils an Speiſen, theils als Arzenei gebraucht. Die Kamtſchadalen und Neugeorgier brauchen es ſtatt des Oels bei'm Salat; die Louiſianer ziehen es in der Küche dem Schweineſchmalz vor; die Finnmärkiſchen Bauern bewahren es in Bärendärmen, und beſchmieren ſich ſchmerzhafte Theile ihres Körpers damit, und die Wilden in Nordamerika ſalben ſich damit, und verdanken demſelben ihre Geſchmeidigkeit. Es ſoll auch das Wachsthum der Haare befördern.

Die Bärenhaut iſt in den nördlichen Gegenden eines der vorzüglichſten Pelzwerke. Die Soldaten brauchen ſie im Felde zu Matratzen und Satteldecken; die Kürſchner und Sattler häufig zu Mützen, Muffen, Pelzen, Fußböden in Kutſchen, Pferdedecken, Handſchuhen u. dergl., wenn ſie rauhgahr gemacht iſt. Sie dient auch zu Ueberzügen über die Koffer, und in Polen, Moskau und faſt in ganz Nordamerika als Bett. Die alten Deutſchen kannten dieſen letzten Gebrauch auch, und man vermuthet, daß daher der Name Bärenhäuter, für faule unthätige Menſchen, entſtanden ſey.

Die Bärenhaare geben, mit pulveriſirter Kreide und etwas ſtarkem Bier vermiſcht, einen ſehr guten Ofenkitt. — Aus den Gedärmen machen die Koſaken Fenſter, die faſt ſo hell wie Glas ſind, und die Kamtſchadalinnen ſchälen ſie ab, und bekleiſtern ſich in den Monaten, wenn ihnen die vom Schnee ſtark zurückprallende Sonne das Geſicht ſchwärzet, damit, wodurch ſie daſſelbe weiß und fein

erhalten. Die Bären befreien die Norweger von den ſchädlichen Lemmings, einer Mäuſeart, die daſelbſt eine große Plage iſt. Viele Polacken ernähren ſich von gezähmten Bären, deren Künſte ſie ſehen laſſen. — Das Blut, die Galle, das Oel, das rechte Auge, und mehrere Theile dieſes Thieres, werden nicht mehr in der Medizin gebraucht.

Der Eisbär oder der weiße Bär. (Ursus maritimus.)

Er wohnt nur in den Polargegenden, in der Nähe des Meeres, wo Fiſche, todte Wallfiſche, Seehunde und andere Seethiere ſeine Nahrung ausmachen. Sein größerer Kopf, ſein längerer Hals, die ſchneeweißen längeren Haare, der kürzere Schwanz, unterſcheiden ihn von ſeinem Vetter, dem Landbären. Er wird über vier Fuß hoch, und noch einen lang. Seine Stimme iſt mehr eine Art heiſeres Gebrüll, als ein Brummen. Es iſt ein grimmiges Thier, welches ungereizt Alles anfällt, ſelbſt ganze Geſellſchaften.

Wenn in den Polargegenden die Sonne untergeht, und die Monate lange bekannte Winternacht eintritt, macht er ſich ſein Lager unter dem Schnee, und liegt ſo lange, bis die Sonne wieder am Horizonte herauf tritt. — Selbſt auf den Eisſchollen geht er ſeinem Fraße nach, aber dafür iſt er auch ein trefflicher Schwimmer, der ſelbſt untertauchen kann, zum Beweis, daß die Meeresgeſtade ihm angewieſen ſind.

Die Bärinn bringt zwei Junge, die ihr, ſo lange ſie klein ſind, überall folgen. Sie hat eine außerordentliche Liebe zu denſelben, und was uns Reiſende davon erzählen, iſt wirklich rührend.

Das Thier hat einen ſehr feinen Geruch, mit welchem es auf 3 bis 4 Stunden einen todten Wallfiſch wittert. Der Bär ſtellt ſich, um recht zu wittern, auf ſeinen Hinterfüßen in die Höhe, ſchnuppert nach allen Sei-

ten, treibt die Luft mit den Vordertatzen, gleichſam wie mit Fächern fort, bis er die Gegend, wo ſich der Wallfiſch befindet, heraus hat.

Es iſt zu vermuthen, das Lebensalter des Eisbären ſei etwa mit dem des Landbären gleich, und laufe an 30 Jahre hinauf. Der Thran ſeines Fettes iſt mehrern Nationen ein köſtlicher Trank. Sein Fell wird ebenfalls benutzt. Er wird gegen 12 Fuß lang, und über 15 Zentner ſchwer.

Der Vielfraß, Roſomack. (Ursus Gulo.)

Die längliche Schnauze, der Kopf bis an die Augen, und mitten auf dem Rücken ein großer Fleck, ſind glänzend ſchwarzbraun, und der Schwanz kurz und gerade. — Dieſes Raubthier wird jetzt ſehr ſparſam in Deutſchland, und zwar nur in Ober- und Nieder-Sachſen angetroffen, wohin es noch zuweilen aus Litthauen kömmt. Man hat ein ſolches bei Frauenſtein in Sachſen, und ein anderes bei Helmſtädt geſchoſſen, welches letztere noch im daſigen Naturalienkabinette aufbewahrt wird. Die Länge ſeines Körpers beträgt 2 Fuß, 4 bis 6 Zoll; des Schwanzes 8 Zoll; an letzterem reichen oft die Haare 6 Zoll über das Schwanz-Ende.

Die Schnauze iſt länglich, gegen die Stirn zu dikker, die Naſe klein; die Backen ſind etwas eingedrückt, die Oberlippe mit 4 Reihen langer ſchwarzer Bartborſten beſetzt. Die Augen ſind klein, und braun geſternt, die Ohren kurz und abgerundet, von den Kopfhaaren faſt bedeckt, gewöhnlich aufgerichtet, ſeltener vorwärts gekehrt. Ueber den Augen ſtehen 5 ſtarke Borſten, und 4 auf den Backen. Der Hals iſt kurz, der Leib dick, der Rücken breit und ſehr gewölbt, wenn das Thier in Bewegung iſt. Die Beine ſind kurz und ſtark; die hintern etwas länger, als die vordern; die 5 Zehen getheilt, und mit langen krummen Klauen bewaffnet, von welchen die vor-

dern ſich im Gehen weit aus einander begeben. Die beiden nächſten Klauen an den innerſten ſind grösser, als die übrigen. Der Schwanz iſt kurz, und ſteht gerade aus.

Das Haar der Schnauze und des Kopfs bis zu den Augen iſt kurz und glänzend ſchwarzbraun. Mitten auf dem Rücken iſt ein ſchwarzbrauner, faſt herzförmiger Fleck, (Spiegel) der vorne am breiteſten iſt, und gegen den Schwanz hin ſich zuſpitzt.

Die Schenkel ſind ſehr langhaarig, und mit den Beinen, Füßen, und der letzten Hälfte des Schwanzes von dunkler ſchwarzbauner Farbe. Das Haar hat überhaupt einen ſchönen Glanz; und bisweilen ſtehen einzelne ſilberfarbne Haare, beſonders auf dem Spiegel, hervor, wodurch der Balg wie gewäſſert ausſieht. Es iſt ſo elektriſch, daß es die Elektrizität mittheilt.

Der Vielfraß iſt eines der gefräßigſten Raubthiere, außerordentlich wild und ſtark; ein Schrecken des Bären, und Wolfs, und daher läßt Letzterer ſelbſt den todten Vielfraß unberührt, da er doch alles Aas frißt. Er hängt den Kopf nieder, wie ein Bär, und tritt im Gehen auf die Ferſen auf, kommt alſo im Laufen andern Raubthieren nicht gleich, klettert aber deſto geſchickter. Sein Auswurf iſt dünn und übelriechend; er ſelbſt aber giebt eben keinen unangenehmen Geruch von ſich, und hält ſich reinlich. Er geht auch ins Waſſer. Im Zorn giebt er eine knurrende Stimme, wie die Katzen, von ſich, und hat, in Verhältniß ſeiner Größe, eine bewundernswürdige Stärke, womit er ſeinem Gegner ernſtlich Trotz bietet.

Der Vielfraß hat ſeine Heimath in Sibirien, Norwegen, Schweden, Lappland, ſelten in Polen und Kurland, und bewohnt alſo vorzüglich die nördlichen Länder von Europa und Aſien, und zwar die gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildniſſe haben. Er wohnt in Felſenklüften, hohlen Bäumen, verlaſſenen

Dachshölen, baut aber niemals eine eigene Höle, oder irgend eine Art von beſtändiger Wohnung.

Seine Nahrung beſteht in friſchem Fleiſch und in Aas von Rennthieren, Elennen, Haſen, Mäuſen, großen und kleinen Vögeln, und im Sommer auch in allerhand Beeren. Er frißt des Nachts, und macht auf alle Thiere, die er bezwingen kann, Jagd; doch ſchränkt er ſich nur auf eine gewiſſe Gegend ein, und ſtreift nicht weit umher ſeiner Nahrung nach. Dem ſchnellen Rennthiere lauert er im Sommer von den Bäumen herab auf; im Winter aber, wenn es ſeine Mahlzeit unter dem Schnee hervorſucht, oder ſchläft, ſpringt er ihm auf den Rücken, und tödtet es im Nacken. Er fängt die Schneehühner unter dem Schnee, ſpürt die Vögel von weitem, und erwiſcht ſie nicht ſelten. Er geht in Geſellſchaft des Fuchſes zu den Fallen und Gruben, die den Elennen aufgeſtellt ſind, und nimmt die Beute aus. Was er von ſeinem Raube nicht verzehrt, vergräbt er, oder verbirgt es in Klippen und Hölen. Er geht auch andern Raubthieren nach, und frißt, was dieſe liegen laſſen. Den Lappen plündert er oft die Vorrathskammern von Fleiſch, Butter, Käſe, Fiſchen ꝛc. aus. Daß er gefräßiger, als andere Raubthiere ſei, den größten Raub auf einmal aufzehre, und dann ſeinem aufgeſpannten Leibe dadurch Luft verſchaffe, daß er ſich zwiſchen zwei nahe ſtehende Bäume durchdrängt, gehört zu den Fabeln. Im Alter ſoll er die Zähne verlieren, und ſich dann meiſt von rothen Ameiſen, deren Haufen er aufgräbt, erhalten müſſen, wovon ſein Balg ſchlecht wird. Er leckt das Waſſer, wie der Hund.

Er begattet ſich im Januar, und wirft in den einſamſten, dickſten Wäldern, oder in tiefen unzugänglichen Hölen 2 bis 4 Junge. Dieſe werden auch deswegen ſehr ſelten gefunden; ſollen bald nach der Geburt gräulich, und ſchon im erſten Jahre ausgewachſen ſeyn. Sie

vermiſchen ſich nicht mit den Füchſen, wie man vorgiebt. Wenn man einen Vielfraß jung fängt, und aufzieht, ſo wird er leicht zahm, und man kann ihn mit allerhand rohem Fleiſchwerk, Knochen, Fiſchen, auch mit gekochten, nur nicht mit Speiſen aus dem Pflanzenreiche unterhalten. Er ſchläft, auch in der Gefangenſchaft, mehr am Tage, als bei Nacht, legt ſich dabei wie eine Kugel zuſammen, und bedeckt den Kopf mit dem Schwanz, oder ſtreckt die Beine von ſich. Er iſt faſt in ſteter Bewegung, klettert, gräbt, kratzt, wälzt ſich, und läuft bekannten Leuten wie ein Hund nach. Bei bevorſtehender ſchlechter Witterung wird er mürriſch und launiſch.

Hunde, ob ſie ihn gleich an Größe weit übertreffen, fällt er an, und bedient ſich im Kampfe des Gebiſſes und der ſcharfen Klauen zugleich. Wenn er aber zu verlieren glaubt, ſo verſcheucht er ſeine Feinde durch einen Strahl von übelriechendem Unrathe, den er von ſich ſprützt, womit er ſich auch Luft verſchafft, wenn man ihn allzu böſe macht.

Der Wolfs-Bär oder die Wolverene.

(Ursus luscus, Linn.)

Ob dieſes Thier von dem Vielfraß weſentlich verſchieden ſei oder nicht, darüber ſind die Naturkundigen nicht eins. Viel Uebereinſtimmung in der äußeren Geſtalt, ſo wie in der Lebensweiſe, und in der Art, den Raub zu erhaſchen, haben beide Thiere allerdings; und ſieht man bloß hierauf, ſo muß man ſie für einerlei erklären, wie auch Pallas und Büffon gethan haben.

Wichtiger, als die Kennzeichen des äußeren Anſehens, ſind jedoch die aus der vergleichenden Anatomie hergenommenen Unterſcheidungsmerkmale, und unter dieſen ſind die Vergleichungen des Gebiſſes am leichteſten anzuſtellen.

Linné unterſchied die Gattungen der vierfüßigen

Thiere vorzüglich mit nach dem Gebiſſe. Da er nun beide Thiere der Gattung nach getrennt hat, den Vielfraß den Muſtelen, die Wolverne aber den Bären unterordnete, ſo ſollte man glauben, er müſſe doch wohl das Gebiß Beider unterſucht, und weſentlich verſchieden gefunden haben. Auch Pennant (in der allgemeinen Ueberſicht der vierfüßigen Thiere), ſagt: daß es in der That noch Unterſcheidungsmerkmale zwiſchen beiden Thieren gebe, die ihn zweifeln ließen, daß ſie völlig einerlei ſeien.

Die Wolverene hat, wenigſtens in dem Unterkiefer, genau das Gebiß der Bärengattung, und gehört daher zu dieſer. Der Wolfs-Bär hat eine ziemlich ſchwarze ſcharf zugeſpitzte Naſe, (der Vielfraß, nach Pennant, eine dicke ſtumpfe Naſe); jener hat kurze zugerundete Ohren, die meiſtens in den Haaren verſteckt ſind. (Die Ohren des Vielfraßes endigen ſich in eine kurze Spitze). Der ganze Körper des Wolfs-Bären iſt mit ſehr langen und dichten Haaren beſetzt, die nach der Jahreszeit etwas in der Farbe abändern. Meiſtens ſind jedoch die Haare auf dem Kopfe, Rücken und Bauche röthlich braun mit ſchwarzen Spitzen; ſo daß dieſe Theile des Felles faſt ſchwarz ausſehen. Der braune Rückenſtreif zieht ſich an den Hinterſeiten des Bauchs in einen Bogen herab. Die Seiten hingegen ſind gelbbraun, und dieſe Farbe zieht ſich hinter den dunkelbraunen Bogen weg, aufwärts gegen den Rücken zu, und läuft von beiden Seiten oberhalb des Schwanzes zuſammen.

Quer über die Stirn läuft ein helleres Band, auch an der Kehle iſt ein weißer Fleck, und an der Bruſt eine halbmondförmige weiße Zeichnung.

Die Beine ſind dunkler, als der Rücken, von Geſtalt kurz und dick. An jedem Fuße ſind 5 Zehen, die nicht tief eingeſchnitten ſind. Die Fußſohlen ſind dicht mit Haaren bedeckt. Die Klauen ſind ſtark und ſcharf, an ihren Spitzen weiß. Der Schwanz iſt mit langen

ſtarken röthlichen, ſchwarz auslaufenden Haaren beſetzt; die längſten derſelben ſind über 6 Zoll, und verlängern daher um ſo viel das Anſehen des Schwanzes, welcher dem Knochenbaue nach nur 7 Zoll lang iſt.

Das ganze Thier hat die Größe eines kleinen Wolfs, mißt von der Naſe bis zum Schwanze 28 Zoll, und geht mit krumm gebogenem Rücken. Es iſt ein ſehr gefräßiges Raubthier, welches, da es nicht ſchnell laufen kann, vorzüglich dem Rothwildpret und den Bibern hinterliſtig im Gebüſche, oft von Bäumen herab, auflauert, und ſie mit einem Sprunge plötzlich erhaſcht; und zwar größeren Thieren abſichtlich auf den Rücken ſpringt, ſich da feſtklammert, und wenn ſie mit ihm ängſtlich davon rennen, nicht los läßt, ſondern ſich ſogleich in ihren Nacken einbeißt, bis ſie verblutet und ermattet todt niederſtürzen.

Man nennt es in Nordamerika auch den Biberfreſſer, indem es zuweilen gewaltſam in die Baue der Biber einbricht. In ſeinem wilden Zuſtande iſt es außerordentlich verwegen, und ſelbſt ein Schrecken der Wölfe und der Bären, welche nichts freſſen, was der Wolfsbär übrig gelaſſen hat. Wenn es von Menſchen angegriffen wird, ſo kämpft es mit großer Gewalt und Stärke, da es viel Muskelkraft hat, ſo daß es auch ſchwer zu fangen iſt, weil es die Fallen zerbricht. Es wohnt in Hölen unter der Erde, die es jedoch immer nicht ſelbſt gräbt, ſondern nach dem Rechte des Stärkeren von anderen Thieren, die es mordet, in Beſitz nimmt. —

Der Dachs. (Ursus Meles.)

Dieſer unterirdiſche Einſiedler, deſſen dicker Leib mit langen, ſchmutzig weißen, und ſchwarz gemengten zottigen Haaren beſetzt iſt, ſcheint mit ſeinen kurzen Beinen im Laufen die Erde zu berühren, und hat eine ſo gute, dauerhafte Natur, daß er jedes Nahrungsmittel verträgt,

und

und in allen gemäßigten Himmelsſtrichen ausdauert. Dem äußerlichen Anſehen nach, kann er mit verſchiedenen Thieren verglichen werden. Sein langes borſtenartiges Haar, ſein dicker, und ſtark in einander gedrungener Körper giebt ihm beinahe die Geſtalt eines kleinen Bären, Schweines oder Jltis; ſein Kopf iſt dem Fuchskopfe, und ſeine Schnauze der Hundeſchnauze ähnlich.

Die Länge ſeines Körpers vom Kopfe bis zum Schwanz beträgt 2 Fuß, 8 bis 10 Zoll; des Schwanzes 6 Zoll; und die Höhe iſt 1 Fuß 4 Zoll. Sein Kopf iſt oben breit, und läuft, in Form eines gleichſchenklichen Dreiecks, in eine dünne Schnauze aus. Die Naſe, ſein ſchwächſtes Glied, aber ſein ſchärfſtes Sinnenwerkzeug, iſt ſchwarz, und etwas eingebogen. Die Zunge iſt lang und glatt; die Augen, welche eine große feſt zuſchließende Nickhaut haben, ſind klein, tiefliegend und ſchwarzbraun, die Ohren kurz, unter den Haaren faſt ganz verſteckt, und länglich rund. Sein kurzer Hals hat mit dem Kopfe einerlei Dicke, der Rücken iſt etwas erhaben, die Keulen ſind beſonders ſtark, ſo daß er von der Spitze der Schnauze bis zu Ende des Hinterleibes immer breiter und dicker wird. Der Schwanz iſt kurz, dick, ſtumpf, unten platt, und mit ſtraubigen Haaren beſetzt. Die Beine ſind kurz, und wegen der langen Haare am Leibe, die ſie verbergen, ſcheint der Bauch faſt auf der Erde aufzuliegen. Seine Füße ſind mit 5 Fingern verſehen, die eben deshalb zum Graben ſehr geſchickten Vorderbeine aber beſonders ſtark, und an den breiten Füßen mit ſehr langen krummen Nägeln (Klauen) bewaffnet.

Die Grundfarbe des Kopfs iſt weiß. An jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Naſe ein ſchwarzer Streif an, der ſich am obern Theil des Halſes verliert. Um die Naſe, Lippen, Spitzen der Ohren und den Hals iſt er gelblich. Die ſchwarze Farbe ſticht am meiſten vor, und es ziehen ſich nur drei weiße Streifen auf dem

Rücken hin. Der Schwanz, die wollige Gegend des Afters, und die Beine ſind gelblich, die Pfoten aber ſchwarz. Gleich über dem After hat er einen großen 1 Zoll tiefen, inwendig haarigen Beutel, welcher eine weißliche, ſchmierige, übelriechende Feuchtigkeit in ſich enthält, und auswendig dicht mit kleinen Drüschen beſetzt iſt.

Er iſt ein träges, froſtiges, boshaftes, mißtrauiſches und furchtſames Thier, das bei hellem Mondſchein vor ſeinem eigenen Schatten flieht. Seinen widrigen Geruch verabſcheuen ſelbſt die Hunde. Seine Stimme iſt hell, und dem lauten Schweinegeſchrei ähnlich. Er lebt über 12 Jahre, und ſoll im Alter blind werden. Das Weibchen iſt kleiner, ſchmäler, und heller von Farbe, indem nemlich die unterſten Wollenhaare weißlich, und nicht, wie bei dem Männchen, röthlich durchſchimmern, und hat 8 Säugwarzen, 4 an der Bruſt, und 4 am Bauche.

Die Dachſe wohnen in Wäldern unter der Erde, und wählen gern die Vorhölzer, nicht fern von den Feldfluren. Sie graben mit vieler Geſchicklichkeit und Leichtigkeit mit ihren ſtark bewaffneten Vorderpfoten, indem ſie kreuzweis den Boden aufſcharren, und den Schutt hinter ſich auswerfen. Auf dieſe Art legen ſie, wie die Füchſe, Hölen (Baue) in der Erde an, und zwar, wo möglich, nach der Mittagsſeite zu, damit die Sonne die Eingänge (Einfahrten, Röhren) deſto länger beſcheinen könne. Dieſe Eingänge, deren wenigſtens 2 ſind, und die oft 30 Schritte von einander entfernt liegen, führen zu dem ſogenannten Keſſel, der, nach Beſchaffenheit des Bodens, ſich 4 bis 5 Fuß tief unter der Erde befindet, und mit langem Graſe, Farrenkraut, Blättern und Moos ausgeſtopft iſt. Das Weibchen ſoll dieſe Materialien zwiſchen den Hinterfüßen nach der Röhre tragen, und den zuſammengebrachten Vorrath mit angeſtemmtem Kopf und Vorderfüßen in die Höle bis zum Keſſel ſchieben. Dieſer ſo zubereitete Platz im Dachsbau iſt nun

die gewöhnliche Schlafſtätte dieſes trägen und froſtigen Thieres, und zugleich das Wochenbett der Dächſinn. In einem kleinen Bezirke legen oft mehrere Paare ihre Wohnungen an, doch ſo, daß jedes einzelne Paar, ja jedes einzelne Thier ſeinen eigenen Keſſel hat. Uebrigens iſt dieſer ganze Bau dem Fuchsbau ähnlich, nur daß er nicht ſo weitläufig iſt, und ſo viele Abtheilungen enthält. Der ſchlaue Fuchs, der eine ſo gut eingerichtete Wohnung für ſich gar bequem findet, ſucht den künſtlichen Baumeiſter, den er nicht mit Gewalt vertreiben kann, durch Liſt zu vertreiben, indem er hinter dem Rükken des Dachſes, wenn dieſer nach Nahrung ausgeht, allerlei Unordnungen in dem Dachsbau anrichtet, ihn ſtets darin beunruhigt und neckt, und den Eingang mit ſeinem ſtinkenden Harn und Koth beſudelt, als ob er wüßte, daß der Dachs dieſen nicht vertragen kann, ſo daß dieſer ſich endlich genöthigt ſieht, dem liſtigen Feinde zu weichen, und ſeine Baukunſt wird daher in Gegenden, wo er das Unglück hat, viele Füchſe zu Nachbarn zu haben, beſtändig geübt. So unreinlich er ſonſt iſt, ſo reinlich hält er ſeinen Bau, und legt daher in demſelben, ſeitwärts vom Keſſel, einen förmlichen Abtritt an, in welchem er allen Unrath verſcharrt. Ja, in großen oder Hauptbauen findet man ſogar eigene Röhren, die gerade aufgehen, und wahre Luftzüge zu ſeyn ſcheinen, als ſollten im heißen Sommer die böſen Dünſte verfliegen, und die friſche Luft eindringen. Seine Nahrung (Weide) beſteht im Frühling und Sommer vorzüglich in Wurzeln, Trüffeln, Inſekten und Gewürmen. Für den Winter braucht er keinen Vorrath einzutragen, weil er alsdann in ſeinen tiefen Winterſchlaf verfällt. Er zehrt alsdann auf eine bewundernswürdige Weiſe von ſeinem eigenen Fette, indem er den dick angeſetzten Speck mit ſeiner ſpitzen Schnauze, die er bis an die Augen, zwiſchen den Hinterbeinen, in ſeinen Afterbeutel ſteckt, immerfort ſchla-

ſend ausſaugt, und ſo ſeine Lebenskräfte erhält. Schon um Martini geht er nicht alle Nächte mehr aus, aber ſo bald ſtrenger Froſt eintritt, gar nicht mehr. Doch liegt er nicht, wie der Hamſter, die ganzen Wintermonate hindurch in einer feſten Betäubung, ſondern geht zuweilen des Nachts, beſonders bei Thauwetter, und minder kalten Nächten, zum Waſſer, um zu trinken, ja er gräbt ſogar im Jänner und Hornung, bei warmer anhaltender Witterung nach Wurzeln, und ſucht Eicheln und Buchecken, die unter dem abgefallenen Laube verborgen liegen, hervor.

Die Mutter gebiert nach 10 bis 11 Wochen, gewöhnlich im Februar, in dem Keſſel ihres Baues, den ſie beſonders dazu eingerichtet hat, 3 bis 5 blinde Junge. Sie ſäuget ſie, und trägt ihnen ſo lange Vogeleier, Inſekten, Gewürme und Wurzeln herbei, bis ſie ihre Nahrung ſelbſt ſuchen können. Wenn die jungen Dachſe 3 Wochen alt, und an ſichern Orten geboren ſind, ſo legen ſie ſich mit ihrer Mutter im Sonnenſchein vor ihren Bau, und ſpielen. Sie bleiben bei derſelben bis zum Herbſte, alsdann muß ſich entweder jedes einen eigenen Bau graben, oder, wenn ſie ſich in einem Hauptbau befinden, einen eignen Keſſel verfertigen, wenn nicht verlaſſene Keſſel da ſind.

Der Jäger bemächtigt ſich des Dachſes entweder des Nachts, wenn er den Ort, wo er ſeiner Nahrung nachgehet, ausgeforſcht hat, und hetzt ihn daſelbſt mit abgerichteten Schäfer- und Jagdhunden an, welchen er mit Gabeln und Prügeln zu Hülfe eilt; oder er treibt ihn mit Dachshunden aus ſeinem Bau in eine Schlinge von Drath, die er vor einer Röhre aufgeſtellt hat, oder in einen von ſtarkem Bindfaden geſtrickten Sack, Dachshaube genannt, welchen man vor der Röhre an einen Pflock auf dieſe Art feſtſchlinget, daß er ſich an einer Leine, wenn der Dachs hinein iſt, von ſelbſt zuziehet,

oder man gräbt ihn, wie den Fuchs, aus. Er ſucht ſich hier, wenn er die nahe Gefahr bemerkt, durch Verſchanzungen zu retten, (er verklüftet, verliert ſich), und liegt dabei ſo ſtill, daß ihn Jäger und Hunde oft mit Mühe wieder aufſpüren können. Man faßt ihn mit einer dazu dienlichen Zange, und tödtet ihn entweder durch einen Schlag an ſeiner empfindlichen Naſe, oder legt ihm, wenn er lebendig bleiben ſoll, einen Maulkorb an, und verwahrt ihn in einem Sacke. An manchen Orten hat man auch die grauſame Gewohnheit, daß er mit einem Krätzer, den man ihm in den Leib ſchraubt, aus ſeiner Verſchanzung herausgezogen wird. —

Der Honig=Dachs. (U. mellivorus.)

Er lebt am Kap vom Honig und Wachs der wilden Bienen, die in den Hölen der Stachelſchweine niſten. Er giebt auf den Flug der heimeilenden Bienen Acht, oder folgt auch bloß der Anweiſung des Honig=Kukuks. Sein zottiges Fell, und ſeine ungemein ſtarke, ſehr bewegliche, ſchiebbare Haut ſchützen ihn einerſeits vor den Bienenſtichen, und anderſeits vor tiefen Biſſen der Hunde.

Der Waſch=Bär. (U. lotor.)

(Schupp, Rackun), lebt nur in den wärmern Theilen des nördlichen Amerika's, und hat die Eigenſchaft, daß er jeden Biſſen, den er frißt, mit Ausnahme des friſchen blutigen Fleiſches, ins Waſſer taucht, und ihn mit den Pfoten abreibt, als wollte er ihn waſchen.

Er hat die Größe, und faſt auch das Anſehen eines kleinen Dachſes, hat aber einen langen Schwanz, von der Länge ſeines Körpers. Sein weiches, langes und graues Haar iſt an den Spitzen ſchwärzlich; der Kopf iſt wie beim Fuchſe, aber die Ohren daran ſind kürzer und rund; die Zähne wie beim Hunde; die 4 Füße, von welchen die vordern kürzer ſind, als die hintern, haben 5 Zehen,

die mit feſten und ſpitzigen Krallen bewaffnet ſind, und ihm das Erklettern der Bäume, auf welchen er Früchte und Vögel ſucht, ſehr leicht machen. Zuckerrohr und Zucker, und auch ſtarke Getränke liebt er ſehr. Ueberhaupt frißt er Alles, ſelbſt Spinnen, Schnecken u. dergl. Er iſt leicht gezähmt, gutmüthig, ſpringt zu den Leuten hin, die er lieb hat, iſt ſpielig, behend, ſtets in Bewegung, und poſſierlich, wie ein Affe, aber höchſt empfindlich gegen Mißhandlungen. — Das Thier iſt erſt ſeit dem Kriege Englands mit Nordamerika bekannter geworden.

Der Hund. (Canis familiaris.)

Dieſer treue Gefährte des Menſchen, der ſich beſonders durch die ausnehmende Schärfe ſeiner Sinne, verbunden mit ſeiner großen vielartigen Gelehrigkeit (ſogar zum Fiſchfang), aber auch durch mancherlei andere Brauchbarkeit empfielt, iſt längſt mit ihm über alle 5 Welttheile verbreitet. Denn auch in Amerika ſcheinen wenigſtens die Eskimos ihre Hunde nicht erſt von den Europäern bekommen zu haben.

Ob alle die verſchiedenen Hunde-Raſſen als bloße Varietäten einer und derſelben Gattung anzuſehen ſind, und ob dieſe ſelbſt vom Wolf oder Schakal abſtammen, iſt ſchwerlich zu entſcheiden. Manche Raſſen, z. B. der Dachshund, das Windſpiel ꝛc. ſcheinen viel eigenes, zu beſondern Thätigkeiten abzweckendes, in ihrer Bildung zu haben, ſo daß man dieſe zweckmäßigen Eigenthümlichkeiten nicht wohl für zufällige Folge der bloßen Ausartung halten kann.

Zu den Haupt-Raſſen gehören wohl:

a) Fricator. Der Mops, mit unterſetztem kurzen Leibe, ſchwarzen Flecken an den Beinen, und hängenden Ohren.

Den Uebergang von dieſer zur nächſtfolgen-

den Raſſe macht der eigentliche **Bullenbeißer**, Wachthund, Bluthund, molossus, bei welchem der Unterkiefer vor dem obern etwas hervortritt.

b) Mastivus. Die engliſche Dogge, mit ſtumpfen Kopfe, hängenden lappichten Oberlefzen, und glatten Hauern. — Bellt dumpfig und kurz. — Ihm ſcheint der Metzgerhund nahe verwandt.

c) Der Neufundländer, zeichnet ſich durch ſeine ausnehmende Größe, langes ſeidenartiges Haar, einen langlockigen, meiſt aufwärts gekrümmten Schwanz, beſonders aber durch die Art von Schwimmhaut zwiſchen den Zehen aus, die bei ihm ungleich größer iſt, als bei andern Hunden. Daher ſein ausnehmendes Geſchick zum Schwimmen. Meiſt ſind dieſe Hunde weiß und ſchwarz, und überaus gelehrig.

d) Sagax, venaticus. Der Jagdhund, mit langem dicken Körper, eingefurchtem Hinterkopfe, langen hängenden Ohren. Das Haar bald ſchlicht, bald zottig. — Hieher gehört auch die Brake, der Hühnerhund, Wachtelhund, und die ſchön getiegerten Korſikanerhunde.

e) Aquaticus. Der Budel, mit ſtumpfem Kopfe, und wollichtem Haar.

f) Pastoralis, domesticus, villaticus. Der Schäferhund, Haushund, mit aufrechten Ohren; der Schwanz an der untern Seite lang behaart. — Hierzu gehört auch der Isländiſche Hund und der Spitz oder Pommer, auch der nun, wie es ſcheint, ausgeſtorbene große St. Bernhards-Hund, und der kleinere, den die Kamtſchadalen ꝛc. zum Zug im Schlitten gebrauchen. — Auch die auf manchen Inſel-Gruppen der Südſee einheimiſchen Hunde, die von den Einwohnern als Maſtvieh aufgezogen werden, und bloß vegetabiliſche Nahrung genießen, ſcheinen zu dieſer Raſſe zu gehören.

g) Meliteus. Das Bologneſer Hündchen, mit ſehr langem ſeidenartigem Haar, zumal im Geſichte.

h) Vertagus. Der Dachshund, mit langer Schnauze, hängenden Ohren, lang geſtrecktem Körper, kurzen krummen Vorderfüßen, und rothbraunen Flecken über den Augen. Ihm ſcheint der Engliſche (terrarius) mit borſtigem Haar und ſtruppiger Schnauze nahe verwandt.

i) Dingo, der Neuholländiſche Hund. Aehnelt, zumal in der Bildung des Kopfs und Schwanzes, mehr dem Fuchs.

k) Leporarius. Das Windſpiel, mit langem zugeſpitzten Kopfe, hängenden Ohren, dicker Bruſt, ſehr ſchlanken Leib und Beinen.

l) Grajus. Der Spartaniſche Hund, (canis laconicus); ſehr groß, hält in der Bildung das Mittel zwiſchen Jagdhund und Windſpiel.

Ihm ähnelt der große Däniſche und der nun ausgeſtorbene große Irländiſche Hund.

m) Aegyptius. Der guineiſche Hund. (Franz. le chien-turc), ähnelt dem Windſpiel, hat aber nur im Geſicht gekrullte Haare, der übrige Körper iſt meiſt kahl, und ſchwarz oder ruſigbraun, faſt wie Negerhaut.

Dieſe verſchiedenen Haupt-Raſſen paaren und vermiſchen ſich aber nicht nur unter einander, ſondern auch mit Wölfen und Füchſen, mit welchen ſie ſogar zuweilen fruchtbare Baſtarde erzeugen.

Nicht leicht hat der Menſch einem Thiere ſo viele Dienſte zu verdanken, als dem Hunde, und ſchwerlich iſt ihm Eins ſo zugethan, als dieſer treue Hüter und Gefährte. Unter allen Thieren hat man bis jetzt noch keins gefunden, welches ihm in dem Grade nützlich wäre, und ſo ſehr zu ſeinem Schutze und ſeiner Vertheidigung diente, als der Hund. Dieſer zeichnet ſich eben ſo durch

Thätigkeit und Verſtand, als durch Liebe und Gehorſam aus; er hat einen ſolchen gutmüthigen Charakter, daß er ſich bloß der Wohlthaten, die man ihm erzeigt, zu erinnern ſcheint, denn bald hat er die Schläge vergeſſen, die man ihm giebt, und ſtatt ſich zu rächen, wenn man ihn ſtraft, kriecht er bereitwillig heran, um ſich der Strafe zu unterwerfen. Er iſt unermüdlich in dem, was ihm ſein Herr aufträgt, er bewacht das ununterbrochen, was ihm derſelbe anvertrauet hat; er ſtehet ihm bei, wenn er in Gefahr geräth, und rettet ihn; ja er rächt ſogar denſelben an ſeinem Beleidiger, und hilft dem Herrn, ihn der verdienten Strafe zu überliefern.

Die Mütter lieben ihre Jungen ſehr zärtlich, und ſorgen für ihre Bequemlichkeit. Eine Dame hatte einen Hund, der Junge geworfen hatte, während es noch ſehr kalt war. Das Feuer im Ofen war ausgegangen, und es waren nur noch einige glühende Kohlen darin; da es nun dem Hunde für ſeine Jungen in der Stube unter dem Ofen zu kalt dünkte, ſo öffnete er die Ofenthür, ſchaffte die heiße Aſche, und die wenigen noch glühenden Kohlen auf die Seite, und machte die Stelle, wo ſie gelegen hatten, ganz rein. Hierauf kam er wieder aus dem Ofen heraus, und trug ein Junges nach dem Andern in denſelben hinein, und legte ſie auf die warme Stelle, damit ſie nicht frieren ſollten.

In einem wilden Zuſtande findet man den Hund in Congo, Niederäthiopien, und gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hin, in Süd- und Nordamerika, in Neu-Holland, und in verſchiedenen andern Theilen der Erde.

Es giebt nicht weniger, als drei und zwanzig Spielarten von Hunden, worunter aber unſere Haushunde mit begriffen ſind.

Man kann die Hunde dreiſt, ſchläfrig, furchtſam, falſch, beißend, treu und ſchmeichelnd machen, je nach-

dem die Erziehung beſchaffen iſt, die man ihnen giebt. Ihre Anlagen ſind einer großen Vollkommenheit fähig. Welche Vorſicht, Ueberlegung und Liſt zeigt nicht ein gut abgerichteter Hund! Manche Hunde werden zu Briefträgern nach entfernten Orten gebraucht, und ſie wiſſen genau, wohin ſie gehen ſollen, wenn ihnen ihr Herr den Brief in die Schnauze giebt. —

Allein die Hunde ſind nicht bloß dem Menſchen zugethan, ſondern ſcheinen auch einer wechſelſeitigen Anhänglichkeit gegen einander fähig zu ſeyn, und obgleich die Beiſpiele, die man davon anführt, wirklich viel Auffallendes, ja beinahe Unglaubliches haben, ſo kann man ſie doch nicht verwerfen, da ſie von glaubwürdigen Männern beſtätigt werden. Der Chirurgus Morand zu Paris hatte einen Freund, daſſen Hund das Bein gebrochen hatte; aus Gefälligkeit gegen ſeinen Freund nahm er das Thier in die Kur, und ſtellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit darauf, als der Chirurgus in ſeinem Kabinette arbeitete, kratzte etwas an ſeiner Thür; er ging nach dieſer hin, öffnete ſie, und ſah mit dem größten Erſtaunen den nemlichen Hund, den er geheilt hatte, herein treten. Dieſer hatte einen andern Hund bei ſich, dem das nämliche Unglück begegnet war, und der ſich langſam, und mit vieler Mühe ſeinem Führer nachſchleppte. Er fing an, Herrn Morand zu ſchmeicheln, und zu verſtehen zu geben, was er wünſche. Diesmal will ich dein Geſuch noch erfüllen, ſagte Herr Morand zu ihm, allein ein andermal komm mir nicht wieder mit einem ſolchen Geſchäfte!

Ein Hund, der ſich in einem Kloſter befand, machte es den Menſchen nach, um ſich Fraß zu verſchaffen. Es war nemlich in dieſem Kloſter gebräuchlich, daß diejenigen, die etwas zu ſpät kamen, um Eſſen zu erhalten, an einem Glöckchen zogen, worauf ihnen der Koch eine Portion durch einen Dreher herausſchob. Der Hund

gab auf alles dies genau Acht, da er gemeiniglich einen Knochen davon bekam. Dieſe Ueberreſte aber waren für ſeinen Appetit nicht allemal hinreichend, doch gab er ſich zufrieden. Allein eines Tages, wo er gar nichts zu freſſen erhalten hatte, verſuchte er ſelbſt das Glöckchen mit den Zähnen zu ziehen. Der Küchenjunge, welcher glaubte, es ſei jemand aus dem Kloſter, der klingele, ſchob ihm eine Portion hinaus. Der Hund nahm dies Verſehen nicht übel, ſondern machte ſich gleich über ſeine Mahlzeit her. Dieſe gefiel ihm, und den folgenden Tag nahm er zu demſelben Mittel ſeine Zuflucht, und hatte nicht mehr nöthig, auf Andere zu warten. Der Koch merkte, daß man ihm eine Portion zu viel abfordere, und beſchwerte ſich darüber. Man fragte nach, ſtellte eine Unterſuchung an, und fand endlich, daß es der Hund geweſen war, der die Portion verlangt hatte.

Im Jahre 1784 ließ ein Schleichhändlerſchiff einen Hund bei Boomer auf der Küſte von Northumberland zurück. Da er ſich von jedermann verlaſſen fand, ſo fing er an, Schafe zu ſtehlen, und zu zerreiſſen, und richtete auf die Art großen Schaden an, ſo daß er das Schrecken der ganzen Gegend in einem Umfange von beinahe zwanzig engliſchen Meilen wurde. Man erzählt, daß, wenn er ein Schaf gefangen, er ihm ein Loch in die rechte Seite gebiſſen, und nachdem er das Fett auf den Nieren weggefreſſen, daſſelbe liegen gelaſſen habe. Die Schäfer haben mehrere Schafe in dieſem Zuſtande noch lebendig angetroffen, und wenn ſie die gehörige Sorgfalt anwandten, ſo wurden ſie wieder hergeſtellt, und warfen nachmals Junge. Seine Räubereien hatten die Pächter in ſolche Unruhe geſetzt, daß ſie mancherlei Mittel anwandten, um ſeiner habhaft zu werden, oder ihn zu tödten. Man hetzte Hunde auf ihn, allein wenn dieſe an ihn herankamen, ſo legte er ſich auf den Rücken, als wenn er um Gnade bäte, und in dieſer Lage ver=

ſuchte ihm kein Hund etwas zu Leide zu thun. Er blieb ſo lange ruhig liegen, bis ſich ihm Menſchen näherten, worauf er aufſtand, und davon lief. Die Hunde ſetzten ihm nicht nach, ſo lange man ſie nicht wieder auf ihn hetzte, dies half aber auch nichts. Eines Tages verfolgte man ihn von Howik aus gegen dreißig Meilen weit, allein er kam wieder dahin zurück, und tödtete noch den nemlichen Abend einige Schafe. Bei Tage hielt er ſich beſtändig auf einem Felſen auf dem Haugh-Hügel bei Howik auf, wo er eine Ausſicht auf vier Straßen hatte, die dahin führten. Endlich wurde er doch im März 1785 nach vielen vergeblichen Verſuchen erſchoſſen.

Bei ſeinen Reiſen durch Südamerika ſah Bartram auf einem großen Anger eine Heerde Pferde weiden, die unter der Leitung und Aufſicht eines einzigen ſchwarzen Hundes ſtand, der gar nicht von dem Wolfe in Florida unterſchieden zu ſeyn ſchien, außer, daß er wie ein gewöhnlicher Hund bellen konnte. Er war ſehr wachſam und thätig, die Pferde zuſammen zu halten, und wenn Eines zu weit von den Uebrigen abſtreifte, ſo pflegte er aufzuſpringen, ſich demſelben entgegen zu ſtellen, und es zu den Uebrigen zurück zu treiben. Der Eigenthümer dieſer Pferde war ein Indianer, der ungefähr zehn Engliſche Meilen von dem Orte entfernt lebte. Er hatte aus Sonderbarkeit und durch wiederholte Verſuche ſeinen Hund ſchon ganz jung zu dieſem Geſchäfte abgerichtet; der Hund folgte bloß den Pferden ſeines Herrn, und hielt ſie in einer beſondern Geſellſchaft beiſammen. War er hungrig, oder wünſchte er ſeinen Herrn zu ſehen, ſo kehrte er den Abend nach der Stadt zurück, wo dieſer lebte, und blieb nie des Nachts von Hauſe weg.

In Südamerika lebt eine Menge von Hunden gleich Kaninchen in Hölen. Wenn man ſie jung antrifft, ſo hängen ſie ſich ſogleich an den Menſchen, und verlaſſen

ihren Herrn niemals wieder, um etwa wieder zu der Geſellſchaft der wilden Hunde zurück zu kehren, von denen ſie abſtammen. Sie ſehen wie Windſpiele aus, ihre Ohren ſtehen aufrecht, ſie ſind ſehr wachſam, und vortreffliche Jäger (ſ. Pennant, der dieß aus Iſaak Morris Erzählung ſeiner Unglücksfälle anführt).

Die Eingeborenen der Südſeeinſeln eſſen das Hundefleiſch, und halten es für einen vortrefflichen Leckerbiſſen; diejenigen Hunde, die man eſſen will, läßt man nicht jedes beliebige Futter freſſen, ſondern man mäſtet ſie mit Mehlſpeiſen. Auch die Neger auf der Küſte von Guinea eſſen gern Hundefleiſch, das ſie öfters theuer bezahlen. Vormals gab man ein großes Schaf für einen Hund, und wahrſcheinlich iſt dieſer jetzt ein gewöhnlicher Tauſchartikel. Sie zogen Hundefleiſch dem Rindfleiſche vor, und Hundefleiſch war das ſchönſte Gericht, das man ihnen vorſetzen konnte.

Die Neufundländiſchen Hunde ſind wegen ihrer außerordentlichen Scharfſicht, und der Anhänglichkeit an ihren Herrn beſonders berühmt und geſchätzt. Im Jahre 1789 ſank ein Schiff im Sturm bei Yarmouth unter; bloß ein Neufundländer war ſo glücklich, ans Ufer zu kommen; er hielt im Maule des Capitains Taſchenbuch. Mitten unter einer Menge von Menſchen ſtieg er an's Land, und Mehrere ſuchten es ihm, aber vergeblich, abzunehmen. Das kluge Geſchöpf, als wenn es die Wichtigkeit des Taſchenbuchs einſähe, das ihm, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſein ſterbender Herr überliefert hatte, kroch an jemand, der unter der Menge ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, ſchmeichelnd hinan, ſprang ihm an der Bruſt hinauf, und übergab ihm das Buch. Der Hund eilte ſogleich nach dem Orte zurück, wo er an's Land geſtiegen war, und gab auf alles, was von dem geſcheiterten Schiffe an's Ufer getrieben wurde, ſehr ſorgfältig Acht, packte es, und ſuchte es ans Land zu ſchaffen.

Ein anderes Beiſpiel von der Gelehrigkeit und Beobachtungsgabe dieſer Art von Hunden iſt folgendes: Ein Herr, der am Ufer des Fluſſes Tyne hinging, ſah, daß an dem gegenüber befindlichen Ufer ein Kind ins Waſſer gefallen war; er zeigte es ſeinem Hunde, der ſogleich ins Waſſer ſprang, hinüber ſchwamm, das Kind mit ſeiner Schnauze packte, und es glücklich ans Ufer brachte.

Die folgende Anekdote beweiſt, welcher Anſtrengung der Hund fähig iſt: Vor mehrern Jahren ließ man einen ſehr großen Hirſch auf dem Whinfield-Park in der Grafſchaft Weſtmoreland laufen; derſelbe wurde von Hunden verfolgt, allein der Trupp blieb, entweder aus Zufall, oder aus Müdigkeit gar bald zurück, bloß zwei tüchtige Spürhunde ſetzten ihm den größten Theil den Tages hindurch nach. Der Hirſch kam nach dem Park zurück, und als die letzte Anſtrengung ſprang er noch über die Mauer, und kaum hatte er dies gethan, ſo fiel er todt nieder. Einer von den Hunden verfolgte ihn bis an die Mauer; allein da er nicht hinüber kommen konnte, ſo legte er ſich nieder, und ſtarb beinahe den Augenblick darauf; den Andern fand man auch nicht weit davon. Wie weit ſie den Hirſch verfolgt hatten, iſt ungewiß, allein da man ſie zu Redkieks bei Annau geſehen hat, und da dies auf der Poſtſtraße ſechs und vierzig Engliſche Meilen entfernt liegt, ſo läßt ſich annehmen, daß, wenn man die Umwege und unebenen Straßen dazu rechnet, die ſie vielleicht eingeſchlagen haben, dies nicht weniger, als 120 engliſche Meilen betragen muß.

Der Bluthund ſtand bei unſern Vorfahren in großem Anſehen, und da er ſich durch ſeinen feinen und ſcharfen Geruch auszeichnet, ſo brauchte man ihn öfters zur Aufſuchung des Wildprets, das, obſchon verwundet, dennoch den Jägern entkommen war. Mit großer Sicherheit verfolgte er jemandes Fußtapfen eine große Strecke weit,

wenn in barbariſchen und rohen Zeiten der Mörder oder Dieb die Flucht ergriffen hatte. Aus dieſem Grunde gab man in Schottland ein Geſetz, daß wer einem ſolchen Hunde beim Aufſpüren geſtohlener Güter den Eintritt in ſein Haus verſagte, für einen Mitſchuldigen erklärt werden ſollte.

Noch jetzt trifft man etliche Bluthunde in den ſüdlichen Theilen von England an, wo man ſie zur Verfolgung ſolchen Wildprets braucht, das man verwundet hat. Bisweilen bedient man ſich derſelben auch zur Entdeckung von Wilddieben, die ſie vermittelſt des Blutes, das die geſchoſſenen Thiere vergießen, ganz ſicher ausfindig machen.

Die einzige und wichtigſte Gattung der in Kamtſchatka einheimiſchen Hausthiere, iſt der Hund, den man hier durchaus nicht entbehren kann, den man, ſtatt der Zugpferde, vor den Schlitten ſpannt, und deſſen Haut noch nach ſeinem Tode die Menſchen kleidet. Unter allen Sibiriſchen Nomadenvölkern, namentlich unter den Oſtiaken, Samojeden, Tunguſen, und einigen Stämmen der Mandſchuer, ſelbſt unter den Ruſſen der Irkuzkiſchen Statthalterſchaft, trifft man ganze Heerden dieſer Thiere an, die die Stelle der Pferde vertreten müſſen, ja ſogar hin und wieder als Poſtpferde dienen. Indeſſen iſt die Zucht dieſer Thiere nirgends ſo nothwendig, als auf Kamtſchatka, wo ſie mit der leichteſten Mühe unterhalten werden, und durchaus unentbehrlich ſind. Die Kamtſchadaliſchen Hunde haben viel Aehnlichkeit mit den ſogenannten Spitzen, nur daß ſie größer ſind, und weit gröberes Haar haben. Ihre Farbe iſt mannichfaltig, doch iſt die gewöhnliche ein helles Gelbgrau, oder ein ſchmutziges Weiß; ſie gleichen im Ganzen den großen Ruſſiſchen Bauernhunde; aber ihre Sitten haben ſich durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung faſt gänzlich geändert. Ihre Nahrung während des Winters be-

ſteht aus einer Miſchung von verfaulten Fiſchen und Birkenrinde.

Unter allen Sibiriſchen Hunden giebt man den Kamtſchadaliſchen den Vorzug der Schnelligkeit und der Ausdauer; ihr Feuer iſt ſo groß, daß ſie ſich oft während des Laufens die Glieder verrenken, und daß ihre Haare von der heftigen Anſtrengung, durch welche das Blut in die äußern Theile getrieben wird, ſich röthlich färben. Die Kraft, womit die Natur dieſe Thiere ausgerüſtet hat, iſt bewundernswerth, beſonders wenn man erwägt, wie erbärmlich dieſe Thiere verpflegt werden. Vier Hunde, die gewöhnlich vor einen Schlitten geſpannt werden, ziehen drei erwachſene Menſchen, nebſt einem Gepäcke von 60 bis 70 Pfund, ohne Mühe fort. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde beträgt 200 bis 240 Pfund. Auf dieſe Weiſe kann ein einzelner Mann bei ſchlechter Bahn dreißig bis vierzig, bei gutem Wege aber 80 bis 140 Werſte in einem Tage zurücklegen. Pferde könnte man in dieſem Eislande nicht ſo vortheilhaft benutzen, als die Hunde. Auf dem hohen Schnee, über den die Hunde, ohne einzubrechen, fortlaufen, würden jene nicht aus der Stelle kommen; noch weniger über die ſteilen Gebürge und engen Thäler, durch die dichten unwegſamen Wälder, über die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder doch nicht feſt genug zufrieren, über die ungebahnten Straßen, wo ſchreckliche Stürme jede Bahn unmöglich machen. Daher findet man in Kamtſchatka eine eben ſo große Liebhaberei für die Hunde, als man in England und an andern Orten für die Pferde zeigt; nicht ſelten giebt man beträchtliche Summen für einen guten Schlittenhund, und oft wird er, ſammt dem Geſchirr, mit 60 bis 80 Rubeln bezahlt. — Dieſe Thiere werden auf eine ſehr barbariſche Weiſe zu ihrer ſeltſamen Beſtimmung erzogen, und dieſe Erziehung hat einen ganz beſondern Einfluß auf den eigenthümlichen Karak-

ter

ter der ganzen Gattung. Zu Zuchthunden ſucht man vorzüglich diejenigen aus, welche hohe Beine, lange Ohren, eine ſpitze Schnauze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, dabei auch frühzeitig eine gewiſſe Munterkeit verrathen. Die Weibchen ſpannt man nicht an, ſondern benutzt ſie blos zur Zucht. Sobald die ausgeſuchten und verſchnittenen Hunde ſehen können, ſperrt man ſie in eine finſtere Grube, wo ſie ſo lange eingeſchloſſen bleiben, bis ſie sechs Monate alt, und ſtark genug ſind, daß ein Verſuch mit ihnen angeſtellt werden kann. Dann nimmt man ſie an die freie Luft, bindet ſie mit einem ledernen Riemen an einen Pfahl an, und ſtellt ihr Futter, mit der ausgeſuchteſten Raffinerie von Grauſamkeit, nicht weit von ihnen hin, doch ſo, daß ſie es nicht erreichen können. Natürlich kann das Thier ſeinen qualvollen Zuſtand nicht lange ertragen; die Begierde, ſeinen Hunger zu ſtillen, giebt ihm Mittel an die Hand, das Futter zu erreichen; es zieht an den dehnbaren Riemen beſtändig fort, und bemüht ſich, weiter zu kommen; dadurch wird es mit ſeiner künftigen Beſtimmung bekannt, und gewinnt mehr Gewandheit und Gliederſtärke. Iſt dieſer Verſuch mehreremale nach einander fortgeſetzt worden, ſo wird nunmehr das junge Thier ſeiner Beſtimmung näher gebracht, und mit andern ſchon abgerichteten Hunden vor einen Schlitten geſpannt. Durch das Licht, und andere unbekannte Gegenſtände in Schrecken geſetzt, läuft der junge Hund nun, ſo ſtark es ihm nur ſelbſt möglich iſt, fort, und läßt ſich nur mit einiger Mühe wieder aufhalten. Iſt dieſe Probe überſtanden, ſo wird er abermals in ſeinen finſtern Kerker geworfen, nach einiger Zeit abermals wieder hervorgeholt, die vorige Probe von neuem verſucht, und damit ſo lange fortgefahren, bis das Thier das Ziehen ganz gewohnt, und ſeinem Führer folgſam geworden iſt. Aber von dem Augenblick an, daß ſeine Lehrzeit vollendet iſt, beginnt auch ſein

härteſtes Schickſal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihm der Sommer gewährt. Von nun an iſt er ein tragendes Laſtthier, das mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte ſeine elende Nahrung gewinnen muß. Nur im Sommer gewinnt er ſeine natürliche Freiheit auf kurze Zeit wieder, wo man ſeiner nicht bedarf; nun läßt man ihn laufen, wohin er ſelbſt will, und dann benützt er ſeine Freiheit, aber auch bloß zu Räubereien; denn nun iſt es ihm einmal vergönnt, ſich ſatt zu eſſen, welches ihm ſein tyranniſcher Herr, aus Furcht, daß ſein Intereſſe dabei verlieren möchte, durchaus nicht erlaubt. Im Mai beginnt gewöhnlich die Epoche ſeiner Freiheit, und nun wird er ein reißendes, für die übrigen Thiere ſehr gefährliches Ungeheuer, das alles anfällt, und ſich mit jedem Thiere in einen harten Kampf einläßt. Iſt er jedoch auf dieſer Jagd nicht glücklich, ſo begiebt er ſich in die Nähe der Flüſſe, lauert daſelbſt den Fiſchen auf, weiß ſie mit großer Liſt und Geſchicklichkeit zu fangen, und wenn er einen Ueberfluß beiſammen hat, ſo frißt er, gleich den Bären, nur die Köpfe, und läßt das Uebrige liegen. Und doch, unerachtet dieſes vollkommen freien Zuſtandes, wo es keinem Menſchen einfallen könnte, ihn wieder zu fangen, begiebt ſich der Hund, gegen den Oktober, ſobald der erſte Schnee fällt, in ſeine alte Sklaverei zurück, und befördert aufs Neue, durch die härteſte Anſtrengung, das Intereſſe ſeines Tyrannen. Dies thut er indeſſen nicht ſowohl aus Anhänglichkeit, die man unter den Kamtſchadaliſchen Hunden nicht findet, als vielmehr, weil ihm ſein Inſtinkt ſagt, daß er nunmehr menſchlicher Hülfe bedarf, um nicht zu verhungern. Sobald ſich Jeder bei ſeinem alten Herrn eingeſtellt hat, wird er von demſelben in der Nähe der Wohnung angebunden, und empfindet ſogleich einen neuen Beweis von der Tyrannei ſeines Herrn. Da er auf ſeinen freien Wanderungen, und bei überflüſſigem Futter eine gewiſſe

Fettigkeit erlangt hat, die ihm zu ſeinen fernern Arbeiten hinderlich ſeyn möchte, ſo muß er ſich mehrere Tage lang der fürchterlichſten Hungersplage unterwerfen, um ſich ſeines überflüſſigen Fettes zu entledigen. Sein furchtbares Geheul erfüllt Tag und Nacht die Lüfte, und muß das Mitgefühl jedes theilnehmenden Menſchen erwecken; nur der Kamtſchadale achtet daſſelbe nicht, er iſt daran gewöhnt, ſeinem Ohre gilt es vielleicht für Lieblings-Muſik. Iſt das arme Thier nun gänzlich erſchöpft, ſo reicht man ihm ſeine kärgliche Nahrung, und fängt ſeine Reiſen mit ihm an, wo er für ſeine großen Dienſtleiſtungen mit der erbärmlichſten Koſt vorlieb nehmen muß. Will ſein Herr ihm etwas zu Gute thun, ſo giebt er ihm einige verfaulte, oder an der Luft getrocknete Fiſche, welche der Hund mit großem Appetit verzehrt, unerachtet er ſich Mund und Zähne blutig macht. Dieſe ungemeine Härte, mit der ein ſolches Thier behandelt wird, hat auf ſeinen Karakter einen ſehr nachtheiligen Einfluß. Der Hund in Kamtſchatka iſt nicht, wie ſonſt überall, der treue Begleiter des Menſchen, der ſeinem Herrn mit treuer Anhänglichkeit ergeben iſt. Hier iſt er ein liſtiger, gefährlicher Räuber, der keinen Gegenſtand verſchont, deſſen er habhaft werden kann, um ſeine erſtaunliche Gefräßigkeit zu befriedigen. Mit diebiſcher Liſt ſteigt er die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ſeines Herrn, und frißt mit unnatürlichem Heißhunger Riemen und Lederwerk an, wo er es findet. Ja, es geht ſo weit, daß der Kamtſchadale ſich nicht ohne Gefahr ſeines natürlichen Bedürfniſſes entledigen kann, weil eine Menge von Hunden um ihn herum ſtehen, welche die Zähne gegen einander fletſchen, und ſich bis aufs Blut zerfleiſchen, um ſich einander dieſe ekelhafte Nahrung abzujagen. Und doch rühren dieſe Thiere, trotz ihres Heißhungers, kein Stück Brot an, welches man ihnen vorwirft. Von der Treue, Wachſamkeit und Liebe, die der

Hund überall für ſeinen Herrn zeigt, weiß der Kamtſchadaliſche Hund durchaus nichts; er iſt nichts, als ein heimtückiſcher Sklave, der, gezwungen, ſich unter ſein Schickſal ſchmiegt, und keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, wo er ſich an ſeinem Tyrannen rächen kann. Gegen jeden, der ihm begegnet, iſt er ſcheu und unfreundlich; Schmeicheleien kennt er nicht, und nimmt ſie, wenn ihm dergleichen gemacht werden, mit Knurren auf. Das Eigenthum ſeines Herrn kümmert ihn gar nicht; er liegt ganz ruhig, wenn ein Unbekannter die Hütte ausplündert, und alles mit ſich fort trägt. Furchtſam und traurig ſchleicht jeder einzeln umher, und blickt beſtändig, ohne je zu bellen, ſcheu um ſich, weil der Herr ihn nur durch Liſt und Betrug vor den Schlitten zu ſpannen vermag. Wenn ſie vorgeſpannt werden, ſo ſtrecken ſie ſämmtlich ihre Köpfe empor, und erheben ein wehmüthiges Geheul; ſobald aber die Fahrt anfängt, verſtummen ſie plötzlich, und dann ſcheinen ſie, durch hundert tückiſche Streiche wetteifernd, die Geduld ihres Führers ermüden, oder ſein Leben in Gefahr bringen zu wollen. An den gefährlichſten Stellen verdoppeln ſie ihre Schnelligkeit im Laufen, und oft ſieht ſich der Führer genöthigt, ihnen den Schlitten zu überlaſſen, um nur nicht von einem ſteilen Berge herunter zu ſtürzen, oder in einen Strom geworfen zu werden. Seinen Schlitten findet er dann entweder zerbrochen im nächſten Dorfe wieder, oder es iſt den Hunden gelungen, ſich gänzlich in Freiheit zu ſetzen. Ueberhaupt iſt die Fahrt, ſelbſt mit den am beſten gezogenen Hunden, gefährlich; mitten im ſchnellſten Laufe ſpringt bald dieſer, bald jener zurück, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, welches alle Augenblicke geſchieht, und wegen der faulen Nahrungsmittel, womit ſie gefüttert werden, einen ganz peſtilenzialiſchen Geruch verbreitet. Will der Führer nicht Gefahr laufen, ſo muß er jedesmal ſtille halten, und unterdeſſen ruhen die Andern aus;

doch befriedigt keiner dies Bedürfniß mit dem Andern zu gleicher Zeit. Bei dem allen haben ſie doch auch guten Willen, und Eigenſchaften, durch die ſie dem Menſchen ſehr nützlich werden. Schon das iſt ein großer Vortheil, daß man mit dieſen leichtfüßigen Geſchöpfen in den unwegſamſten Gebirgen und im tiefſten Schnee fortkommen kann; und überdies zeigen ſie ſich als die vortrefflichſten Wegweiſer, die in der tiefſten Dunkelheit die rechte Straße nicht verfehlen, und bei dem fürchterlichſten Schneegeſtöber das Ziel ihrer Reiſe zu finden wiſſen. Auch zeigt ſich wirklich zuweilen bei ihnen eine Spur von Anhänglichkeit; wenigſtens verlaſſen ſie ihren Herrn in der Noth nicht; oft werden die Stürme ſo reißend und heftig, daß es nicht möglich iſt, fortzukommen, und daß man auf der Straße liegen bleiben muß. Sobald dieß geſchieht, legen ſich alle Hunde dicht neben ihren Herrn, und erhalten durch ihre natürliche Wärme ſein Leben, da er, ohne dieſe inſtinktartige Sorgfalt, ohne Zweifel verloren wäre. Dieſe und andere gute Eigenſchaften erſetzen den Nachtheil, den zuweilen ihre Unarten ſtiften. Sie haben eine vorzüglich gute Witterung von einem bevorſtehenden Sturme; alsdann graben ſie Hölen in den Schnee, und ſuchen ſich darin zu verbergen. Uebrigens iſt ihr ganzes Leben eine ewige Sklaverei, die paar Sommermonate etwa abgerechnet. Haben ſie dasjenige Alter erreicht, das ſie zu weitern Strapazen unfähig macht, ſo iſt ihr Herr nicht einmal ſo gerecht, ihnen das wohlverdiente Gnadenbrot zu geben, ſondern ſie müſſen unter der Keule ihres unerbittlichen Tyrannen ſterben, damit dieſer ihr Fell benutzen, und ſich darin wärmen kann. Höchſtens zehn Jahre lang ſind ſie zum ziehen tauglich; dann müſſen ſie Andern Platz machen. Jeder Kamtſchadale hält ſich wenigſtens fünf Hunde, die er zu ſeinen eigenen Reiſen, zur Herbeiſchaffung ſeines Holzes, und ſeiner übrigen Bedürfniſſe, ſo wie zur Weiterbeförderung der Reiſenden

braucht. Gewöhnlich ſpannt man zwei und zwei vor einen Schlitten; Einer aber, der am beſten abgerichtet, und am gelehrigſten iſt, geht voran als Leithund, und verſteht jeden Wink, jede Bewegung des Führers. Ihr Geſchirr iſt von Leder, liegt unter dem Halſe, oder vor der Bruſt, und wird mit einem drei Fuß langen Riemen, nach Art der Stränge, an den Schlitten gebunden. Das Halsband iſt mit Bärenfell beſetzt, woran man ſie paarweiſe zuſammen kuppelt. Die Schlitten ſind ganz ſchmal, lang, und ſehr leicht, aber doch dauerhaft; die Schlittenläufer ſind nicht über ein drittel Zoll dick; auf demſelben ſind zwei krumme Bogenhölzer befeſtigt, worauf ein ſchachtelähnlicher Korb ruht, der aus dünnen biegſamen Hölzern beſteht; der ganze Schlitten wiegt nicht über 10 Pfund. Der Führer des Schlittens hat in der Hand einen langen, krummgebogenen Stock, der ihm zu gleicher Zeit als Zügel und auch als Peitſche dient. An dem einen Ende deſſelben hängen eiſerne Ringe, die wie Schellen von Zeit zu Zeit geſchüttelt werden, um die Hunde anzutreiben. Das andere Ende hat gemeiniglich, doch nicht immer, eine eiſerne Spitze, deren man ſich bedient, um den Schlitten im Schnee und auf dem Eiſe anzuhalten. Sind die Hunde nur gut abgerichtet, ſo darf der Führer kein Wort ſprechen, ſondern giebt ſeinen Willen nur durch Bewegung zu erkennen. Sollen die Hunde links beugen, ſo ſchlägt er mit dem Stocke auf den Schnee, dagegen lenkt ein Schlag auf den Schlitten die Hunde rechts. Laufen ſie nicht ſchnell genug, oder hören ſie nicht auf das gegebene Zeichen, ſo wirft der Führer den Stock nach ihnen hin, und dann beſteht die größte Kunſt darin, dieſen Stock mitten im vollen Laufe wieder aufzunehmen. Wollen ſie an einem Orte Halt machen, und etwa, wie auf der Jagd, des tiefen Schnees wegen, den weiten Weg zu Fuße fortſetzen, ſo legen ſie den Schlitten auf die Seite, und die Hunde legen ſich dann

ſogleich auf einen Haufen zuſammen in den Schnee, und warten ganz ruhig auf die Zurückkunft ihrer Herren.

Der Jagdhund. (c. sagax.)

Unläugbar gehört dieſe Gattung zu den Bewohnern der Urwelt, und die gütige Vorſehung hatte ſie wohl beſtimmt, das nöthige Gleichgewicht unter den Thieren zu erhalten, die wir jetzt jagdbare nennen. Höchſt wahrſcheinlich lebten die Ur-Eltern unſerer Jagdhunde in Familien-Vereinen, jagten gemeinſchaftlich, und ſättigten ſich von der Beute jedes Tages. Das Naturel dieſes Hundes, ſo wie ſeine äußere Bildung, ſprechen eine ſolche Beſtimmung deutlich aus. Der lange ſchlanke Körper, die hohen Beine, die muskelſtarken Lenden, geben ihm Schnelligkeit und Ausdauer; ſeine feinen Geruchsorgane, von dem Inſtinkte unterſtützt, machen ihn geſchickt, mit geſenktem Kopfe die Spur (Fährte) des Wildes aufzuſuchen, und die mit weiten Höhlen verſehene breite Naſe mit der zurückgebliebenen Witterung (Geruch) in unmittelbare Berührung zu ſetzen. Lange Hautlappen bedecken die Eingänge der Ohren, die ſonſt von der Näſſe im Gebüſch leiden würden, und der angeborne Trieb, mit lauter Stimme die entdeckte Spur zu verfolgen, dient dazu, den Mitjagenden ein Zeichen zur ſchnellen Vereinigung zu geben.

Schon bei den Griechen und Römern findet man den Jagdhund in ſeiner ganzen Ausbildung, ſo wie die Chineſen ihn ſeit Jahrhunderten kennen, und auch in Deutſchland verlieren ſich die Nachrichten von ſeinem Gebrauch bis ins graueſte Alterthum.

Im Mittelalter ſtand die Bracke (der Jagdhund) in großem Anſehen. Vor der Erfindung des Schießpulvers wurde in den ungeheuren Forſten Deutſchlands mehrentheils in der Art gejagt, daß die vorzüglichſten Wechſel, oder auch oft das ganze Jagen, mit lichten

Zeugen, Garnen von verſchiedener Stärke, nach dem Verhältniß der Wildgattung, umfangen, das Wild mittelſt Jagdhunden aufgeſprengt, und in die Zeuge oder Netze getrieben wurde. Die dabei aufgeſtellten Jäger oder Jagdleute fingen es ſodann mit Fang=Eiſen, Spießen, Schwertern ꝛc. ab, oder erſchlugen es mit Prügeln.

Der große Jagdhund mißt gewöhnlich 3 Fuß, 4 bis 5 Zoll in der Länge, und 1 Fuß 7 bis 8 Zoll in der Höhe. Der Kopf iſt mit lang herabhängenden Ohren (Behang) verſehen, die Naſe iſt breit, der Vorderkopf lang, die Stirn hoch gewölbt, und die Augen ſind vorliegend. Den weitgeſchlitzten Mund füllen ſtarke wohlgereihte Zähne; den ſchlanken Leib tragen hohe Beine, die hintern ſind es mehr, als die vordern. An der Wurzel zeigt ſich der Schwanz (die Ruthe) ſtark, ſpitzt ſich aber allmählig in aufwärts gekrümmter Richtung zu. Das glatte kurze Haar liegt dem Körper dicht an, es hat eine lichtbraune Farbe, Ohren und Rückgrat etwas dunkler auslaufend.

Dermalen findet man in Deutſchland eine große Mannichfaltigkeit von Jagdhunden, und unter dieſen ſind die aus der Schweiz und aus Preußen abſtammenden die beliebteſten; allen aber ſind zwei Eigenſchaften angeboren, die tiefe Suche, und das laute Jagen, wobei eine ungewöhnliche Modulation der Stimme nicht zu mißkennen iſt. Weniger ausgezeichnet durch angeborne Bildſamkeit, dem Menſchen minder anhänglich, als der Hühner= und der Dachshund, finden wir hier weniger Spuren der langen Verbindung mit dem Herrn der Schöpfung. Und dahin möge denn auch die beinahe unglaubliche Ausdauer des Jagdhundes, ſeine Gefräßigkeit, die feinen Organe des Geruchs und Gehörs, ſammt der Neigung, mit Andern ſeines Gleichen gemeinſchaftlich zu jagen, gezählt werden.

Der kleinere Jagdhund, den einige unrichtig den Stöberhund nennen, theilt mit dem größeren alle ka=

rakteriſtiſche Eigenſchaften. Er iſt nur mehrere Zoll niederer von Körper, und es finden ſich vorzüglich in den Niederlanden Raſſen, die in der Größe den Dachshunden mit geraden Beinen gleich kommen; dieſe Spielart wird die Steinbracke genannt, iſt ſchwarz von Haaren, niedlich gebaut, lang behangen, und hat roſtfarbne Abzeichen.

Eine lange Lebensdauer erreicht der Jagdhund nur bei wenigem Gebrauch, im entgegengeſetzten Fall wird er bald abgeſtumpft. Gebirgsgegenden, tiefer Schnee, und öfteres Schwimmen durch Flüſſe oder Seen, ſetzen ſeinen Lebenskräften ungemein zu. Eigentlicher Dreſſur bedürfen die Jagdhunde nicht, die Natur iſt ihre Lehrmeiſterinn. Indeß befolgt man doch folgende Regel: Sobald der junge Hund der Mutter entwöhnt iſt, gebe man ihm einen Namen, und wähle dazu Worte, die ſich beſtimmt ausſprechen, und in der Entfernung wohl vernehmen laſſen. Bei dieſem Namen rufe man ihm zur Fütterung, und ſonſt häufig; damit kann man ſchon früh den Gebrauch des Zuſpruchs, und, wo es üblich iſt, den des Horns verbinden. Noch vor zurückgelegtem erſten Lebensjahre darf eine leichte Koppel ihre Anwendung finden, und es kann dem Zögling derjenige Geſpann beigegeben werden, der nach Größe, Temperament und Stimme am geeignetſten ſcheint, ſein Jagdgenoſſe zu werden, der aber bereits die nöthige Führung hat. Mit den ſo aufgekoppelten Hunden nehme man wöchentlich wenigſtens dreimal einen Spaziergang vor, an einſamen Orten, vorzüglich an ſolchen, wo man keinem Wilde zu begegnen vermuthet; dabei muß der Jäger auf die Unarten des Hundes beſtändig aufmerkſam ſeyn, und die Kuppel erhalten, daß ſie auf den Zuſpruch folge, nicht ſchwärme, oder biſſig werde. Hat dieſe Uebung einige Zeit gedauert, ſo führe man den Lehrling auch am Pferde ins freie.

Die Ausdauer der Jagdhunde iſt bewundernswürdig, wie folgendes Beiſpiel lehrt.

An einem ſtürmiſchen Herbſttage wurden zwei Hunde dieſer Raſſe auf die Fährte eines kranken Schießers (Hirſches) gehetzt; ſie kamen die Nacht nicht zurück, aber ein 6 Stunden weit wohnender Müller fand des andern Morgens um 7 Uhr das Wild, ſammt der braven Kuppel, letztere höchſt ermattet, erſteres verwundet in einem nahen Erlenbuſch. Die Beſten der kleineren Spielart halten im Nothfall 8, 9 und mehrere Stunden an. So verfolgten einſt ſolche Hunde einen Rehbock durch den Main, 5 Stunden von dem Anſchuß. Daß Jagdhunde ſich zu Tode gejagt haben, iſt eine unläugbare Thatſache. So groß iſt die Macht des Naturtriebes!

Der Hühnerhund. (avicularius.)

Mit dem Menſchen ward der Hund Anſiedler beider Pole, nährt ſich hier bloß von Fiſchen, dort von Vegetabilien, indeß ſeine glücklicheren Brüder die Leckerbiſſen ihrer Herrn theilen.

Jagd iſt nur anfängliche Beſtimmung des ganzen Geſchlechts, und wenn wir jetzt mitunter auf Spielarten ſtoßen, die den Hang zu dieſer Beſchäftigung verleugnen, ſo iſt der Eigenſinn des Menſchen daran allein Schuld, indem er durch Erziehung jenen angeborenen Trieb unterdrückte, oder mittelſt abſichtlicher Vermiſchung der verſchiedenartigſten Gattungen ein dem Urbilde entfremdetes Weſen gleichſam der Natur abtrotzte.

Zu dieſen, der früheſten Welt angehörigen Geſchöpfen gehört der Hühnerhund, den die Jäger auch oft Vorſtehhund, Wachtel- Feder-Hund und Spion nennen. Wahrſcheinlich ſtammt er aus jenem milderen Himmelsſtrich, der die erſten menſchlichen Bewohner herbergte, und auch das Vaterland des Faſanen, ſo wie anderer Gattungen edlen Geflügels iſt. Höchſt wahrſcheinlich entdeckte der Menſch bald in den Stammeltern dieſes Geſchlechts die, ſeinen Zweck begünſtigenden Naturanla-

gen, worauf das gelehrige Thier, das ſich ihm ganz anſchloß, auf den mannichfachen Wanderungen, die vom Mutterlande aus die Erde bevölkern ſollten, ſein unzertrennlicher Gefährte blieb.

Die ungeheuren, mit Bären und Wölfen angefüllten Waldungen Deutſchlands mögen unſern frühern Vor-Eltern die Aneignung dieſes Hundes ganz widerrathen haben, theils weil ſo beſchaffene Gegenden nicht der Schauplatz ſeiner Thätigkeit werden konnten, theils weil die große Menge von Raubthieren aller Gattungen dem Aufkommen der ſchwächeren Wildarten durchaus entgegenwirkte.

Erſt nachdem die Wälder lichter, der Boden bebauter, und das Klima milder geworden waren, mußte das Pelzwild den Faſanen, Feldhühnern ꝛc. Platz machen, und nun wanderte der jetzt allgemein bekannte Hühnerhund in Deutſchland ein.

Wahrſcheinlich erhielten wir ihn ſpät aus Frankreich. Im Gebrauch war er indeſſen ſchon längſt bei der Jagd mit dem Garn, bei der Beitze des wilden Geflügels, und die Chineſen wußten ſeine Eigenſchaften ſchon vor der Bekanntſchaft mit den Europäern zu benutzen. Der Gebrauch des Pulvers, und die unendliche Vervollkommnung des Schießgewehrs gaben dem Jagdweſen der Deutſchen eine neue Geſtalt; die ſonſt beinahe als Zauberer angeſtaunten Flugſchützen wurden jetzt allgemein, und mit ihnen nahm die Zahl der Hühnerhunde jährlich zu. In den allerneuſten Zeiten, die der Jagd, und insbeſondere dem hohen Weidwerk ſo ungünſtig waren, veränderte ſich wieder vieles. Die Leithunde verſchwanden beinahe gänzlich ſammt den Rüden und Doggen, die Schweißhunde verminderten ſich bedeutend, indeß dem bildſamen Hühnerhunde immer mehr nachgefragt wurde.

Ueberaus groß iſt die Mannichfaltigkeit in den Spielarten dieſer Gattung; ſie übertrifft die jedes andern Thie-

res, doch bloß in der äußeren Bildung. Die karakteriſtiſchen Eigenheiten weichen nur unbedeutend von einander ab. Dieſe ſind: der ſcharfe Geruch, (Witterung) das emſige Aufſpüren, (die Suche) das Anſchleichen und Belauern des Wildes, (das Anziehen und Vorſtehen) die Einſchicklichkeit in die Launen des Menſchen, (der Gehorſam, Apell). Und dieſe angeerbten Triebe laſſen uns über den Gebrauch des Hundes in keinem Zweifel. Es hält ſchwer, alle Varietäten aufzuzählen, doch ſcheinen ſie hauptſächlich aus der Verbindung zweier Familien entſproſſen zu ſeyn. Der ſtark oder rauh behaarte zottige Hühnerhund ſteht in keiner unmittelbaren Verwandtſchaft mit dem Budel, obgleich die Neigung zum Schwimmen und Baden beiden angeboren iſt. In den ſüdlicheren Ländern mag ſich die Raſſe am reinſten erhalten haben. In Frankreich, Italien, vorzüglich in der Barbarei und in Spanien, findet ſich das ſchöne lang und ſeidenartig behaarte Geſchlecht der Epagnieul's, Spaniſchen Hühnerhunde, meiſt glänzend weiß und dunkelbraun gefleckt, mit tief herabhängenden Ohren (Behang), langem Kopf und breiter Naſe. Der Hals iſt verhältnißmäßig lang, der Mund weit geſpalten, und mit ſtarken Zähnen beſetzt, die Bruſt breit, und die Beine ſind muskulös. In der Größe herrſcht eine auffallende Abweichung.

Außer den Vorzügen der Geſtalt zeichnen ſie ſich, ungeachtet der dichten Haarbekleidung, durch ſeltene Ausdauer in der brennendſten Hitze, und Feinheit der Geruchsorgane aus. Luft und Boden mögen noch ſo trocken ſeyn, nie verliert ein ächter Spanier die Witterung gänzlich.

Mehr ſich dem Budel nähernd iſt die in Deutſchland allgemeiner bekannte Gattung der rauhhaarigen Vorſtehhunde, von den Jägern oft ausſchließend Waſſerhunde, zuweilen Niederländer genannt. Auch dieſe weichen in der Größe vielfältig von einander ab, doch ohne bis zum

Schooßhund auszuarten. Der Kopf iſt ſtark, mit breiter Naſe, die Ohren kürzer, Bruſt und Beine ſtark, das Haar wollartig gekräuſelt, minder ſanft im Anfühlen, nicht glänzend, gewöhnlich weiß, mit dunklen, auch hellbraunen Flecken.

Mit allen Spielarten ſeiner Gattung hat der rauhhaarige Hühnerhund die auszeichnenden Naturtriebe gemein, das emſige Aufſpüren aller Wildgattungen, das Vorſtehen der Mehreſten, die Anhänglichkeit an ſeinen Erzieher, und vor allen den höchſten Grad von Gelehrigkeit. Auszeichnend iſt dagegen ſeine Neigung zum Waſſer, die ſich ſchon früh als Naturtrieb zeigt, indeß der kurz oder glatt behaarte Hühnerhund gewöhnlich nur durch Zwangsmittel zur näheren Bekanntſchaft mit dem naſſen Elemente zu bringen iſt.

Dieſer le chien braque unterſcheidet ſich von ſeinen Geſchlechtsverwandten hauptſächlich durch das kürzere, dem Leibe glatt anliegende Haar, die ſchlankeren Beine und Schenkel, das mehr zugeſpitzte Vorderhaupt, und den längeren dünneren Hals. Mehr noch, als bei jenen, weichen die einzelnen Exemplare in Größe, Körperbau, Farbe und Zeichnung von einander ab.

Der Windhund. (C. grajus.)

Der eben ſo kräftig als regelmäßig gebildete Windhund zeigt durch das Ebenmaaß ſeines ganzen Körpers, ſo wie durch die Beſchaffenheit der einzelnen Theile, daß wir eine urſprüngliche Raſſe vor uns haben, die mit allen Geſchlechtsverwandten nur durch die innere Bildung in weſentlicher Familienverbindung ſteht.

Dieſes nunmehr im hohen Grade gezähmte Raubthier war von der Natur beſtimmt, ſeine Beute mit ſcharfem Blick zu erſpähen, und gleichſam im Fluge zu haſchen. Darum legte ſie dies hellſehende vordringende Auge in

den keilförmig gebauten Kopf, beſetzte den weitgeſpaltenen Rachen mit dem ſcharfen Gebiß, und ließ den ſchlanken Leib auf muskulöſen hohen Beinen, mit der Schnelle des Pfeils über weite Ebenen dahin eilen. Welch ein Abſtand zwiſchen dieſem und dem Dachshunde! Welche Verſchiedenheit in der Organiſation, ja ſelbſt in den Trieben beider Thiere. Dieſer ſoll, nach ſeiner uranfänglichen Beſtimmung, durch unvergleichbare Geſchwindigkeit in den lichteſten Regionen, auf der Oberfläche der Erde ſeine Beſtimmung erfüllen, jener unter ihr durch Muth, Ausdauer und Kraft, in dicker Finſterniß Feinde beſiegen, denen nur er beizukommen vermag.

Minder ſcharf, aber nicht weniger bemerkbar, ſind die Linien gezogen, die den Windhund vom Hühner- und Jagdhund abſondern. Ihm mangeln die ſcharfen Geruchsorgane dieſer Beiden, die gewaltige Springkraft, die Pfeilſchnelligkeit. Er verliert ſeine Beute, wenn das Auge ihr nicht mehr folgen kann, jene verfolgen ſie langſamer, aber ausdauernder durch die Schärfe des andern Sinnes.

Die Farbe und Beſchaffenheit des Haars, und die Verſchiedenheit der Größe bezeichnen folgende Windhund-Raſſen: der Türkiſche Windhund, canis aegyptius, Linn., der gemeine oder Deutſche Windhund canis grajus, der zottige oder rauh behaarte, richtiger der Polniſche Windhund canis leporarius hirsutus Linn., und endlich das Windſpiel canis italicus Linn.

Wahrſcheinlich iſt Aſien das Vaterland dieſer Gattung, die im Frühling unſerer Welt auf den Ebenen Perſiens den erſten Schauplatz ihrer Thätigkeit fand. Der von uns Deutſchen gar nicht benutzte, ſelten bekannte, canis aegyptius mag demnach der Stammvater aller übrigen geweſen ſeyn. Für den Jäger hat er gar keinen Werth; es ſei daher genug, im Vorbeigehen zu bemerken, daß er zwar an Größe und Geſtalt, mit Ausnahme

des bei weitem kürzern Kopfes, unſerm gewöhnlichen Windhunde gleich kommt, dagegen aber beinahe ganz unbehaart iſt, nur ſelten und mit ſchwacher Stimme bellt, einen unangenehmen Geruch aus der immer fetten Oberhaut ausdünſtet, und weder den Muth, noch die Gelehrigkeit und Treue ſeiner Geſchlechtsverwandten blicken läßt.

Um deſto mehr Aufmerkſamkeit verdient der Deutſche Windhund, und der mit ihm verwandte Polniſche, nicht nur wegen ſeiner ausnehmenden Schönheit, ſondern vorzüglich wegen ſeiner großen Brauchbarkeit für den Jäger. Daß die Aegyptier, Griechen und Römer ihn ſchon in den früheſten Zeiten zum Fang der wilden Thiere benutzten, bezeugen die älteſten Denkmäler und Schriften dieſer Nationen, und eben ſo war er den Chineſen ſeit undenklichen Zeiten auf das genaueſte bekannt.

Späterhin mag er erſt in das Innere Deutſchlands verpflanzt worden ſeyn; unſer waldreiches Vaterland begünſtigte in den frühern Perioden die Windhetze nicht, und darum ſtand beinahe ausſchließend der canis sagax bei den Germanen in Anſehen.

Die Höhe des Körpers von der vordern Klaue bis zum Scheitel beträgt gewöhnlich 3 Fuß 6 Zoll, die Länge von der Naſenſpitze bis zur Wurzel der Ruthe 4 Fuß 2 bis 3 Zoll. Der Hinterkopf iſt erhoben, die Schnauze lang und zugeſpitzt, der weitgeſchlitzte Mund mit einem ſtarken Gebiß bewaffnet; das Auge liegt vor, und ſchließt ſich ſelten, der ſchlanke Leib und der hohe Rücken werden von muskulöſen Lenden und langen magern Beinen getragen. Dieſe endigen mit langen Zehen, die mit harten Ballen verſehen ſind. Die Schultern ſind platt, die lange Ruthe iſt aufwärts gekrümmt. Das Haar dieſes Hundes liegt dem Körper dicht an, iſt kurz, glänzend, und in der Farbe ſehr verſchieden. Die rehefarbenen Windhunde mit weißer Kehle und dergleichen Bauch

möchten wohl die der ächtern Abkunft ſeyn, indeſſen giebt es auch vortreffliche Raſſen, die ganz weiß, ſchwarz, geſcheckt, oder braun von Haaren ſind.

Die Geruchsorgane kommen an Schärfe den andern Hunden nicht bei, darum bemerkt man auch wohl an ihnen weniger Anhänglichkeit an den Menſchen. Gelehrig ſind ſie auch nicht; ihre natürlichen Anlagen können allein und ohne ſonderliche Ausbildung die gewünſchten Dienſte leiſten.

In der erſten Jugend bleibt ihre Erziehung jener der andern Hunde ähnlich. Nur nach zurückgelegtem anderthalbjährigen Alter kann mit der Abrichtung (dem Anhetzen) begonnen werden; früher fehlen die phyſiſchen Kräfte; ſpäter gewöhnt ſich der junge Hund nur mühſam an die Koppel (den Strick). Gewöhnlich ſucht man ihn dahin zu bringen, daß er am Strick nicht nur dem fußgehenden, ſondern auch dem reitenden Jäger folge; es iſt daher gut, wenn er ſchon frühe alle Furcht vor Pferden verliert, und ſich an ſolche gewöhnt. Der erſte Schritt zur Erziehung iſt folglich das Strickbändigen, d. h. der Hund muß auf den Ruf des Jägers herbeikommen, um ſich den Hetzriemen anlegen zu laſſen. An dieſem wird er nun anfänglich durch einen Fußgänger, bald aber durch einen Reiter ins Freie geführt, und ſo wird der Zögling ſtrickgerecht und bügelfeſt. Den Unterricht im Fangen, Nahmen und Greifen des Wildes erhält er am ſicherſten durch einen bereits vollkommen eingehetzten alten Hund. Man wähle dazu einen ſolchen, auf den man ſich durchaus verlaſſen kann, und der dabei nicht biſſig iſt, ſondern ſich mit dem Lehrling gut verträgt. Der vortheilhafteſte Schauplatz zu den erſten Lektionen iſt ein ebenes, leeres Ackerfeld, oder eine dergleichen Heide ohne alles Gebüſch, wo nicht allzuviel Haſen anzutreffen ſind. Die Witterung muß günſtig, und der Boden weder von anhaltender Dürre, noch vom Froſt allzu rauh, oder wohl

gar mit tiefem gefrornen Schnee bedeckt ſeyn. Geübte Windhetzer ſehen den Haſen ſchon in geraumer Entfernung, wie er im Lager gedrückt liegt; dies gewährt den Vortheil, daß man ganz nahe anhetzen, und dem jungen Hunde gleich beim erſten Ausflug einen glücklichen Erfolg mit Beſtimmtheit zuſichern kann. Hierauf kommt das Meiſte an, natürliche Anlagen und Uebung müſſen dann die Erziehung vollenden. Nicht alle Windhunde ſind bereitwillig, auch größere Thiere, z. B. Füchſe, zu greifen, gewöhnlich liegt die Neigung dazu, oder der Widerwille dagegen in den angeborenen Trieben des Thieres; Zwangsmittel müſſen ihren Zweck beſtändig verfehlen.

Solo-Fänger pflegt man diejenigen Windhunde zu nennen, die ohne Beihülfe eines andern den Haſen allein verfolgen und greifen; ſie ſind gewöhnlich von der Natur vorzüglich begünſtigt, und können ihrem Gebieter ſo viel Nutzen, als Vergnügen verſchaffen.

Bei einer regelmäßigen Windhetze muß immer ein Hund ſeyn, der das ergriffene Wild in Schutz nimmt, d. h. der die Andern verhindert, es zu zerreiſſen; er hat daher den Namen Retter, Ritter, Beſchützer, Beſchirmer erhalten. Man wählt dazu den Stärkſten aus dem Stricke. Dieſer weiß ſich bald Achtung zu verſchaffen, und lernt leicht, ſeinen Kameraden die Beute wegzunehmen, und ſie vom Reißen abzuhalten, bis ein Jäger hinzu kommt. Nimmt ein ſolcher Hund den Haſen auf, und trägt ihn ſeinem Herrn entgegen, ſo nennt man ihn den Apporteur. Die Abrichtung iſt dieſelbe, wie beim Hühnerhunde, aber bei weitem mühſamer, und ſelbſt gefährlicher.

Vorzüglich dienen dieſe Hunde der offenen Jagd, wo keine andere Gegenſtände ihnen die freie Anſicht des zu haſchenden Wildes entziehen dürfen; in der Anwendung aber zeigen ſich noch viele Verſchiedenheiten.

Die gewöhnlichſte Methode iſt das Haſenhetzen auf

freien Feldern und Haiden. Die wohlabgerichteten Hunde werden in einem, auch in mehreren Stricken, von Jägern zu Pferde oder zu Fuß hinausgeführt. Sieht man hier einen Haſen im Lager, ſo wird er aus ſolchem aufgeſcheucht (aufgeſprengt), einer der Jäger hetzt in gehöriger Entfernung an, und ſucht den Hunden mittelſt geſchickter Wendungen des Pferdes alle mögliche Hülfe zu leiſten. Da, wo kurzes Gebüſch, Wachholderſträuche, Gras u. dergl. vorhanden ſind, die den Haſen verbergen, muß der Stöberhund aushelfen. Man wählt dazu gern einen alten, gut geführten Hühnerhund, der ſich ſchnell abrufen läßt, kurz ſucht, und keinen Laut giebt. Er ſteht unter dem Befehl eines fußgehenden Jägers, der alle ſolche Remiſen ausſucht, und den, auf der Blöße haltenden Windhetzern ein Zeichen giebt, wenn etwas aufgeſprengt worden iſt. Der Stöberhund muß ſodann gleich zu ſeinem Herrn zurückkehren, und das Greifen des Haſen den Windhunden allein überlaſſen. Im Fall kleinere Hölzer mit Jagdhunden ausgehetzt, oder mit Treibleuten durchklappert werden, ſo können die Windhetzer auf den anſtoßenden Blachfeldern halten, und die durch die Schützen entkommenen Haſen, Kaninchen, Füchſe oder auch Rehe, ja ſelbſt Wölfe greifen laſſen.

Bei Lauf- und Keſſel-Jagden tragen die Windhunde nicht ſelten zur Beluſtigung der Anweſenden vieles bei; es werden dann beſondere Schirme gebaut, hinter welchen berittene Jäger mit mehreren Stricken halten, und auf ein gegebenes Zeichen auf Haſen, vorzüglich aber auf Füchſe hetzen. Dieſe bieten alle Kräfte ihrer verſchlagenen Natur, Schnelligkeit und Muth auf, um ihren Feinden zu entkommen, und unterhalten, indem ſie zuletzt dennoch im ungleichen Kampfe unterliegen, den Zuſchauer durch unzählige Wendungen und Kniffe.

Der Windhund kann bei ſolchen Gelegenheiten auch auf Hirſche, Sauen ꝛc. gehetzt werden, allein der eigent-

liche Hatzhund, iſt dazu bei weitem geeigneter. Sowohl der glattbehaarte, als der rauhhaarige Windhund leiſten die oben beſchriebenen Dienſte. Wenn der Erſtere vielleicht gelehriger und folgſamer erſcheint, als ſein zottiger Mitbruder, ſo gebührt dieſem dagegen der Vorzug im Betreff der Ausdauer und des Muthes; ihm wird auch vorzugsweiſe die gefährliche Ehre zu Theil, ſich mit dem grimmigen Wolf zu meſſen. In Deutſchland wird dem Jagdfreunde nur höchſt ſelten der Genuß eines ſolchen Schauſpiels, in Polen und Rußland um ſo häufiger. Hier iſt der Ort, die gedrängte Schilderung einer Wolfshetze mitzutheilen, wie ſie nach der Erzählung eines Augenzeugen in Rußland angeſtellt wurde.

Früh Morgens meldeten zwei dazu aufgeſtellte Männer, daß ſie mehrere Wölfe in einem nahe gelegenen Gehölz eingekreiſt hätten, und eine ſichere Jagd verſprechen dürften.

Es wurden ſogleich Treibleute beſtellt, und eine anſehnliche Jagdgeſellſchaft, größtentheils mit Doppelgewehren bewaffnet, eilte zu Fuß und zu Pferde, nach dem Kampfplatz. Der Morgen war heiter; den Boden bedeckte ein 5 Zoll tiefer Schnee, der in der Nacht gefallen war. Die Schützen wurden in möglichſter Stille angeſtellt, und das Wäldchen auf einen Trieb mit vielen Leuten und großem Lärmen durchgejagt. Sechs berittene Jäger mit eben ſo vielen Stricken Windhunde beſetzten die nächſten Anhöhen der an die Waldung ſtoßenden Felder, ſo daß ſie die ganze Jagd überſehen konnten. Die Wölfe ließen lange auf ſich warten, aber beinahe zugleich erſchienen ſieben vor der Reihe der Schützen, zwei wurden im Feuer getödtet, drei verwundet, und von den Bauern erſchlagen. Dagegen fand eine alte Wölfinn ſeitwärts einen Ausweg, ſo wie ein junger Wolf, von zwei Schützen gefehlt, das offene Feld gleichfalls gewann. Er entging ſeinem Schick-

ſal nicht, zwei vortreffliche Windhunde holten ihn bald ein, und nach einem kurzen Gefecht, wobei man die Gewandheit und kluge Vorſicht ſeiner beiden Gegner bewundern mußte, unterlag er den tapfern Angreifern. Die Wölfinn wurde eben ſo ſchnell entdeckt und angehetzt. Als ſie ihr Heil nicht mehr in der Flucht ſuchen konnte, leiſtete ſie einen grimmigen Widerſtand. Nach und nach waren zehn Hunde auf ſie gehetzt, und ungeachtet dieſe Alle ihre Schuldigkeit thaten, konnten ſie nur mit Mühe des wüthenden Raubthieres Meiſter werden. Drei Hunde wurden gefährlich verwundet, und einer der Jäger mußte die Wölfinn zuletzt noch mit dem Hirſchfänger abfangen. Bei dieſem hitzigen Kampfe zeichneten ſich die polniſchen oder rauhhaarigen Windhunde vorzüglich durch Muth und Stärke aus; die Jüngern ſtürzten anfangs beim Angriff des unbekannten Feindes, folgten aber bald dem Beiſpiele ihrer Vorgänger.

Im auffallendſten Contraſte gegen dieſes Wolfsgefecht erſcheint die Kaninchenhetze, die mit der kleineren, zierlichen Gattung von Windhunden geſchieht. Da, wo dieſe kleinen Hölenbewohner die meiſten Röhren gegraben haben, und wo ſich ein freier Platz befindet, ſtellen ſich die Jäger mit den Windhunden vor, indeß Andere Frettchen oder Dachshunde der niedrigſten Gattung in die Kaninchenbaue ſchicken, um die Beſatzung zu delogiren. Man kann den ganzen Bezirk vorher mit Haſengarn umſtellen, und die alten Röhren verſtopfen, bevor die Kaninchen aus den Bauen gejagt werden, ihnen auch nachher den Rückweg auf gleiche Weiſe verſperren. Die Windhunde haben dann leichtes Spiel, und nur durch die angeborne Geſchicklichkeit, ſich ſchnell an die Erde zu drücken, friſtet das geängſtigte Thierchen ſein Leben einige Minuten. Die Sprünge der Windhunde, die ihr Ziel oft verfehlen, ſind beluſtigend, und als Vorübung zur Haſenhetze iſt dieſe Jagd nützlich.

häufig, und beim Mangel unausgeſetzter Beobachtung durchſtreifen die Windhunde ohne menſchliche Begleitung die Felder, und richten dadurch einen namhaften Schaden an, es iſt ihnen ſchwer abzugewöhnen, und findet nur allzuhäufig ſtatt. Beim Jagen ſelbſt gewinnt die Leidenſchaft leicht die Ueberhand, man ritt mit dem feſten Vorſatz aus, nur einige Haſen greifen zu laſſen, und kehrt, hingeriſſen von dem verführeriſchen Anblick der wahrhaft lebhaften Jagd, mit einem Dutzend zurück. Wer alſo ein Haſengehege erhalten will, leiſte Verzicht auf dieſes Vergnügen, und ſuche ſich auf andere Weiſe zu entſchädigen. —

Der Dachshund. (Vertagus.)

Der Dachshund, Dachskriecher, Dachsſchliefer, Dachsfinder, Dachswürger, Dächſel, le Basset, verleugnet weder in ſeiner äußeren Bildung, noch in ſeinen Trieben die Beſtimmung, welche ihm die Natur angewieſen hat. Die ſüdlichen Inſeln der alten Welt mögen in frühern Perioden vorzüglich zum Schauplatz ſeiner Thätigkeit gedient haben, vielleicht waren ſie ausſchließend ſein Vaterland. Frühe aber und lange, bevor des Hühnerhundes gedacht wird, finden ſich Spuren, die deutlich darthun, daß der Dachshund ſchon vor mehreren Jahrhunderten in Frankreich, Deutſchland und den Niederlanden, nicht nur bekannt, ſondern auch bei der Jagd im Gebrauch war. Und wie leicht läßt ſich dieſe Erſcheinung erklären. Die Erfindung des Schießpulvers und die Vervollkommnung des Feuergewehrs gaben dem Hühnerhunde erſt ſeine ganze Wichtigkeit, indeß der Dachshund auch ohne dieſe Erfindung einen bedeutenden Platz unter den Hunden behauptete. Die karakteriſtiſchen Eigenſchaften dieſes Thieres ſind Muth, Lebhaftigkeit und Sauberkeit, eine volltönende Stimme, ein feiner Geruch, ſcharfes Gebiß, plattes Haar, feines Gehör. Größe, Farbe, und andere

Abweichungen ſind Folgen vom Klima, der Nahrung und andern zufälligen Umſtänden.

Der krummbeinige Dachshund nimmt als Stammvater billig den erſten Platz ein. Gewöhnlich beträgt ſeine Höhe ¾ bis ¼ Fuß, die Länge des Körpers über 1 Fuß; größere Exemplare ſind zwar nicht ſelten, aber weniger nützlich, als die kleinere Varietät, die bis zum Zwergwuchs hinabſtuft. Die vordern Beine ſind ſtark einwärts gekrümmt, und verhältnißmäßig kurz, aber muskulös, die weit vorragenden Zehen mit gekrümmten ſcharfen und ſchwarzen Klauen beſetzt; der Kopf dagegen lang, mit herabhängenden kurzen Ohren behangen. Der weitgeſchlitzte Mund hat ein ſcharfes Gebiß; die Augen ſind lebhaft, der lange geſenkte Rücken endet in einen dünn zulaufenden, wenig gekrümmten Schwanz. Das, gewöhnlich glänzend ſchwarze, Haar iſt kurz, aber dicht; es liegt dem Körper feſt an, und giebt dem Thiere ein reinliches Anſehen. Klauen, Backen und Augenbraunen ſind meiſtens mit rothgelben Flecken gezeichnet. Einen Dachshund von ſolchem Aeußern darf man als von durchaus reiner Abkunft betrachten, ob es gleich braun, blau, ſchwarz und rothgeſcheckte, weiße langhaarige und dickköpfige giebt.

Der gradbeinige Dachshund kann auf eine ſo reine Abſtammung keinen Anſpruch machen.

Schon der Name deutet auf den Unterſchied zwiſchen beiden Raſſen. Dieſer beſteht in den längeren, beinahe vollkommen geraden, minder ſtarken Beinen. Der Kopf iſt zierlicher, ſtärker behangen; der Rücken weniger eingebogen; in der Farbe kommen allerlei Abweichungen vor.

Ueberaus regſam und reinlich ſind beide Gattungen, der krummbeinige aber muthiger, und im Gefecht ausdauernder, als ſein Geſchlechtsverwandter, dabei langſamer, und mehr als dieſer geneigt, die Naſe gegen den Boden

zu ſenken, tief zu ſuchen, auch mag jener im Ganzen folgſamer und gelehriger ſeyn.

Die Mutter wirft 3, 4 bis 6 Jungen, die ſie zärtlich liebt, und auf das herzhafteſte vertheidigt. Sie bedarf ein weiches trockenes Lager, keinem Thiere iſt alle Näſſe und aller Unflath mehr zuwider oder nachtheiliger, als dieſem. Die geringere Zahl der Jungen macht es nur ſelten nöthig, einen Theil derſelben für die Geſundheit der Mutter und der übrigen aufzuopfern; es können 3 bis 4 liegen bleiben. Nach 5 bis 6 Wochen kann man ſie der Mutter ganz entziehen.

Der Dachshund iſt zwar gleich allen ſeiner Gattung gefräßig, und ſelbſt heißhungrig, bedarf aber bei weitem weniger Futter, als die größern Hundearten; wird er in der Jugend mit Futter überladen, ſo hat es die Folge, daß er übermäßig ſtark, und dadurch unbrauchbar wird. An den Menſchen gewöhnt er ſich bald; man giebt ihm daher früh einen Namen, legt ihm ein Halsband an, und macht ihn frühzeitig mit dem Pfiff oder Ruf des Jägers bekannt. Schon im erſten Jahre darf man ihn mit einem alten Hunde zuſammen kuppeln, und ſo, oder an einer Schnur ins Freie führen; jedoch darf er kein Wild zu ſehen bekommen, weil er dadurch das Jagen über der Erde ſich angewöhnen könnte. Zum nöthigen Gehorſam läßt er ſich ohne Dreſſirleine gewöhnen.

Dem Dachshunde fiel ein beſſeres Loos, als ſeinem Genoſſen, dem Hühnerhunde; indeß dieſer zu ſeiner künftigen Beſtimmung in einer harten Schule, und durch Verleugnung ſeiner angebornen Triebe gequält wird, führt man jenen mittelſt bloßer Aufmunterungen dem Ziele entgegen, was ihm von der Natur geſteckt wurde. Im zweiten Jahre kann nemlich die Dreſſur (das Anbringen) eines ſolchen Hundes ſtatt finden. Dazu hat man zweierlei Methoden. Entweder ſetzt man junge Katzen in eine unter die Erde gegrabene Röhre, hetzt den Dachs-

hund hinein, und läßt dieſe abwürgen; oder man führt den Zögling ſammt einem alten Hunde, zum nächſten Fuchsbau, damit das Beiſpiel des Alten den Neuling zur Nacheiferung anfeure. In beiden Fällen wird der gewöhnliche Zuſpruch oft mit lauter Stimme wiederholt; kommt der angehende Dachswürger ſeiner Pflicht nach, ſo läßt man es an Liebkoſungen nicht fehlen. Was die erſte Methode betrifft, ſo möchte die Abſicht des Jägers wohl nicht immer erreicht werden, weil denn doch den Katzen wenigſtens die Witterung des Fuchſes oder Dachſes mangelt. Oft tritt auch der unangenehme Fall ein, daß der Hund dabei an den Augen verletzt, oder ſo erbittert wird, daß er keine Hauskatze mehr duldet. Daher geht man beſſer auf folgende Art zu Werke.

Hat der Dachshund 1½ Jahr zurückgelegt, und ſich an den Zuſpruch des Jägers gewöhnt, ſo wählt man zu Ende Mai einen Fuchsbau in leichtem Boden, auf welchem junge Füchſe abgelaufen ſind. Die Mutter erlegt man entweder vorher auf dem Anſtand, oder wartet die Zeit ab, wo ſie auf Raub ausgegangen iſt. Vor die Oeffnungen der Ausgänge oder Röhren richtet man ein Garn oder Fuchshaube, und führt den jungen mit einem alten nicht vorlauten Hunde zuſammen gekuppelt auf den Platz. Beide müſſen ſich ſchon länger kennen, um nicht mit einander zu raufen. Jetzt wird der Aeltere gelöſt, und zwar vor dem Eingange, der am friſcheſten beſchloſſen worden; giebt er anhaltend Laut, ſo ſchickt man den Lehrling ohne Zeitverluſt, und mittelſt des bekannten Zuſpruchs, auf denſelben Wege, damit die Füchſe nicht von zwei Seiten angegriffen, und dadurch hartnäckig gemacht werden, nach; gewöhnlich wählen die nun von zwei Feinden hart gedrängten Füchſe, nach kurzer Gegenwehr, und vergeblichen Verſuchen, ſich zu vergraben, die Flucht, kaum haben ſie indeß das Freie erreicht, ſo ſehen ſie ſich von dem vorgerichteten Garn aufgehalten; die Hunde

folgen ihnen auf den Fuß, und haben nun ein leichtes Spiel. Den Novizen läßt man unter beſtändiger Anfeurung ſeinen Muth kühlen, ſorgt aber dafür, daß er ſein Gebiß dabei nicht verderbe. Tritt der Fall ein, daß die Füchſe nicht weichen wollen, ſondern die Hunde aushalten, ſo laſſe man dieſe zur Uebung eine gute Weile vorliegen, und ermuntere ſie zum Lautgeben, komme ihnen dann aber mit dem Aufgraben, Ein- oder Durchſchlagen zu Hülfe, und gebe den Feind ganz in ihre Gewalt. Wird dieſe Uebung im Sommer noch einmal wiederholt, dann iſt auf die Brauchbarkeit des jungen Hundes im Herbſt zu rechnen, nur darf anfänglich nicht auf den Bau geſchoſſen werden, um ihn nicht zu ſehr ins Feuer zu bringen, und nach jeder Jagd iſt ihm einige Ruhe zu gönnen.

Aus der Erziehung dieſer Hundegattung geht ſchon die vorzüglichſte Beſtimmung derſelben hervor; ſie beſteht in dem regelmäßigen Kampfe mit den jagdbaren Thieren, die mehr unter, als über der Erde wohnen. Der Dachs, der Fuchs, der Biber, die Fiſchotter, das Kaninchen und der Iltis gehören hieher, ſo wie der Stein- und Edelmarder weder in Felſenritzen noch in Baumhölen vor ihm ſicher iſt; der krummbeinige Dachshund von mittlerer und ganz kleiner Geſtalt bewährt hier einen entſchiedenen Vorzug vor dem gradbeinigen Geſchlechtsverwandten. Ihr ſtärkeres Gebiß kommt ihnen beim Angriff, ihre niedrige Geſtalt beim Durchkriechen der Röhren, die gebogenen Beine endlich beim Nachgraben des fliehenden Feindes trefflich zu ſtatten. Bei der Dachsjagd geben ſie vorzügliche Proben von ausdauerndem Muth. Welches Thier hat ſonſt noch die Keckheit, einen an Stärke weit überlegenen Feind in ſeiner eigenen Feſte aufzuſpüren, und mit ihm in der dickſten Finſterniß, klaftertief unter der Erde, einen höchſt ungleichen Kampf einzugehn? So viele Vortheile aber der Dachs auch auf

ſeiner Seite hat, ſo muß er doch zuletzt dem hartnäckigen Gegner weichen, und wird dann auf dem Rückzuge aus der Feſtung, entweder in ein vorgelegtes Beutelgarn (Dachsſack) lebendig gefangen, oder durch einen Schuß getödtet. Alle Dächſe räumen das Feld ſo leicht nicht, ſie leiſten herzhaften Widerſtand, und die Hunde kommen ſelten ohne mehrere Wunden davon, oft auch vergräbt ſich der Geängſtigte, da er dann, von dem Oertlichen ſeines Baues begünſtigt, nicht vom Fleck zu bringen iſt. Alsdann wird es Zeit, mit dem Einſchlagen und Eingraben zu Hülfe zu kommen, und ſo des Thiers ſich zu bemeiſtern; häufig findet man beide Gegner unter eingeſtürzten Erddecken begraben, wodurch der Hund leicht ſchmälig umkommen kann, wenn nicht bei Zeiten Anſtälten zu ſeiner Rettung ſtatt finden.

Einen verſchütteten und ausgegrabenen Hund plötzlich an die friſche Luft zu bringen, könnte für ihn tödtlich werden, eben ſo das Ueberfüttern eines halb Erhungerten; beim Scheintode thut das Begießen mit kaltem Waſſer, und das Einreiben mit etwas Geiſtigem, ſo wie der Gebrauch des Schnupftabacks gute Dienſte.

Der Gebrauch des Dachshundes im Fuchsbau kommt in der Hauptſache dem vorerwähnten gleich. Der Fuchs, ungeachtet ſeiner bei weitem größern Verſchlagenheit, iſt kein ſo hartnäckiger Gegner, als der Dachs; wird der Wind gehörig beobachtet, ſind die Hunde gut, und der Bau nicht allzuweitläuftig, ſo läßt er ſich bald zum Weichen bringen, da er dann ebenfalls auf der Röhre geſchoſſen, oder gefangen wird. Alte Füchſe, die ſchon mehr Angriffe dieſer Art ausgehalten haben, ſind dennoch manchmal nicht aus dem Bau zu bringen, und man muß ihnen durch das Aufgraben beizukommen ſuchen. Kleinere Hunde thun hier eher gut, als bei der Jagd der Dachſe, und werden vorzüglich in einem engen Felſenbau ihre Brauchbarkeit bewähren. Auch zur Jagd des

Bibers ſoll der Dachshund brauchbar ſeyn. Der Fiſchotter iſt auf folgende Art beizukommen. Nachdem man ſich überzeugt hat, daß ſie ſich in ihrem Bau befindet, richte man vor dem Waſſerausgange ein tüchtiges und wohl befeſtigtes Garn, laſſe aber unmittelbar darauf von der Landſeite mit zwei herzhaften Dachshunden angreifen. Das Thier, wenn es noch jung und unerfahren iſt, ergreift bald die Flucht, und fängt ſich im Garn, ältere dagegen, zumal wenn ſie bemerken, daß am Ausgange Gefahr iſt, widerſetzen ſich mit unglaublicher Tapferkeit, und verletzen die Hunde noch gefährlicher, als der Dachs. Wenn der Jäger ſieht, daß die Fiſchotter durchaus nicht weichen will, ſo muß er mit dem Graben zu Hülfe kommen, und ſeine Hunde ja nicht auf das Spiel ſetzen. — Das Kaninchen wird häufig mit Dachshunden gejagt, die von der kleinen krummbeinigen Raſſe ſind dazu am tauglichſten. Wenn ſie nur gehörig nachfolgen können, flieht der furchtſame Feind leicht vor ihnen. Die kleinern, mit einem Zug verſehenen Garne, werden unmittelbar vor die Röhren geſtellt, die Hunde auf der entgegengeſetzten Seite gelöſt, und das Wild ſo lebendig gefangen.

Der Iltis kann ebenfalls durch den Dachshund aus ſeinen Röhren, und der Marder aus ſeinen Schlupfwinkeln in Häuſern, Felſen, oder hohlen Bäumen getrieben werden.

Der Wolf. (Canis Lupus.)

Der Schwanz dieſes Raubthieres iſt langhaarig, und der Wolf trägt ihn bald hängend, bald zieht er ihn zwiſchen die Hinterbeine. Er iſt in allen Welttheilen, und faſt unter allen Zonen zu finden, aber in Deutſchland wird er immer ſeltener, und in Norddeutſchland iſt er faſt gänzlich ausgerottet. Nur ſelten kommt er aus den öſtreichiſchen, mähriſchen, böhmiſchen und fränkiſchen

Wäldern herauf, und durchſtreift in harten und anhaltenden Wintern die dickſten Gegenden des Thüringer Waldes. Unſere Jäger halten ihn daher für eine Art von Zugſäugethier.

Man könnte den Wolf einen wilden Hund nennen, ſo ſehr iſt er dem Hunde in ſeinem innern und äußern Körperbau ähnlich. Er hat beinahe völlig die Geſtalt des großen Fleiſcherhundes, doch einen ſtärkern und geſtrecktern Leib, einen größern Kopf, und kleinere, aber ſtämmigere Füße. Auch in den Kinnladen und in den Muskeln des kurzen Halſes und der Beine beſitzt er eine größere Stärke, ſo daß er Ochſen und Pferde nieder zu reißen im Stande iſt.

Die Länge ſeines Körpers iſt ungefähr 3 Fuß 11½ Zoll, und die Höhe 2 Fuß 10 Zoll. Der Kopf hat eine länglichte Form, iſt ſtark, und hat eine flache und breite Stirn, und eine lange, aber ſtumpfe Schnauze. Der Rachen iſt beinahe bis an die Ohren geſpalten. Die Zunge iſt lang und rauh. Er hat, wie die Hunde, ſechs Vorderzähne in beiden Kinnladen, vier einzelne große Eckzähne (Fänger), und auf jeder Seite ſechs zackige Backenzähne. Doch ſind ſie in der Bildung von den Hundezähnen unterſchieden. Die Augäpfel und Augenlieder ſind abwärts geſenkt, und die Augen ſtehen alſo ſchiefer, als beim Hunde, ſind klein, glänzen im Dunkeln, und haben ein furchtbares Anſehen. Die Ohren ſind kurz, ſpitzig, und ſtehen aufgerichtet. Der Hals iſt kurz und ſtark. Den lang und dick behaarten Schwanz (Ruthe, Standarte), welcher 1 Fuß 10 Zoll lang iſt, trägt er entweder gerade herabhängend, oder die Spitze (Blume) zwiſchen die Beine eingezogen. Seine derben Füße ſind mit graden, ſtumpfen Nägeln (Klauen) beſetzt. Im Gange (Trabe) iſt er plump, langſam und ſchüchtern, wegen der vielen Verfolgungen, denen er von Menſchen ausgeſetzt iſt.

Das Haar iſt ziemlich lang, am Halſe ſteif aufrecht ſtehend, und wechſelt im Sommer und Winter die Farbe. Im Sommer iſt es auf dem Rücken rothgrau, im Winter aber gelblicht braun, mit grau und ſchwarz gemiſcht, und am Bauche immer ſchmutzig weiß oder weißgrau. Der Schwanz hat gleiche Farbe.

Sein Geruch iſt, wie ſein Geſicht und Gehör, ſehr ſcharf. Seine größte Stärke beſitzt er in den vordern Theilen des Körpers, in den Hals- und Kinnbackenmuskeln. Er läuft mit einem Hammel, den er im Munde trägt, ohne dieſen die Erde berühren zu laſſen, ziemlich ſchnell davon. Er bellt nicht, ſondern heult gräßlich, wie ein Hund. — Von Natur iſt er ungeſchickt und furchtſam, aber die Noth macht ihn verſchlagen und beherzt. In den Wildniſſen der gemäßigtern Himmelsſtriche Europa's geht der männliche Wolf in Geſellſchaft des weiblichen, oder in Geſellſchaft von mehrern (Rotte), wenn es nöthig iſt, auf den Raub aus. Die Wölfinn hat einen ſpitzigern Kopf und dünnern Schwanz, iſt niedriger und ſchwächer. Beide haben einen, allen Thieren unausſtehlich widrigen Geruch. Ihr Alter dauert 15 bis 18 Jahre.

Der Aufenthalt dieſer Raubthiere iſt unbeſtändig, wegen ihrer Nahrung. Vorzüglich lieben ſie düſtre Wälder, Dickigte, Brüche mit moraſtigen und trocknen Stellen, in welchen ſie ſich am Tage verbergen. Hier iſt es auch, wo ſie ſich begatten und gebären.

Der Wolf muß es ſich bei ſeinen Jagden ſehr ſauer werden laſſen, und nur ein glückliches Ungefähr ſcheint ihm ſeine Beute zuzuführen, nicht ſeine Kraft und ſeine Liſt, obgleich ihm weder dieſe, noch jene fehlt, da der Menſch mit der äußerſten Sorgfalt alle diejenigen Thiere vor ihm verbirgt, von deren Raube er ſich nähren muß, und diejenigen, welche der Menſch nicht ſchützen kann, muß der Wolf mühſelig in den dickſten und größten

Wäldern aufſuchen, und da er ſich leicht verräth, ſo entgehen ihm die meiſten, und ſeine Hungersnoth ſteigt oft aufs höchſte. Beſonders geht es ihm im Winter zuweilen ſehr kümmerlich, aber dann verleugnet er auch ſeine ſonſtige Furchtſamkeit, und Kühnheit tritt an ihre Stelle. Des Tages über hält ſich das gefräßige und unerſättliche Thier, im Frühjahr, in den dickſten Gehölzen, und im Sommer wo möglich im hohen Getreide auf, und geht gewöhnlich nur, gleich den Dieben, des Nachts auf den Raub aus. Er verfährt dabei ſehr behutſam, und geht daher nie aus ſeinem Hinterhalte hervor, ohne vorher zu wittern und zu horchen, und ſoll ſich, wenn er nur mit dem Fuße an etwas anſtößt, gleichſam im Unwillen über ſeine Unvorſichtigkeit, in den Fuß beißen. Er ſcheut geſpannte Stricke, Thüren und Thore, und ſpringt wohl über Hecken und Mauern, um ihnen zu entgehen. Er hat den ſtärkſten Geruch (Witterung), und wittert über eine Viertelſtunde weit, ſehr genau, was für eine Art des Raubes ihm zu Theil werden wird; und iſt ihm dieſer nach ſeinem Gaumen, ſo ſind die andern Thiere, welche ihm auf dieſer Jagd begegnen, vor ihm ganz ſicher. Im größten Hunger greift er auch Menſchen an, und hat er einmal ihr ſüßes Fleiſch gekoſtet, ſo lauert er beſtändig auf dieſe Nahrung; ſchleicht in die Dörfer, raubt Kinder, und gräbt ſogar die todten Leichname aus. Im Hunger fällt er auch in Geſellſchaft wilde Schweine, Pferde und erwachſenes Rindvieh an, beſonders wenn ſie des Nachts auf der Weide bleiben, auch jagt er auf dieſe Art Hirſche, vorzüglich trächtiges Rothwild, ja ſogar Bären. Von der Wölfinn unterſtützt, weiß er ſehr liſtig das ſchnelle Reh, und den jungen Hirſch zu ermüden, wobei zu bewundern iſt, daß man im Schnee nur Eine Spur bemerkt, indem das Weibchen genau in die Fußtapfen des Wolfs tritt. Im Winter, wenn ihr Hunger zu groß iſt, und ſie Paar und Paar nichts erjagen kön-

nen, verſammelt ſich zuweilen eine ganze Rotte durch ein gräßliches Geheul zu einer förmlichen Jagd. Sie vertheilen ſich auf die Wege (Wechſel), welche das Wild, das ſie fangen wollen, gewöhnlich zu gehen pflegt, und jagen es dann einer dem andern zu, um es deſto leichter zu ermüden und zu erhaſchen. Lämmer, Friſchlinge und Gänſe ſind die Lieblingsſpeiſen des Wolfes. Trifft er Gänſe auf der Weide an, ſo würgt er einige, legt ihre Hälſe kreuzweis über einander, faßt ſie mit ſeinem Rachen, und läuft ſo mit ihnen davon. Die Schafe ſtielt er aus den Horden und Ställen. Er iſt oft ſo dreiſt, daß er ſich bei trüber, regnichter Witterung, oder im Schneegeſtöber an die Schaf- und Viehſtälle heran ſchleicht, und ſich unter den Schwellen durchgräbt. In den Ställen würgt er dann alles, und iſt in dieſem Geſchäft oft ſo emſig, daß er auch Schüſſe, und alles Klingeln, das ihm ſonſt ſo ſehr zuwider iſt, nicht ſcheut; und iſt er einmal heißhungrig in einen Hof eingebrochen, ſo wagt er alles, um einen Hund, ein Schaf, Schwein, eine Ziege, oder ein Stück Federvieh mit fortzuſchleppen. Haſen, Kaninchen, Ratzen, Hamſter, Maulwürfe, Mäuſe und Waldvögel weiß er zu belauſchen. In Ermangelung lebendiges Viehes ſtillt er auch ſeinen Hunger mit ausgeworfenen Eingeweiden und mit Aas, und in der äußerſten Noth fällt ſogar der Stärkere den Schwächern an. Seinen Raub weiß er ſehr künſtlich aus der Haut, ohne große Verletzung derſelben, auszuſchälen. Nach genoſſener Mahlzeit wälzt er ſich. Er leert auch zuweilen ſeinen überfüllten Magen aus, indem er, gleich dem Hunde, Gras frißt, oder ſchafft ſich die Knochenſplitter auf dieſe Art aus dem Magen und den Gedärmen. Merkwürdig iſt die Vorſicht, mit welcher die Wölfinn ſich in der Nähe ihrer Jungen des Raubens enthält, damit dieſe unentdeckt bleiben.

Alle Hunde haben eine natürliche Abneigung gegen

den Wolf, und daher greifen ihn diejenigen, die ſich ſtark genug fühlen, wüthend und muthig an. Beſonders legt der ſtarke Bauerhund ſeine angeborene Feindſeligkeit gegen ihn an den Tag, indem er bei ſeinem Anblick die Haare in die Höhe ſträubt, und ihn muthig verfolgt. Siegt er, ſo läßt er ſeine Beute den Raben und andern Wölfen; ſiegt aber der Wolf, ſo verzehrt er ſeinen Raub. Die Wölfe freſſen ſich auch einander ſelbſt auf; und ein kranker oder verwundeter iſt für ſeine geſunden Kameraden allezeit eine herrliche Mahlzeit. Die Nattern, welche man ſonſt in ihnen gefunden zu haben vorgab, ſind nichts anders, als große Spulwürmer; auch Bandwürmer findet man in ihnen.

Die Jäger ſpüren das Daſeyn eines Wolfes an der Fährte, welche mehr lang, als breit, und einer großen engliſchen Hundefährte nicht unähnlich iſt. Wenn ſie ſeinen Aufenthalt wiſſen, ſo wird er eingelappt, und auf dieſe Art in Gruben, die mit Baumäſten oder Stroh bedeckt ſind, gefangen. Man ſtellt auch große eiſerne Wolfsfallen, eine Art großer Schwanenhälſe, auf. Er muß aber vorher, ehe eine ſolche Falle aufgeſtellt wird, mit, in Gänſefett gebratener Rehleber gekirrt, und alsdann die aufgeſtellte Falle, und der Braten, der an ihr befeſtigt iſt, mit Geniſt von einem Ameiſenhaufen beſtreut werden. Man ſprengt ihn auch in Thüringen in einem Treibjagen durch Trommel- und Pfeifenſchall und Schreckſchüſſe in Netze, und ſchlägt ihn darin todt, oder wenn keine Netze da ſind, ſo ſtellen ſich da, wo er vorbei traben muß, Schützen an, und erlegen ihn mit der Flinte. Ein Hund, welcher nicht dazu abgerichtet iſt, geht ihn nicht leicht an, und die Wunden, die der Wolf reißt, heilen auch ſchwer. In der Gefangenſchaft iſt er ſo zahm, daß man ihn ohne Gegenwehr tödten kann.

Der Fuchs. (Canis vulpes.)

Der Fuchs gleicht an Größe und Geſtalt am meiſten dem Spitzhunde. Das Hauptunterſcheidungsmerkmal iſt der gerade wollige Schwanz, er iſt faſt ſo lang, wie der ganze Körper.

Die Farbe des Körpers und Schwanzes iſt die eigenthümliche, daher ſo genannte fuchsrothe; Kehle und Schwanzſpitze ſind weiß. Doch findet man auch welche mit ſchwarzen Schwanzſpitzen, und andere mit einem ſchwarzen Streifen längs dem Rücken, von der Schnauze an bis zum Schwanz; die erſteren nennt man Brandfüchſe, die letztern Kreuzfüchſe.

Der Fuchs dünſtet ſtets einen, Menſchen und Thieren höchſt widerlichen Geruch, aus; doch hat er auf dem Schwanze, nah am Körper eine kleine Drüſe, in welcher ſich eine fettige Maſſe von einem äußerſt angenehmen Violengeruch befindet.

Seine klaffende Stimme, die dem Gebell eines kleinen Hundes gleicht, läßt er beſonders vor ſtarken Wetterveränderungen hören: weshalb man ihn auch in Waldgegenden, wo er ſich häufig aufhält, unter die Wetterpropheten zu rechnen pflegt.

Er wohnt gewöhnlich in Hölen, Fuchsbaue genannt, die ſich vier bis ſechs Fuß tief unter der Erde, oft funfzig Fuß im Umfang erſtrecken, aus mehreren Kammern oder ſogenannten Keſſeln beſtehen, und verſchiedene Eingänge (Röhren) haben. Einen ſolchen Bau gräbt er ſich entweder ſelbſt, oder richtet ſich noch lieber einen Dachsbau, deſſen Bewohner er mit Liſt und Gewalt vertreibt, nach ſeiner Weiſe dazu ein.

Außer dieſem Bau hat er aber auch noch häufig an entlegenen Orten der Gegend, die er ſich zu ſeinem Jagdbezirk erkohren, andere, nicht ſo tiefe und große, gewöhnlich gerade, und mit zwei Ausgängen verſehene Hölen, Fluchtröhren, in welchen er ſich drückt, wenn ihm der

Tag, oder ein Feind unvermuthet über den Hals kommt. Sonſt ſucht er auch noch im Gebüſch und Dickicht der Wälder Zuflucht.

Er geht des Nachts, und wenn er ſich ſicher genug glaubt, auch am Tage auf den Raub aus. Seine Nahrung beſteht in Rebhühnern, Birkhühnern, Auerhühnern, Gänſen, Enten, Fiſchen, Krebſen. Doch nimmt er, in Ermangelung dieſer, auch mit geringerem Wildpret, als Ratten, Maulwürfen, Mäuſen, Schlangen, Fröſchen, Kröten, Eidechſen, ja ſogar mit allerlei Inſekten und Gewürmen vorlieb. Im Winter geht er auch nach dem Aas. Honig und gutes reifes Obſt, vorzüglich Weintrauben, ſind ihm Leckerbiſſen. Sein feiner Geruch unterſtützt ihn vorzüglich beim Aufſpüren ſeiner Nahrung. Er kennt ſehr genau die Orte, wo ſich das Wild, ſeiner Natur nach, gern lagert, und durchſchleicht ſie ganz langſam und bedächtig. Wittert er ein Thier, das ſich irgendwo gelagert hat, ſo kriecht er auf dem Bauche, wie eine Katze, und zwar ſtets gegen den Wind, bis auf einige Schritte an daſſelbe hinan, und erhaſcht es dann gewöhnlich durch einen geſchickten Sprung. Oefters legt er ſich in Hecken und Gebüſche, wo Haſen vorüber zu gehen pflegen, und ſtürzt ſich, wenn ſie ihm nahe genug ſind, über ſie her. Häufig ſchleicht er auch um die Dörfer im Getreide und hohen Wieſengraſe umher, und fängt das Hausgeflügel; ja er wagt ſich ſogar des Nachts in einzeln liegende Gehöfte, wenn ſie nicht mit wachſamen Hunden verſehen ſind, um ſich Beute zu holen.

Die Füchſinn bringt zu Anfang des Maies 3 bis 9 Junge zur Welt, die neun bis zwölf Tage blind, im erſten Vierteljahre weißgelb, und ſehr wollig und plump ſind.

Beſonders merkwürdig iſt die Röhre, die zu dem Keſſel führt, in welchem die Füchſinn mit ihren Jungen wohnt. Sie iſt ſehr eng, und geht erſt faſt ſenkrecht in die Erde, dann bogenförmig aufwärts nach

dem Keſſel zu, ſo daß ſie faſt einer liegenden Zwei (∞) gleicht.

Wenn die Jungen einen Monat alt ſind, kommen ſie mit der Mutter aus dem Bau hervor, und ergötzen ſich an der Sonne durch allerhand luſtige Spiele und komiſche Sprünge. Auch bringt ihnen die Mutter lebendige Thiere, Rebhühner, junge Haſen, mit denen ſie erſt lange ſpielen, und ſich im Fangen derſelben üben. Endlich zerreißen ſie dieſelben in Stücken, und jedes Junge eilt mit ſeiner Beute in eine Ecke, wo es dieſelbe knurrend gegen jedes, das ſie ihm entreißen wollte, vertheidigt, und ſie verzehrt.

Wenn die Jungen ihr erſtes Vierteljahr zurückgelegt haben, leidet ſie die Mutter nicht mehr, und ſie müſſen nun ſelbſt ausgehen, ihren Unterhalt zu ſuchen. Anfangs begnügen ſie ſich mit kleineren und ſchlechteren Thieren, bis ſie vermehrte Kraft und erworbene Geſchicklichkeit zum Fang eines größeren und beſſern Wildprets fähig macht.

Da der Fuchs ein ſehr geſchickter Wilddieb iſt, ſo richtet er großen Schaden in den Wildbahnen an. Ein Paar Füchſe ſind im Stande, in wenig Wochen alle Haſen und Hühner auf einem Revier wegzufangen. Deshalb wird ihm denn auch von den Jägern, und wegen ſeines Balges, der ein gutes Pelzwerk liefert, ſehr eifrig nachgeſtellt.

Man ſchießt die Füchſe auf dem Anſtand und bei kleinen Treibjagden, fängt ſie in Eiſen, die man im Winter auf offene Quellen legt, wohin die Füchſe des Waſſers wegen kommen, und gräbt ſie aus ihren Bauen aus. Beim Ausgraben bedient man ſich eines Dachshundes, welchen man in den Bau kriechen läßt, damit er durch ſein Bellen die Stelle bezeichne, wo der Fuchs ſteckt, und wo man alſo aufgraben muß. Scheint das Ausgraben zu beſchwerlich oder langwierig, ſo pflegt man ſie wohl auch durch Rauch und Dampf, den man in ungeheurer

Menge in den Bau ziehen läßt, und darauf alle Eingänge feſt verſtopft, zu erſticken, und findet ſie dann des andern Morgens nahe am Eingange einer Röhre todt liegen.

Vom Fuchs benutzt man in unſern Gegenden gewöhnlich nur den Balg, der, wenn er dem Kürſchner nicht gut genug iſt, von dem Hutmacher geſucht wird. Die nördlichen Völker eſſen jedoch auch das Fleiſch deſſelben ohne Ekel, und ein gut zubereiteter Fuchsbraten ſoll dem Haſenbraten am Geſchmacke nicht viel nachſtehen. — Die Liſt und Verſchlagenheit des Fuchſes iſt faſt in allen Sprachen zum Sprichwort geworden; und von Alters her hat man ihn wegen dieſer Eigenſchaften auch ſehr häufig als handelnde Perſon in den Fabeln aufgeführt.

Man erzählt auch von ihm viele liſtige Streiche und Kunſtgriffe, deren er ſich bedient, um ſich vor ſeinen Feinden zu ſichern, und ſich ſeines Raubes zu bemächtigen. Freilich läuft da auch gar manches Mährchen mitunter; indeſſen iſt doch vieles, was ganz an's Mährchenhafte grenzt, wirklich wahr.

Folgenden ſchlauen Streich ſoll wirklich ein Fuchs ausgeführt haben:

Ein Forſtmann bemerkte einſt im Walde gegen Abend einen Fuchs, der ſich alle Mühe gab, mit einem großen Stücke Holz auf einen, etwas hoch abgeſchnittenen, ziemlich ſtarken Baumſtamm zu ſpringen. Den andern Abend fand er ihn am nemlichen Orte auf dieſelbe Weiſe beſchäftigt; er wurde aufmerkſamer, beobachtete ihn genauer, und ſah zuletzt, wie der Fuchs, als er recht fertig mit ſeiner Laſt auf den Stamm ſpringen konnte, vergnügt von dannen ging.

Den folgenden Abend ging der Forſtmann dem Fuchs wieder nach, und fand ihn ganz ſtill und ruhig auf dem Baumſtamme ſitzend. Nicht lange nachher aber ging eine wilde Sau mit jungen Fröſchlingen nah am

Stamm vorüber. Der Fuchs ſprang pfeilſchnell herunter, faßte einen Fröſchling, und ſprang eben ſo ſchnell wieder mit demſelben auf ſeinen Sitz zurück, wo er ihn alsbald abwürgte. Die Sau wollte anfangs ihrem Jungen Hülfe leiſten, allein ſie vermochte es nicht, weil der Fuchs zu hoch ſaß, und zog, als es nicht mehr ſchrie, ihre Straße weiter fort. Jetzt eilte der Fuchs vergnügt mit der leckern Beute ſeiner Wohnung zu.

Sehr liſtig und geſchickt benimmt ſich der Fuchs auch bei Beraubung der Weſpen- und Hummelneſter. Wenn er nemlich ein ſolches Neſt in der Erde gewahr wird, ſcharrt er daſſelbe mit den Vorderfüßen etwas auf. Wenn ſich nun der dadurch gereizte Schwarm auf ihn losſtürzt, wälzt er ſich auf der Erde umher, und ſchlägt unaufhörlich mit dem Schwanze gegen den Boden. Was er von Inſekten auf dieſe Weiſe todt drückt, oder ſchlägt, verzehrt er alsbald. Dies ſetzt er ſo lange fort, bis er alle Feinde getödtet und verzehrt hat. Jetzt gräbt er nun auch das Neſt vollends aus, und ſpeiſt es in größter Gemächlichkeit.

Gewiß iſt es, daß der Fuchs in einem gewiſſen Bezirk rund um ſeine Wohnung her nicht raubt, aus Furcht, entdeckt zu werden. Da ihm nun hierin manche ſchlaue Diebe gleichen, welche ihre Nachbarn auch nicht beſtehlen, und nur in der Ferne ihr Handwerk treiben, ſo pflegt man auch von dieſen ſprichwörtlich zu ſagen: „Der Fuchs jagt nie auf ſeinem Bau.“

Auf ein Eiſen, das vor kurzem mit bloßen Händen angegriffen wurde, geht der Fuchs nie. Die Jäger müſſen daher das Eiſen mit Fett und Fuchswitterung, einer Miſchung allerhand dem Fuchs wohlriechender Dinge, beſtreichen; und ſie thun am beſten, wenn ſie dieſelben mit Handſchuhen aufſtellen.

Häufig hat man Beiſpiele, daß ein nur an einem

Fuße gefangener Fuchs, dieſen, um ſich zu befreien, ſelbſt abnagt, und auf drei Beinen entflieht.

Beim Ausgraben pflegt er auch bisweilen die Röhren zu dem Keſſel, worin er ſteckt, von Innen ſo mit Erde zu verſtopfen, und zu vergraben, daß man ihn nur mit Mühe, oder wohl gar nicht findet. — Wenn man die Füchſe jung fängt, und an die Kette legt, laſſen ſie ſich ziemlich zahm machen. Doch ſind ſie wegen des unerträglichen Geſtanks, und wegen der Nachſtellungen, die ſie dem Hausgeflügel bereiten, keine allzuangenehme Hausfreunde.

Man erzählt, daß die Füchſe, gleich den Hunden toll werden, und daß ſchon mehrmals hie und da tolle Füchſe, ſowohl unter dem Hochwildpret, als auch unter den Viehherden, die im Holze weideten, große Verheerungen angerichtet haben. Der Fuchs erreicht ein Alter von 14 bis 17 Jahren.

Man trifft ihn beinahe in allen Gegenden der Erde an; er iſt aber ſo wild und unbändig, daß man ihn unmöglich ganz zähmen kann. Man hält ihn für eines der klügſten und verſchlagenſten Raubthiere. Das Erſtere beweiſt er durch die Art, wie er ſich eine Freiſtätte verſchafft, wohin er ſich vor Gefahren rettet, und wo er ſeine Jungen wirft; das letztere zeigt er durch die Kunſtgriffe, mit welchen er Lämmer, Gänſe, Vögel, Hühner, und alle Arten kleiner Vögel wegfängt. Er nimmt, wo möglich, ſeinen Aufenthalt an dem Rande eines Waldes, in der Nähe eines Dorfes und eines Pachthofes. Hier horcht er auf das Krähen der Hähne, und auf das Gegacker der Hühner; er wittert ſie in großer Entfernung aus, und wählt ſeine Zeit mit vieler Beurtheilungskraft und Vorſicht. Er verbirgt ſowohl ſeine Fährte, als ſein Vorhaben. Mit Behutſamkeit ſchleicht er vorwärts, bisweilen ſchleppt er ſeinen Körper nach, und ſelten iſt er in ſeinen Unternehmungen unglücklich. Kann er über

die Mauer ſpringen, oder darunter hinkommen, ſo richtet er auf dem Hofe große Verheerungen an, tödtet alles Federvieh, und kehrt dann ruhig mit ſeiner Beute zurück, die er entweder im Graſe verbirgt, oder in ſeine Höhle trägt. Kurz darauf geht er wieder auf einen andern Raub aus, den er fortſchleppt, und wieder wie vorher, nur an einem andern Orte verſteckt. So fährt er fort, bis das Tageslicht, oder irgend eine Bewegung, die er im Hauſe bemerkt, ihn erinnert, daß es Zeit ſei, ſich in ſeine Höle zurück zu ziehen.

Das nemliche Spiel treibt er auch mit den Vogelſtellern. Des Morgens ſehr früh beſucht er ihre Netze und ihre Leimruthen, trägt glücklich die Vögel davon, die darin gefangen ſind, und verbirgt ſie an verſchiedenen Oertern, vorzüglich an den Seiten der Heerſtraßen in Löcher, in das Gras, oder unter's Gebüſch, wo er ſie zwei bis drei Tage liegen läßt; er weiß aber genau, wo er ſie wieder finden ſoll, wenn er ſie nöthig hat. Auf den Ebenen macht er auf die jungen Haſen Jagd, die Alten erhaſcht er in ihren Lagern; die Kaninchen gräbt er aus ihren Löchern, entdeckt die Neſter der Rebhühner, Wachteln u. ſ. w. bemächtigt ſich der Mutter auf den Eiern, und vernichtet eine große Menge Wildpret. Er iſt außerordentlich gefräßig, und wenn es ihm an anderm Futter fehlt, ſo macht er auf Ratten, Feldmäuſe, Schlangen, Eidechſen und Kröten Jagd. Er bringt eine große Menge dieſer Thiere um, und dies iſt der einzige Dienſt, den er den Menſchen zu erzeigen ſcheint. Wenn ihn der Hunger plagt, ſo frißt er auch Wurzeln oder Inſekten, und an den See-Ufern verzehrt er Krabben, Schalenfiſche ꝛc. In Frankreich und Italien richtet er an den Weinbeeren, die er ſehr gern frißt, unglaublichen Schaden an.

Nach Büffons Erzählung fällt er bisweilen über die Bienenſtöcke und Weſpenneſter her, wo er alles weg-

frißt, was er habhaft werden kann. Oft aber erhält er hier eine ſo rauhe Aufnahme, daß er die Flucht ergreifen muß, allein er zieht ſich nur zurück, um ſich auf der Erde herum zu wälzen, und die Bienen zu zerdrücken; ſo bald er aber ſeine läſtigen Gefährten los iſt, kehrt er ſogleich wieder zurück, und zwingt ſie endlich, aus ihrem Stock auszuziehen, und ihm denſelben als Preis ſeines Sieges zu überlaſſen. Dieſen leert er ſehr bald, und frißt ſowohl den Honig, als das Wachs auf. Wenn ihn die Noth zwingt, ſo frißt er ſogar Aas. „Ich hing“ ſagt Büffon, „einſtmals an einem Baum, in einer Höhe von 9 Fuß, einiges Fleiſch, Brot und Knochen. Die Füchſe waren die Nacht hindurch gewaltig um denſelben herum gelaufen; denn am nächſten Morgen fand ich, daß ſie den Boden ſo glatt wie eine Scheuntenne getreten hatten.“

Einen großen Grad von Verſchlagenheit zeigt der Fuchs durch die Art, wie er junge Kaninchen aus ihren Hölen gräbt. Er geht nicht in ihre Hölen hinein, denn in dieſem Falle würde er mehrere Fuß längs dem Boden unter der Oberfläche der Erde hingraben müſſen, ſondern er folgt außerhalb ihrer Witterung, bis er an's Ende des Baues gelangt, wo ſie liegen; hier ſcharrt er in die Erde ein, dringt unmittelbar auf ſie hinab, und verſchlingt ſie.

Wenn er ſieht, ſagt Pontopiddan, daß die Fiſchotter fiſcht, ſo verſteckt er ſich hinter einen Stein, und wenn ſie an's Land kommt, um ihren Raub zu verzehren, ſo ſpringt der Fuchs plötzlich in die Höhe. Die Fiſchotter, die ſich ſonſt eben nicht vor ihm fürchtet, geräth in Furcht, verliert den Muth, und überläßt ihm ihre Beute. Jemand ſahe mit Verwunderung, daß der Fuchs bei einem Fiſcherhauſe herumſchlich, und eine Menge Dorſchköpfe reihenweiſe vor ſich hinlegte. Nachdem er ſich verſteckt hatte, um das Thier zu beobachten, kam eine Krähe

geflogen, und wollte ein Stück mit wegnehmen. Der Fuchs aber erhaſchte ſie, und machte ſie zu ſeiner Beute.

Der Fuchs weiß auf eine ſehr geſchickte Art ſich der Flöhe zu entledigen. Pontopiddan erzählt, daß wenn er von Flöhen geplagt werde, und ſie gern los ſeyn wolle, er etwas Moos oder Heu, oder ſonſt etwas dieſer Art in den Mund nimmt, hierauf rücklings, aber langſam ins Waſſer, und zwar immer tiefer hinein geht, damit die Flöhe Zeit erhalten, ſich nach und nach an den trocknen Stellen am Halſe und Kopfe, die er über das Waſſer empor hält, zu verſammeln. Endlich kriechen alle ſeine Feinde in den Büſchel Heu zuſammen; ſo bald er merkt, daß ſie darinn ſind, läßt er ihn ſchnell ins Waſſer fallen, und eilt ans Land.

Seine Stimme beſteht in einem hellen Geklaffe, das bei der Veränderung des Wetters in ein durchdringendes Geſchrei ausartet, das dem Schreien des Pfauen gleicht. Er hält ſich in einem Baue unter der Erde auf, den er entweder ſelbſt ausgräbt, oder den ihm ein Dachs einräumen muß. Dieſen neckt und beunruhigt er unaufhörlich, verunreinigt den Eingang zu deſſen Wohnung, und treibt dies ſo lange fort, bis der Dachs aus Verdruß ſeine Höle verläßt, und ſich eine neue gräbt.

Die Füchſinn liebt ihre Jungen zärtlich, und merkt ſie, daß man ihr Neſt entdeckt hat, ſo trägt ſie ihre Kleinen an einen ſichern Ort. Nach 4 Wochen begeben ſich dieſe ſchon aus dem Baue an die freie Luft; hier bringen ihnen die Alten lebendige Vögel, und andere Nahrungsmitttel, womit die Jungen erſt eine Zeitlang ſpielen, alsdann aber ſie zerreiſſen und verzehren.

Jung aufgezogene Füchſe, die man mit Milch, Fleiſch, Brot und andern Nahrungsmitteln ernährte, wurden ziemlich zahm, behielten aber dennoch immer eine gewiſſe Wildheit bei. Alte hingegen blieben in der Gefangenſchaft unbändig, mußten an Ketten gelegt

werden, und man mußte ſich beſtändig vor ihrer Tücke in Acht nehmen.

Wird der Fuchs von einem Hunde oder einem andern Thiere verfolgt, ſo benetzt er ſeinen Schwanz mit ſeinem Urin, und beſpritzt ſeinen Verfolger damit, der vor dem durchdringenden Geſtank davon läuft. Andere behaupten, der Fuchs fahre mit ſeinem naſſen Schwanze im Sande herum, welchen er alsdann ſeinem Feinde ins Geſicht werfe.

Der Hund zeigt ſich gegen den Fuchs ſo feindſelig, daß er ein Reh oder ein anderes Stück Wildpret fahren läßt, und auf den Fuchs, der ihm in den Weg kommt, los fährt.

Wenn ihn die Jagdhunde verfolgen, ſo ermüdet er dieſelben gar bald, weil er voller Liſt iſt, und durch den dickſten Theil des Waldes läuft, wo die Hunde kaum durchkommen können, und daher gleich ermüden. Gelangt er auf eine Ebene, ſo läuft er gerade aus, ohne ſtehen zu bleiben, oder Seitenſprünge zu machen.

Der Fuchs ſchläft, wie der Hund, zuſammengerollt; wenn er aber bloß ausruht, ſo liegt er auf dem Bauche, mit den Hinterfüßen ausgeſtreckt. In dieſer Lage beobachtet er die Vögel auf den Hecken und Bäumen. Die Vögel haben eine ſolche Scheu vor ihm, daß ſie, ſo bald ſie ihn gewahr werden, ſogleich durch ein helles Geſchrei ihren Nachbarn die Nähe ihres Feindes kund thun. Die Dohlen und Amſeln folgen dem Fuchſe von Baum zu Baum, bisweilen zwei- bis dreihundert Schritte weit, und wiederholen dabei oft ihr Geſchrei.

Büffon hatte zwei Füchſe, die, wenn ſie frei waren, die Hühner angriffen, ſo bald ſie aber in Ketten lagen, verſuchten ſie nie, ein Huhn anzurühren. Man hatte eine lebendige Henne beinahe ganze Nächte hindurch neben ihnen angebunden, und ob ſie gleich in vielen Stunden

nichts zu freſſen bekommen hatten, ſo thaten ſie doch der Henne nichts zu Leide.

Goldſmith erzählt folgendes merkwürdige Beiſpiel von der mütterlichen Liebe dieſes Thieres: Ein Fuchs, der ein Junges hatte, wurde von den Hunden eines Jägers aufgeſpürt und hitzig verfolgt. Das arme Geſchöpf bot alle ſeine Kräfte auf, ſein Junges zu retten, und wagte lieber jede Gefahr, als daß er es von den Hunden hätte zerfleiſchen laſſen. Er nahm daher das Junge in den Mund, und lief auf dieſe Art einige Meilen weit. Endlich nahm er ſeinen Weg durch den Garten eines Pachters, allein hier fiel ihn ein Kettenhund an, und er mußte ſein Junges fallen laſſen, welches ſogleich der Pachter aufhob. Die Mutter aber entging glücklich allen Nachſtellungen.

In den nördlichen Ländern giebt es einen ſchwarzen Fuchs, der eine Spielart des gemeinen Fuchſes iſt. Die Kamtſchadalen erzählten dem Dr. Grieve, daß ſie vormals bei ihnen ſo zahlreich geweſen wären, daß, wenn ſie ihre Hunde fütterten, es ihnen nicht wenig Mühe gekoſtet habe, ſie vom Mitfreſſen abzuhalten. Der Dr. Grieve ſagt, zur Zeit ſeines Aufenthalts in Kamtſchatka wären ſie in der Nähe des Forts ſo zahlreich geweſen, daß ſie des Nachts ohne die geringſte Beſorgniß von Seiten der Hunde hineingekommen wären.

Der weiße oder arktiſche Fuchs, Polarfuchs.
(Canis lagopus. Linn. Isatis. Buffon.)

Der weiße Fuchs iſt kleiner, als der gemeine Fuchs, und hält ſich in Lappland, auf Nowaja Semla, Spitzbergen, Grönland, Island u. ſ. w. auf. Die Meiſten ſind weiß; es giebt aber auch blaue Füchſe, und der Kreuzfuchs hat ein ſchwarzes Kreuz auf dem Rücken. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft, ihr Pelz ſchön. Steller theilt folgende intereſſante Nachricht von dieſem Fuchſe mit: „Während

meines unglücklichen Aufenthals auf der Beringsinſel, hatte ich nur zu oft Gelegenheit, die Natur dieſes Thieres kennen zu lernen, das den gemeinen Fuchs an Frechheit weit übertrifft. Sie drangen ſowohl bei Tage als des Nachts in unſere Wohnungen ein, und trugen alles weg, was ſie fortbringen konnten, ſelbſt Dinge, die ihnen gar nichts nutzten, als Meſſer, Stöcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen u. ſ. w. Sie wußten ſo unbegreiflich künſtlich eine Laſt von etlichen Pud von unſern Proviantfäſſern herab zu wälzen, und das Fleiſch daraus zu ſtehlen, daß wir es ihnen anfänglich kaum zuſchreiben konnten. Wenn wir einem Thiere das Fell abzogen, ſo geſchah es oft, daß wir 2 bis 3 Füchſe dabei mit Meſſern erſtachen, weil ſie uns das Fleiſch aus den Händen reiſſen wollten. Vergruben wir etwas auch noch ſo ſorgfältig, und beſchwerten es mit Steinen, ſo machten ſie es nicht allein ausfindig, ſondern ſchoben auch, wie Menſchen, mit den Schultern die Steine weg, und ſtanden, unter demſelben liegend, dabei einander aus allen Kräften bei. Verwahrten wir etwas auf einer Säule in der Luft, ſo untergruben ſie die Säule, daß ſie umfallen mußte, oder Einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder wie eine Katze hinauf, und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Liſt herunter.

Sie beobachteten all' unſer Thun, und begleiteten uns allenthalben hin. Warf die See ein Thier aus, ſo verzehrten ſie es, ehe noch ein Menſch dazu kam, zu unſerm größten Nachtheile, und konnten ſie nicht alles ſogleich auffreſſen, ſo ſchleppten ſie es ſtückweiſe auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen, und liefen ab und zu, ſo lange noch etwas zu ſchleppen war. Dabei ſtanden Andere auf der Wache, und beobachteten unſere Ankunft. Sahen ſie von ferne jemand kommen, ſo vereinigte ſich der ganze Haufe, und grub gemeinſchaftlich in den Sand, bis ſie einen Biber oder See-Bären

ſo tief unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon ſehen konnte. Wenn wir des Nachts unter freiem Himmel ſchliefen, zogen ſie uns die Schlafmützen und Handſchuhe ab, und riſſen uns die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die friſch geſchlagenen Biber legten, damit ſie uns dieſelben nicht ſtehlen ſollten, ſo fraßen ſie ihnen unter uns das Fleiſch und die Eingeweide aus dem Leibe. Wir ſchliefen daher beſtändig mit Knütteln in den Händen, damit wir ſie, wenn ſie uns neckten, damit vertreiben und ſchlagen könnten."

„Wo wir uns auf dem Wege niederſetzten, da warteten ſie auf uns, und trieben hunderterlei Poſſen vor uns, wurden immer frecher, und wenn wir ſtill ſaßen, kamen ſie uns ſo nahe, daß ſie uns die Riemen von unſeren ſelbſt verfertigten Schuhen, ja die Schuhe ſelbſt anfraßen. Legten wir uns, und thaten, als ob wir ſchliefen, ſo berochen ſie uns bei der Naſe, um zu ſehen, ob wir todt oder lebendig wären; hielt man den Athem an ſich, ſo zupften ſie wohl gar an der Naſe, und wollten ſolche anbeißen. Bei unſerer erſten Ankunft fraßen ſie unſern Todten, während wir Gräber für ſie machten, die Naſen, Finger, und Zehen weg; ja ſie machten ſich ſogar über die Kranken und Schwachen her, und man hatte alle Mühe, ſie abzuhalten. Einen Matroſen, der in der Nacht auf den Knieen ſitzend zur Thür der Hütte hinaus harnen wollte, faßte ein Fuchs an dem entblößten Theile, und wollte ihn, trotz alles Schreiens, nicht wieder fahren laſſen. Niemand konnte ohne ſeinen Stock in der Hand ſeine Nothdurft verrichten, und die Exkremente fraßen ſie eben ſo begierig, als die Schweine und Hunde auf. Jeden Morgen ſah man dieſe unverſchämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herum patrouilliren, und die Schlafenden beriechen, ob ſie nicht etwa todt ſeyen; fanden ſie einen Todten dar-

unter, ſo zerfleiſchten ſie ihn ſogleich, und alle waren mit Wegſchleppen des Fleiſches beſchäftigt. Da beſonders die Seelöwen des Nachts oft ihre Jungen erdrücken, ſo unterſuchten ſie, gleichſam als wenn ſie dies wüßten, alle Morgen ihre Heerde Stück vor Stück, und ſchleppten die todten Jungen davon."

„Da ſie uns weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, ſo wurden wir ſo ſehr auf ſie erbittert, daß wir jung und alt todt ſchlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten, und ſie, wo wir nur konnten, auf die grauſamſte Art mißhandelten. Wenn wir des Morgens vom Schlafe erwachten, ſo lagen immer 2 bis 3 vor unſern Füßen, die wir in der Nacht erſchlagen hatten; und ich glaube, daß ich während meines Aufenthalts auf der Inſel gewiß über 200 allein umgebracht habe. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erſchlug ich binnen drei Stunden über 70 Stück mit einem Beile, aus deren Fellen wir das Dach über unſerer Hütte verfertigten.

„Aufs Freſſen ſind ſie ſo begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleiſch vorhalten, und mit der andern die Axt oder den Stock halten konnte, um ſie zu erſchlagen. Wir legten einen Seehund hin, traten mit einem Strocke bloß 2 Schritte weit davon, und machten die Augen zu, als ob wir ſie nicht ſähen; bald kamen ſie gelaufen, fingen an zu freſſen, und wir erſchlugen ſie, ohne daß die Andern deshalb die Flucht ergriffen."

„Wir gruben ein Loch oder Grab, und warfen Fleiſch, oder ihre todten Kameraden hinein; ehe wir es uns aber verſahen, war die ganze Grube voll, wo wir dann mit Knütteln unter ſie hinein ſchlugen, und ſie alle tödteten. Ob wir gleich ihre ſchönen Felle nicht achteten, und ſie nicht einmal abzogen, ſo lagen wir doch beſtändig gegen ſie zu Felde. Alle Morgen ſchleppten wir unſere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen vor die Kaſerne

auf den Richtplatz; wo Einige geköpft, Andern die Beine zerſchlagen wurden. Das Allerauffallendſte, aber Grauſamſte hiebei iſt, daß wenn man ſie beim Schwanze feſt hält, ſie aus allen Kräften ziehen; haut man ihnen dann den Schwanz ab, ſo laufen ſie einige Schritte weit, und drehen ſich, ſo bald ſie den Schwanz vermiſſen, über zwanzigmal im Kreiſe herum. Dennoch ließen ſie ſich nicht warnen, und von unſern Hütten abhalten; zuletzt ſah man unzählige Füchſe ohne Schwanz, oder mit zwei, drei Beinen auf der Inſel herum laufen."

„Im Junius werfen ſie neun bis zehn Junge in Hölen und Felſenritzen. Beſonders gern machen ſie ihre Neſter oben auf Bergen, oder am Rande der Berge. Ihre Jungen lieben ſie ſo ſehr, daß ſie ſich dadurch verrathen, weil, wenn ſie Menſchen kommen ſehen, ſie wie Hunde bellen, um ſie von ihren Jungen zu entfernen. Sobald ſie merken, daß ihr Neſt ausgekundſchaftet iſt, tragen ſie ihre Jungen im Munde weg, wenn man ſie nicht daran verhindert, und ſchaffen ſie an einen andern Ort, um ſie zu verbergen. Wenn man die Jungen tödtet, ſo folgen die Mütter dem Mörder mit großem Geheul und Geſchrei Tag und Nacht bis auf hundert Werſte weit und drüber nach, und laſſen nicht eher ab, bis ſie ihrem Feinde einen Poſſen geſpielt haben, oder ſelbſt erſchlagen worden ſind.

„Sie ſtinken noch weit häßlicher, als die Rothfüchſe. Zur Laufzeit rammeln ſie Tag und Nacht, und beißen ſich aus Eiferſucht grauſam wie die Hunde herum. Die Begattung verrichten ſie mit großem Geſchrei, wie die Katzen."

Wenn es ſtürmt, und viel Schnee fällt, ſo graben ſie ſich in den Schnee, rollen ſich wie die Hunde zuſammen, und bleiben hier ſo lange liegen, bis das Ungewitter vorbei iſt. Durch Flüſſe ſchwimmen ſie ſehr gut, und

ſchnell. Außer dem, was die See auswirft, oder was von Thieren umkommt, haſchen ſie des Nachts auf den Klippen auch die Seevögel weg, die ſich da ſchlafen gelegt haben, und leſen bisweilen einen ganzen Felſen voll ab."

„Dieſe Füchſe, die wir in unbeſchreiblicher Menge auf dieſer Inſel fanden, waren ohne Zweifel mit dem Treibeis hieher gekommen, und da ſie viel Nahrung fanden, ſo vermehrten ſie ſich außerordentlich ſchnell."

Cranz erzählt, daß die arktiſchen Füchſe eine außerordentliche Liſt anwenden, um Fiſche zu fangen. Sie gehen ins Waſſer, plätſchern mit den Pfoten darin herum, und fangen auf dieſe Art die Fiſche, die ſehen wollen, was vorgeht. Dieſes Kunſtſtück haben ihnen die Grönländiſchen Frauenzimmer abgelernt.

Auch Charlevoix, der ohnſtreitig dieſe Art Füchſe meint, erzählt, daß ſie unglaublich liſtig im Fangen der verſchiedenen Waſſervögel ſind. Sie gehen ein wenig ins Waſſer, ziehen ſich darauf wieder zurück, und treiben am Ufer tauſenderlei Narrenspoſſen. Die Waſſervögel fliegen herbei, und wenn ſie näher heran gekommen ſind, bleibt der Fuchs ſtille ſtehen, damit er ſie nicht beunruhige, und bewegt bloß den Schwanz; allein dies thut er ſehr langſam, und die Vögel ſollen ſo närriſch ſeyn, ihn dabei zu faſſen; hier auf ſpringt er ſogleich auf ſie los, und verfehlt ſelten ſeine Abſicht.

Auf Spitzbergen und Nowaja Semla leben, wie Pennant ſagt, dieſe Füchſe auch von kleineren vierfüßigen Thieren; in Grönland freſſen ſie aus Noth Beeren, Schalenthiere, kurz alles, was die See auswirft; im nördlichen Aſien aber und in Lappland leben ſie hauptſächlich von Lemmings (mus Lemmus Linn.) die bisweilen ſo ungeheuer zahlreich ſind, daß der Boden ganz damit bedeckt iſt. Die Füchſe folgen ihnen auf ihren

ren Wanderungen von einem Orte zum andern nach; und da die Rückkehr der Lemmings ſehr ungewiß iſt, und oft erſt nach langer Zeit erfolgt, ſo ſind die Füchſe nicht ſelten drei bis vier Jahre abweſend, während welcher Zeit ſie ihrer Lieblingsnahrung nachſetzen. — Pennant ſagt: ſie ſind kirr, und ganz ſchuldloſe Geſchöpfe, und ſo einfältig, daß ſie oft da ſtanden, bis die Falle aufgeſtellt war, und dann ſogleich den Kopf hinein ſteckten. — Die Grönländer eſſen bisweilen ihr Fleiſch; ſie ziehen es dem Haſenfleiſche vor.

Die Hyäne. Das Grabthier. (Canis Hyaena.)

Die Hyäne findet man am Caucaſus, in Syrien, Perſien und andern Ländern Aſiens, und beinahe in ganz Afrika und Habeſſinien in unſäglicher Menge. Sie hat ungefähr die Größe eines großen Hundes. — Die Hyänen halten ſich gewöhnlich in Hölen und felſigten Orten auf. Man kann ſie, ſagt Ruſſel, daran erkennen, daß ſie gehen, als wenn ſie lahm wären; ſie fliehen, wenn man ſie verfolgt, und greifen den Menſchen nicht an, außer wenn ſie ſehr gereizt werden, oder wenn ſie der Hunger dazu treibt. Sie ſtehlen hauptſächlich des Nachts, wo ſie auf die Todtenäcker gehen, und die Leichname ausſcharren. Doch ſehen ſie die Jäger auch bisweilen bei Tage, und man verſichert, daß die Hyäne zuweilen lebendig gefangen werde. Es kriecht jemand in die Höle, wirft einen Rock über das Thier, und bindet ihm einen Strick um die Beine, dann ſoll es ſich ohne den geringſten Widerſtand binden laſſen, wenn nur derjenige, der dies thut, ſein Geſchäft mit der gehörigen Faſſung und Geſchicklichkeit verrichtet.

Die Stimme der Hyäne ſcheint im Anfange etwas Aehnliches mit dem Wehklagen der Menſchen zu haben, und gegen das Ende klingt ſie, als ob ſich jemand mit aller Gewalt erbrechen wollte.

Dies Thier ſoll eben ſo muthig, als raubſüchtig ſeyn. Es vertheidigt ſich gelegentlich gegen weit größere Thiere mit vieler Hartnäckigkeit. Kämpfer erzählt, daß er eine Hyäne geſehen, die zwei Löwen in die Flucht geſchlagen habe. Bisweilen greift ſie den Luchs und das Pantherthier an. In ihrem Geſicht iſt etwas, das ein beſonders mürriſches Weſen und einen boshaften Karakter verräth, und ihre Sitten entſprechen dieſem äußern Anſehen.

Man hat bisweilen die Hyäne gezähmt. Pennant erzählt, daß er eine Hyäne geſehen, die ſo zahm wie ein Hund geweſen ſei. — Büffon ſagt, daß man ein ſolches Thier zu Paris habe ſehen laſſen, das man ſehr frühzeitig gezähmt hatte, und das ſeinen boshaften Karakter gänzlich abgelegt zu haben ſchien. — Bruce erzählt, daß er oft geſehen habe, daß die Mauren in der Barbarei dieſes Thier bei Tage bei den Ohren gefaßt, und es mit ſich fortgeſchleppt, ohne daß es weitern Widerſtand geleiſtet, als daß es ſich dagegen geſtemmt hätte. Die Jäger nehmen oft eine Fackel, gehen in ſeine Höle, ſprechen einige Worte, die ſie für Zauberworte ausgeben, werfen eine Decke über daſſelbe, und ziehen es heraus; denn bei Tage und beim Anblicke eines Lichtes ſcheint es ganz dumm zu ſeyn.

Bruce ſperrte bei Tage jedesmal eine Ziege, einen Bock und ein Lamm mit einer Hyäne ein, und fand ſie Abends noch alle lebendig und unverletzt; als er aber dieſen Verſuch einſtmals des Nachts wiederholte, hatte die Hyäne einen jungen Eſel, eine Ziege und einen Luchs, ehe es noch Tag war, ſo rein aufgefreſſen, das bloß noch einige Reſte von den Knochen des Eſels übrig waren. In der Barbarei ſcheint die Hyäne bei Tage den Muth zu verlieren, und den Menſchen zu fliehen, allein in Habeſch ſtürzt ſie oft in ihrer wilden Wuth hervor, und fällt grimmig über jedes Geſchöpf her, das ihr in den

Weg kommt. Die Hyänen waren, wie Bruce erzählt, in Habeſch allenthalben, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande eine wahre Plage, und er glaubt, daß es mehr Hyänen, als Schafe in Habeſch gebe. In Gondar wimmelt es vom Einbruche der Nacht bis an den Morgen von dieſen Thieren, welche das Aas, und die todten Körper, die dieſes grauſame und unreinliche Volk auf den Straßen liegen läßt, ohne ſie zu verſcharren, aufſuchen und freſſen. Man hat daſelbſt den feſten Glauben, daß dieſe Thiere Falaſchas ſeyn, die durch Zauberei in dieſe Geſtalt verwandelt worden, und nunmehr von den benachbarten Bergen herabkämen, um Menſchenfleiſch aufzuſuchen und zu freſſen. Wenn mich oft, ſagt Bruce, der König bis ſpät in die Nacht hinein in ſeinem Palaſte aufhielt, und ich daſelbſt nicht ſchlafen mußte, ſo traf ich auf meinem Rückwege auf dem Schloßplatze ganze Heerden ſolcher Thiere an, die mich wie Hunde anknurrten, und in die Beine zu beißen droheten, ob ich ſchon mehrere bewaffnete Leute bei mir hatte, die faſt alle Nächte Einige von dieſen Thieren tödteten oder verwundeten.

„Als ich einſtmals des Nachts in der Provinz Maitſcha ſehr aufmerkſam mit Himmelsbeobachtungen beſchäftigt war, hörte ich hinter mir ein Geräuſch, als ob etwas auf mein Bette zuginge; ich drehete mich um, allein ich ſah nichts. Als ich mit meinen Beobachtungen fertig war, ging ich aus dem Zelte heraus, und wollte ſogleich wieder zurückkehren, allein ich erblickte plötzlich im Dunkeln ein paar große funkelnde Augen. Ich rief meinen Bedienten mit einem Lichte herbei, und nunmehr ſah ich oben an meinem Bette eine Hyäne, die zwei bis drei Bündel Lichter im Munde hatte. Hätte ich Feuer auf ſie gegeben, ſo war ich in Gefahr, meinen Quadranten oder ein anderes Inſtrument zu zerbrechen. Auch ſchien das Thier mit der Beute, die es erhaſcht hatte,

zufrieden zu ſeyn; es hatte den Rachen voll, und konnte ſeine Klauen nicht brauchen. Ich ging daher auf daſſelbe los, und durchbohrte es mit einer Pike. Nunmehr fing es an, wüthend zu werden, ließ die Lichter fallen, und fuhr auf mich los; ich mußte daher auf meine Vertheidigung denken, und ſchoß eine Piſtole auf daſſelbe ab; zu gleicher Zeit ſpaltete ihm mein Bedienter mit einer Streitaxt den Kopf; kurz die Hyäne war in Habeſch unſere größte Plage, der Schrecken unſerer Abendſpaziergänge, und der Mörder unſerer Eſel und Mauleſel, deren Fleiſch ihre Lieblingsſpeiſe iſt.“

In Darfur, einem Königreiche im Innern von Afrika, kommen die Hyänen des Nachts in Heerden von ſechs, acht und darüber in die Dörfer, und ſchleppen alles fort, was ſie habhaft werden können. Sie tödten Hunde und Eſel, ſelbſt innerhalb der Einfaſſung der Häuſer, und finden ſich jederzeit an den Orten ein, wo es ein todtes Kameel oder anderes Thier giebt. Dieſes ſchleppen ſie bisweilen mit einander außerordentlich weit fort. Wenn ſie einen Menſchen erblicken, oder wenn man ein Feuergewehr losſchießt, ſo erſchrecken ſie eben nicht ſehr darüber. Man erzählte Browne, daß, wenn eine Hyäne verwundet würde, ſie ihre Gefährten augenblicklich in Stücken zerriſſen und auffräßen.

Eine ſonderbare Eigenſchaft dieſes Thieres beſteht darin, daß wenn es läuft, es das Anſehen hat, als ob es hinke. Bruce glaubte daher anfänglich, daß es etwa eines ſeiner Hinterbeine zerbrochen hätte, allein wenn es eine Zeitlang gelaufen war, ſo verlor ſich dies, und es war ſehr ſchnell. Es hat einen ſo ſteifen Hals, daß wenn es ſich umſehen, oder etwas auf der Seite aufheben will, ſich mit dem ganzen Körper herumdrehen muß, beinahe ſo, wie es die Hunde machen.

Die gefleckte Hyäne. (Canis crocuta.)

Dieſe Hyäne befindet ſich in vielen Theilen Afrika's, beſonders zahlreich aber iſt ſie am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo ſie äußerſt grauſam, bösartig und furchtbar ſeyn ſoll. Sie kommt oft in die Hütten der Hottentotten, um Beute zu ſuchen, und nimmt ihnen nicht ſelten ihre Kinder mit. Eine ſolche Hyäne kam einſtmals auf der Küſte von Guinea in das Haus eines Negers, faßte ein Mädchen, warf es trotz alles Widerſtandes auf den Rücken, hielt es bei einem der Beine feſt, und wollte ihm daſſelbe eben abreißen, als ihm der Vater zu Hülfe kam, den ſein Geſchrei aus dem Schlafe aufgeweckt hatte. Das Thier ließ das Mädchen fahren, und eilte davon, allein das Kind war an mehrern Stellen ſchrecklich zerfleiſcht.

In der Kapſtadt ſammeln ſich dieſe Hyänen in finſtern Nächten in Menge um die Fleiſchbänke, tragen die Ueberreſte weg, welche die Einwohner weggeworfen haben, und verzehren ſie. Die Hunde, mit denen ſie ſonſt in ſtetem Kriege leben, laſſen ſie bei ſolchen Gelegenheiten ganz ungeſtört; man hat bemerkt, daß ſie alsdann ſelten jemand etwas zu Leide thun. Thunberg ſagt, ſie wären ſo kühn und gefräßig, daß ſie bisweilen dem Reiſenden den Sattel unter dem Kopfe wegfräßen, und ihm die Schuhe an den Füßen benagten, wenn er unter freiem Himmel ſchliefe. Sie machen des Nachts ein ſchreckliches Geheul, wenn ſie auf den Raub ausgehen; dies Geheul iſt ihnen von Natur ſo eigen, daß man eine Hyäne, die man auf dem Kap gezähmt hatte, oft in der Nacht fürchterlich heulen hörte. Bei Tage verbergen ſie ſich in Hölen, in die Erde, oder in Felſenritzen; des Nachts aber beſuchen ſie häufig die Schafhürden; und wenn dieſe nicht gut verwahrt ſind, ſo richten ſie darin ſchreckliche Verheerungen an; ſie tödten, wie die Meiſten ihres Geſchlechts, weit mehr Thiere, als ſie freſſen.

Einige Kapbewohner behaupten, die Hyäne könne die Stimme anderer Thiere nachahmen, und auf dieſe Art locke ſie oft Lämmer, Kälber u. ſ. w. aus den Hürden heraus, und freſſe ſie. Auch erzählt man, daß während ein Theil halb fliehend, halb ſich vertheidigend alle Hunde aus einem Meierhofe herauslockt, und ſie eine ziemliche Strecke mit ſich fortzieht, die Uebrigen die Gelegenheit abpaſſen, aus ihrem Schlupfwinkel hervorkommen, und ſowohl für ſich, als für ihre fliehenden Brüder eine ziemlich ſtarke Beute machen, ehe die Hunde wieder zurückkommen.

Sie freſſen alle Arten von thieriſcher Nahrung, und ſcharren die Leichname aus, wenn man die Gräber nicht mit Steinen bedeckt. Als Levaillant in Südafrika reiſte, ſchoß er eine Hyäne, die mit mehrern andern um ſein Lager herumſtreifte. Vergeblich ſuchte er dieſe zu verſcheuchen; ſie wurden vielmehr durch das ſchreckliche Geheul derjenigen, die er geſchoſſen hatte, noch begieriger nach Raub, und ſtellten ſich um ſo hitziger wieder zum Angriffe ein. Wichen ſie aber auch auf einer Seite zurück, ſo kamen ſie auf einer andern wieder zum Vorſchein. Die Thiere, die Levaillant bei ſich hatte, wurden bei dem Geheul der Hyänen ſehr unruhig, und äußerten eine große Furcht. Man mußte daher die ganze Nacht unter den Waffen bleiben, um ſowohl ſich, als die Thiere zu vertheidigen.

Sparrmann erzählt in ſeiner Reiſe von der gefleckten Hyäne eine Anekdote, deren Wahrheit er zwar nicht zu verbürgen wagt, die aber doch zu intereſſant iſt, als daß wir ſie nicht hier einſchalten ſollten:

Einſtmals wurde in der Nacht ein Trompeter, der ſich bei Gelegenheit eines Feſtes in der Nähe der Kapſtadt tüchtig betrunken hatte, aus der Hausthür gebracht, damit er ſich abkühlen, und wieder nüchtern werden ſollte. Sein Geruch zog bald eine Hyäne herbei,

die ihn auf den Rücken warf, und ihn gleich einem Leichnam und als eine Beute auf den Tafelberg ſchleppte. Der betrunkene Trompeter erwachte unterdeſſen, und da er die Gefahr bemerkte, in der er ſich befand, ſo ſtieß er in ſeine Trompete, die er er auf der Seite hängen hatte. Die Hyäne erſchrak nicht wenig darüber, und ergriff die Flucht.

Der Jakal, Schakal, Thos. (Canis aureus.)

Der Jakal hat in Anſehung ſeines Körpers eine große Aehnlichkeit mit dem Fuchſe, ſein Kopf aber iſt kürzer, ſeine Naſe ſtumpfer, und ſeine Beine ſind länger. In ſeiner Lebensart gleicht er ſehr dem Hunde: wenn man ihn jung fängt, ſo wird er bald zahm, hängt ſich an die Menſchen an, wedelt mit dem Schwanze, wenn ihm etwas gefällt, und unterſcheidet ſeinen Herrn von jeder andern Perſon. Er läßt ſich gern liebkoſen, und mit der Hand betaſten; ruft man ihn beim Namen, ſo kommt er ſogleich herbei, und muntert man ihn auf, ſo ſpringt er auf Tiſch und Bänke. Er frißt leicht aus der Hand, und ſäuft wie die Hunde, indem er leckt. Ob er ſchon in ſeinem wilden Zuſtande bloß Fleiſch frißt, ſo lernt er doch leicht Brot eſſen. — In ihrem Vaterlande halten ſie ſich in Heerden von funfzig bis zweihundert zuſammen, wo ſie, wie die Hunde, des Nachts auf den Fang ausgehen, und ſtets dabei bellen. Sie freſſen Geflügel und Lämmer, richten Verheerungen auf den Straßen, den Dörfern, und in den Gärten bei den Städten an, und ſollen ſelbſt über Kinder herfallen, und ſie verzehren, wenn ſie niemand bei ihnen finden. Sie ſind kühn und verwegen, treten bisweilen in das Zelt eines Reiſenden, während er ſchläft, und tragen alles fort, was ſie Eßbares finden. Können ſie kein Thier bekommen, ſo freſſen ſie Wurzeln und Früchte. Sie ſcharren die Leichname aus, und freſſen ſie, ob ſie ſchon beinahe ver-

fault ſind. Daher macht man an vielen Orten die Gräber ſehr tief. Sie ſuchen die Karavanen auf, und folgen den Armeen, um die Ueberreſte der todten Menſchen und Thiere zu verzehren. In der Nacht machen ſie ein ſchreckliches Geheul, und wenn ſie ſich ſehr nahe bei jemand befinden, ſo iſt ihr Lärm ſo ſtark, daß zwei Perſonen einander kaum verſtehen können. Dillon ſagt, ihre Stimme gleiche dem Schreien vieler beiſammen befindlichen Kinder von verſchiedenen Jahren. Wenn der Eine zu heulen anfängt, ſo ſtimmen die andern alle ſogleich mit ein. Bei Tage ſind ſie ruhig. Alle Thiere, die in Wäldern leben, weckt das Geſchrei der Jakals auf; der Löwe und andere Raubthiere gehen vermöge eines gewiſſen Inſtinktes auf die Jagd aus, und ergreifen ſolche ſchüchternen Thiere, die von dem Lärmen des Jakals ſich auf die Flucht machen. Dieſes Umſtandes wegen hat man dem Jakal den Namen: Proviantmeiſter des Löwen, gegeben.

Büffon ſagt, daß wenn die Jakals auf Reiſende ſtießen, ſie Halt machten, um ſie zu betrachten, ohne daß ſie die geringſte Furcht dabei äußerten; daß ſie außerordentlich gefräßig ſeyen, und daß ſie das Leder von den Schuhen und den Satteln wegfräßen. —

Der Jakal der Barbarei. (Canis Barbarus.)

Dieſe Art von Jakal iſt ungefähr ſo groß, wie der gemeine Fuchs. Man findet ihn in Aegypten, aber nie in Heerden, wie den gemeinen Jakal, ſondern ſtets einzeln. Er iſt ein ſehr verſchlagenes Thier; er wagt ſich ſelbſt bei hellem Tage bis an die Häuſer, in deren Nähe er ſeine unterirdiſche Wohnung hat; er verbirgt ſich ſorgfältig unter dicken Gebüſchen, aus denen er ſich oft ohne das geringſte Geräuſch hervorſchleicht, das Federvieh überfällt, ihm die Eier wegſtiehlt, und keine Spur von ſich, außer den Verwüſtungen, die er angerichtet hat, zurück läßt.

Eine ſeiner Hauptgeſchicklichkeiten beſteht in der Vögeljagd, worin er ſo geſchickt und behende iſt, daß ſehr wenige ſeiner Raubgier entkommen.

Sonnini macht folgende Schilderung von dieſem Jakal, der in Aegypten Thaleb heißt: „Ich ſtand eines Tages nachdenkend in einem Garten, und war gerade an einer Hecke ſtehen geblieben. Ein Thaleb, der nichts von einem Geräuſch hörte, kam durch die Hecke auf mich los, und als er aus derſelben heraus war, befand er ſich gerade vor meinen Füßen. Als er mich gewahr wurde, gerieth er in ein ſolches Schrecken, daß er ſich nicht einmal zu retten verſuchte, ſondern einige Minuten lang vor mir ſtehen blieb, und mich ſtarr anſah. Seine Verlegenheit war auf eine Art auf ſeinem Geſichte abgemahlt, deren ich ihn gar nicht fähig gehalten hätte, und die einen ſehr feinen Inſtinkt vorausſetzte. Ich fürchtete mich, eine Bewegung zu machen, die dieſe für mich ſo intereſſante Stellung verändert haben würde. Allein nachdem er endlich einige Seitenſchritte gemacht hatte, als wenn er ſo beſtürzt wäre, daß er nicht wiſſe, wo er ſich hinwenden ſolle, entfernte er ſich, und hatte dabei die Augen immer auf mich gerichtet; er lief aber nicht, ſondern ſchlich ſich langſam wieder in die Hecke hinein, indem er ſeine Füße mit einer außerordentlichen Vorſicht immer wechſelsweiſe fortſetzte. Er ſchien ſo beſorgt zu ſeyn, daß er ſich auf ſeiner Flucht nicht hören ließe, daß er ſeinen Schwanz in einer ſenkrechten Stellung hielt, damit er ihn nicht etwa auf der Erde ſchleppe, oder die Pflanzen damit berühre. Auf der andern Seite der Hecke fand ich die Ueberreſte ſeiner Mahlzeit, die in einem Raubvogel beſtanden, den er beinahe aufgezehrt hatte.

Er iſt eines von den artigſten vierfüßigen Thieren, und würde vielleicht auch Eines der liebenswürdigſten ſeyn, wenn er ſeine Schurkerei und Falſchheit laſſen könnte.

Das Katzengeſchlecht. Felis.

Der Löwe. (Felis Leo.) Fig. 7.

Der Löwe lebt in Afrika und in dem wärmern Aſien. Seine Länge beträgt 8 bis 9 Fuß, und ſeine Höhe 4 bis 5 Fuß. Der Kopf des Löwen iſt groß, das Geſicht platt, und bildet beinahe ein längliches Viereck; die Augen ſind groß, voll und feurig, und die Ohren kurz und rundlich. Die Zunge iſt breit, vorn gerundet, und bis zum Verwunden ſtachlicht. Alle ſeine Glieder, beſonders aber ſeine gewaltige Bruſt, verrathen beim erſten Anblick eine ungemeine Stärke. Der Schwanz iſt an 4 Fuß lang, und endet ſich in einem dicken Haarbüſchel. Die Haare am Kopfe und am ſtarken Halſe bilden eine lange furchtbare Mähne, die aber der Löwinn, welche auch um den vierten Theil kleiner iſt, als der Löwe, faſt gänzlich fehlt; indem ihre Kopf- und Halshaare nur etliche Zoll lang ſind. Die übrigen Haare ſind bei Beiden kurz. Die Farbe iſt oben braungelb und unten grau oder weißlichgelb.

Der Gang des Löwen iſt langſam, und ſein Anſehen majeſtätiſch. Wenn er aus dem weiten Rachen ſeine furchtbar brüllende Stimme hören läßt, ſo gerathen viele tauſend Schritte umher die Thiere in Furcht und Schrecken. Schon ſeine Gegenwart ſoll ſie in Todesangſt ſetzen, und oft zur Flucht unfähig machen. Auf ſeinen Raub, wozu er nur größere Thiere, am liebſten aber Kameele wählt, geht er zur Nachtzeit aus, wo er faſt beſſer ſieht, als am Tage. Er lauert gewöhnlich auf ſie in einem Hinterhalte, ſpringt plötzlich hervor, ſchlägt ſeine ſcharfen Klauen tief in ihren Körper ein, und bemächtigt ſich ihrer mit eben ſo viel Wuth, als Gewandtheit. Nach Verhältniß ſeiner Größe iſt er unſtreitig das kraftvollſte Thier. Mit einem einzigen Schlage ſeiner Tatze ſchlägt er ein Rind zu Boden, und iſt auch im Stande, daſſelbe, nachdem er

es getödtet hat, mit ziemlicher Leichtigkeit fortzutragen. Schon durch ſeinen Schwanz kann er den ſtärkſten Menſchen mit einem Male darnieder ſchlagen. Ein erzürnter Löwe iſt das fürchterlichſte unter allen Thieren; ſeine dicke Stirnhaut läßt Tod und Verderben aus ſeinen Augen blicken, er fängt in gräßlichen abgebrochenen Tönen an zu murren, ſchüttelt die Mähne, hebt den Schwanz in die Höhe, und ſchlägt damit auf den Erdboden, erhebt ſich auch wohl auf die Hinterfüße, und iſt in dieſer Stellung nicht ohne Grauſen und Entſetzen anzuſehen. Bei aller dieſer Stärke und Wuth verliert er doch ſehr oft den Sieg, wenn er ſich mit dem Elephanten, dem Nashorn, dem Flußpferde und dem Tiger in einen Kampf einläßt. Vor dem Menſchen hat er eine gewiſſe Furcht, und fällt ihn nur in der Hungersnoth an; das Feuer aber ſchreckt ihn leicht zurück. Vor dem Bären hat er eine natürliche Furcht.

Von der Mäßigung, Großmuth, Treue und Dankbarkeit des Löwen erzählt man viele Beiſpiele, die ihn ſehr liebenswürdig darſtellen. Dieſe und ähnliche gute Eigenſchaften, ſo wie ſeine ausnehmende Stärke, ſein majeſtätiſcher Anſtand, und das allgemeine Schrecken, welches ſeine Gegenwart verbreitet, haben ihm ſchon ſeit den älteſten Zeiten den Titel eines Königs der Thiere erworben.

Wenn die Phyſiognomie des Löwen einen unverkennbaren Ausdruck von Würde, Stolz und Kühnheit hat, ſo beſitzt dagegen die Löwinn mehr Leichtigkeit, und ein weit angenehmeres und gefälligeres Aeußere. Ihr Kopf iſt nicht, wie der des Löwen, mit langen buſchigen Haaren überwachſen, und ſie iſt überhaupt mit weniger Schmuck verſehen; dagegen hat ſie aber die Natur mit mehr Geſchmeidigkeit in allen ihren Bewegungen, und mit einem zierlichen Körperbau ausgerüſtet. Sie iſt kleiner, als der Löwe, und beſitzt vielleicht auch weniger Stärke, allein

ſie erſetzt durch Schnelligkeit, was ihr in dieſer Rückſicht abgeht. Sie berührt, eben ſo, wie der Löwe, den Erdboden nur mit der äußerſten Spitze ihrer Tatzen; ihre elaſtiſchen Beine gleichen Springfedern, die immer im Begriff ſind, los zu gehen, und ſie in weite Entfernungen fort zu ſchleudern. Sie thut, eben ſo, wie der Löwe, Sprünge von 12 bis 16 Fuß, und hat eine viel größere Reizbarkeit, lebhaftere Empfindungen, und einen kürzeren Schlaf. Sie hat, wie der Löwe, und wie überhaupt alle andere Thiere ihrer Gattung, auf jeder Seite des Kinnbackens ſechs äußerſt ſcharfe Schneidezähne, zwei furchtbare Haken, und wenige, aber mit ſcharfen Spitzen verſehene, Backenzähne. Ihre Zunge iſt ebenfalls mit langen Stacheln bedeckt, durch welche jede Haut, woran ſie leckt, unausbleiblich verwundet wird; ihre langen, harten, und krumm gebogenen Klauen, kann ſie nach Willkühr ausſtrecken und einziehen, und da dieſelben durch ihre ſichere Lage zur Zeit, wo ſie nicht gebraucht werden, gegen jede Abnutzung geſchützt ſind, ſo erhält ſich ihre ſtahlartige Spitze außerordentlich lange.

Zu den äußeren karakteriſtiſchen Kennzeichen der Löwinn, durch welche ſie ſich von allen andern reißenden Thierarten unterſcheidet, gehört beſonders die einförmige, durchaus fleckenloſe, braunrothe Farbe, ſo wie der dichte Büſchel von langen Haaren, den ſie an der Spitze ihres langen gelenkigen Schweifes hat, welchen ſie faſt beſtändig bewegt, und womit ſie oft plötzliche Schläge verſetzt, die alles, was ſie treffen, zu Boden werfen und zerſchmettern. Sie iſt eben ſo muthvoll, wie der Löwe, und fällt, wenn der Hunger ſie treibt, alle Arten von Thieren an; allein auch ſie muß wegen der allgemeinen Furcht, die ſie verbreitet, ſehr häufig zur Liſt ihre Zuflucht nehmen, ſich in Gebüſchen und im hohen Graſe verſteckt halten, und lauſchen, bis irgend ein Thier ſich ihr nähert. Alsdann aber ſpringt ſie plötzlich auf daſſelbe

los, mordet es gleich beim erſten Sprunge, zerbricht ihm die Knochen, und zerreißt ſein Fleiſch. Aas rührt die Löwinn nicht an, ſie müßte durch den unwiderſtehlichſten Hunger dazu gezwungen werden. Von den zerriſſenen Thieren frißt ſie alles Fleiſch rein auf, und unterſcheidet ſich dadurch von dem Tiger und dem Pantherthier, denn ſie iſt nicht, wie dieſe letztern Katzenarten, genöthigt, immer nur die ſubſtantiellſte wirkſamſte Nahrung, und eine Menge noch warmen Blutes zu ſich zu nehmen. Dies iſt auch der Grund, warum der Löwe weit weniger Verwüſtungen unter den Thieren anrichtet, als die beiden eben genannten, die wegen dieſer unerſättlichen Mordluſt, und wegen ihres nicht zu befriedigenden Durſtes nach Blut, das Schrecken und der Abſcheu aller lebendigen Geſchöpfe ſind.

Vorzüglich furchtbar iſt aber die Löwinn, wenn ſie Junge hat, die ſie ſäugt.

Daher läßt ſie ſich in dieſer Zeit auch mit allen Thieren in Kampf ein, die ihr noch einigermaßen Widerſtand leiſten können. Vergebens aber greifen auch dieſe, nemlich der Tiger, der Elephant, das Rhinoceros und der Hippopotamus ſie mit der ganzen furchtbaren Maſſe ihres Körpers, ihrer zermalmenden Stärke, und aller ihrer Gewandtheit an; denn gemeiniglich müſſen ſie dem überlegenen Muthe der Löwinn unterliegen. Wenn hingegen der Menſch ſie zu beſiegen im Stande iſt, ſo hat er dieſes bloß ſeinen Waffen, und den großen Feuern zu danken, wodurch er ſie in Furcht ſetzt. Daher verliert auch die Löwinn, die in Wäldern, nahe bei menſchlichen Wohnorten lebt, einen Theil ihres kühnen Muthes, weil ſie nach und nach das Gefühl ihrer überlegenen Macht verliert, indem ſie die ſchrecklichen Wirkungen der menſchlichen Waffen kennen lernt. Aber nicht allein die Natur dieſes edlen und furchtbaren Thieres hat der Menſch verändert, ſondern er hat es auch aus manchen

ſeiner früheren Wohnſitze ganz verbannt; z. B. aus Theſſalien, Macedonien, Thracien und mehrern andern Europäiſchen Ländern, wo noch zur Zeit des Ariſtoteles häufig Löwen gefunden wurden. Sie ſind jetzt in die Länder der heißen Zone, und in brennende Sandwüſten vertrieben, und auch ſogar ihre Anzahl hat beträchtlich abgenommen.

Uebrigens iſt es ungegründet, was mehrere Naturforſcher behauptet haben, daß die zunehmende Bevölkerung die einzige Urſache von der ſo auffallenden Verminderung der Löwen ſei. Heut zu Tage findet man von dieſen Thieren weit weniger, als noch vor 20 Jahren, im ſüdlichen Aſien, in den Gebirgen des Atlas, in den Waldungen, die an die Wüſte Sahara grenzen, und überhaupt in dem nördlichen Afrika. Es iſt aber eine bekannte Sache, daß alle dieſe Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Länder vor 2= bis 3000 Jahren weit bevölkerter waren, als ſie es heut zu Tage ſind, daß ſie damals von Nationen bewohnt wurden, die wegen ihrer Macht, ihres Reichthums, und ihrer Induſtrie berühmt ſind, und daß ſich dagegen heut zu Tage nur ſchwächliche, arme, unwiſſende und halbbarbariſche Völker in denſelben aufhalten. Es iſt daher ſehr glaublich, daß in dieſen Gegenden von Aſien und Afrika das Klima eine für das Geſchlecht der Löwen verderbliche Veränderung erlitten haben muß. Die Wälder haben daſelbſt überall abgenommen, die Anhöhen ſind in die Ebenen herabgeſchwemmt worden, es regnet ſeltener, die Bäche und Waſſerquellen ſind vertrocknet, der Erdboden iſt öde und unfruchtbar; hierdurch ſind die Heerden von Thieren verſchwunden, wovon die Löwen ſich nährten, und dieſe finden dort keinen ſchicklichen Aufenthaltsort mehr. Hierzu kommt aber auch noch, daß durch die Erfindung der Schießgewehre die Macht des Menſchen, dieſes gefähr=

lichſten Feindes des Löwen, gewiß um das Hundertfache vermehrt worden iſt.

Der Menſch hat aber auch noch mehr gethan, als die Löwen in weit entlegene wüſte Länder zu verbannen, oder ſie von fernher plötzlich zu tödten. Er hat ſie auch lebendig gefangen genommen, hat ſie durch beharrlichen Fleiß gezähmt, und ihnen durch ſorgſame Pflege und vielfältige Wohlthaten eine lebhafte und dauernde Anhänglichkeit eingeflößt. Vor noch nicht langer Zeit konnte man zu Conſtantinopel bei einem der Miniſter des Großſultans einen Löwen ſehen, der wie das allertreueſte und ſanfteſte Hausthier überall in dem Palaſte frei und ungehindert umher ging. Nicht allein aber an den Menſchen ſchließt ſich der Löwe mit beharrlicher Treue an; wer kennt nicht die rührende Erzählung von dem kleinen, einem Löwen in der Menagerie des Muſeums zu Paris vorgeworfenen und ängſtlich winſelnden Hunde, dem dies großmüthige Thier nicht nur das Leben ſchenkte, ſondern ihn auch von dieſer Zeit an immer bei ſich behielt, und bis an ſeinen Tod die wärmſte Freundſchaft und das thätigſte Wohlwollen für ihn äußerte.

Einer gleich tiefen und gleich beharrlichen Zuneigung iſt auch die Löwinn fähig. Nicht längſt hatte eine von den Löwinnen in der Menagerie des Muſeums zu Paris einen jungen Hund bei ſich in ihrer Loge, den ſie nicht nur bei ſich duldet, ſondern der ſie auch ſehr lieb zu haben ſcheint; ſie ſieht ſeinen Sprüngen und Spielen mit Vergnügen zu, läßt ſich gern von ihm liebkoſen, ſorgt für die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, und wird ſogleich traurig und niedergeſchlagen, wenn man ihn auf einige Augenblicke von ihr wegnimmt; wahrſcheinlich hat ſie auch dieſer gegenſeitigen Zuneigung, die zwiſchen ihr und ihrem Mitgefangenen ſtatt hat, die Gelaſſenheit und Ruhe zu verdanken, womit ſie den Verluſt ihrer Freiheit erträgt. Jedes Thier freilich, von dem

alle Leiden und alle Urſache von Furcht entfernt werden, muß nothwendig nach und nach ſeine frühere Wildheit größtentheils verlieren, denn nur die Furcht flößt allen Geſchöpfen Blutdurſt und Grauſamkeit ein. Deſſen ungeachtet aber darf man bei einem ſolchen Thiere niemals die nöthige Vorſicht bei Seite ſetzen, und nicht einen Augenblick vergeſſen, daß, da es heftige Neigungen, glühende Leidenſchaften, und furchtbare Waffen beſitzt, es oft nur eines geringfügigen, kaum zu bemerkenden Eindrucks bedarf, um plötzlich ſein urſprüngliches Naturel wieder in ihm aufzuwecken; es iſt nicht genug, daß man es nicht Hunger leiden läßt, und es nicht durch ſchlechte Behandlung in Zorn bringt, ſondern man muß auch beſtändig gegen eine ſolche plötzliche Rückkehr zu ſeiner angebornen Wildheit, die vielleicht oft nur durch ein in ihm erwachendes unbemerkbares Gefühl von dem Verluſte ſeiner Freiheit und ſeiner jetzigen Gefangenſchaft bewirkt wird, ſorgfältig auf ſeiner Hut ſeyn.

Die Löwinn, von welcher hier eine Abbildung beigefügt worden, war eben ſo zahm, wie die, welche den jungen Hund zum Gefährten ihrer Gefangenſchaft hatte; allein ſie hatte vor der letzteren das Glück voraus, daß ſie von dem männlichen Löwen vorgezogen wurde. Sie iſt gegenwärtig ungefähr 7 Jahr alt, und hatte erſt ein Alter von 18 Monaten, als ſie, zugleich mit dem bei ihr befindlichen Löwen, der von gleichem Alter mit ihr, und wahrſcheinlich auch von der nemlichen Mutter zu gleicher Zeit geworfen worden iſt, in einer Falle gefangen wurde. Dieſer Umſtand, und die Gewohnheit, von dem erſten Anfang ihrer Exiſtenz an, immer beiſammen zu ſeyn, hat wahrſcheinlich nicht wenig zu der gegenſeitigen Zuneigung, die ſie für einander empfinden, beigetragen. In einem Walde nahe bei Konſtantina, an der Nordküſte von Afrika, hat die Gefangenſchaft dieſer beiden Löwen ihren Anfang genommen;

und ein Jahr nachher wurden ſie vom Herrn Felix Caſſal, einem der Wächter in der Menagerie des Muſeums, der eben damals auf Befehl der Regierung in der Barbarei herumreiſte, um ſeltene und merkwürdige Thiere einzukaufen, für das Muſeum erſtanden, und einige Monate ſpäter nach Paris geführt. Da man ſchon den Fall gehabt hatte, daß in der Menagerie zu Florenz Löwen geboren worden waren; da auch zu Neapel eine mit einem Löwen eingeſchloſſene Löwinn, Junge geworfen hatte, da ferner auch ſchon in England junge Löwen zur Welt gekommen waren, ſo hoffte man, daß auch dieſe 2 aus Afrika gebrachten Löwen ſich begatten, und Junge hervorbringen würden; wirklich ſah man ſich auch in dieſer Hoffnung nicht getäuſcht.

Als die Löwinn 6 Jahr alt war, ſo wurde ſie hitzig. Die Kennzeichen davon waren die nemlichen, wie bei unſerer Haus-Katze, welche die einzige Art von ihrer ganzen Gattung iſt, die man bis jetzt hat können beobachten und genau kennen lernen. Der Löwe belegte ſie, und dies geſchahe ebenfalls auf die nemliche Art, wie bei den Katzen; wie bei dieſen, ſtieß auch die Löwinn ein lautes klägliches Geſchrei dabei aus. Sie wurde hierauf trächtig, allein nach 2 Monaten verwarf ſie, und brachte 2 unreife Junge zur Welt, die durchaus kahl und ohne Haare waren. Ein und zwanzig Tage nach dieſem Verwerfen wurde ſie abermals hitzig und belegt. Bald konnte man deutlich wahrnehmen, daß ſie trächtig war, und nach 108 Tagen brachte ſie 3 männliche Löwen zur Welt.

Jeder von dieſen 3 jungen Löwen war 5 Tage nach ſeiner Geburt von der Stirne an bis zur Wurzel des Schwanzes ungefähr 1 Fuß lang, und dieſer letztere maß von hier an bis zur äußerſten Spitze beinahe 6 Zoll. Als ſie geboren wurden, hatten ſie durchaus keine Mähne am Halſe, und ſeitdem hat man auch wirklich die ſichere

Erfahrung gemacht, daß dieſe ſowohl am Halſe, als um das Geſicht der männlichen Löwen herum nicht eher zum Vorſchein kommt, als wenn dieſelben das Alter von drei oder viertehalb Jahr erreicht haben, und daß ſie, von dieſem Zeitpunkt an, mit dem Alter des Thiers immer mehr zunimmt. Außerdem hatten auch die 3 junge Löwen den Büſchel Haare nicht an der Spitze des Schweifes, der ſowohl bei den männlichen, als weiblichen Löwen als ein karakteriſtiſches Kennzeichen ihrer Art gefunden wird. Sie waren ſämmtlich mit wollartigen Haaren bedeckt, die aber nicht die Farbe von den Haaren ihres Vaters hatten, ſondern auf einem grau- und braunroth gemiſchten Grunde mit einer Menge kleiner dunkelbraunen Streifen überzogen waren, die man beſonders über den Rücken hinunter ſehr deutlich erkennen konnte; ſie durchſchnitten hier in der Queere eine, von der Mitte des Kopfes an, der Länge nach, bis zur Spitze des Schweifes fortlaufende Linie. Die jungen Löwen haben folglich eine eigenthümliche Farbe; je älter ſie aber werden, deſto mehr verliert ſich dieſe Farbe, und ſie werden den Alten gleich. Die Jungen, in der Menagerie des Muſeums gebornen Löwen, von denen hier beſonders die Rede iſt, hatten jedoch, da ſie ſchon einen vollen Monat alt waren, noch immer dieſe lange Linie über dem Rücken, ſo wie auch die ſämmtlichen Queerſtreifen, und die beiliegende Tafel ſtellt ſie auf das getreueſte vor, wie ſie in dieſem Alter ausſahen.

Im November 1801 kamen dieſe jungen Löwen auf die Welt; im folgenden Jahre brachte die Löwinn abermals 2 junge Löwen zur Welt. Sie war mit denſelben ungefähr eben ſo lange trächtig, als ſie es vorher mit den 3 jungen Löwen geweſen war, ſo daß wir nun mit Beſtimmtheit wiſſen, daß die Löwinn ihre Jungen nicht länger trägt, als 108 Tage, oder etwas über viertehalb Monate. Die Katze trägt die ihrigen gewöhnlich 55 bis

56 Tage, und folglich beinahe halb ſo lange, als die Löwinn.

Nicht lange nach der Geburt dieſer beiden letztern weiblichen Löwen waren die 3 männlichen, damals ungefähr 8 Monate alten Löwen, ſchon ſehr böſe und wild geworden, und beſonders war der eine von ihnen, den man verſchnitten hatte, um zu ſehen, was dieſe Operation auf ein ſo ſtarkes und furchtbares Thier für eine Wirkung hervorbringen würde, weit ſchwerer zu behandeln, als die beiden andern; als ihn einmal Herr Felix Caſſal mit Gewalt im Garten des Muſeums herumführen wollte, packte ihn der junge Löwe im wüthendſten Zorn beim Arm, und zerriſſ ihm das ganze Kleid. Unglücklicher Weiſe kann man aber an keinem von dieſen 3 Löwen die weitere Entwickelung ihres Naturels mehr beobachten, denn ſie ſind alle 3, ſo wie auch die beiden jungen Löwinnen vom zweiten Wurf, geſtorben, und zwar wahrſcheinlich insgeſammt am Zahnen, einer Operation der Natur, die bekanntermaßen für alle wilde, in der Gefangenſchaft lebende Thiere, äußerſt gefährlich iſt. Der verſchnittene Löwe war der zweite, der ſtarb.

Der Vater und die Mutter dieſer jungen Löwen zeigen viel Anhänglichkeit an ihren Wächter, und ſind ſo zahm, daß ſie ihm auf jedes Wort, und faſt auf den Wink gehorchen. Nur allein in der Zeit, wenn die Löwinn hitzig iſt, geräth der Löwe in eine ſolche Wuth, daß auch Caſſal es alsdann nicht wagen durfte, ſich ihm zu nähern.

Uebrigens freſſen die ſämmtlichen Löwen und Löwinnen in der Menagerie nur einmal in 24 Stunden; eine Portion, die man ihnen jedesmal giebt, beſteht in 8 bis 10 Pfund Fleiſch, und in 2 Maaß Waſſer. Das Brüllen der Löwen beſteht aus einzelnen lang gezogenen, rollenden Tönen, die zuweilen mit ſcharfen ſchneidenden Tönen untermiſcht ſind. In Rückſicht der Dauer und der

Stärke iſt daſſelbe ſehr verſchieden, je nachdem nemlich das Thier zornig iſt, von Hitze oder Kälte leidet, oder ſich, was ſehr häufig der Fall iſt, über den mehr oder weniger ſtarken Wiederhall ſeines eigenen Brüllens ärgert. Der männliche Löwe im Muſeum fängt ſogleich beim Anbruch des Tages regelmäßig an zu brüllen, die ſämmtlichen Löwinnen folgen ſeinem Beiſpiel nach, und dieſes furchtbare Gebrüll dauert ungefähr 10 Minuten lang ununterbrochen fort. Nach ihrer Mahlzeit fangen ſie dieſes wunderliche Concert von neuem an, und man ſollte faſt glauben, daß ſie in dieſen zwei Epochen durch ihr Gebrüll das Vergnügen zu erkennen geben wollen, das ſie über das Wiedererblicken des Tageslichtes oder über die Befriedigung des Hungers empfinden. Außerdem brüllen ſie gewöhnlich nur, wenn das Wetter ſich ändert, oder wenn einmal ihr Wächter ſich beſonders lange nicht bei ihnen hat ſehen laſſen.

Im Zuſtande der Freiheit verläßt der Löwe gemeiniglich nur in der Nacht ſeine Höle, weil theils die brennend heißen Sonnenſtrahlen ſeinen Augen, die eben ſo empfindlich, wie die der Katzen ſind, ſchaden könnten, theils auch, weil es ihm leichter wird, eine Beute zu ertappen, doch in der Gefangenſchaft kann er die Dunkelheit nicht benutzen, um auf Beute auszugehen, und ſeine Logen ſind während des Tages auf eine ſolche Art gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt, daß dieſelben ſeinen Augen nicht wehe thun können; aus dieſem Grunde ſchlafen auch die ſämmtlichen Löwen in der Menagerie des Muſeums regelmäßig die ganze Nacht hindurch.

Der Unrath dieſer Thiere iſt ganz wie der von den Katzen, und außerordentlich ſtinkend. Der männliche Löwe entledigt ſich deſſelben nur einmal des Tages; ſein Urin iſt ebenfalls ſehr ſtinkend, ſo wie der von den Löwinnen; allein ſein Athem hat den ſtarken und unange-

nehmen Geruch nicht, den einige Schriftſteller ihm bei- gelegt haben.

Die eben beſchriebene Löwinn iſt von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes 5½ Fuß lang, und der Schwanz ſelbſt hat eine Länge von bei- nahe 3 Fuß.

Dicht neben dieſer ziemlich zahmen Löwinn befindet ſich eine andere, die im Innern von Afrika, und in einer weit größern Entfernung von allen, von Menſchen be- wohnten Ländern, als die übrigen Löwinnen, in der Me- nagerie gefangen worden iſt, denn ſie ſoll, nach der Ver- ſicherung des Herrn Caſſal, aus dem Innern der uner- meßlichen Wüſte Sahara her ſeyn. Dieſe iſt von einer ungeheuren Wildheit, und hat bis jetzt durch keine Art von Mitteln gezähmt werden können. Dieſe Thatſache ſcheint die Behauptung Büffons und anderer Naturfor- ſcher zu beſtätigen, nach welcher alle Löwen, die in einer weiten Entfernung von Menſchen, und beſonders in den unermeßlichen glühend heißen Sandwüſten von Aſien und Afrika leben, einen weit größeren Grad von Stärke, Muth und Wildheit beſitzen.

Der Tiger. (Tigris.)

Der eigentliche Königstiger, oder der Tiger von Ben- galen iſt wohl das blutgierigſte unter den Raubthieren, denn nicht, wie der Löwe, von Hunger getrieben, ſondern aus wahrhafter Mordluſt erwürgt er, und verſchlingt, wie unſer Kater, (gewiß von der Natur wohlberech- net,) ſeine eigenen Jungen, und ſogar Menſchen fürchtet er ſo wenig, daß er vielmehr in die Schaaren der Jäger einbricht. Er iſt größer, als der Löwe. Auf dem gelb- lich braunen Felle laufen über den ganzen Leib, und ſelbſt über den langen Schwanz, ſchwarzbraune Quer- ſtreifen hin.

Aſiens warme Striche ſind ſeine Heimath, wo er

ſich in Wäldern im Dickicht und an Flüſſen, ſelbſt im Schilfe aufhält. Trotz ſeiner wilden Natur kann er doch einigermaßen gezähmt werden. Ein Wärter durfte mit ſeinem Tiger faſt wie mit einem Hunde ſpielen. — So kühn er iſt, erſchrickt er doch vor unerwarteten Erſcheinungen. Eine Geſellſchaft ſaß an einem Fluſſe in Bengalen. Unbemerkt ſchlich ein Tiger heran, ein Frauenzimmer bemerkte ihn glücklich, als er eben im Begriff war, auf Einen in der Geſellſchaft den tödtlichen Sprung zu thun, ſchob ſchnell ihren Sonnenſchirm auf, und hielt ihm denſelben entgegen. Der Tiger erſchrak, und floh aufs ſchnellſte davon. — Ein Ruſſiſcher ſchlafender Trompeter (es war im Kriege gegen Perſien) erwachte gerade, als ihn ein Tiger überfallen wollte, griff in der Angſt nach ſeiner Trompete, ſtieß hinein, und — der Tiger entfloh. Selbſt den geübteſten Jägern gelingt es nicht leicht, ihn zu erlegen, denn wenn er auch getroffen iſt, ſo ſchützt ihn die Elaſtizität ſeines Felles, wenn die Kugel nicht gerade einen beſonders zarten Theil des Körpers trifft, wo zugleich die Haut dicht anliegt. — Er wird durch den Schuß, der ihn nur leicht verwundet, wüthend, und dringt auf die Jäger ein, welche nur des Pferdes Schnelligkeit rettet, das ohnedies durch die Furcht vor dem ſchrecklichen Thiere getrieben wird. Nur im Sprung iſt der Tiger furchtbar, denn er ſpringt — bis 12 Fuß — aber nicht im Lauf, und ſo kann ihm das Pferd entkommen. Das Thier mißt ohne Schwanz mehr, als 10 Fuß, und iſt ſo ſtark, daß es einen Büffel ſo leicht davon trägt, als wäre es keine Laſt. Im Schwimmen iſt er, ganz gegen die Katzennatur, höchſt geſchickt. Man macht Jagdparthien auf abgerichteten Elephanten gegen ihn, mit welchen einige Jäger in den Fluß ſelbſt hineingehen, indem andere Jäger ihn auf leichten Booten verfolgen.

Dieſe ſonſt ſeltenen Thiere ſind in Bengalen in

großer Zahl vorhanden. Ein Engländer, der an einem Fluſſe auf die Tigerjagd ging, erlegte 23 in einer Woche. Uebrigens iſt oft der eigentliche Tiger mit den ihm verwandten Arten verwechſelt worden, und die ſogenannten Tigerdecken ſind meiſtens von Panthern und Leoparden. Hier einige Beiſpiele von ſeiner gewaltigen Stärke:

Ein ziemlich großer Tiger brach aus ſeinem Kerker hervor, warf ſich über ſeinen Wärter hin, und packte ihn mit den Krallen, ohne ihn jedoch weiter zu beſchädigen. Aber ein Mitwärter holte eine Büchſe herbei, ſchoß auf den Tiger, und das grimmige Thier zerriß ſeinen Wärter in dem Augenblicke, da es tödtlich getroffen war.

Ein junger Tiger wurde aus Bengalen mit nach England genommen, und gewöhnte ſich ſo ſehr an die Matroſen, daß ſie alle mit ihm ſpielten. Mit den Hunden ſpielte er Fang=Ball, wobei ſich dieſe ſehr übel befanden. — Indeſſen wagte es niemand, ihm etwas zu Leide zu thun; nur der Schiffszimmermann, dem er ein tüchtiges Stück Fleiſch genommen hatte, prügelte ihn einmal wacker durch, und nahm ihm das Fleiſch wieder aus dem Rachen, ohne daß ſich der Tiger widerſetzte. — Nach 2 Jahren fand der Schiffszimmermann dieſen Tiger in einem Käfig. Der Tiger erkannte ſeinen alten Schiffskameraden, mit vielen Zeichen der Freude. Der Schiffszimmermann, obwohl ſorgfältig von Allen abgemahnt, ſtieg zu dem Tiger in den Käfig hinein, — und ſiehe, er wurde von demſelben mit großer Liebe heftig umarmt. Aber das Thier wollte ihn nicht wieder loslaſſen. Es koſtete viel Mühe, den Mann von dieſer gefahrvollen Umarmung frei zu machen.

Der Panther, Parder, Leopard, Unze, Syoh=guſh.
(Pardus.) Fig. 8.

Dieſe Thiere ſind in Hindoſtan, und der erſtere iſt auch in Afrika zu Hauſe. Der Leopard hat zugerun=

dete ſchwarze Flecken auf gelbem Grunde; die **Unze** ſchwärzliche unregelmäßige Flecken, und der eigentliche Jagd-Leopard hat einen hellern Grund und eine Mähne. Der **Panther**, nur in Afrika zu Hauſe, wird für gröſser ausgegeben, als die andern, und iſt auf dem Rücken und an den Seiten mit unregelmäßigen ſchwarzen Flecken gezeichnet. Der beſtimmte und genaue Unterſchied dieſer Thiere unter einander, ſowohl der Größe als der Abzeichnung nach, ſteht noch nicht feſt. In der Lebensart ſind ſie den vorigen ganz gleich, ſtehen ihnen aber an Größe und Stärke weit nach.

Man zähmt Leoparden und Unzen ſo weit, daß man ſie zur Jagd der Antilopen gebrauchen kann. Beſonders ſoll die gutmüthigere Unze zur Jagd am tauglichſten ſeyn. Der Jäger zieht ihnen eine Kappe über's Geſicht, und nimmt ſie mit ſich hinten aufs Pferd, nimmt ihnen, wenn eine Antilope naht, die Kappe ab, worauf das Thier zu derſelben hinſchleicht, zuſpringt, und ihr die Augen ausreißt, ſo daß es leicht iſt, das Wild zu erlegen. Mißlingt der Unze der Sprung, ſo ſchleicht ſie beſchämt zum Jäger zurück. Eine Art Leopard aber ſoll das Wild wie ein Hund verfolgen. Die Unzen führt man in Hindoſtan zur Jagd, auch in Kaſten mit, welche auf Rädern ſtehn, und läßt ſie heraus, wenn Antilopen aufgetrieben ſind.

Von den größern Leoparden muß es eine Art mit ganz ſchwärzlichem Körper geben, und dunklern Stellen darauf. Eine andere dunkle Art hat zwiſchen den Augen ein paar weiße Streifen, einige gelbliche Flecke am Leibe, und einen geringelten Schwanz.

Der **Syoh-gush**, oder das **Schwarzohr** in Hindoſtan (Felis Caracal), ſcheint wohl mit dem Luchs am verwandteſten, und iſt vielleicht daſſelbe Thier, was man ſonſt, wie der Name auch anzeigt, Karakal nennt,

oder eine ſehr verwandte Art. Das Thier hat nur eine bräunlich gelbe Farbe, ohne Flecken darauf, und ſchwarze Haarzöpfe an den langen Ohren, und gehört, ſeiner geringen Größe ungeachtet, zu den kühnſten und gewandteſten, und daher dem Jagdwilde furchtbarſten Thieren. Es bietet ſelbſt dem Königs-Tiger Trotz. —

Der Marattenfürſt Hyder Ali, der Thierkämpfe liebte, ließ einen Syoh-guſh gegen einen Königs-Tiger im umzäunten Kampfplatz los. Der Tiger ſtürzte ſogleich auf ſeinen ſchwachen Gegner, aber dieſer wich ihm keineswegs aus, ſondern drückte ſich auf den Boden nieder, und ließ den Sprung des Tigers über ſich hingehen. Dieſen Augenblick benutzte er, ſaß pfeilſchnell dem Tiger auf dem Rücken, und zerfleiſchte ihm das Genick. Der Tiger wälzte ſich auf den Sand, den Gegner zu erdrücken, aber dieſer rettete ſich durch einen ſchnellen Sprung, erneuerte den Kampf unter grellem Geſchrei, und beſiegte das große Thier, indem er ſelbſt mit einigen Wunden und Quetſchungen davon kam.

Der Jaguar oder Amerikaniſche Tiger.
(Onca.) Fig. 9.

Der Jaguar iſt es, welchen man unter dem Tiger verſtehen muß, von welchem Reiſende in Amerika ſprechen. Er hat die Größe des Afrikaniſchen und Oſtindiſchen Panthers, und eine bräunlich gelbe Grundfarbe, auf dem Rücken einen langen ſchwarzen Streifen, und an den Seiten Reihen von unregelmäßigen Flecken von gleicher Farbe, welche aber in der Mitte die Grundfarbe zeigen; an den Schenkeln und Beinen ſind die Flecke durchaus ſchwarz; Bruſt und Bauch ſehen weißlich aus.

Die Heimath des Jaguars ſind die wärmern Theile des ſüdlichen Amerika. Dort iſt er das furchtbarſte Raubthier, welches den Heerden großen Schaden zufügt, und bisweilen, vermuthlich aber nur gereizt, oder im Hun-

ger, ſogar Menſchen anfällt. Man erzählt, daß er nicht ſelten mit dem Amerikaniſchen Krokodil in Kampf gerathe. Dieſes liegt häufig am Ufer der Flüſſe, und faßt den Jaguar, wenn er zum Trinken dahin kommt, beim Kopf, wogegen dieſer ihm die Klauen in die Augen ſchlägt. Gemeiniglich ſoll der furchtbare Kampf damit endigen, daß das Krokodil den Jaguar in's Waſſer hinabzieht, und erſäuft. Er iſt ſo ſtark, daß er ein Pferd oder einen Ochſen, den er erjagt und erwürgt hat, in einen Wald, oder ſchwimmend durch einen Fluß ſchleppt, und in Sicherheit bringt. Er lebt vorzüglich in Braſilien. Eben da lebt der Jaguarundi, eine große, wilde Katzenart, 1 Elle lang, mit einem 13 Zoll langen und ſehr dicken Schwanze, der gut klettert, und kleineres Wild erwürgt.

Die Katze. (Felis.)

In beiden Kinnladen befinden ſich 6 gleiche ſpitzige Vorderzähne. Die Eckzähne ſind einzeln, lang und keilförmig. Auf jeder Seite ſtehen 3 zackige Backenzähne. Die Zunge iſt rauh, mit rückwärts gekehrten Spitzen.

An den Vorderfüßen befinden ſich 5, an den Hinterfüßen 4 Zehen, welche mit krummen ſpitzigen, zum Raube dienlichen Krallen bewaffnet ſind, die in häutigen Scheiden liegen, um durch das beſtändige Gehen nicht abgenutzt zu werden; ihre Fährte iſt daher rund und geſchränkt, d. h. die Fußſtapfen liegen im Zickzack hinter einander.

Der Kopf iſt faſt rund, und nicht ſo vorwärts geſtreckt, als bei der vorigen Gattung. Die Naſenlöcher ſind klein; die untere Lippe kürzer, als die obere. Die Augen blitzen im Dunkeln, und haben einzelne lange Haare zur Seite. Die Ohren ſind zugeſpitzt. Der Schwanz iſt faſt immer lang.

Die Thiere dieſer Gattung ſind meiſt alle grauſame

fürchterliche Raubthiere. Die Weibchen haben 8 Saugwarzen.

Es giebt bei uns nur 2 Arten.

1. Die Katze. (Felis catus.)

Der Schwanz iſt lang und geringelt, der Rücken geſtreift oder getigert. Der Kopf dieſer Thiere iſt rund, das Geſicht platt, die Schnauze kurz und abgerundet, das Maul klein, die Naſe vorne, wo ſie kahl iſt, dreieckig, in der Mitte durch eine ſenkrechte Furche getheilt. Um die Lippen ſtehen 5 Reihen Barthaare, um das Maul bei'm Durchſchlüpfen durch enge Löcher vor Verletzung zu bewahren, und die Biſſe der Ratten und Wieſeln abzuhalten. Die Ohren ſind zugeſpitzt, inwendig kahl, aufgerichtet, gerade vorwärts geöffnet, und vor- und rückwärts beweglich. Die Augen ſtehen weit vor, und ſind grünlich gelb. Der Stern erweitert ſich nur in der Dunkelheit, wo er wie Feuer blitzt, und ihnen bei ihrem Rauben vielleicht den Weg erhellet. Wahrſcheinlich wird dies Blitzen durch eine elektriſche Materie erzeugt, die im Auge befindlich iſt. Die Backen ſind dick, der Hals ſtark und rund, der Körper lang, und etwas gewölbt, im Sprung aber ausgeſtreckt. Der Schwanz iſt kürzer, als der Leib, gegen die Spitze hin dünner, mit großer Federkraft zum Springen verſehen, und ſteht gewöhnlich aufwärts. Die Füße ſind kurz und ſtark.

In ihren Handlungen zeigen die Katzen Liſt und Klugheit, und verrichten ſie alle mit einer beſonderen Leichtigkeit. Sie unterſcheiden ſich in ihrem natürlichen und freien Zuſtande durch ihren dicken Schwanz, und durch die langen Streifen, die ihnen queer über den Rükken gerade, und nach den Seiten zu gewunden laufen.

Das Weibchen iſt allezeit ſchlanker, hat eine ſpitzigere Schnauze, und nicht die dicken Backen des Katers. Dieſe Thiere haben die Gewohnheit, ihren ſtinkenden Koth

zu verſcharren. Ihr Mauen, Schnurren, Schreien und Ziſchen iſt höchſt widrig. Sie mauen, wenn ſie etwas verlangen, ſchnurren, wenn ſie ruhen, ziſchen, wenn ſie zornig ſind, und die Affekten, welche bei der Brunſt abwechſeln, drücken ſie durch alle die obigen, und noch andere, dem Kindergeſchrei ähnliche Töne aus. Sie können ein Alter von 18 Jahren erreichen. Es giebt 2 Raſſen.

a) Die zahme Katze. (Felis catus domesticus.)

Die Hauskatze ſtammt aus der Wildniß, und iſt, wie der Hund, durch die häusliche Erziehung und den Umgang mit Menſchen, ein zahmes Hausthier geworden. Sie iſt jetzt beinahe auf der ganzen Erde, die kälteſten Zonen ausgenommen, verbreitet. Gewöhnlich iſt ihre ganze Größe $1\frac{3}{4}$ Fuß, ihr Schwanz $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, und ihre Höhe faſt 1 Fuß.

Ihrer Beſtimmung nach ſollte ſie am Tage ſchlafen, und des Nachts wachen, allein in der menſchlichen Geſellſchaft wird dieſe Ordnung der Natur geſtört. Sie ruhet, ſitzend auf den Hinterfüßen, und ſchlägt den Schwanz um die vordern, oder liegend auf allen vieren, und biegt die Vorderfüße ein. Ihr Schlaf iſt leiſe und kurz. Ihr Geſicht und Gehör ſind überaus ſcharf und fein, und ſie mußte dieſe Eigenſchaften haben, wenn ſie den Endzweck des Schöpfers erfüllen, und in den dunkelſten Winkeln unſere und ihre Feinde, die Mäuſe und Ratten, ausſpähen und vertilgen ſollte. Deſto ſchlechter aber iſt ihr Geruch, daher ſie ihren Raub nicht, wie andere Raubthiere, auswittern kann. Ihr Gang iſt ſehr leiſe, und geſchieht mit eingezogenen Krallen. Flieht ſie vor etwas, ſo kehrt ſie die Augen abwärts. Im Laufen und Springen iſt ſie ſchnell und leicht, wozu ihr der lange Schwanz ſehr dienlich iſt, kann aber nicht lange ausdauern. Sie

kann ſehr geſchickt klettern, ſpringt von einem Baume zum andern, und geht über die ſchmahlſten Latten und Stangen. Stürzt ſie, indem ſie unvorſichtig einen Raub erhaſchen will, von einem hohen Baume oder Hauſe, oder wird ſie von hohen Orten herabgeſchleudert, ſo fällt ſie ſich ſelten todt, ſondern ſteht, da ſie während des Fallens mit gebogenem Rücken beſtändig einen halben Zirkel in der Luft beſchreibt, wenn ſie auf die Erde kommt, auf allen vier vorgehaltenen Beinen, ſchüttelt ſich einigemal, und läuft mehrentheils unbeſchädigt davon. Der Schwanz kommt ihr hierbei ſehr zu ſtatten, ſteht gerade in die Höhe, und vertritt die Stelle des Ruders.

Ihre ſchöne Geſtalt, Reinlichkeit und ſchmeichelndes Weſen macht, daß man ſie als Hausthier liebt, ob ſie gleich die Treuherzigkeit und Gelehrigkeit des Hundes nicht beſitzt. Ihr Naturel, das ſich ſo oft in Falſchheit, Tücke und Genäſchigkeit äußert, bleibt immer daſſelbe, und zeigt ſich, wenn ſie von ungefähr in die Wildniß kommt, wieder in ſeiner ganzen Stärke.

Merkwürdig iſt es, daß viele Funken kniſternd aus ihren Haaren ſpringen, wenn man ihr im Dunkeln mit der trocknen Hand vom Schwanz nach dem Kopfe zu über den Rücken hinfährt. Sie pflegt ſich, wenn ſie ſich verunreinigt hat, mit ihren Vorderpfoten zu kämmen und zu waſchen, welches von manchen Perſonen für ein Zeichen der Veränderung des Wetters gehalten wird.

Die Farbe iſt, wie bei den meiſten Hausthieren, verſchieden. Es giebt weiße, ſchwarze, braune, aſchgraue, gelbe, graugeſtreifte und ſcheckige Katzen. Derjenige Kater, der drei verſchiedene Farben hat, wird für vorzüglich ſchön gehalten, und iſt eine Seltenheit, ſo wie der ganz blaue.

Ob die zahmen Katzen gleich zu den Hausthieren gezählt werden, ſo ſind ſie es doch im Grunde nur halb, denn ſie halten ſich nur zu demjenigen Herrn, und blei-

ben nur in denjenigen Häuſern, wo es ihnen am beſten gefällt, und die Meiſten gewöhnen ſich an ein oder mehrere Häuſer, aber nicht an die Bewohner derſelben. Zu bewundern iſt, daß man dieſe Thiere 1 bis 2 Meilen weit von ſich entfernen kann, und dennoch finden ſie ihren alten Wohnort, wo ſie ſich wohl befanden, wieder auf.

Da es fleiſchfreſſende Thiere ſind, ſo iſt ihre liebſte Nahrung Fleiſch, doch genießen ſie auch ſonſtige Menſchenkoſt. Wegen ihrer kurzen und ſchlecht geordneten Zähne ſuchen ſie gern die zarteſte Fleiſchnahrung auf. Zu ihrem Tranke mögen ſie gern Milch, und ſaufen ſehr oft, mit der Zunge leckend, wie die Hunde. Wegen der großen Feindſchaft, die ſie gegen das Mäuſegeſchlecht haben, kann man ſie beinahe in keiner Haushaltung entbehren. Den Gärten werden ſie nützlich, weil ſie den Feldmäuſen, Reitmäuſen und Maulwürfen auflauern. Da ſie aber die Natur mit Leichtigkeit und ſcharfen Klauen verſehen hat, ſo können ſie auch die Bäume beſteigen, und nehmen da den Vögeln die Neſter aus; die Taubenſchläge müſſen vor ihnen wohl verwahrt werden.

Sie jagen auch junge Haſen; daher an manchen Orten das Jagdgeſetz noch gültig iſt, daß den Katzen die Ohren entweder geſtutzt, oder geſchlitzt werden müſſen, weil ſie die Näſſe des Graſes und Gebüſches, welche ihnen ihre empfindlichen Ohren befeuchtet, und ein Kitzeln darin verurſacht, von dieſer Jagd zurückhält. So ſehr ſie auch das Waſſer ſcheuen, ſo gehen ſie doch den Fiſchen und Fröſchen an ſeichten Bächen nach. Um ihren Raub feſtzuhalten, kommt ihnen ihre rauhe Zunge ſehr zu ſtatten. Bei großem Hunger (hiervon hat man Beiſpiele) fallen ſie Kinder und Leichname an.

Die Art, ihre Beute zu erlangen, iſt bekannt genug; ſie ſchleichen nemlich an dieſelbe mit niedergebogenem geſtrecktem Leibe, liegen dann ſtill, wedeln mit dem

Schwanze, zielen, und ſuchen ſie durch einen Sprung mit ihren Klauen zu erhaſchen. Gelingt der Sprung nicht, ſo iſt die Maus oder das verfolgte Thier von ihren Verfolgern befreit.

Sie kauen langſam und ſchwer, und ſchütteln den Kopf, ſo oft ſie etwas feuchtes nehmen.

Den Geruch einiger Kräuter, als der Katzenmünze, des Baldrians, und vorzüglich des Marumverums lieben ſie ſo ſehr, daß ſie ſich vor Vergnügen auf demſelben wälzen, ſie zerbeißen und ausſcharren. Hingegen verabſcheuen ſie den Geruch der Raute ſo ſehr, daß ſie nichts freſſen, was damit beſtrichen iſt, und auch dadurch von Taubenſchlägen und andern Orten, wo ſie Schaden verurſachen, abgehalten werden können.

Die zahmen Katzen begatten ſich des Jahres gewöhnlich zweimal, und, wo ſie Gelegenheit haben, auch mit den wilden. Die Mutter trägt gewöhnlich 55 Tage, und wirft an dem erſten beſten Platz, wo ſie weich liegen kann, drei bis zwölf blinde Junge, trägt ſie, wenn ſie Menſchen und Thiere bei ihnen bemerkt, und beſonders vor dem Kater, der zuweilen ſeine eigenen Kinder frißt, am Halſe von einem Orte zum andern, und ſäugt ſie eine lange, aber unbeſtimmte Zeit. Wenn ſie Mißgeburten zur Welt bringt, ſo frißt ſie ſie gewöhnlich auf. Die Jungen ſind 9 Tage blind, und in ihrer Jugend poſſierliche und luſtige Thierchen, lernen allerhand Künſte, und können im erſten Jahre ſchon wieder ihres Gleichen zeugen. Zur Zucht wählt man gern die Maikatzen, weil ſie einen ſchönen großen Wuchs erhalten, und diejenigen, welche ſchwarze Pfoten haben. Sie ſind ungefähr im achtzehnten Monate ausgewachſen.

Sie tödten nicht allein Hausmäuſe und Ratten, ſondern auch Wieſeln, Feldmäuſe, Waſſerratten und Maulwürfe, und ſind deswegen beſonders auf den Schiffen ganz unentbehrlich, wo ſich immer Ratten und Mäuſe

in Menge einſchleichen. Sie freſſen auch ſchädliche Raupen und Schmetterlinge.

Das Katzenfleiſch iſt eßbar, und ſoll ſo ſüß wie Kaninchenfleiſch ſchmecken, das Gehirn ſoll aber giftig ſeyn.

Der Balg iſt gut zu Unterlagen bei Geſchwülſten, und man braucht ihn auch zu Aufſchlägen der Kleider, und zu Wintermützen für die Landleute. Bei den Chineſern iſt er ein vorzügliches Pelzwerk, welches ſie gern von den Ruſſen kaufen. Die elektriſche Kraft der Katzenbälge hat man in neuern Zeiten ſehr gut anzuwenden gewußt, indem man dieſelben cylinderförmig aufſpannt, und an der Elektriſirmaſchine ſtatt des Glascylinders oder der Glasſcheibe braucht, oder auch einen Cylinder von Flanell damit reiben läßt.

Das Fett wird von den Wundärzten als zertheilend gerühmt, ſonſt braucht man nichts mehr von ihnen in der Medicin.

Ihre Gedärme geben Saiten zu muſikaliſchen Inſtrumenten.

b) Die wilde Katze. (Felis Catus sylvestris.)

Im Thüringer Walde trifft man dieſe Art Raubthiere einzeln an, ſonſt bewohnen ſie ganz Europa (die kälteſten Gegenden ausgenommen) und das nördliche Aſien und Afrika. Karakter und Naturel haben ſie völlig mit den zahmen Katzen, da ſie die Stammältern derſelben ſind, gemein, und laſſen ſich daher leicht, auch wenn ſie alt ſind, zähmen.

Ein etwas weniger platt gedrückter Kopf, längerer Hals, überall gleich dicker Schwanz, ſehr feines langes Haar, mit einzelnen ſteifen Haaren vermiſcht, ſteifere Ohren, und vorzüglich Größe und Farbe machen zwiſchen beiden Raſſen den auffallendſten Unterſchied. Sie ſind gewöhnlich noch einmal ſo groß und drüber, als jene.

Ihre

Ihre Länge iſt ungefähr 3 Fuß; ihre Höhe $1\frac{1}{4}$ Fuß, und ihre Schwere 16 Pfund.

Alle Männchen, und beſonders die Weibchen, haben nicht die nemliche Größe, und auch die Farbe iſt verſchieden, ſo daß einige, ſtatt des gewöhnlichen röthlichen Grundes, grauen haben, und ſtatt der ſchwarzen Streifen, ſchwarze Flecken; ſonderlich ſind die Weibchen mehrentheils von Farbe grau.

Auch dadurch unterſcheiden ſie ſich von den zahmen merklich, daß die Haare 2 bis 3 Zoll lang, und die Pfoten inwendig allezeit ganz ſchwarz ſind. Am Schwanze haben ſie in einer Drüſe eine ſtinkende öhlichte Feuchtigkeit. Geſicht und Gehör ſind vorzüglich ſcharf.

Sie bewohnen gern die dicken Wälder, Felſenritzen, hohlen Eichen, und ſuchen die leeren Dachs- und Fuchsbaue zu ihren Winterquartieren auf. Man findet ſie auch nicht ſelten im Winter an Teichen, die zugefroren ſind, im Rohr, oder in Löchern unter dem Ufer.

An dem Federwildpret thun dieſe Katzen großen Schaden. Junge und alte Vögel, ſonderlich Faſanen, Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner und Rebhühner müſſen unter ihren Krallen ſterben, ja ſie wiſſen die Vögel ſogar aus den Baumhölen zu ziehen. Von einem Baume herab, welchen ſie mit der größten Leichtigkeit und Geſchwindigkeit beſteigen, erhaſchen ſie durch einen Sprung eine vorbeiwandernde Maus. Sie erlegen junge Rehe, Haſen, Kaninchen, und ſind in dieſer Rückſicht der Wildbahn ſchädlicher, als die Füchſe. In moraſtigen Orten, an großen Seen, Teichen und Flüſſen, gehen ſie im Schilfe nicht allein der Brut der Waſſervögel, Enten und Taucher nach, ſondern ſuchen auch die Fiſche auf, die bei Ablaſſung ſolcher Gewäſſer ſich verſchlagen. Sie fangen mit großer Behendigkeit Hamſter, Maulwürfe und Feldmäuſe. Im Winter beſuchen ſie die Dörfer, um Hühner, Tauben u. dergl. zu rauben.

Ihr dicker Balg giebt gutes Unterfutter, und Mützenbräme, und nützt wegen ſeiner großen Elektrizität beim Elektrophor und der Elektriſirmaſchine. Als Unterfutter zu Bruſttüchern, von feiſten Perſonen getragen, ſoll er zehren, und in gichtiſchen Zufällen, bei Geſchwulſt und Flüſſen angelegt, heilend ſeyn. Er kommt beſonders aus Polen, Frankreich, Moskau, Spanien und Holland.

Ihr Fett, das roh einen unangenehmen und durchdringenden Geruch hat, ſoll eine zertheilende Kraft in der Gicht und bei Stockungen haben, und bei Menſchen und Vieh zur Heilung der Wunden dienlich ſeyn. Am beſten benutzt man es, wenn man es ſchmelzt, und als Oel in Lampen verbrennt, da es alsdann keinen üblen Geruch mehr hat, auch länger und heller, als Lein- und Rüböl brennt. Eine einzige Katze giebt oft drei Kannen Fett.

Das Fleiſch ſoll auch geſund und wohlſchmeckend ſeyn, und wird beſonders in Aſien und Afrika gegeſſen.

Aus den Knochen der Beine macht man Wachtelpfeifen.

Der Luchs. (Felis Lynx. Linn.)

Die Ohren ſind lang und zugeſpitzt, und auf den Spitzen derſelben ſteht ein Büſchel grader Haare in die Höhe. Der Schwanz iſt kurz.

Dies fürchterlich kühne und einzige getigerte Säugethier, das in der kalten Zone aller drei Welttheile lebt, pflanzt ſich jetzt nur noch ſelten in Deutſchland fort, ſondern ſtreicht vielmehr wie ein Zugthier zur Zeit ſeiner Begattung hin und her, und kommt aus benachbarten ſüdlichen und nördlichen Wildniſſen in die großen und dichten Wälder Böhmens, nach dem Harz- und Thüringer-Walde, und verweilet hier, des Raubes halber, ſo lange, als es vor den Nachſtellungen der Jäger ſicher iſt.

Sein Körper hat mit der Katze ſehr vieles gemein, nur daß er größer, ſtärker, hochbeiniger und kurzſchwän-

ziger iſt. Die Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt $3\frac{1}{2}$ Fuß; der Schwanz hat $8\frac{1}{2}$ Zoll; die Höhe iſt $2\frac{1}{2}$ Fuß.

Der Kopf, der auf dem Halſe breit aufſitzt, iſt einem Katzenkopfe ſehr ähnlich; nur iſt die Schnauze, die ſonſt dick, ſchwarz, und mit einem Schnurrbarte verſehen iſt, geſtreckter, welches auch beſonders der nähere Stand der Augen an den Ohren verurſacht. Er iſt 7 Zoll lang. Die Zunge iſt ſtachlicht. Die Backenzähne ſind ſo ſcharf ausgeſchnitten, daß die Zacken und Einſchnitte oben und unten genau in einander paſſen. Die Augen ſind rund, enthalten beinahe einen Zoll im Durchſchnitt, und haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, der rothe Folie untergelegt zu ſeyn ſcheint, und zur Seite an den Schläfen, und ſtatt der Augenbraunen, einige größere und kleinere weiße Borſtenhaare. Des Nachts blitzen ſie wie Feuer, und ihr Blick überhaupt iſt ſehr ſcharf und ſchalkhaft freundlich, ſo wie die ganze Geſichtsbildung. Die Ohren ſind weit, mittelmäßig lang, dreieckig, zugeſpitzt, wie Sammt glänzend, und an den Spitzen mit einem in die Höhe ſtehenden, zwei Zoll langen Büſchel ſteifer Haare beſetzt, die das Thier von allen andern unterſcheiden. Der Hals iſt ſtark, der Leib dick, und läuft gerade aus; der Schwanz kurz, abgeſtumpft, gleich dick, und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Beine (Läufte) ſind hoch und ſtark, die Pfoten plump, viertehalb Zoll breit, mit großen $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, ſcharfen weißen Krallen bewaffnet.

Der ganze Balg überhaupt iſt langhaarig, dicht, gelinde und ſeidenartig anzufühlen, doch hat der Unterleib beſonders feine Haare, die $2\frac{1}{2}$ Zoll lang ſind. Das Haar iſt im Geſichte braun, und nach dem Halſe laufen auf dem Oberkopfe kaum merkliche ſchwarzbraune Streifen hin. Die Backen ſind hell kaſtanienbraun. Die Schnauze iſt ſchwarz, und die langen, ſtarken Barthaare,

welche an der Oberlippe hin auf 3 Reihen ſchwarzer Wärzchen ſitzen, ſind weiß, laufen in ſchräger Richtung, wie ein flaches lateiniſches S über die Backen, bis unter die Ohren, wo ſie ſich in einem großen ſchwarzen Flecken vereinigen, und mit den über ihm ſtehenden braunen, und den unter ihm ſtehenden weißgelben langen Haaren einen großen Backenbart bilden, der bis zum Kinn reicht, und dem Thiere, da er das ganze Geſicht in horizontaler Lage einfaßt, ein ganz eigenes Anſehen giebt. Die Ohren ſind in der Mitte weißgrau, mit einem breiten glänzend ſchwarzen Rande, der hochbraun kantirt iſt, und die 1½ Zoll langen Haarbüſchel derſelben beſtehen aus ſchwarzen Stachelhaaren, die mit einigen weißen vermiſcht ſind. Vom Kopf bis zur Hälfte des Schwanzes iſt der ganze Oberleib rothbraun. Die Stachelhaare, die auf dem ganzen Oberleibe ausgeſtreut ſind, haben weiße oder ſchwarze Spitzen. Die Vorderbeine ſind röthlich, ebenfalls mit weiß überlaufen. Die Kehle iſt weißgelb. Die Bruſt und Unterbeine ſind weiß und gelb, gewäſſert, mit ſchwarzen Flecken. Der Unterleib iſt weiß, mit großen ſchwarzbraunen Flecken. Der Schwanz mit gelblichem Grund, hat undeutliche rothbraune Ringel, und die 3½ Zoll lange Schwanzſpitze iſt glänzend ſchwarz.

Die Stimme dieſer Thiere iſt ſcharfklingend und heulend, wie die des Hundes, und ihr Alter ſteigt auf 15 Jahre.

Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch einen ſchmälern Kopf, kleinern Körper, weniger ſchalkhaftes Geſicht, weniger ſchönen und bleicheren Balg, und hat 8 Säugwarzen.

Ihren Aufenthalt (Lager) haben der Luchs und die Luchſinn, die in ihrer Heimath beſtändig zuſammen leben, in den dickſten einſamſten Wäldern. Sie ſuchen gern die Steinklüfte und Felſenritzen zu ihrer Wohnung auf. Am Tage ſetzen ſie ſich, wo ſie ſicher ſind, auf die Felſen-

ſpitzen oder abgeſtumpften Baumſtämme, und ſonnen ſich. Nur bei der heftigſten Verfolgung und bei ihren Spielen beſteigen ſie rauhe und ſchiefſtehende Bäume, und können ſich der Länge nach, wie die Katzen, auf einen Aſt hinlegen, ſo daß man ſie kaum bemerkt. Zu uns kommen ſie in den letzten Wintermonaten, durchſtreifen unſere Wälder, und wohnen in Felſenritzen, alten Bergwerksſtollen, und Fuchs- und Dachsbauen. Nur ſelten können ſie den Sommer über bei uns bleiben.

Der Wildbahn thun dieſe grauſamen Thiere großen Schaden. Ihre eigentliche Nahrung beſteht aus dem Raube des Rothwildprets. Sie gehen des Abends und Morgens in der Dämmerung demſelben nach, und der Fang geſchieht gerade, wie bei der Katze. Sie lauſchen entweder auf dem Strunke eines Baumes, oder hinter einem Buſch, auf dem Bauche liegend, wie ſchlafend, unter dem Winde an den Wildgängen (Wechſeln), die ſie genau ausſpüren, und ſpringen, wenn ſie ſich einem Hirſche oder Rehe, das vorbei geht, nahe genug glauben, durch drei bis vier Sprünge, deren jeder aber 12 bis 14 Fuß mißt, nach demſelben hin, faſſen es im Genicke, halten ſich mit den tief eingeſchlagenen Klauen in den Rücken feſt, und zerbeißen ihm mit ihren ſcharfen Zähnen die Halsflechſen, ſo daß das Thier in einigen Minuten todt zur Erde nieder ſtürzt. Erreichen ſie ihren Raub mit dieſen Sprüngen nicht, ſo verfolgen ſie ihn nicht weiter, ſondern legen ſich abermals auf die Lauer. Haben ſie ihn aber glücklich ergriffen und getödtet, ſo tragen ſie ihn entweder an einen ſichern Ort, oder ſaugen ihm, wenn ihnen der Ort nicht ſicher genug ſcheint, auf der Stelle das Blut aus, freſſen den beſten Theil der Beute, und bedecken und verſcharren das übrige. Wenn der Luchs am folgenden Tage kein neues Thier erlauern kann, ſo kehrt er wieder zurück, und zehrt von dem, was er übrig gelaſſen hat. Allein ſelten iſt ihm dieſes Fleiſch

länger, als drei Tage friſch genug, es müßte denn in den härteſten Wintermonaten, und beim größten Mangel ſeyn; ſonſt macht er lieber weite Streifereien, um neue Beute zu machen. Im Thüringer Walde kennt er, ſo weit man ihn hat beobachten können, kein anderes Nahrungsmittel unter den wilden Thieren, als Rothwildpret, Haſen, Birkhühner, Auerhühner und Haſelhühner; an andern Orten ſoll er aber auch wilde Schweine fangen, und dieſe ſollen ſich zuweilen ihres Mörders dadurch entledigen, daß ſie mit ihm durch dichte Gebüſche rennen, und ihn vom Rücken abſtreifen. Er fällt auch zuweilen die Heerden an, und raubt Schafe, Ziegen und Kälber. Im Winter ſoll er gar ſo dreiſt ſeyn, daß er in Walddörfern die Ställe untergräbt, und das kleinere Hausvieh erwürgt. —

Es folgen ihm gern die kleinern Raubthiere, als: Füchſe, Marder u. dergl. nach, weil ſie immer von ſeinem Raube noch etwas finden.

Die Lüchſinn bringt nach 2½ Monaten, zu Ende Aprils oder Anfang des Maies, am liebſten in einer Felſenkluft, ſonſt auch in einer ſelbſt gegrabenen oder gefundenen Höle, oder hinter einem dicken Gebüſche, auf einem, mit Laub, Moos und Geniſte weich gemachten Lager ihre zwei bis drei, ſelten vier Junge. Dieſe ſind 9 Tage blind, und anfangs weiß von Farbe. Sie ſpielen wie die jungen Katzen vor dem Lager, und die Mutter lehrt ſie an lebendigem Raube rauben und tödten.

In der Tartarei zieht man die Jungen des ſchönen weißen und ſchwarzgefleckten Luchſes mit Milch und Fleiſch auf, und richtet ſie zur Jagd ab, wie die Hunde.

Das Fleiſch des Luchſes wird in einigen nördlichen Gegenden gegeſſen.

Der Balg gehört unter die vorzüglich ſchönen und koſtbaren Pelzwerke. Er kommt aus Natolien, Spanien, Polen, Schweden, und vorzüglich aus Archangel, und

wird zu Muffen und Bebrämungen der Winterkleider gebraucht. Das Stück koſtet 10 bis 15 Rthlr.; er iſt beſonders ſehr weich und warm, hat aber den Fehler, daß die Haare ſpröde und brüchig ſind. In der Türkei koſtet eine mit dieſem Pelzwerk gefütterte Weſte oft 300 Rthlr.

Der Luchs iſt das ſchädlichſte Thier für die Wildbahn des Rothwildes, und fängt auch Haſen, Schweine und Federwildpret. Die Schafe fällt er auf dem Felde in den Horden an, und der Hunger ſoll ihn oft ſo dreiſt machen, daß er die Hühner und Gänſe von den Bauerhöfen wegholt, und ſich, wie der Wolf, durch Graben einen Weg in die Ställe nach den Ziegen, Kälbern und Schafen zu verſchaffen ſucht.

Dieſer Luchs heißt auch gemeiner Luchs, Luchsratze, Hirſchluchs, Hirſchwolf, weil er der Hirſche größter Feind iſt. Die Kürſchner nennen unſern Luchs, Kalbluchs, zum Unterſchied von dem Perſiſchen, den ſie Katzenluchs heißen, weil er kleiner und ſchöner iſt, indem er einen Balg mit ſchwarzen Flecken hat.

Das Faulthiergeſchlecht. (Bradypus.)

Die Thiere dieſes Geſchlechts ſind ohne Gebiß, wenigſtens ohne Vorderzähne. Bis jetzt ſind bloß drei Arten von dieſem Geſchlechte bekannt, worunter zwei nur in Südamerika gefunden werden. Der Name giebt ſchon zu erkennen, daß wir hier Thiere von der größten Langſamkeit und Schwerfälligkeit in allen Bewegungen kennen lernen; dies rührt aber weder von wirklicher Faulheit, noch vom Mangel an Luſt zu Anſtrengungen, ſondern vielmehr von ſeiner natürlichen Unfähigkeit zu raſchen und ſchnellen Bewegungen her; denn bei aller Trägheit zeigt ſich das Faulthier doch liſtig, muthig und ſtark, wenn es angegriffen wird. Es iſt übrigens die Genügſamkeit ſelbſt, und ſo wenig dem Trunk ergeben, daß es vielmehr gar nicht ſäuft. Sein ganzer Glieder-

bau verräth Plumpheit, und ſein Blick Dummheit und Gefühlloſigkeit. Sein Gang, der auf allen Vieren geſchieht, iſt völlig ſchleichend, und mit Mühe klettert es auf Bäume, von deren Laub und Früchten es ſich ernährt. Seine Füße haben ſtarke gekrümmte Klauen, um auf die Bäume klettern zu können.

Das dreizehige Faulthier. (Bradypus. Tridactilus. Linn. Ai. Buffon.) Fig. 10.

Dieſes Thier hält ſich in den heißeren Gegenden von Südamerika, z. B. in Guiana, Braſilien u. ſ. w. auf, und iſt das langſamſte unter allen bekannten Thieren. Zu der geringſten Bewegung ſcheint es ſeine Kräfte aufs äußerſte anzuſtrengen, und dennoch kommt es den ganzen Tag nicht über eine Engliſche viertel Meile weit. Es lebt meiſtens auf Bäumen, doch ſieht man es auch auf der Erde. Wenn es die Bäume hinan klimmen will, ſo muß es alle ſeine Kräfte aufbieten, und hat es einen Fruchtbaum erſtiegen, ſo bricht es alle Früchte ab, läßt ſie hinunter fallen, und ſtürzt ſich, um den Rückweg zu erſparen, in einen Klumpen gerollt, auf die Erde hinab, wo es dann ſo lange liegen bleibt, bis es die herabgeworfenen Früchte aufgezehrt hat; ja ſelbſt dann bleibt es noch liegen, weil es ſehr lange Hunger ertragen kann.

Nach Kirchers Erzählung bewegt es ſich ſo langſam, daß es in 14 Tagen kaum ſo weit kommt, als ein Bogenſchuß reicht, ob es gleich beſtändig in Bewegung iſt. Es braucht zwei Tage, ehe es auf einen Baum hinauf kommt, und eben ſo viele Zeit muß es haben, ehe es wieder auf der Erde anlangt. Die Natur hat es auf eine doppelte Art gegen ſeine Feinde geſichert:

Erſtens beſitzt es eine ſolche Stärke in ſeinen Füßen, daß ein Thier, welches in ſeine Klauen gerathen iſt, darin bleiben muß, und ſich nicht losmachen kann, ſondern vor Hunger umkommen muß. Zweitens hat es ein

ſo elendes und jämmerliches Anſehn, daß es wohl ſelbſt reißenden Thieren Mitleid einflößen könnte, wenn es ſeinen Blick auf ſie gerichtet hat, ja es vergießt ſogar Thränen, und nicht leicht wird ein Menſch ſo gefühllos ſeyn, einem ſolchen hülfloſen und elenden Thiere etwas zu Leide zu thun.

Man ſtellte mit einem ſolchen Faulthiere in Carthagena einen Verſuch an, indem man ihm eine lange Stange unter die Füße hielt, die es ſogleich feſt packte, und nicht wieder fahren ließ. Man hängte nun das Thier auf, indem man die Stange zwiſchen zwei Balken legte; hier blieb es vierzehn Tage lang ohne Nahrung hängen, und hatte ſeine Augen beſtändig auf diejenigen gerichtet, die es beſuchten, und die es nicht ohne das innigſte Mitleid anſehen konnten. Endlich nahm man es herunter, und hetzte einen Hund auf daſſelbe. Allein das Faulthier ergriff ihn mit den Klauen, und hielt ihn vier Tage lang feſt, bis er vor Hunger ſtarb. Der Tiger kann ſich nicht aus ſeinen Klauen befreien, wenn es ihm dieſelben einmal in den Leib geſchlagen hat.

Es hat ein äußerſt zähes Leben, und ſeine Unempfindlichkeit übertrifft beinahe jede Vorſtellung. Man mag es noch ſo ſtark ſchlagen, es geht doch nicht ſchneller, als gewöhnlich, oft rührt es ſich nicht einmal dabei; ja man hat ſogar den unmenſchlichen Verſuch gemacht, und es aufgeſchnitten, und ihm lebendig die Eingeweide und das Herz herausgenommen, ohne daß es ein beſonderes Zeichen des Schmerzes von ſich gegeben hätte. Es lebte vielmehr noch eine Zeit lang in dieſem Zuſtande fort. Bancroft erzählt dagegen, daß das Faulthier ein höchſt jämmerliches Geſchrei erhebe, und die kläglichſten Gebehrden mache, wenn man es durch Schläge zwingen wolle, ſich zu bewegen. Nach ihm iſt es nicht im Stande, in einem Tage über vierzig bis funfzig Schritte weit fort zu kommen.

Jede Bewegung dieſes Thieres iſt mit einem kläglichen und wehmüthigen Tone begleitet, welcher auf die in ſeinem Vaterlande befindlichen Raubthiere einen ſolchen Eindruck machen ſoll, das ſie die Gegend verlaſſen, wenn ſie ihn hören. Dieſer unangenehme Ton klingt wie Ai, ai!

Wenn es auf einen Baum ſteigen will, ſo ſtreckt es langſam eines von ſeinen Vorderbeinen, und zwar ſo weit aus, als es an demſelben hinauf reichen kann. Auf dieſe Art hält es ſich mit ſeinen langen Klauen feſt, hebt dann den Körper ſehr ſchwerfällig und langſam nach, ſetzt die andere Klaue an, und fährt auf dieſe Weiſe hinauf zu klimmen fort. Wenn es einmal auf einem Baume iſt, ſo ſoll es ihn nicht eher wieder verlaſſen, bis es alles Laub und alle Knospen abgefreſſen hat. Bisweilen hängt es ſich mit ſeinen Klauen an einen Baumzweig an, den es durchaus nicht fahren läßt, ob man ihn ſchon abhauet; es fällt lieber mit ihm herab, ehe es ihn fahren läßt.

Des Nachts ſind ſie immer noch am thätigſten, und laſſen während dieſer Zeit ihr klägliches Geſchrei hören. Als die Spanier zum erſtenmale in Amerika landeten, und dieſen ungewöhnlichen Lärmen hörten, glaubten ſie ſich in der Nähe einer Nation zu befinden, die eine Kenntniß von unſerer Muſik hätte.

Wenn man ein Faulthier im Hauſe hat, ſo bleibt es niemals unten auf dem Boden, ſondern klimmt allemal an einer Pfoſte oder Thür hinan, um da auszuruhen. Hält man ihm einen Stock hin, wenn es ſich auf der Erde befindet, ſo klammert es ſich daran feſt, und ſteigt bis an die Spitze hinauf, wo es ſich feſt hält; denn es bleibt nicht gern unten auf der Erde.

Das Weibchen bringt ein Junges zur Welt, welches es öfters auf dem Rücken trägt.

Der große Ameiſenfreſſer. (Myrmecophaga jubata Linn.)

Dieſes Thier iſt in Südamerika zu Hauſe, und geht ſo langſam, daß es ein Menſch bald erhaſchen kann. Seine langen Klauen ſind ihm beim Gehen hinderlich, allein ob es gleich nicht ſchnell fortlaufen kann, ſo beſitzt es doch eine große Geſchicklichkeit im ſchnellen Beſteigen der Bäume. Es hat keine Zähne, und weicht daher gern jedem Kampfe aus, allein wenn es angegriffen wird, und ſeine Leidenſchaften in Bewegung geſetzt worden ſind, ſo iſt es ein wüthender und gefährlicher Gegner. Selbſt die ſtärkſten Amerikaniſchen Raubthiere müſſen alsdann unterliegen, oder mit Schande abziehen; denn es vertheidigt ſich ſo muthig mit ſeinen furchtbaren Klauen, und ſchlägt ſie öfters ſo tief in den Leib ſeines Gegners, daß es ſie nicht wieder heraus ziehen kann. Beide ſetzen alsdann den Kampf ſo hartnäckig und ſo lange fort, bis ſie zugleich todt nieder fallen: denn man erzählt, daß in Amerika nicht ſelten ein Ameiſenfreſſer mit einem Raubthiere, auf dieſe Art vereinigt, todt gefunden werde.

Dies Thier lebt von Ameiſen, welche es auf folgende Art fängt: wenn es zu einem Ameiſenhaufen kommt, ſo ſcharrt es ihn mit ſeinen langen Klauen tief auf, und ſteckt dann ſeine, gegen 20 Zoll lange Zunge hinein, welche genau einem Wurm gleicht, und da nun dieſe mit einer klebrigen Materie überzogen iſt, ſo bleiben die Ameiſen in großer Menge daran hängen. Hierauf zieht es ſie in den Mund zurück, und verſchlingt auf dieſe Art Tauſende von Ameiſen lebendig. Es klettert auch auf die Bäume, um Honig zu ſuchen; iſt es aber in ſeinem Suchen nicht glücklich, ſo kann es auch eine beträchtliche Zeit ohne die geringſte Unbequemlichkeit hungern. Mit ziemlicher Leichtigkeit ſchwimmt es über große Flüſſe, wo es ſeinen Schwanz, der einem Pferdeſchweife gleicht, auf den Rücken nimmt.

Dieſe Art von Ameiſenfreſſer ſoll ſich auch zähmen laſſen, und in dieſem Zuſtande Brot und kleine Stücken Fleiſch freſſen. Das Weibchen bringt 1 Junges zur Welt, welches aber in 4 Jahren erſt zu ſeiner völligen Reife gelangt.

Sein Fleiſch hat zwar einen ſtarken unangenehmen Geruch, aber dennoch wird es von den Amerikaniſchen Indianern häufig gegeſſen.

Der Armadill oder das Gürtelthier.
(Dasypus tricinctus. Linn.) Fig. 11.

Das Thiergeſchlecht, zu dem der Armadill mit drei Gürteln gehört, hat weder Vorder= noch Eckzähne, der Kopf und der Leib ſind oben mit einem hornartigen, ſehr feſten Schilde bedeckt, und der Schwanz iſt gänzlich davon umgeben. Die Seiten des Kopfes, die Ohren, die Kehle, die Bruſt, der Bauch und die Beine ſind auf allen Seiten unbepanzert, und nur mit einigen Haaren verſehen.

Der Armadill lebt in Braſilien, und iſt ein harmloſes Geſchöpf. Wenn er in Gefahr iſt, ſo rollt er ſich wie ein Igel zuſammen, zieht ſeinen Kopf unter das Schild, und läßt weiter nichts, als die Naſe ſehen; die Füße verbirgt er unter den Leib, und ſo vereinigt er die beiden Enden mit einander, während der Schwanz ein Vereinigungs=Band bildet, welches ſeiner Lage eine große Feſtigkeit verleiht. In dieſer Stellung hat er einige Aehnlichkeit mit einer großen Kugel, die an den Seiten platt iſt. Er bleibt ſo lange in dieſer Lage liegen, die ihn gegen jeden Angriff ſchützt, bis die Gefahr vorüber iſt; oft behält er dieſe zuſammengerollte Stellung auch lange nachher noch bei. Wenn er ſich an einem Abhange befindet, ſo rollt er ſich bisweilen hinab, und ſoll gemeiniglich unbeſchädigt hinunter kommen. Finden ihn die Indianer ſo zuſammengerollt, ſo legen ſie ihn an's

Feuer, wenn ſie dergleichen bei der Hand haben, und die Hitze zwingt das arme Thier gar bald, ſich aufzurollen, und ſein Leben Preis zu geben.

Dieſe Thiere wühlen, wie die Schweine, in der Erde, um Wurzeln aufzuſuchen. Sie leben in Gruben, die ſie in die Erde machen, und die ſie ſelten anders, als in der Nacht verlaſſen. Man ſieht in Guinea ſolche Hölen in großer Menge auf allen Sandhügeln, die von der See etwas entfernt liegen.

Die Indianer jagen den Armadill mit kleinen Hunden, die ſie ausdrücklich dazu abrichten. Wird das Thier überfallen, ſo läuft es gemeiniglich in ſeine Höle; iſt aber dieſe nicht in der Nähe, ſo ſucht es ſehr ſchnell eine neue zu machen, da es an den Vorderbeinen ſtarke Klauen hat, mit denen es ſich ſo feſt an den Boden anhält, daß, wenn man es während des Grabens beim Schwanze faßt, es einen ſo ſtarken Widerſtand leiſtet, daß man den Schwanz bisweilen in der Hand behält. Damit dies aber nicht geſchehe, nimmt der Jäger ſeine Zuflucht zu einem Kunſtgriffe, er kitzelt es mit ſeinem Stocke, worauf es los läßt, und lebendig gefangen wird. Durch Waſſer oder Rauch kann man es leicht aus ſeinem Loche heraus bringen.

Sie ſind jährlich drei- bis viermal trächtig, und bringen jedesmal mehrere Junge zur Welt. Ihr Fleiſch hat, wenn es noch jung iſt, einen ſehr guten Geſchmack: iſt es aber alt, ſo ſchmeckt es ranzicht und biſamartig, weshalb es den Europäern zuwider iſt. Die Eingebornen hingegen eſſen es alsdann mit deſto größerem Appetit.

Das Schuppenthier. (Manis.)

Auch hiervon giebt es mehrere Gattungen, welche ein beſonderes Geſchlecht ausmachen. Man nennt dieſe Thiere auch Panzerthiere und Formoſaniſche Teufelchen. Der

ganze Oberleib, und ſelbſt der obere Theil des Schwanzes iſt mit harten, knochenartigen, ſpitzigen Schuppen, ſtatt der Haare bedeckt, der Unterleib aber behaart. Zähne fehlen dieſen Thieren gänzlich; der Mund iſt ſehr klein, und die Zunge walzenförmig. Wenn ſich die Schuppenthiere, nach Art des Igels, zuſammenrollen, ſo iſt ihr Körper bepanzert, und die Schuppen, welche nur mit einem Ende in der Haut ſitzen, und daher beweglich ſind, ſtarren ſo in die Höhe, daß das mächtigſte Raubthier gegen dieſen Panzer nichts ausrichtet. In der Lebensart kommen dieſe Geſchöpfe mit den Ameiſenfreſſern überein. Sie nähren ſich gleichfalls von Ameiſen, und bewohnen nur heiße Länder. Eine Gattung wird der Phatagin, oder das langſchwänzige Schuppenthier genannt.

Eine andere Gattung, das kurzſchwänzige Schuppenthier, oder der Pangolin, iſt ebenfalls in Oſtindien, aber auch auf der Inſel Formoſa zu Hauſe, größer, als der vorige, und blaßgelb.

Der Phatagin. (Manis tetradactyla.) Fig. 12.

Unter den Bradypoden zeichnen ſich die beiden Geſchlechter Tatu und Manis durch die ſonderbaren Bedekkungen aus, womit ſie an Kopf, Rücken und Schwanz, ſtatt der behaarten Haut, bekleidet ſind. Die Tatu-Gattungen haben knochenartige Schilde und Gürtel, die Gattungen des Manis-Geſchlechts aber hornartige Schuppen.

Unter den letzteren iſt der Phatagin die ſeltenſte und kleinſte. Merkwürdig iſt an dieſem Thiere, daß alle Krallen an den 4 Zehen der Vorder- und Hinterfüße am Ende geſpalten ſind. Es hat die Größe des Ameiſenbären oder kleineren Tamandua, der mit ſeinen Krallen die Ameiſenhaufen aufkratzt, und dann ſeine 4 Zoll lange klebrige Zunge hineinſteckt. Es lebt auf For-

moſa und dem benachbarten Aſien. Sein kaſtanienbraun geſchuppter Körper ähnelt einem Tannzapfen.

V. Solidungula.

Thiere mit Hufen. Ein einziges Geſchlecht von wenigen Gattungen.

Das Pferd. (equus.)

Es hat in der obern und untern Kinnlade 6 Vorderzähne; die obern ſtehen ſenkrecht und parallel, und die untern mehr vorwärts gerichtet. Die einzelnen Eckzähne ſind von den Vorder- und Backenzähnen abgeſondert. Die Füße haben einen Huf, und zwiſchen den Hinterbeinen ſitzen 2 Euter. Dieſe Gattung enthält auch 2 Baſtardarten.

Das Pferd. (equus Caballus.)

Es hat kurze zugeſpitzte Ohren, am Halſe eine Mähne und einen langbehaarten Schweif. Urſprünglich wilde Pferde giebt es nicht mehr, aber häufig, und theils in großen Heerden, verwilderte; ſo z. B. in der Mongoley, vollends aber in unermeßlicher Menge in Paraguay, wohin die Pferde, (ſo wie überhaupt nach Amerika) erſt durch die Spanier verpflanzt wurden. Unter den zahmen Pferde-Raſſen zeichnen ſich die Araber (zumal von der Zucht der Annecy um Palmira herum, und vom Libanus bis gegen den Horeb ꝛc.) durch ihren wunderſchönen Bau, ſo wie durch äußerſte Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit aus. Ihnen folgen die Perſianer und Barben. Unter den Europäiſchen ſind die Spaniſchen (beſonders die aus Andaluſien), die Neapolitaniſchen und Engliſchen die vorzüglichſten. Die letztern haben beſonders den Vorzug der Schnelligkeit, wodurch ſie ſich in den Wettrennen auszeichnen. Ganzer berittener Nationen

zu geſchweigen, wie z. B. die Koſaken, Tataren, Kalmükken, die Pferde-Tunguſen, die Abiponer; ſo iſt auch für die kultivirteſten Völker der Werth dieſes Thieres für Landwirthſchaft, Kavallerie, Poſtweſen ꝛc. unermeßlich. Manche der gedachten berittenen Völker leben auch großentheils vom Fleiſch und von der Milch der Pferde. Die letztere giebt, wenn ſie zuſammen geronnen, vollends aber, wenn ſie abgezogen worden iſt, das berauſchende Kumiß der Mongolen.

Unter der Hand des Menſchen hat ſich das Pferd ſo ſchön gebildet, daß ſeine Geſtalt erfreut und anzieht, und es iſt gewiß unter allen Thieren, bei ſeinem langgeſtreckten Körperbau, an allen Theilen ſeines Leibes am regelmäßigſten und zierlichſten gebaut. Eine kleine Vergleichung mit allen übrigen vierfüßigen Thieren kann jeden davon überzeugen. Obgleich ſein Kopf mit ſehr langen Kinnbacken verſehen iſt, ſo nimmt es doch weder die blödſinnige Miene des Eſels, noch das dumme Anſehen des Ochſen an, und die regelmäßigen Verhältniſſe der Theile ſeines Kopfs geben ihm vielmehr ein freies, lebhaftes Anſehen, das durch die Schönheit ſeines erhabenen Halſes noch mehr erhöhet wird. Seine lebhaften Augen öffnen ſich in verhältnißmäßiger Weite. Die Ohren haben ihren regelmäßigen Bau, ſind weder zu kurz, wie beim Ochſen, noch zu lang, wie beim Eſel. Die Beine ſind wohlproportionirt. Der Haarbüſchel über der Stirne und die Mähne am Halſe ſind ſein vorzüglichſter Schmuck, und ſcheinen Muth, Stolz und Stärke anzukündigen, und nichts könnte den ſchöngewölbten Hinterleib des Pferdes vortrefflicher decken und endigen, als der lange dickhaarige Schweif, welcher alle Thierſchwänze an Schönheit übertrifft.

Die große Mannichfaltigkeit von Farben (Haaren), hat eine Menge Benennungen unter den Pferdekennern hervorgebracht. Man theilt nemlich die Farben des Haares

res in einfache, zuſammengeſetzte und außerordentliche ein, und begreift unter den einfachen: das weiße, iſabellfarbige, braun und ſchwarze Haar; unter den zuſammengeſetzten: das graue und wolfsgraue; und unter den außerordentlichen: die Tigerfarbe, Scheckenfarbe, Porcellanfarbe und Pfirſichblüthfarbe. Alle dieſe Hauptfarben haben nun wieder ihre abweichende Schattirungen und Miſchungen, die aber nur den eigentlichen Kunſtverſtändigen intereſſiren können. Der weiße Flecken, den man an der Stirn oft von verſchiedener Größe erblickt, und den man auch durch künſtliche Mittel hervor zu bringen ſucht, heißt Bläſſe oder Stern.

Nach den verſchiedenen Himmelsſtrichen, und nach den verſchiedenen Nahrungsmitteln, die das Pferd genießt, hat ſich auch ſeine Körperbildung abgeändert, die zwar im Ganzen die nämliche bleibt, aber doch ein verſchiedenes Verhältniß der Körpertheile zeigt, und eine klimatiſche Verſchiedenheit bildet, welche zu folgenden Abtheilungen Veranlaſſungen giebt. Man hat:

1. Die Arabiſchen Pferde. Sie ſind die ſchönſten unter allen, und werden allenthalben, und ſonderlich in der Türkei ſehr hoch geſchätzt. Man macht dreierlei Abtheilungen unter ihnen:
   a) die edlen, b) die mittlern, c) die ſchlechten.
   Ueber die edle Art hält man Stammbäume. Alle ſind von mittlerem Wuchs, mehr mager, als fett, leicht, geſchmeidig, feurig, ſtolz und dauerhaft. Von ihnen ſtammen die ſchönſten Pferde in den meiſten Ländern her.
2. Die Barbariſchen oder Afrikaniſchen. Der Kopf iſt ſchön und klein, und der Hals lang und fein; die Mähne dünne, der Körper ſchmächtig, und die Farbe gewöhnlich grau. Die Höhe iſt 5 Schuhe.
3. Die Spaniſchen. Der Kopf iſt groß, die Oh-

ren ſind lang, der Hals iſt ſtark und lang, die Mähne dick, die Bruſt breit, das Kreuz rund, der Körper ſchwer, die Farbe ſchwarz, auf der Stirn weiß gezeichnet, das Betragen ſtolz und kühn, und ihr Gang ſchön und reizend natürlich.

4. Die Engliſchen. Es ſind ſehr ſchöne hohe, langgeſtreckte Pferde, mit einem kleinen Kopf, einer krummen Naſe, ſteifen kleinen Ohren, und dünnen Beinen, von brauner, falber und gefleckter Farbe. Sie ſtammen von Arabiſchen und Barbariſchen Pferden ab, und ſind wegen ihres feſten Tritts, großen Schritts, und wegen ihrer Geſchwindigkeit als Wettrenner berühmt. Sie ſind zur Parforcejagd gut zu gebrauchen.

5. Die Friesländiſchen. Der Körper iſt ſtark, Rücken und Kreuz breit, die Stellung hoch, der Hals kurz, der Kopf groß, und die Farbe ſammtſchwarz. Es ſind vorzüglich gute Wagenpferde.

6. Die Däniſchen. Der Körper iſt vollgebaut, der Hals dick, die Schultern ſtark, der Wuchs ſchön. Es ſind dauerhafte Kriegspferde. Sie haben einen anmuthigen Gang im Wagen, und unter ihnen ſind die Schäcken und Tigerpferde ſehr gemein.

7. Die Neapolitaniſchen. Eine Mittelgattung. Sie haben einen dicken Hals, großen Kopf, und krumme Naſe, ſonſt einen vollkommnen Wuchs, und einen ſtolzen Anſtand in ihren Bewegungen. Sie ſind ungelehrig, boshaft und eigenſinnig, laufen und ziehen aber gut.

8. Die Polniſchen. Sie ſind klein, unanſehnlich, doch geſchwind, dauerhaft und unermüdet.

9. Die Ungariſchen. Sie ſind beinahe den Polniſchen ganz gleich; nur nicht von ſo ſtarkem und feſtem Bau.

10. Die Ruſſiſchen. Sie ſind klein, mit unförmlichen langen Mähnen, doch dauerhaft und ſtark.

11. Die Türkiſchen. Sie ſind wohlgeſtaltet, ob ſie gleich lange nicht das vollkommene Verhältniß der Leibestheile, wie die Barbariſchen haben. Ihr Hals iſt dünn und ſchlank, der Leib lang, der Rücken zu hoch, und die Schenkel zu dünne. Sie ſind jähzornig, können aber das Laufen wohl aushalten.

12. Die Isländiſchen. Die kleinſte Raſſe mit kurzen ſteifen Haaren, doch gut proportionirt. Sie ſind dauerhaft, aber boshaft.

13. Die Deutſchen. Die Größe iſt über mittelmäßig, der Kopf groß, der Hals kurz, der Körper und die Beine ſind ſtark. Sie ſind gute Zugpferde. —

Das männliche Geſchlecht hat allezeit 40 Zähne, 12 Vorderzähne (Rabzähne), 4 Hundezähne (Haaken) und 24 Backenzähne (Stockzähne); dem weiblichen Geſchlechte fehlen entweder dieſe Hundezähne, oder ſie ſind nur ſehr kurz. Etliche Tage nach der Geburt keimen ſchon 4 Vorderzähne bei einem Füllen hervor, 2 oben und 2 unten, bald darauf noch 4 andere, welche ſich oben und unten auf jeder Seite den 8 erſten anſchließen. Das Füllen hat alsdann 12 Vorderzähne, die man Füllenzähne oder Milchzähne nennt. Sie ſtehen unerſchütterlich, bis das Füllen $2\frac{1}{2}$ oder 3 volle Jahre alt iſt; alsdann aber fallen ſie in der nemlichen Ordnung wieder aus, wie ſie hervorgebrochen ſind.

Nach dem 8ten Jahre nimmt man die Hundszähne als Merkmal des Alters an; dieſe brechen im 4ten Jahre hervor, und ſind ſehr ſpitzig. Sie bleiben bis zum 6ten Jahre ſpitzig, werden alsdann nach und nach ſtumpfer, und im 10ten Jahre ſind ſie bei dem gewöhnlichen Futter ganz ſtumpf, und daher ſehr lang, weil ſich in dieſem Alter das Zahnfleiſch von denſelben abzulöſen an=

fängt. Von dieſer Zeit an wird alſo das Alter der Pferde gänzlich ungewiß, und ein hohes Alter kann man alsdann bloß daran erkennen, wenn dieſe Zähne ſehr lang und loſe, und die Furchen des Gaumens verſchwunden ſind.

Ein beſtimmtes Lebensziel kann man bei den Pferden nicht angeben. Je ſpäter ſie ihren vollkommenen Wuchs und Größe erlangen, deſto beſſer und älter werden ſie. Ein Pferd, welches im 6ten Jahre erſt ſein völliges Wachsthum vollendet hat, iſt 20 Jahre gut zu gebrauchen, und lebt 40 Jahre, und drüber; hingegen ein Pferd, das durch eine äußerliche oder innerliche Urſache ſchon im 4ten Jahre ausgewachſen iſt, bleibt nur 10 Jahre gut, und wird nicht leicht über 24 Jahr alt.

Das Wiehern der unbeſchnittenen Pferde, deſſen Töne nach der Verſchiedenheit ihrer Leidenſchaften, als der Freude, des Verlangens, des Zorns, der Furcht und des Schmerzes abwechſeln, und welches von Wallachen und Stuten viel ſeltener gehört wird, die Art ihrer Vertheidigung, das Ausſchlagen mit den Hinterfüßen und das Beißen, und ihr ſehr kurzer Schlaf, der oft nur 2 bis 3 Stunden dauert, ſind bemerkenswerthe Eigenheiten. — Die Pferde ſollen nach Linné's Verſuchen 262 Kräuter freſſen, und 212 unberührt laſſen.

Die Stute trägt 11, $11\frac{1}{2}$, und auch 12 Monate, je nachdem ſie ſchlecht oder gut gefüttert und gewartet wird.

Geſunde Füllen ſpringen gleich nach ihrer Geburt, nachdem ihre Mutter durch Lecken ihre erſte Zärtlichkeit bewieſen hat, auf, und ſuchen das Euter, und man verwehrt ihnen die erſte Muttermilch nicht. Sie müſſen allezeit an das Euter gehalten werden, weil ſie leicht jedes Ding ergreifen, was rund iſt, auch ihren eigenen Nabel, und dann ſehr ſchwer an's Euter zu gewöhnen ſind, und diejenigen, welche bei oder nach der Geburt

mutterlos werden, müſſen an Stiefmütter oder Ziegen gewöhnt werden, welchen man beim Saugen der Füllen die Augen blendet. Etliche Tage bekömmt die Mutter laues Waſſer mit Roggenmehl oder Weizenkleien und Salz vermiſcht, dann aber gewöhnlich wieder ihren kalten Trank.

Die Füllen entwöhnen ſich entweder von ſelbſt, oder werden im 5ten Monate entwöhnt. Man kann ſie unterdeſſen in den Ställen herum laufen, und allenthalben Futter finden laſſen. Wenn ſie die erſten 12 Zähne vollkommen haben, ſo bekommen ſie ſchon neben ihrer Muttermilch auch Häckerling, Hafer, Heu und Gras zu ihrer Nahrung. Sie müſſen von Jugend auf reinlich gehalten, und täglich gewaſchen werden. Wo Pferdetriften ſind, kommen ſie nach den erſten 14 Tagen auf die Weide, wo ſie aber mit den Kühen ausgetrieben werden, erſt nach einem halben Jahre. Ihr Futter im Stalle nimmt nach dem Alter zu.

Nach dem 3ten Jahre, und nicht früher, fängt man an, ſie zu ihrer Beſtimmung vorzubereiten. Man legt ihnen zuweilen ein Gebiß in's Maul, einen Sattel auf den Rücken, ſpannt ſie an einen leeren Wagen, und läßt ſie damit ein wenig traben. Die Reitpferde dürfen erſt nach vollen 4 Jahren ordentlich beritten werden, aber die Zugpferde kann man eher an den Wagen und Pflug ſpannen. Jetzt iſt auch die Zeit, wo ſie beſchlagen werden, und zwar im Winter erſtlich an den Vorderfüßen, und dann das kommende Frühjahr auch an den Hinterfüßen. Man gewöhnt ſie dazu, indem man ihnen zuweilen die Füße aufhebt, auf den Huf mit einem Hammer pocht, und dann für ihr ruhiges Verhalten Zucker oder Salz zu lecken giebt.

Im 2ten und 3ten Jahre werden die Pferde, beſonders die herrſchaftlichen, durch einen glühenden eiſernen oder kupfernen Stempel an den Kinnladen, unter

den Mähnen, an den Schultern, Hinterſchenkeln oder Hinterbeinen vor der Schmiede gezeichnet. Die Wunde wird mit Baumöl geſtrichen und geheilet.

Ein verſchnittenes Pferd heißt ein **Wallach**, und iſt zur Fortpflanzung unfähig. — Das Engliſiren, wo man den Pferden einen vorzüglichen Theil ihrer Schönheit, und ein Vertheidigungsmittel gegen den Anfall der Inſekten raubt, kömmt jetzt allmählig ab. In England konnte man es einführen, weil in dieſem Lande die Inſekten, welche bei uns eine ſo große Plage der Pferde ſind, nicht ſo häufig angetroffen werden, und man die Pferde dort alle der Reihe nach an einander ſpannt, wodurch ſie ſich mit dem langen Schwanze in die Augen ſchlagen könnten. Das Engliſiren geſchieht in einem Nothſtall, und es werden ihnen im 2ten oder 3ten Jahre, 2 Zoll vom After, die Sehnen des Schwanzes rund herum zerſchnitten, der Schwanz wird in die Höhe gebunden, und die Wunde mit Wundbalſam geheilt. Nach der Heilung ſchlägt man den Schwanz eine Viertelelle vor der Wurzel völlig ab, und der übrige Theil ſteht gerade aus.

Die Nutzbarkeit der Pferde iſt ſehr groß. Ihre Sanftmuth, welche nur gegen Feinde, und bei großen Beleidigungen in Zorn übergeht, und ihre Gelehrigkeit und Stärke macht ſie zu unentbehrlichen Hausthieren. Sie dienen in der Landwirthſchaft, bei den Poſten, im Kriege, und beim Handel, durch Reiten, Ziehen und Laſttragen. In der Oekonomie zieht man zwar oft die Ochſen vor, weil dieſe auch noch, nachdem ſie getödtet ſind, durch ihr Fleiſch nützen, allein wenn man bedenkt, daß ein Pferd dreimal mehr, als ein Ochſe, verrichtet, ſo behalten die Ochſen nur einen Vorzug, in ſo fern ſie in bergigen Gegenden beſonders zum Pflügen wegen ihres langſamen, gewiſſen und anhaltenden Ganges, beſſer benutzt werden können, als die Pferde.

Im Reiten nützt und vergnügt das Pferd, wenn wir ſeinen natürlichen Gang betrachten, in Gegenſatz des künſtlichen, der ihm auf der Reit=Bahn gelehrt wird:

1. durch ſeinen Schritt, wo zuerſt der rechte Vorderfuß, hierauf der linke Hinterfuß, alsdann der linke Vorderfuß, und zuletzt der rechte Hinterfuß aufgehoben wird.
2. durch ſeinen Trab, wo der rechte Vorderfuß und der linke Hinterfuß zu gleicher Zeit, darnach der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß ebenfalls in einem Augenblick aufgehoben werden; und endlich:
3. durch den Galopp, welches eine Art von Springen iſt. Der linke Hinterfuß kömmt hierbei zuerſt auf die Erde zu ſtehen, um dieſer wankenden Bewegung zu einem Ruhepunkte zu dienen, hierauf hebt ſich der rechte Hinterfuß mit dem linken Vorderfuß zugleich in die Höhe, und dieſe beiden kommen auch wieder zu gleicher Zeit auf die Erde, zuletzt wird der rechte Vorderfuß, welcher gleich nach dem linken Vorderfuß und rechten Hinterfuß aufgehoben wird, wieder nieder geſetzt.

Es giebt aber auch Pferde, welche von Natur einen ſonderbaren Gang haben, der einen Mittelgang zwiſchen dem Trabe und Schritt ausmachet, und

4. der Paß genannt wird. Das befremdendſte hierbei iſt, daß bei einem Schritte die beiden Schenkel der einen Seite, z. B. der rechte Vorder= und Hinterſchenkel zugleich ſich fort bewegt, und daß hierauf die beiden linken Schenkel im Fortſchreiten den zweiten Schritt ausmachen. Dieſer geſchwinde Gang iſt für den Reiter ſehr bequem, weil er nicht ſtößt, mattet aber das Pferd ab, und ſoll auch nur ſchwachen Pferden beſonders eigen ſeyn.

Die Engliſchen Pferde ſind wegen ihrer außerordent=

lichen Schnelligkeit im Laufen ſehr berühmt. Man hat Beiſpiele, daß ein Wettrenner in 22 Minuten einen Weg von einer deutſchen Meile zurückgelegt hat. Ein ſtarkes Thüringiſches Pferd fährt 10 bis 12 Zentner Fracht.

Das Fleiſch wird von den Europäiſchen cultivirten Völkern gewöhnlich nicht gegeſſen, aber die ſüdlichen Polen, welche wilde Geſtüte haben, jagen die Pferde, und eſſen ſie, und die Kalmücken, Tataren, und die Neger an der Küſte von Guinea finden ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft, und den Kopf beſonders delikat.

Die friſche Pferdemilch iſt erfriſchender, als jede andere. Die Tataren und Kalmücken trinken die ſaure täglich, als ihren gewöhnlichen Trank. Sie machen auch aus derſelben ein berauſchendes Getränk, Kumiß genannt, und gute Käſe.

Mit den Vorderzähnen, welche in Holz eingefaßt werden, glättet der Buchbinder das Papier und die Bücherdeckel, und die Backenzähne können, wie die Backenzähne der Elephanten, verarbeitet und polirt, und zu ausgelegter Arbeit verbraucht werden, da ſie alsdann wie Agath ausſehen. — In Irland macht man ſchöne Knöpfe daraus.

Das Kammfett, das die Abdecker vom Hals des Pferdes ausſchmelzen, wird von den Gerbern, Schuſtern, und in der Oekonomie gebraucht, um das Leder geſchmeidig zu machen, und zu erhalten. Die Urinblaſe macht man zu Tabacksbeuteln und zu großen Bällen, und verbindet auch Gläſer und Flaſchen damit.

Die Pferdehaut wird zu Sohlen- und Riemenleder, zu Juften und ächtem orientaliſchen Chagrain gegerbt.

Die Sehnen hinten am Fuße kaufen unter dem Namen der Roßadern die Sattler und Orgelbauer, welche letztere ſie zum feſten Verbinden der Falten an den Orgelbälgen brauchen.

Die Pferdehaare werden auf verſchiedene Art genutzt.

Aus den Haaren der Mähne und des Schweifes macht man Schlingen, um Vögel zu fangen, Bezüge auf Geigenbogen, Halsbänder, Armbänder, Knöpfe, Haarſiebe u. ſ. w. Die geſottenen Pferdehaare geben die weichſten Betten, beſonders wenn man Stahlfedern dabei anbringt. Sie werden auch zur Ausſtopfung der Buchdruckerballen verbraucht. Die kurzen Haare der Haut werden zu Pinſeln, Hüten, Bürſten, Seilen, zu Matratzen, welche keine Feuchtigkeiten an ſich ziehen, zu Ausſtopfung der Sättel, Polſter, Kiſſen, Stühle, und anderer Möbel verbraucht.

Der Roßſchweif iſt in der Türkei ein Ehrenzeichen des Kaiſers und der Großen. Aus dem Hufe werden Kämme, und verſchiedene Dinge vom Horndrechsler verfertiget. Sonſt wird er calcinirt zum Berlinerblau verwendet, oder geraspelt auf die Aecker geſtreut.

Der hitzige Pferdemiſt taugt nur auf zähen, kalten Thon- und Leimenfelder mit vielem Stroh, thut aber in Miſtbeeten gute Dienſte, und wo man Gewächſe ſchnell treiben will.

Gedörrter Pferdemiſt, mit Kleien vermiſcht, ſoll in der Hornſeuche und Lungenfäule der Schaafe eine Arzenei ſeyn.

Der Pferdemiſt wird gebraucht, um das Blei zu Bleiweiß zu machen, indem man die Töpfe, in welchen Eſſig und Blei iſt, in denſelben verſcharret; der durch ſeine Hitze dünſtende Eſſig zerfrißt das Blei, und verwandelt es in Bleiweiß.

Die Aegyptier um Kahira gebrauchen den Ruß von gebranntem Pferdemiſte zu Salmiak. Man kann auch mit dieſem Miſte die Maulwurfsgrillen (Gryllotalpa) vertreiben. Mit Leimen, Salzwaſſer, ungelöſchtem Kalk, Ziegel- und Glasmehl, Hammerſchlag, Feilſpänen, Kuhhaaren, friſchem Rinderblut und Waſſer gemiſcht, giebt er einen ſehr dauerhaften Ofenkitt (lutum sapientiae).

Der Dſiggetai. (Equus hemionus.)

Dſiggetai oder Dſſikketai, bedeutet Langohr, und bezeichnet ein mit dem Pferde und Eſel nahe verwandtes Thier, welches, dem Anſehen und der Größe nach, dem Mauleſel gleicht. Den Nacken ziert eine kurze aufrecht ſtehende Mähne, und den Scheitel ein ¾ Zoll langer Haarbüſchel. Das Fell des Thieres iſt im Winter bräunlich grau, langhaarig und ſanft; im Sommer verändert ſich die Farbe, und das Haar iſt kürzer. Ueber den Rücken läuft ein ſchwärzlich rother Strich. Die waldloſen unermeßlichen Steppen und Wüſten des hohen Mittelaſiens ſind die Heimath des Dſiggetai. Er läuft ſo ſchnell, daß das flüchtigſte Pferd ihn nicht einholt, und iſt ſo ſcheu vor dem Menſchen, daß es äußerſt ſchwer hält, ihn zu erlegen. Alte laſſen ſich gar nicht fangen; Junge, welche man einfing, wollten ſich ſchlechterdings nicht bändigen laſſen. Gewöhnlich ſtreifen 6 bis 8, auch mehrere Dſiggetai's unter Anführung eines Hengſtes umher. In der Lebensart gleichen dieſe Thiere völlig den wilden Pferden und Eſeln.

Der Eſel. (Equus Asinus.)

Er hat lange Ohren, über den Schultern ein ſchwarzes Kreuz, und nur am Ende des Schwanzes ſchwarze Haare.

Des Eſels eigentliches Vaterland iſt nicht bekannt, ob man gleich nicht ohne Grund den wärmern Theil Aſiens dafür hält. In der Tartarei lebt er noch jetzt, unter den Namen Kulan, in ganzen Heerden wild, iſt etwas größer, ſchlanker, und weit ſchneller, als unſer zahmer, ſonſt aber an Bildung und Farbe, die aſchgrau iſt, wenig von ihm verſchieden. Er zieht von da im Herbſte in unzähligen Heerden ſüdlich gegen Indien und Perſien, und überwintert daſelbſt. Man ſagt, daß unſer Eſel aus Arabien nach Griechenland, von da nach Italien, von

hier aus nach Frankreich, und aus dieſem Lande endlich nach Deutſchland zu uns gekommen ſei. Kältere Gegenden, als unſer Deutſchland, kann er nicht wohl vertragen. In Thüringen wird er nur in bergigen Gegenden von den Müllern und Landleuten zum Laſttragen gebraucht.

Da er nicht die ſchöne Bildung, nicht den anſehnlichen Wuchs, noch das Feuer des Pferdes hat, ſo iſt er in Deutſchland, und faſt überall, ein Gegenſtand der Verachtung und des Spottes, welches er doch wegen ſeiner Güte, Geduld, Genügſamkeit, und vorzüglichen Nutzbarkeit wirklich nicht verdient. Der große und ſchwere Kopf, die langen ſchwankenden Ohren, der breite und dicke Hals, die ſchmale Bruſt, der faſt ſchneidende Rücken, die Hüften, welche höher ſind, als das Vorderroß, das platte Kreuz, der kahle Schwanz, die engen Hinterſchenkel, machen unſtreitig, daß er, neben dem ſtolzen und ſchönen Pferde, eine demüthige und plumpe Rolle ſpielen muß. Doch findet man in Arabien Eſel, die wegen ihrer Schnelligkeit, wegen ihres Muths, ihrer Stärke und Schönheit ſehr hochgeſchätzt werden. Sie haben ein glattes Haar, einen hohen Kopf, leichte Schenkel, und werden zum Reiten gebraucht. Auch Italien bringt ſchon ſo ſchöne Eſel hervor, die man mit hundert Thalern und drüber bezahlt. Vielleicht kommt die üble Geſtalt, Faulheit und Trägheit unſerer Art daher, daß ſie unſer rauhes Futter und unſere Luft nicht gewohnt werden können; denn die Erfahrung lehrt, daß ihre Größe von dem Himmelsſtriche abhängt, unter welchem ſie wohnen; je kälter und rauher dieſer iſt, deſto kleiner und ſchwächer fallen die Eſel aus.

Mit dem Pferde hat der Eſel, wie bekannt, die größte Aehnlichkeit. Seine Hauptunterſcheidungszeichen ſind die langen Ohren, der ſchwarze Streif über dem Rücken, mit dem Querſtreifen über den Schulterblättern, welche beide die Figur eines Kreuzes bilden, und der

glatte, am Ende mit einem Haarbüſchel verſehene Schwanz. Der dicke Kopf hat lange breite Ohren, die ſich nach dem Schall, wohin ſie wollen, langſam bewegen. Die Augen ſtehen an der breiten Stirn weit von einander, und ihr Blick iſt traurig, die Lefzen ſind dick und herabhängend. Die Anzahl ſeiner Zähne iſt ſechs und dreißig, und er wechſelt ſie, wie das Pferd. Der Hals iſt lang, ſteht ſtets gerade ausgeſtreckt, und iſt mit kurzen Mähnen behangen. Der Rücken iſt gebogen, und der Bauch unförmlich breit. Die ſchlanken Beine, die ſchönſten Gliedmaßen am ganzen Eſel, haben einen grauen Huf.

Sein dickes Fell iſt mit langen, unanſehnlichen, ſteifen, etwas gekräuſelten Haaren überzogen. Die Farbe iſt ſehr verſchieden. Eigentlich iſt ſie ein beſonderes grau, das man das Eſelgrau nennt. In den Weichen iſt er weiß oder weißlicht, an dem Halſe und den Füßen mit einigen ſchwarzen Linien, und auf dem Rücken mit einem ſchwarzen Kreuz verſehen. Sonſt giebt es mauſefahle, aſchgraue, bläuliche, rothe, ſchwarze, bräunliche, ſchmutzig weiße, und mit allen dieſen Farben gefleckte Eſel.

Die unangenehme Geſtalt hat ihnen die Natur durch ein gutes Geſicht, vortreffliches Gehör, und außerordentlichen Geruch zu erſetzen geſucht. — Sie erlangen ein Alter von 36 Jahren. — Ihre Affekte drücken ſie durch ein ängſtlich ausgeſtoßenes, fürchterlich klingendes Hinhan-Geſchrei aus, das wechſelsweiſe aus hohen Tönen in tiefe, und aus tiefen wieder in hohe übergeht. Die Eſelinn ſchreit höher und ſchärfer; der verſchnittene Eſel aber tief und ſchwach. Ihr Knochengebäude iſt dem des Pferdes völlig gleich.

Die ſchlechte Erziehung und Sorgfalt, die man auf dieſe verrufenen Thiere wendet, verringert allerdings ihre Fähigkeiten. In ihrer Jugend ſind ſie aufgeräumt, wälzen und überſchlagen ſich muthwillig auf der Erde, und machen vielerlei poſſierliche Wendungen und Sprünge,

trottiren und galoppiren; im Alter aber verwandelt ſich dieſe Luſtigkeit, durch die ſchweren Arbeiten und elende Koſt, in Schläfrigkeit und Furchtſamkeit, und wenn ſie ſich dann wälzen, ſo geben ſie damit zu erkennen, daß ihnen die Haut von verſchiedenen Unreinlichkeiten jucke, und daß ſie reinlich gehalten ſeyn wollen. Ueberhaupt ſind ſie vor allen Thieren demüthig, geduldig und gelaſſen. Alle Züchtigungen ertragen ſie ohne Widerwillen, aber die Wirkung derſelben iſt auch von kurzer Dauer. Sie verabſcheuen allen Koth und Näſſe, und können nur mit derben Schlägen durchs Waſſer getrieben werden; allein man bemerkt mit Vergnügen, wie die natürliche Liebe der Mutter zu ihren Jungen auch dieſer natürlichen Scheu widerſteht, denn ſie watet durch den tiefſten Fluß, ja fürchtet auch das Feuer nicht, wenn ſie dieſelben in Gefahr glaubt. Seinen Treiber kennt der Eſel unter tauſend Perſonen, und gewöhnt ſich ſo an ihn, daß er ihn von weitem ſpürt, und aufſucht. Sein Gedächtniß lehrt ihn den Weg, den er einmal gewandert iſt, ohne Irrthum wieder finden. Er erſteigt mit der größten Sicherheit und den größten Laſten die ſteilſten Berge, und geht, ohne zu ſtraucheln, unbeſchlagen über glatte Eisflächen. Ueberladet man ihn, ſo giebt er dies durch Senkung des Kopfs und der Ohren, Aufſperren des Mauls, und Einziehung der Lefzen zu erkennen. Blendet man ihm durch eine Binde die Augen, ſo bleibt er ſtracks ſteif auf ſeinem Platze ſtehen, und legt man ihn mit einem Auge auf die Erde, und verdeckt ihm das andere, ſo bleibt er auch in dieſer Lage wie todt hingeſtreckt. Er ſchläft noch weniger, als das Pferd, und nur vier Stunden des Tages, beſonders legt ſich der brünſtige Eſel, und die trächtige Eſelinn nicht eher, als bei der größten Mattigkeit, zur Ruhe. —

Der Nutzen dieſes ſo gering geachteten Hausthiers iſt ſehr bedeutend. Auf dem ſchöner gewachſenen und

flüchtigeren Eſel wird in wärmern Gegenden geritten, und in gebirgigen Gegenden iſt der ſchwere, träge Landeſel dem Müller und Landmann, der Laſten durch ſteile und gefährliche Wege fortſchaffen ſoll, faſt unentbehrlich. Er trägt eine Ladung von 3 Zentnern und mehr, von einem Knaben regiert, ſicher an ihren Beſtimmungsort, und kann daher unter allen Thieren, nach Verhältniß ſeiner Größe, die ſchwerſte Laſt tragen. Im trocknen, leichten und ſandigen Boden zieht er auch den Pflug. Ueberhaupt ſchreitet, trabet und galoppirt er, wie ein Pferd, nur daß alle dieſe Bewegungen klein ſind, und weit langſamer geſchehen.

Die Milch der Eſelinn, welche der Menſchenmilch am nächſten kommt, iſt leicht zu verdauen, nahrhafter als andere, hat ſchon manchem Schwindſüchtigen das Leben gerettet, und wird in mehreren Krankheiten, weil ſie dünn, nicht fett, nicht käſig, und ſchwachen Mägen dienlich iſt, ſehr heilſam gebraucht. Auch werden aus derſelben die wohlſchmeckenden Parmeſankäſe gemacht.

Das Fleiſch der Keulen vermiſcht man mit anderm Fleiſch zu den ſchmackhafteſten Cervelatwürſten, ja das junge Eſelsfleiſch hält man in einigen Städten Italiens für eine Delikateſſe.

Seine Haut wird zu vielerlei Gebrauch vom Weiß- und Rothgerber gahr gemacht, und giebt vorzüglich Chagrin, Pergament, Siebe, Tommelfelle, und ſehr dauerhafte Schuhe. Die Haare können geſponnen, und zu allerhand Fütterungen, z. B. der Stühle genutzt werden.

Der Miſt iſt eine gute Düngung in feuchtem, ſchweren, kalten, kieſigen Boden, und er iſt der einzige Dung, den man friſch brauchen kann, da alle andere Dünggattungen erſt einige Monate liegen, und ſich verzehren müſſen, ehe ſie in ihre erſte Nahrungstheile zerfallen.

In der Medizin leiſtet der Eſel keinen Nutzen mehr, als durch ſeine, den Bruſtkranken ſehr heilſame Milch. —

Das Maulthier (Mulus) und der Mauleſel (Hinnus).

Vom Pferde und Eſel entſpringen zweierlei Baſtarde, die von großer Dauerhaftigkeit und Stärke ſind, ſich aber nicht fortpflanzen. Das gemeine Maulthier iſt vom männlichen Eſel gezeugt, und von der Stute geworfen. Das andere iſt der Mauleſel, der vom Hengſte gezeugt, und von der Eſelinn geworfen iſt. Beide Arten brauchen, wie der Eſel, vier Jahre zu ihrem völligen Wachsthume, haben, wie dieſer, ſechs und dreißig Zähne, die den Pferdezähnen gleichen, und eben ſo, wie jene, das Alter der Thiere anzeigen, ſind dauerhaft, ſtark, geſund, und nicht den Schwachheiten der Pferde unterworfen. Sie tragen ſchwere Bürden von vier Zentnern und darüber, gehen in bergigen Gegenden ſicherer, und kommen beſſer fort, als die Pferde. Bei Armeen ſind ſie daher vorzüglich gut zu gebrauchen. Sie können zwanzig bis dreißig Jahre gute Dienſte thun. — Man erhält ſie in der Fütterung ſehr wohlfeil. Bei einer Miſchung von Pferde- und Eſelskoſt und klarem kaltem Waſſer zum Tranke befinden ſie ſich ſehr wohl.

Das Zebra. — Der Quagga.

Sind beide in Südafrika zu Hauſe. Das erſtere iſt dem Pferde ſehr ähnlich, aber kleiner, letzteres aber ſoll größer und ſtärker ſeyn, als ein Pferd.

Das Zebra hat auf weißem Grunde regelmäßige, ſchmale und ſchwarzbraune Streifen, die dem Thiere ein ſchönes Ausſehen geben. Wenigſtens iſt der Quagga, obwohl er auch ſehr ſcheu, und dabei ſo muthig iſt, daß er es mit Panthern aufnimmt, bald gezähmt, und zum Ziehen und Reiten abgerichtet, und geht mit andern Thieren friedlich auf die Weide. —

Die Zebra's findet man in vielen Gegenden des innern Afrika's, in Congo, Angola, bis gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hinab. Sie leben in Heerden bei-

ſammen, und weiden wie die Pferde, deren Nahrung auch die ihrige iſt. Sie ſind ſo wild und unbändig, daß man ſie nur mit großer Mühe zähmen kann. Sie laufen außerordentlich ſchnell, nehmen mit ſchlechterem Futter vorlieb, als die Pferde, und wiehern, wie dieſe.

Die Karakterſchilderung, die Barrow von dem Zebra liefert, weicht in manchen Stücken von der obigen ab. Man hat ſogar von dem Zebra allgemein behauptet, es ſei ſo heimtückiſch und unlenkſam, daß es niemals ganz vollkommen zahm gemacht werden könne. Dieſe Meinung rührt vielleicht von einigen unvollkommenen Verſuchen her, die nachtheilig ausgefallen ſind. Will man in dem Verſuche, Thiere zu zähmen, die von Natur wild und ſchüchtern ſind, glücklich ſeyn, ſo muß man mehr Geduld und Ausdauer, mehr Thätigkeit und Geſchicklichkeit beſitzen, als ein Holländiſcher Landmann hat. Solche Thiere ertragen Schmerzen weit ungeduldiger, als diejenigen, die ſchon gelehrig, und an die Grauſamkeiten der Menſchen gewöhnt ſind. — Bei dem Landdroſten von Swellendam ſah Barrow ein weibliches und ein männliches Zebra, die beide, ſo lange ſie jung geweſen, und gewartet worden waren, ſanft und gelehrig geweſen ſeyn ſollen; allein durch Vernachläſſigung, und wahrſcheinlich auch durch das Quälen und Martern, außerordentlich falſch geworden waren. Ein Engliſcher Dragoner beſtand durchaus darauf, auf dem Weibchen reiten zu wollen. Er ſetzte ſich daher auf daſſelbe, allein es ſchlug hinten aus, ſtürzte nieder, und blieb liegen. Dies half ihm aber nichts. Der Dragoner blieb ſitzen. Endlich wurde es wild, ſprang vom hohen Flußufer hinunter, und warf ihn ins Waſſer; da er ſich aber am Zügel feſt hielt, ſo hatte es ihn nicht ſobald wieder an's Ufer gezogen, als es ruhig zu ihm hinging, den Kopf nach ſeinem Geſicht hinunter ſtreckte, und ihm ein Ohr wegbiß.

Levaillant ſah ein Dutzend Zebra's beiſammen, die

die am Fuße eines Felſens Schutz vor dem Winde ſuchten, und ſich in der Sonne wärmten. Die Stelle, wo er ſich befand, war ſehr vortheilhaft für ein Echo gelegen, durch welches ſie ſich täuſchen ließen. Sie glaubten nemlich, der Knall, den man durch einen Schuß erregte, käme oben vom Berge herab. Sie ſtürzten daher in vollem Galopp oben vom Felſen herunter, und liefen gerade auf Levaillant und ſeine Leute zu. Als ſie dieſelben aber bemerkten, wendeten ſie ſich um, und waren in kurzem aus ihren Augen verſchwunden. Nur ein Weibchen, das entweder nicht ſo ſcheu, oder allzu müde war, um die Höhe erklettern zu können, entfernte ſich von den Uebrigen, und lief im Thale weiter. Man umringte daſſelbe, und fing es in einer Schleife. Levaillant ließ es an den Schweif ſeines Pferdes binden, und es mußte ihm folgen. Anfangs ging es ganz ruhig; allein nach einem Wege von hundert Schritten fing es an, dem Pferde einen Ruck nach dem andern zu geben, entweder weil es der Anblick der Hunde beunruhigte, oder weil ihm ſeine Wunden mehr zu ſchmerzen begannen. Das Pferd ſchlug nun hinten aus, und dies war die Urſache, daß ſich das Zebra bäumte. Levaillant verlohr hierüber die Geduld, und entſchloß ſich daher, das Zebra ſelbſt zu reiten. Um ſich vor den Biſſen deſſelben zu ſichern, ließ er ihm einen Maulkorb anlegen; dann machte er es von ſeinem Pferde los, und ſprang ihm auf den Rücken. Es leiſtete nur geringen Widerſtand, und zwar weniger, als ein noch nicht dreſſirtes Pferd gethan haben würde. Es dauerte nicht lange, ſo ging es eben ſo ruhig, als ſein Pferd, und auf dieſe Art ritt er es über eine Stunde weit.

VI. Bisulca. (Pecora.)

Das Arabiſche Kameel. (Camelus.)

Die Ordnung der wiederkäuenden Thiere mit geſpaltenen Klauen enthält die wichtigſten Hausthiere. Das Arabiſche Kameel, von den Alten und den Naturhiſtorikern Dromedar genannt, iſt vielleicht das ſonderbarſte, und zugleich nutzbarſte Thier in der Natur. Ausgewachſen iſt es 8 — 9 Fuß hoch, und von der Naſenſpitze bis zur Wurzel des Schwanzes zehn bis zwölf Fuß lang. Sein Körper iſt verhältnißmäßig zu ſeiner Höhe klein. Der Hals hat in der Form mehr Aehnlichkeit mit dem einer Gans, als mit dem irgend eines andern Thieres; er iſt lang und dünn, und ſcheint aus dem untern Theile ſeines Leibes zwiſchen den Vorderbeinen hervorzukommen. Es hebt ſeinen Kopf bis zur Höhe ſeines Rückens, und ſteckt die Naſe horizontal voraus, ſo daß ſein Geſicht gerade aufwärts ſieht, und das Naſenbein mit dem Zipfel des Büſchels auf ſeinem Rücken in gleicher Höhe iſt. Der Kopf iſt klein; die Ohren ſind kurz, und die Augen vielfarbig, vom Schwarzen bis faſt ins Weiße fallend, glänzend, und wenig Klugheit verrathend. Ihre Lage an den Seiten des Kopfs iſt von der Art, daß das Thier zugleich rückwärts und auf beide Seiten ſehen kann. Der Schwanz iſt kurz, hat am Ende einen kleinen Haarbüſchel, und hängt herab, gleich dem einer Kuh. Die Beine ſind lang und dünne, die Gelenke überaus ſtark und feſt. Die Füße des Kameels ſind ungefähr wie die eines Ochſen geſpalten, doch hat es keinen Huf, ausgenommen an der äußerſten Spitze der Zehen, im übrigen ſind ſie bloß mit Haut bedeckt, und weich. Seine Fußſohlen ſind nicht dicker, als ſtarkes Sohlenleder. Es hat mehrentheils eine helle Aſchfarbe, doch giebt es Verſchiedenheiten von dieſer bis zum dunklen, zuweilen auch röthlichen Braun. Viele haben weiße Flek-

ken oder Streifen am Vorkopf und verſchiedenen Theilen des Leibes. Das Haar iſt kurz und fein, gleich der zarteſten Wolle, deren Stelle es bei den Arabern vertritt, indem ſie ihre Zelttücher und groben Kleidungsſtücke daraus verfertigen. Man zieht es aus; ſonſt fällt es einmal im Jahre ab. Um den Hals und den Höcker hängt das Haar acht bis zehn Zoll herab. Der hohe Höcker auf ſeinem Rücken erhebt ſich von den Schultern, läuft im Mittelpunkte des Rückens ſpitzig zu, und allmählig bis zu den Hüften herab. Dieſer Höcker iſt einen bis zwei Fuß hoch über dem Rückenknochen; doch iſt er weder an dem Rücken noch an dem ganzen Körperbau des Thieres befeſtigt, ſo daß die Araber, beim Abziehen der Haut, den Höcker mit herabziehen. Dieſer iſt größer, oder kleiner, je nachdem das Kameel fett oder mager iſt; wer ein Kameel ohne Sattel reitet, iſt genöthigt, ſich hinter den Höcker zu ſetzen, wo die Breite des Leibes des Reiters Beine ſehr auseinander dehnt, und ihn überdieß nöthigt, um nicht über den Schwanz herab zu fallen, ſich mit beiden Händen an den langen Haaren des Höckers feſtzuhalten.

Das Kameel iſt ein äußerſt folgſames Thier. Auf Befehl ſeines Herrn legt es ſich auf den Bauch nieder, indem es zuweilen wie ein Schaf die Beine unter ſich zuſammen legt. So bleibt es liegen, um ſeinen Reiter, oder ſeine Ladung aufzunehmen, erhebt ſich aufs Wort, und ſchreitet mit der äußerſten Lenkſamkeit und Gutmüthigkeit auf dem Wege fort, auf dem man es treibt.

Die Araber laſſen den Kopf des Kameels ganz frei, ohne es zu zäumen, und regieren es bloß durch Worte, durch den Zungenſchlag, und durch einen Stock. Es wiederkäuet gleich dem Rindvieh, und hat keine Vorderzähne in dem Oberkiefer, allein die Lippen ſind lang und rauh, ſo daß es ohne alle Beſchwerde das harte Strauchwerk faſſen kann, wovon es ſich nähren muß. Das Ka-

meel ſcheint von der Natur beſtimmt zu ſeyn, in Wüſten zu leben. Es iſt geduldig, ſchnellfüßig, ſtark und muthig; es kann beſſer, als irgend ein anderes Thier, Hunger und Durſt leiden, und ſchreitet mit eben ſo großer Leichtigkeit durch den tiefſten Sand, als über Felſen. Die Naturkundigen ſagen, es habe, außer den 4 Mägen, die allen wiederkäuenden Thieren gemein ſind, einen fünften Beutel, der bloß zum Waſſerbehälter diene, ohne daß das in demſelben aufbewahrte Waſſer ſich mit den übrigen Nahrungsmitteln vermiſche. Allein dies iſt ein Irthum. Die größten, wenn ſie lange ohne Waſſer geweſen ſind, trinken wenigſtens zwei Tonnen auf einmal, und kommen nicht um, wenn ſie auch in zwanzig Tagen keinen Tropfen wieder erhalten. Reiſende, die ſich in einem der heißeſten und dürreſten Theile der großen weſtlichen Wüſte befanden, wo kaum ein grünes Blatt oder Strauch zu finden war, verſicheen, daß dieſe Thiere, ohne vor Durſt zu ſterben, dreißig bis vierzig Tage ungetränkt bleiben können.

Das Kameel wird vom Araber für heilig gehalten. Eine Laſt von mehrern Zentnern trägt es ihm mit Sicherheit und Schnelligkeit, durch Wüſten, unzugänglich für jedes andere Thier. Auf dem Kameel entflieht der wandernde Araber mit ſeiner Familie queer durch die ſpurloſe Wüſte dem verfolgenden Feinde, und legt, wenn er will, mehr als 15 Meilen in Einem Tage zurück. Die Milch dieſes Thieres iſt Speiſe und Trank für die ganze Familie. Des Nachts füllt es ſeinen Magen mit den elenden Blättern der Dornenſträuche, dem einzigen Gewächſe, welches in dieſer ödeſten aller Gegenden die Natur hervorbringt. Das Fleiſch der Kameele gewährt ein gutes Nahrungsmittel, und das der Jungen wird dem Kalbfleiſch vorgezogen. Das Kameel wirft ein Junges, und zwar gewöhnlich alle 2 Jahre. Die Zeit der Trächtigkeit iſt ein Jahr. Während der Brunſt

iſt das Kameel äußerſt boshaft, ſo daß niemand ſich nähern darf.

Die Ladung, welche man einem Kameel auflegt, beträgt 12 Zentner, doch überſteigen viele Ladungen dieſes Gewicht, und eine ſtarke Ladung wiegt über 15 Zentner. Dies iſt die nemliche Gattung von Kameelen, deren man ſich in der Barbarei, und in der Wüſte bedient. Sie ſollen in 6 bis 8 Jahren ihr völliges Wachsthum erreichen, und oft 50 bis 60 Jahr alt werden.

Das Kameel iſt ein ſtarkes Gebäu auf hohen Beinen. Der kleine Kopf auf dem langen Halſe, die längliche Schnauze mit der haſenförmig geſpaltenen überhangenden Lefze geben bei dem Buckel, bei dem zottigen Haarwuchs, und den übelgeſtalteten Beinen, dem Ganzen ein überaus widriges Anſehen. Der Fuß iſt aber trefflich für die Sandwüſten eingerichtet. An dem runden Ballen, der mit einer nachgebenden, weichen, ſchwieligten Haut gepolſtert iſt, treten zuletzt zwei kleine Klauen, oder vielmehr Hufe hervor; hierdurch iſt er alſo nur wenig geſpalten, erhält aber dennoch durch jene Klauen größere Feſtigkeit im Tritt, greift feſter in dem Boden ein. Hätte die Natur dem Kameele die Sohle ganz mit geſpaltenem Hufe ausgefüttert, alſo mit Horn überzogen, wie z. B. bei der Antilope, ſo würde wahrſcheinlich dieſes Horn, wenn es fortgeſetzt gegen den glühenden Kieſelſand der Wüſten gerieben würde, bald wie verbrannt zerfallen, und vernichtet werden; bildete hingegen die untere Sohle kein rundes Ganze, und wäre ſie nicht mit weicher Schwiele verſehen, ſo drückte ſich der, oftmals aus kleinen abgerundeten Kieſeln durchaus beſtehende Boden, nicht hinreichend ein; daher wäre ſein Gang minder ſicher.

Auch die Höhe der Beine iſt für dieſes Erdreich ſehr zweckmäßig. Oftmals ſinkt das an ſich ſelbſt ſchwere, und überdies belaſtete Thier, in den nachgebenden Sand

auf zwei Fuß tief hinein; ohne jene, freilich dem Auge nicht angenehme Höhe der Beine, reichte der Bauch ſelbſt bis auf den Boden, und das Kameel vermöchte es nicht, ſich wieder in die Höhe zu arbeiten. Bei ſolchen Anſtrengungen mag ihm denn auch, wie Golberry glaubt, der lange Hals gleich einem Hebel dienen, vermöge deſſen es ſich im Gleichgewichte erhält; ja man könnte behaupten, daß das Thier ſich durch gehöriges Hinlehnen und Vorſtrecken des Kopfs an dem langen Halſe einen ſtärkern Schwung zum Emporkommen zu geben im Stande ſei.

Nicht minder wichtig ſind dann die ſchwieligten Polſter, wovon ſich an den Vorderfüßen 4, und 2 an den Hinterfüßen finden, nemlich an den Gelenken des Ellenbogens und des Kniees der Vorderbeine, in der Gegend der Knieſcheibe, und hinten an den Kniekehlen; freilich geben ſie dem Kameele ein widriges Anſehen. Ein ähnliches hartes, aber großes ſchwieligtes Polſter bedeckt auch vorne die Bruſt. Dieſe Einrichtung iſt dem großen, ſchweren Thiere beim Niederlegen faſt von unumgänglicher Nothwendigkeit. Das Kameel legt ſich nicht, wie das Pferd oder das Rindvieh, auf die Seite; es huckt nieder, und zieht die Beine unter ſich. Nur dadurch kann es, ohne ſich zu verletzen, niederhucken, da beim Mangel dieſer Schwielen der Sturz des unbehülflichen Thieres zur Erde von üblen Folgen ſeyn würde.

Freilich mag die Erziehung hiezu viel beitragen; denn wir kennen das wilde Kameel, welches in Heerden in der großen Tatarei, unfern der Wüſte Cobi und in derſelben umherzieht, nicht hinreichend. So weit uns die beiden Kameelraſſen bekannt ſind, iſt dieſe Einrichtung dem Thiere eben ſo wohlthätig, als ſeinem Herrn.

Bewundernswerth iſt es, daß das in dem Magen befindliche, in größter Menge eingenommene Waſſer ſich ſehr viele Tage hindurch friſch erhält.

Die Natur gab dem Thiere die größte Genügſamkeit, ſo daß es ſich mit den ſchlechteſten Pflanzen ſättigt. Die dürrſten Dornen und Diſteln ſind ihm, ſelbſt in geringer Quantität, zu ſeinem Unterhalte hinreichend.

Iſt daher die von der Sonne verbrannte Diſtel und Heide der Wüſte in jenen erſten Mägen völlig durch Trockniß wie verſteinert, hat der Himmel dieſer Wüſten viele Wochen hindurch jede Feuchtigkeit verſagt, dann zwingt die wunderbare innere Mechanik des Thiers das zuvor in jenem letzten großen Behälter aufbewahrte Waſſer in die Höhe, jenes vertrocknete Kräuterwerk wird getränkt, erweicht, und in einen Brei verwandelt, zum eigentlichen Verbrauch der thieriſchen Oekonomie. Dieſer Brei dringt nun in das Gedärm, wo dann die feineren Flocken der Eingeweide die Nahrungsmilch daraus zu ziehen im Stande ſind. Zu dieſen körperlichen Eigenſchaften denke man ſich nun die Sanftmuth, das Nachgeben und die Gelehrigkeit des Kameels.

Dieſe verſtand dann der Menſch, auf die für ihn vortheilhafteſte Art, bereits ſeit Jahrtauſenden zu benutzen.

Schon von der zarteſten Jugend an macht er das gutmüthige Thier zum Laſtträger. Kaum einen Monat alt, wird das junge Kameel von ſeiner Mutter getrennt. Man theilt ihm dann nur ſpärlich ſeine Milch zu, und zwingt es zur Enthaltſamkeit. Bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib, und gewöhnt es dadurch zu derjenigen Stellung, die das Thier annehmen muß, wenn es beladen werden ſoll. Den Körper bedeckt man mit einem Teppich und mit einem Stück eines Zeltes, ſo daß ihm allein der Kopf und der Hals frei bleiben. Um ihm das Aufſtehen zu verbieten, hangen am Rande dieſer Decken mehrere ſchwere Gewichte herab.

Vier Monate hindurch dauert dieſe grauſame Stellung. Nach dieſer Zeit erlaubt man den jungen Kameelen zwar, ſich öfter aufzurichten, und umher zu gehen,

allein nur in eigenen Hürden. Hieher kommen die Kinder der Mauren von etwa 9 bis 10 Jahren, um ihnen täglich zweimal Futter, nemlich Kameelsmilch mit Waſſer verdünnt, zu bringen.

Da ſie ihre jungen Wärter bald kennen lernen, ſo ſammeln ſie ſich bei ihrem Eintreten in die Hürde um ſie herum. Allein auch dieſe ärmliche Nahrung wird den Thieren nur bedingungsweiſe zu Theil. Die jungen Mauren, in der einen Hand die Schaale mit Milch, in der andern eine Ruthe, ſchlagen die Kameele an die Beine, und dieſe ſind verſtändig genug, dieſem Zeichen zum Niederkauern ſofort zu gehorchen. Nur erſt in dieſer Stellung wird ihnen dann die Milch gereicht. Wie würde es auch ſonſt dem Menſchen gelingen, dies hochbeinige Thier zu beladen, und die Waaren darauf gehörig zu befeſtigen.

Zu gleicher Zeit gewöhnt man das willfährige Thier, ſich mit ſchwerer Ladung belaſten zu laſſen, und zwar ſtets in zunehmendem Verhältniß. Je nach der Stärke des Kameels und nach dem Alter bringt man es endlich dahin, daß man einem ausgewachſenen Kameele bis auf 12 Zentner, ja, wie Tavernier behauptet, bis auf 1500 Pfund zum fortbringen aufladen darf; wahre Frachtwagen, oder, wie die Araber ſagen, Frachtſchiffe der Sandmeere. Es kommt aber viel darauf an, daß das Gewicht mit den Jahren und Kräften des Kameels übereinſtimme. Das Thier wird nur erſt nach dem fünften, mindeſtens dem vierten Jahre als Laſtthier benutzt; und zwar ſodann mit der größten Schonung, denn nur im ſechsten Jahre ſieht man es für volljährig an, und giebt ihm die ganze Ladung.

Auch fühlen die mehreſten Kameele genau ihre Ladung. Legt man ihnen zu viel auf, ſo erheben ſie ſich nicht ohne große Anſtrengung, ja ſie verſagen das Aufſtehen wohl gänzlich.

Die Mauren, ſagt Golberry, verſtehen ſich genau auf die Jahre der Thiere, allein ſie lehren dieſe Zeichen keinem Fremden. Am ſchwerſten iſt es, ein vier- oder fünfjähriges von einem achtjährigen zu unterſcheiden; vor und nach dieſen Jahren entdeckt man ihr Alter leichter.

Das Kameel hat einen dreifachen, ja vierfachen Gang. Außer dem Schritt, dem Trott, und dem Galopp, bewegt es ſich noch im Paß, indem es beide Beine der einen Seite zugleich aufhebt. Dieſer Paß iſt ſein gewöhnlicher Gang. Begreiflich fällt es alſo hiedurch ſtets von der ganzen einen Seite auf die andere. Jede Art des Ganges iſt bei dieſem hochbeinigen und ſchweren Thiere ungleich ermüdender und angreifender, als bei dem Pferde. Pallas war kaum im Stande, den Trott des Kameels auszuhalten, und Golberry (beide waren des Reitens ſehr gewohnt) ſagt, daß er es durchaus nicht vermocht habe, länger, als eine Viertelſtunde dieſen Gang zu ertragen; um ſich auszuruhen, ſetzte er ſich auf ein Arabiſches Pferd.

Dennoch iſt die Ausdauer des Kameels abermals eine neue wichtige Wohlthat für den Bewohner der Wüſten.

Bei dem gewöhnlichen Schritt legt das beladene Thier täglich etwa ſieben deutſche Meilen zurück. Man nimmt ihm am Abend nicht eigentlich die Bürde ab, man ſchnallet ſie nur, wenn die Thiere ſich auf die Knie niedergelegt haben, zu beiden Seiten los, oder man führt ſie mit der Laſt auf die Weide, das heißt gewöhnlich: an einen Platz, wo etwas Grünes wächſt, wären es auch nur die härteſten Diſteln. Bei dieſem ſchweren Dienſte bedarf es aber nicht, wie unſere Laſtthiere, der Peitſche oder des Sporns. Nur allein durch den Geſang des Kameeltreibers wird das Thier ermuntert, denn es liebt die Muſik außerordentlich, und obgleich hiezu oftmals Inſtrumente gebraucht werden, ſo horcht das

Thier doch weit eher auf den menſchlichen Geſang, als auf irgend ein muſikaliſches Inſtrument.

Die hier angegebene Geſchwindigkeit des Kameels iſt indeß nun freilich auch die nutzbarſte. Mit den ſogenannten Poſt-Kameelen, deren ſich beſonders die Araber und Mauren bei einem Ueberfall der Karavanen oder der Feinde, wie auch bei ihrer Flucht vor letztern, bedienen, ſieht es viel anders aus. In ſolchen Fällen, da dann gewöhnlich zwei Mauren mit geringem Gepäcke auf einem Kameele reiten, läuft es im Trott, und macht täglich 60 bis 70 franzöſiſche Meilen, alſo doch weit über 50 deutſche Meilen; und dieſe erſtaunliche Bewegung hält das ſchwerfällige Thier oft gegen 5 Tage hindurch aus. Wie weit ſteht dagegen ſelbſt das beſte Arabiſche oder Engliſche Pferd auf die Dauer zurück. Hiedurch allein iſt der Araber im Stande, wirklicher Landkorſar zu ſeyn.

Er fällt mit unbegreiflicher Kühnheit Karavanen, oft von 1000 und mehreren Menſchen, Kameelen und Pferden an, die, da ſie in weiter Ferne von irgend einem menſchlichen Weſen zu ſeyn glauben konnten, ruhig zu Nachts in der öden Sandwüſte ſchlafen; er plündert, raubt und tödtet, was er vermag, und entzieht ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit dem überlegenen Feinde.

Iſt es indeß auf wirklichen feindlichen Angriff und Krieg angeſehen, dann iſt das Kameel ſelbſt in dieſer Lage von großer Wichtigkeit. Dieſe, ſonſt ſo ſanftmüthigen Thiere, zeigen im Treffen außerordentlichen Muth. Sie ſtürzen ſich mit Wuth auf die Dromedare der Feinde, beißen und reißen ihnen ganze Stücke aus dem Leibe, und es ſoll ſchwer halten, ihnen ſodann Einhalt zu thun. Briſſon hat ſelbſt einem ſolchen Gefechte beigewohnt, und bezeugt, die Kameele ſeyen hiezu völlig abgerichtet.

Briſſon bezeugt, daß das Kameel zum Pflügen gebraucht wird. In der von dem Stamme der Mauren

bewohnten Oaſe, wohin man ihn als Sklaven geſchleppt hatte, ward ihm das Amt aufgetragen, die Dromedare vor den Pflug zu ſpannen, das Land damit zu beackern, und dann zu beſäen.

Zu dieſem in einer einzigen Thierart kaum zu erwartenden Nutzen, rechne man nun auch zuletzt das große Verbreitungsvermögen des Kameels. Es iſt aus den gültigſten Thatſachen vorlängſt bewieſen, daß die Raſſe unſers Kameels, nämlich der Dromedar und das zweibucklichte Kameel, von Senegambien aus, queer über ganz Nord-Afrika fortgeht; ſodann jenſeits des rothen Meeres über ganz Arabien, vielleicht in ſeiner wahren Heimath lebt; weiter in Aſien ſüdlich in Hindoſtan bis gegen den 20ſten Breitengrad herabgeht, und ſich über die ganze Tatarey, ſogar bis gegen den 60ſten Grad nördlicher Breite hin erhebt, woſelbſt es von den Buräten noch benutzt wird. Wenn man dieſe Länder auf der Karte überläuft, ihre ungeheure Ausdehnung betrachtet, und ſowohl auf die erſtaunliche Verſchiedenheit des Klima's, als auch des Bodens und ſeiner vegetabiliſchen Produkte Acht hat, dann erſt fühlt man die außerordentliche, und für den Menſchen unſchätzbare Natur dieſer Thierart. Man bedenke nemlich, daß außer dem Nutzen, welchen die Mauern und Araber von dem Kameele als Laſtthier ziehen, die Milch ſowohl dieſen Völkern, als den vielartigen Stämmen der Tataren, an ſich ſelbſt eine treffliche Nahrung giebt; das ſie daraus Käſe machen, und einen ſtarken Brantwein ziehen; daß das Fleiſch der Kameele eine vorzügliche Nahrung darbietet; daß verſchiedene jener Nationen von den Haaren ihre Decken, ihre gröbſten Kleider, ja ihre Filzzelte verfertigen, und daß ſogar der Harn des Kameels uns den nützlichen Salmiak giebt, und ſein Miſt in jenen pflanzenloſen Einöden ſtatt des Holzes gebrannt wird.

Deſto unbegreflicher bleibt es, daß die Zucht dieſes

ſo unbeſchreiblich nutzbaren Thieres, welches faſt gar keinen Unterhaltsaufwand erfordert, dennoch in Europa nicht gefördert wird. Zeigt gleich jenes, jeder andern Thierart verſagte Entbehrungsvermögen des Trinkens, ſo wie auch die ſonderbare Bildung ſeines Fußes, daß das Thier eigentlich in den lebloſen Wüſten am nützlichſten iſt, ſo widerſpricht dies dennoch nicht den übrigen vielartigen Vortheilen, welche wir faſt unter jedem Klima daraus ziehen könnten.

Bewundern müſſen wir dankend die Größe der Wohlthat, welche die Vorſicht dem Menſchen erwies, der jene glühenden Sandmeere bewohnt und durchreiſet.

„Den Horizont klärt dort bloß ein ſchwaches Licht „auf, die Sonne verdunkeln Staubwolken, die den Himmel bedecken, auf die Erde zurückfallen, und durch welche das Auge des Wanderers vergeblich Zeichen zu einer Richtung zu entdecken ſucht.“

„Das Waſſer, welches die Kameele in Schläuchen „bei ſich führen, iſt entweder durch die unmäßige Hitze „verdunſtet, verdorben, oder aufgezehrt. Die Menſchen „und Thiere, von den zu langen und zu zahlreichen Tagereiſen, Mühſeligkeiten und Mangel erſchöpft, ſchleppen ſich kaum noch in ſchwankendem Schritte fort.“

„Ein Theil der Dromedare iſt bereits aufgeopfert, „man hat ihre Seiten eröffnet, um das in jenem Behälter (dem 5ten Magen enthaltene) geſund gebliebene „Waſſer zu ſammeln; kaum reicht es hin, nur noch einige Augenblicke ein hinſcheidendes Leben zu friſten. „Die noch übrig gebliebenen Dromedare werden nun „gleichfalls zu dieſem letzten Rettungsmittel aufgeſpart; „käme es endlich aber auch dazu, dann bliebe nur Verzweiflung und Tod.“

„Entdeckt nun der Inſtinkt dieſer Thiere am Ziel „dieſer grauſamen Entſcheidungsperiode die Nähe einer „Quelle, dann ſpringen ſie auf, und ihr Muth belebt

„ſich von neuem, und ihre convulſiviſchen Bewegungen
„dienen dem verzweifelnden Reiſenden zum Kennzeichen,
„daß der Augenblick der Rettung gekommen ſei. Alle
„ſtürzen nach der Quelle hin, die ein Leben erhält, das
„ſie ſo eben zu verlieren Gefahr liefen; und dieſe Ret=
„tung haben ſie nur allein dem Dromedar zu ver=
„danken.“

Das Llama, die Kameelziege. (Llama.)

Das wahre Vaterland des Llama iſt das hohe Ge=
birge der Cordilleren im Königreiche Peru; innerhalb
Tucuman ſahe Helms dieſe Thiere nirgends. Hiebei iſt
es aber ſehr merkwürdig, daß, obgleich die hohen Cordil=
leren in die Provinz Quito hinauf laufen, man dennoch
nur bis etwa zum 10ten Grad ſüdlicher Breite das ganze
Geſchlecht dieſer Schafkameele im natürlichen Zuſtande
antrifft.

Auf den hohen Andes, dem ſüdlichſten Theil von
Peru, geht dieſes edle Thier heerdenweiſe, und nährt ſich
allein von dem kurzen Mooſe, und Graſe Icho; ſein
Labſal iſt friſches kaltes Waſſer. Aber weiter gegen den
Aequator hin ſieht man in Peru nur gezähmte Llamas,
und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme
Thiere eine beſondere Vorliebe zeigen, äußern gegen die
Llama große Verehrung.

Ehe ſie anfangen, ſich dieſer Thiere zum Laſttragen
zu bedienen, ſtellen ſie ein eignes Feſt an, wodurch ſie
dieſelben gleichſam zu ihren Gefährten und Geſellſchaftern
aufnehmen. Innerhalb des eingeſchloſſenen Hofes bei
ihren Hütten putzen ſie ihnen zuerſt mit vielen wollenen
oder ſeidenen Bändern und Büſcheln den Kopf. Sie la=
den ihre Freunde, nebſt Frau und Kindern zu einem Gaſt=
mahle von Chicha (einem gegohrnen Trank aus Mais)
Branntwein und geröſteten Mais ein. Nun beginnt der

Tanz nach der Muſik von kleinen Trommeln und Pfeifen, zugleich mit dem Schmauſe.

Während dieſer Luſtbarkeiten — und ſie dauern oft ein paar Tage — gehen ſie fleißig zu ihren geliebten Thieren, die ſich hiebei in einer Ecke des Hofes befinden, umarmen ſie, machen ihnen tauſend Liebkoſungen, halten ihnen Totumes oder Flaſchen mit Chicha und Branntwein vor das Maul, und ob dieſe gleich nichts davon genießen, ſo glauben die Indier dennoch ihren künftigen Hausgenoſſen ihren guten Willen bezeigen zu müſſen. Dabei reden ſie mit ihnen auf das freundſchaftlichſte, ſagen ihnen viele Schmeicheleien, als wären es vernünftige Weſen, mit denen ſie in genaue Verbindung treten wollten. Iſt das Feſt beendigt, dann erſt fangen ſie an, die Thiere zum Laſttragen zu gewöhnen. Auch dies geſchieht indeß mit vieler Mäßigung; ſie treiben ſie nicht, ſie laſſen ſich den gewöhnlichen Schritt des Thiers gefallen, und da das Llama ein ſanftes, kluges, gelehriges Thier iſt, ſo horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt ſich leicht regieren.

Ohne zu galoppiren noch zu trottiren geht es dennoch nicht langſam, und hat dabei ſelbſt auf den Gebirgen einen ſo ſichern und ſanften Gang, daß das Frauenzimmer ſich ſeiner vorzugsweiſe bedient.

Das Llama trägt einen, ja ſelbſt bis anderthalb Zentner, und wird zum Fortbringen der Metallſtangen beſonders angeſchirrt. Hat man es aber überladen, ſucht man es zu übertreiben, und wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, ſo legt es ſich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anſtrengungen des Führers ſind dann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen, und ſtirbt.

Gewöhnlich läßt man ſie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen ſich ſodann nieder, um auszuruhen, wiederzukäuen und neue

Kräfte zu ſammeln. Beim Niederlegen knieen ſie, und ziehen die Schenkel ein, ſo daß der Körper ſie gänzlich bedeckt; dabei halten ſie aber ſtets den Hals gerade empor.

Das Llama geht 6 Monat trächtig, und wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. In der Brunſtzeit und im Zorne giebt es einen beſondern Laut von ſich, und wirft einen ſchaumartigen Speichel, wie das Kameel, um ſich.

Die alten Thiere werden von den Indianern gegeſſen; das Fleiſch ſoll dem Schaffleiſche ähnlich ſeyn, nur ſüßlicher; auch bedienen ſich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz groben Decken u. dergl.

Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieſer Thierart noch bedeutender, als in unſeren Zeiten.

Das Schafkameel. (Camelus vicunna.)

Die Vicunna iſt kleiner und ſchmächtiger, als das Llama, ſie hat viel Aehnlichkeit mit unſerer Ziege, nur iſt der Hals länger, auch iſt der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufſtehende Ohren, höhere Füße, und keinen Bart.

So ähnlich dieſes Thier auch dem Llama iſt, ſo weicht es dennoch in Rückſicht ſeines Naturels ſehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm, ſie bewohnt die hohen Gebirgsgiebel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweiſe die dürftigen Grasarten ab, und bleibt ſtets in Wildheit. Sie fliehet den Menſchen, wenn ſie ihn, ſelbſt in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köſtliche Vigogne-Wolle.

Da dieſe Thierart eben ſo furchtſam, als flüchtig iſt, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, ſo thun ſich ganze Geſellſchaften Indianer zuſammen, um ſie zu

erjagen. Dieſe Geſellſchaften von Jägern nennt man Chacos. Es iſt ſehr ſchwer, dieſe Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchen ſie Heerden von Vicunnen weiden ſehen, mit langen Stricken, in der Höhe des Halſes des Thieres. An dieſe Stricke werden rothe, oder ſonſt ſtark gefärbte Lappen in gewiſſen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen, vermittelſt eigens dazu abgerichteter Hunde, zuſammen zu treiben. Die große Furchtſamkeit der Thiere verhindert ſie, bei Erblikkung jener von der Luft bewegten Lappen, durch das Ueberſetzen über die Stricke, zu entfliehen, ſo leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen ſodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die ſie ihnen geſchickt über die Beine werfen, tödten ſie, und ziehen ihnen ſofort die Haut ab.

Oft ſehen ſich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben, ſie bringen aber auch dann 500 bis 1000 Vicunnen-Häute zurück. Bei einem ſo koſtbaren Thiere iſt dies eine deſto mehr zu verwerfende Jagd (auch iſt das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu ſcheeren, ſie ſodann wieder frei zu laſſen, auf die Weiſe mehrere Jahre ein und daſſelbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen, und ſo den Anwachs dieſer einträglichen Thiere zu vermehren.

Dieſe Jagd ſchlägt zu Zeiten wegen eines der Vicunna ähnlichen Thieres fehl, das ſich unter ihre Heerden miſcht. Dies iſt das Alpaca oder Paco, das ſich hauptſächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit, und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterſcheidet. Es begattet ſich nie mit der Vicunna, und iſt daher von verſchiedener Art. Finden ſich dann einige dieſer kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, ſo ſezzen dieſe, da ſie jene gefärbte Lappen nicht achten, über

die Stricke, und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die Felle der Vicunnen werden von den Jägern in Packen oder Bündel zuſammen gebunden, und den Kaufleuten ganz unverſehrt geliefert. Dies iſt nothwendig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten.

Dieſe äußerſt ſanfte, ſeidenartige zarte Wolle iſt theils blaßroth, wie Roſenblätter, theils gräulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen die gröbere des Alpaco zu ſtärkeren Zeugen, auch zu Hüthen benutzt wird. Man theilt die Vigogne-Wolle in mehrere Sorten.

Die erſte Sorte liefert die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Thaler koſtet.

Den geſammten Werth aller Vigogne-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, ſetzen die neueſten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaſter; hier iſt indeß die dort ſelbſt benutzte Wolle eben ſo wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili.

Molina hält das Fleiſch für das ſchmackhafteſte Wildpret; auch ſoll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß man nicht längſt mit Ueberlegung und Vorſicht im Großen verſucht hat, dieſe Thierart in Europa einheimiſch zu machen. Die Vorſchläge, welche deshalb verſchiedentlich in Frankreich, unter den letzten Königen, geſchehen ſind, ſcheinen nicht mit hinreichender Rückſicht auf das Klima gemacht worden zu ſeyn.

Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beſchneieten Gipfeln periodiſch, ſo hat dies unſchuldige Thier einen noch mächtigern natürlichen Feind; er iſt deſto gefährlicher, da ihn weder Felſen, noch Klüfte, noch Abgründe bei ſeinen Jagden aufzuhalten im Stande ſind. Den Cuntur oder Condor, dieſen Rieſen der Geier, ſagt

von Humboldt, lockt die Raubſucht auf die zartwolligen Vicunnen in dieſe höchſte Region. Er ſchwebt hoch über allen jenen Bergkoloſſen, in einer dem Menſchen ſelbſt kaum erträglichen Luft, und ſchießt aus dieſer Höhe auf ſeine Beute herab. Ulloa ſahe, wie ein ſolches Thier ein Lamm, mitten aus einer Heerde von Schafen, welche an den Parama's weidete, in ſeinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch geſtiegen war, ließ er es fallen, fing es wieder auf, und ſchleuderte es noch zweimal von ſich, bis man ihn denn damit aus dem Geſichte verlor.

Das Schaf. (Ovis.)

Es findet ſich wohl nirgends mehr urſprünglich wild; ſcheint auch nicht einmal nur, wie die Ziege, wieder verwildern zu können, wird aber faſt in der ganzen alten Welt als eins der allernutzbarſten Hausthiere gehalten, und iſt auch bald nach der Entdeckung von Amerika dorthin verpflanzt worden.

Unter den verſchiedenen Raſſen der Schafe ſind vor allen die Tibetaniſchen, aus deren feinſter Wolle (ſo wie aus manchem zarten Ziegenhaar) der Schaul verfertigt wird; die Spaniſchen, aus Segovien, und dann die Engliſchen ebenfalls wegen ihrer ausnehmenden Wolle; die Isländiſchen mit 4, 6 oder 8 Hörnern; und die Arabiſchen und Aegyptiſchen mit dem großen, und wohl 40 Pfund ſchweren Fett-Schwanze, zu merken. Die Oſtfrieſiſchen Marſch-Schafe ſind ungehörnt, groß, wollreich, mit kahlen kurzen Schwänzen; die Lüneburger Haidſchnucken hingegen klein, und beide Geſchlechter gehörnt. Die zwiſchen den Wendezirkeln haben mehrentheils, ſtatt der krauſen Wolle, ſchlichtes Ziegenhaar, und die in Südafrika noch überdies lang herab hängende Ohren.

Es hat hohle, zur Seite platt gedrückte, runzliche

zurückgebogene Hörner, die aber (der Anzahl und Geſtalt nach) in jedem Lande verſchieden ausfallen, und ſehr oft fehlen. Die zahmen Schafe, die jetzt beinahe in der ganzen Welt verbreitet ſind, und, nach Verſchiedenheit ihres Vaterlandes, auch eine verſchiedene Bildung und Nutzbarkeit erhalten haben, ſtammen vielleicht alle von dem wilden Sibiriſchen Schafe Argali, und von dem Muſfolos oder Muflons (Ovis Ammon oder Capra Ammon) in Sardinien und Korſika ab.

Man theilt ſie, nach ihrem Vaterlande, in verſchiedene Raſſen ab, die nach ihrer Größe und Geſtalt, nach der Form und Anzahl der Hörner, und nach der guten und ſchlechten Wolle unterſchieden ſind. In Deutſchland kennen wir, außer unſern gewöhnlichen Deutſchen Schafen, noch die kleinen Schafe, die ſogenannten Schnucken oder Haideſchnuken mit kurzen Schwänzen, die vorzüglich in Brandenburg und Lüneburg auf dürrem ſandigen Boden gut fortkommen, und jetzt zu unſerm großen Vortheil auch die Spaniſchen und kleinen Engliſchen Schafe.

Was die äußerliche Geſtalt der Schafe betrifft, ſo nimmt man nicht ſowohl auf ihre Schönheit, als vielmehr auf ihre Größe, und auf die Feinheit und Güte der Wolle Rückſicht. Das ganze Schaf iſt gleichſam nur ein Woll-Klumpen, der von 4 magern und ſteifen Füßen unterſtützt wird. Das Maul iſt lang, dürr und ſpizzig, die obere Lippe hängt über die untere her, und die Stirn iſt breit.

Gleich im erſten Jahre haben die Lämmer, die, wenn ſie männlichen Geſchlechts ſind, Stöhrlämmer, Bocklämmer, wenn ſie weiblichen Geſchlechts ſind, Schaf- Kälber- Kilber- Schibben- oder Zibbenlämmer, und wenn ſie gehammelt ſind, Hammellämmer heißen, 8 kleine ſpitzige Vorderzähne in der untern Kinnlade, welche die Schäfer fälſchlich Hundezähne nennen. Dieſe

Zähne verwechſeln ſie mit größern breitern, vom 2ten Jahre an bis zum 6ten.

Aus dieſem Wechſel der Vorderzähne iſt man im Stande, das Alter der geſunden Schafe bis in's 6te Jahr zuverläſſig zu beſtimmen. Nach dieſem aber wird es ungewiß, und man vermuthet es nur durch die ungleich längere Entblößung der Zähne vom Zahnfleiſch, die abgeſtumpften Backenzähne, und das allmählige Ausfallen der gelben Vorderzähne, welches meiſt im 8ten Jahre anfängt.

Daß die großen und weit von einander ſtehenden Augen der Schafe gewöhnlich einen gelben Stern, eine längliche horizontalliegende Pupille haben, ohne Feuer ſind, die Ohren weit auseinander, zur Seite auswärts gekehrt, horizontal, unterwärts geöffnet ſtehen, die Widder einen großen herabhängenden und ſchwankenden Hodenbeutel, und die Mutterſchafe 2 Euter mit 2 Zitzen haben, iſt bekannt. Die gelblichten Hörner ſteigen nicht, wie beim Ochſen und der Ziege, in die Höhe, ſondern biegen ſich ſeitwärts nach hinten, wenden ſich nach unten vorwärts, und krümmen ſich wieder nach den Augen zu. Den Schafmüttern mangeln ſie entweder ganz, oder ſind dünner.

Die Farbe der Schafe iſt meiſtens ſchmutzig oder blaßgelb weiß, doch giebt es auch braune, ſchwarze und gefleckte. Ihre Wolle, die aus dünnen, feſten, biegſamen, weichen und fettigen Haaren beſteht, iſt auf dem Rücken und an den Seiten des Halſes krauſer und kürzer, als auf den übrigen Theilen des Halſes, an den Seiten des Leibes und an den Schultern. Diejenige an den auswendigen Schenkeln und an dem Schwanze iſt gröber, ſteifer, und faſt glatt, und die an den noch übrigen Theilen des Leibes kann man nicht eigentlich Wolle nennen. Der Schwanz hängt bis über die Kniekehle herab, und iſt nur wenig beweglich.

Ihr Naturel iſt milde und folgſam, daher ſie ihrem Leithammel, ſo wie dem bellenden Hunde und dem pfeifenden Schäfer, treulich folgen, und ſogar die Sprünge und Bewegungen, die ihnen der Leithammel vormacht, alle maſchinenmäßig nachmachen; dagegen aber zeigen ſie in allen ihren Handlungen die größte Dummheit, und bei dem geringſten unerwarteten Auftritte außerordentliche Blödigkeit und Furchtſamkeit. Ein Knall, eine Feuerflamme, ja das geringſte Geräuſch macht ſie gleich ſtutzig, ſie ſtampfen mit den Füßen, drängen ſich zuſammen, oder ergreifen die Flucht. Der Blitz und Donner bringt ſie ganz außer Faſſung, ſo daß ſie oft durch ihr ängſtliches Anſtemmen die ſtärkſte Heerde über den Haufen werfen. So dumm ſie ſind, ſo ſchwächlich ſind ſie auch. Ein kurzer Weg fällt ihnen beſchwerlich, und eine größere Reiſe macht ſie ganz kraftlos. Ihr Herz pocht ihnen, ehe ſie zu laufen anfangen, und gleich ſind ſie außer Athem. Ihre harte Stirn, oder ihre Waffen, die Hörner, brauchen ſie eben ſo ſelten zum Stoßen, als ihre ſchwachen Füße, um nach ihren Beleidigern auszuſchlagen. Selbſt wenn ſie Junge haben, zeigen ſie keine größere Lebhaftigkeit. Eine Schafmutter läßt ſich ihr Junges wegnehmen, ohne erzürnt zu werden, ohne ſich zu wehren, oder durch einen ungewöhnlichen Laut ihre Betrübniß zu erkennen zu geben. Nur als Lämmer beluſtigen ſich dieſe Thiere mit poſſierlichen Seitenſprüngen und gegenſeitigem Necken. — Sie ſcheinen das Licht und die Muſik zu lieben, und die Schäfer ſagen, daß ſie am beſten und ruhigſten weiden, wenn ihnen auf der Schalmei eine Tafelmuſik gemacht wird, und daß ſie das Abend- und Morgenlied des Schäfers in der Horde mit der größten Aufmerkſamkeit anhören.

Ihr Blöken, das ſie zu allen Zeiten hören laſſen, iſt, außer dem allgemeinen Abſchiedsgeſchrei bei der Trennung der Böcke, Hammel, Schafe und Lämmer jeden

Morgen, aus der Horde, wo ſie, nur durch eine Flechtenwand geſchieden, zuſammen geſchlafen haben, und bei dem freudigen Wiederſehen des Abends in der Horde, faſt ohne alle Bedeutung.

Sie leben über 14 Jahre; ſind aber nur höchſtens 7 Jahre nutzbar.

In den gebirgigen Gegenden Deutſchlands, wo weder hinlängliche Aecker noch Wieſen ſind, wo es viele ſteile unbebaute Berge giebt, und wo die nützliche und nöthige Holzausſaat noch nicht eingeführt iſt, wodurch die Wälder viele Blößen und vieles Gras haben, wird es wohl nicht möglich ſeyn, die Stall- oder Hordenfütterung einzuführen, wenn man nicht in ſolchen Gegenden die Schafe gänzlich abſchaffen will. Allein in den ebenen und unwaldigen Gegenden ſollte man wirklich einmal die alten Vorurtheile fahren laſſen, und die ſo nützliche Hausfütterung in Ställen und auf dem Hofe, oder die Fütterung auf dem Felde, die ſogenannte Pferchfütterung (Futterſchäferei) einführen.

Gewöhnlich glaubt man, die Schafe bedürften im Winter kaum etwas Stroh oder Holzlaub, und darin beſtünde eben der Nutzen der Schafzucht vor der andern Viehzucht; allein man ſchadet ſich allezeit bei einer ſolchen Behandlung. Das Schaf bedarf eben ſo, wie das übrige Stallvieh, auch im Winter ſein gutes Futter, wenn es den Nutzen verſchaffen ſoll, den man mit Recht von ihm verlangen kann. Es verlangt alſo auch im Winter gutes Heu und Kleefutter, und den ohne Blüthe abgemähten Klee, der mit Stroh in Hexel iſt verwandelt worden. Von dieſer Koſt verzehrt es täglich 2 bis 3 Pfund. Zur Abwechſelung dienen die Wirrgebünde von Erbſen, Bohnen, Wickenfutter, Linſen, und die Strohgebünde von Gerſten und Hafer, die deshalb auch nicht ganz rein ausgedroſchen werden, ſehr gut. Eben ſo kön-

nen die Beſitzer von Laubhölzern das gedörrte Laub von Pappeln, Weiden, Ahorn, Faulbaum, Ulmen, Erlen und Eſchen, als ein gutes Futter nutzen. Hierzu müſſen die Zweige im zweiten Safte im Auguſt abgehauen, in Bündel gebunden, und an der Luft getrocknet werden.

Sie können auch, wenn es gefroren iſt, auf die grüne Winterſaat getrieben werden. — Die Waldbewohner thun wohl, wenn ſie die ſo häufig wachſenden Ginſterſträuche (Genista tinctoria), welche den Schafen nicht nur ſehr angenehmes, ſondern auch wegen ihres bitteren Saamens ein ſehr geſundes Futter ſind, eintragen und trocknen. Außerdem freſſen die Schafe ſehr gern alle Arten von Kohlblättern und Rüben; ſie bekommen aber dieſe Leckerbiſſen erſt dann, wenn man genöthigt iſt, anderes ſchlechtes Futter zu füttern, ſo wie man ihnen auch nur im Nothfall etwas Hafer, Gerſte, oder Weizenkleien in ihre Krippen ſchüttet. An wilde zerſtampfte Kaſtanien kann man ſie auch leicht gewöhnen; ſie ſind ihnen eine geſunde Speiſe, und ſelbſt Arznei. Die Hammel, die man im dritten oder vierten Jahre mäſtet, erhalten im Winter zu ihrer Nahrung gutes Heu, Wurzel- und Kohlgewächſe, Hafer, und etwas geſchrotene Gerſte, und zwar in öfteren Mahlzeiten, ſo viel ſie freſſen wollen. Im Herbſte verlangen ſie weiter nichts, als gutes Gras und Ruhe.

Nur die ſchlecht gefütterten Schafe verlieren im Frühjahr ihre Wolle, und ſterben, wenn ſie dann auf einmal wieder die jungen zarten Gräſer gierig verſchlucken, und geben bei der Wollſchur nur halb ſo viel, und ſchlechtere Wolle, als die gut gefütterten.

Auch das Salz iſt ihnen ſehr heilſam. Es baut der Verſtopfung vor, macht Freßluſt, und verhütet in ſumpfigen Gegenden die Faulſucht. Man giebt es den Heerden, die ausgetrieben werden, in dürrem Wetter, (ſalzet ſie) alle 14 Tage in Salztrögen oder Salzrinnen in der

Maße, daß auf 20 Stück richtig 1 Pfund Salz kömmt, bei naſſer Witterung verſagt man es ihnen aber gänzlich, und zwar deswegen, weil ſie alsdann, durch den Durſt genöthigt, aus allen Waſſern, und zwar ſo viel trinken, daß ſie ſich allerhand Krankheiten zuziehen würden. In den Oertern, wo die Schafzucht verbeſſert iſt, bekommen ſie dieſe Quantität alle 8 Tage; und dies ſollte allgemein eingeführt werden. Um die Schafzucht zu verbeſſern, kömmt das meiſte darauf an, daß man bei der Fortpflanzung derſelben mit der gehörigen Klugheit zu Werke geht.

Man wählt zur Zucht ſolche Widder (Böcke, Stähre, Stöhre, Stiere) die einen dicken, kurzen Kopf, eine ſtumpfe Naſe, kurze und enge Naſenlöcher, eine breite, hohe und runde Stirn, große und lebhafte Augen, große und wollige Ohren, einen ſtarken, breiten Hals, einen ſtarken länglichten Leib, einen breiten Rücken, ein breites Kreuz, großen Bauch, und einen langen Schwanz haben, und nicht nur am ganzen Leibe mit dichter, langer und feiner Wolle bekleidet, ſondern auch an Kopf und Beinen, wo ſonſt weniger Wolle iſt, rauh und gut bewachſen ſind.

Eben ſo muß eine gute Schafmutter (Zibbe, Schibbe) großleibig und breitſchultrig ſeyn, große helle Augen, einen ſtarken und langen Hals, der faſt wie ein Pferdehals gekrümmt ſeyn muß, breite Bruſt und Rücken, einen großen Bauch, lange Zitzen, kurze, dünne Beine, dichte und lange Wolle, ſonderlich um den Hals, Bauch und das Genick haben.

Von den Bocklämmern wird die nöthige Anzahl zu Zuchtböcken von weißer Farbe, ſtarkem Halſe, krummer Naſe, breitem Rücken, munterm Betragen, und feiner und krauſer Wolle ausgeſucht.

Die Stöhrlämmer aber, die geſchlachtet werden ſollen, ſchneidet, (hammelt) man nach 14 Tagen, und diejenigen, die Zuchthammel werden ſollen, nicht eher, als

im 2ten Jahre, weil ſie dann größer, ſtärker, und wolliger werden, und gleichwohl das zarte und wohlſchmekkende Hammelfleiſch erhalten.

Das Schaf iſt ein ſehr nützliches Thier, an dem alles gut und brauchbar iſt.

Durch die Wolle, wodurch es ſo viele tauſend Menſchen ernährt, bekömmt es aber ſeinen vorzüglichſten Werth. Die Eigenſchaften einer guten Wolle ſind, daß ſie lang, weiß, klar, weich, feſt und elaſtiſch iſt. Seitdem man durch Spaniſche oder Engliſche Stöhre unſere Heerden verbeſſert hat, gewinnt man in Deutſchland die feinſte Wolle. Man ſchiert ſie entweder einmal ab, und zwar im Junius, oder zweimal. Dabei wäſcht man die Schafe vorher, denn es iſt nicht gut, wenn die Wolle bloß nach der Schur gewaſchen wird. Man hat geglaubt, die Schafe, welche zweimal geſchoren würden, gäben mehr Wolle, als die einſchürigen, allein ſichere Beobachtungen beweiſen das Gegentheil, und die einſchürigen bringen noch überdies den Vortheil der längern und theuern Wolle. Die zweiſchürigen werden zum erſtenmal 3 Wochen nach Oſtern geſchoren, und geben die Winterwolle, und zum zweitenmale eine Woche vor Michaeli, und geben die Sommerwolle, welche beſſer iſt. Die Lämmer ſcheeren Einige im erſten Jahre, Andere laſſen ſie bis zum zweiten mit der Wolle gehen, und letztere haben größeren Vortheil. Man unterſcheidet dabei dreierlei Sorten: 1) die Kernwolle vom Rücken und Hals, 2) die Mittelwolle, vom Schwanz und den Schenkeln, 3) die ſchlechte, von der Kehle, dem Bauch und den übrigen Theilen des Leibes, und man ſondert bei der Schafſchur jede Sorte beſonders ab. Das Wachsthum der Wolle, nach der Schur, wird dadurch befördert, daß man die Schafe mit Hopfenwaſſer, Weinhefen und Oehldrüſen, und etliche Tage mit Salzwaſſer wäſcht. Ein

gut gefütterter Hammel trägt in Thüringen 6 bis 7 Pfund Wolle, und ein Schaf 4 bis 5 Pfund.

Der Nutzen der Wolle iſt bekannt. Man macht daraus Tücher, und allerhand Zeuge, Handſchuhe, Hüthe, und viele Dinge mehr. Der Kürſchner verarbeitet die Felle auch mit den Haaren gefärbt, und ungefärbt zu Pelzen, Handſchuhen, Decken u. dergl. — Das Fleiſch, beſonders der zweijährigen Hammel, iſt eine geſunde und angenehme Speiſe. Man mäſtet ſie mit eben dem Vortheil, als anderes Maſtvieh, und es iſt ein ſchädliches Vorurtheil, daß man ihnen immer das geringere Futter geben zu müſſen glaubt, und nicht bedenkt, daß, je beſſer das Futter iſt, das ſie bekommen, deſto größer auch der Nutzen ſei, den man von ihnen zu erwarten hat.

Die Schafmilch iſt die nahrhafteſte Milch, und für manche Perſonen eine ſehr angenehme Speiſe. Wenn man bei Kleefutter einen Ueberfluß an Milch bemerkt, und ſich in einer Lage befindet, wo man mehr Vortheil aus der Milch, als aus der Wolle ziehen kann, ſo kann das Melken bis zur Mitte des Septembers wohl erlaubt ſeyn. Allein unter andern Umſtänden iſt das Schafmelken der größte Fehler in einer Schäferei; denn die Nahrungsſäfte, die in die Milchadern geführt, und ausgemolken werden, müſſen nothwendig der Wolle und dem Fleiſch am Zufluſſ der für ſie erforderlichen Säfte, und vorzüglich den Lämmern an ihrer Nahrung entzogen werden. In Island macht man aus der Herbſtmilch der Schafe ein wohlſchmeckendes Gericht, indem man ſie ſo lange, bis ſie dick wird, kochen läßt. — Die weiße Schafbutter lieben wenige Perſonen, deſto mehrere aber die Schafkäſe, zu welchen aber nicht die geronnene Milch allein, ſondern auch die Sahne genommen werden muß, wenn ſie ihren guten Geſchmack bekommen ſollen.

Aus den mit der Wolle zubereiteten Schaffellen macht man die ſogenannten Schafpelze, und die auf dieſe

Art bereiteten Lämmerfelle geben ein feines Unterfutter, und werden zu Pelzen, Mützen, und zu Verbrämungen gebraucht, und die beſten kommen unter dem falſchen Namen neugeborner Lämmerfelle aus Rußland zu uns.

Die Schafhaut gerbt der Roth- und Weißgerber, und der Pergamentmacher, und der Schuſter, Beutler, Buchbinder und Riemer verarbeiten ſie. Aus den Lämmerfellen macht man däniſche oder glaſirte Handſchuhe; aus den Hammelfellen Pergament und Oelhaut; aus den Schaffellen Pergament zu Kindertrommeln, und das feinſte geben die Felle neugeborener Lämmer.

Den Talg weiß der Lichtzieher und Seifenſieder, und jede gute Hausfrau in ihrer Oekonomie zu nutzen. Um Eier lange Zeit friſch zu erhalten, überzieht man ſie mit dieſem Talg.

Die Eingeweide, als: Lungen, Nieren, Herz, Leber, und Kaldaunen werden gegeſſen, und einige Därme geben die ſo bekannten Darmſaiten und Raqueten. Die feinen Violin- und Harfenſaiten werden von den Därmen der Lämmer gemacht, indem ſie umgekehrt, rein gewaſchen, und auf einer Maſchiene zuſammengedreht werden. Sonſt braucht man ſie auch, um Wurſtfleiſch hinein zu füllen.

Von den Knochen wird von den Papiermüllern der Papierleim gekocht, und das Fett derſelben, das bei Zubereitung des Leims gewonnen wird, wird zu verſchiedenem Gebrauch, z. B. um das Leder geſchmeidig zu machen, angewendet. Um die Roſtflecken von polirtem Stahl wegzubringen, iſt das weiß gebrannte Pulver von dieſen Knochen gut. Man reinigt den Roſtflecken erſtlich mit Brantwein, alsdann reibt man ihn mit dieſem Pulver trocken rein ab.

Der Schafmiſt iſt endlich ein Hauptnutzen, den die Schafzucht gewährt. Um ihn zu erhalten, ſollte man die Kleefütterung, wobei man ihn in Menge, von beſon-

derer Güte, und ohne Verluſt erhält, allgemein machen. Welche Fruchtbarkeit erlangen nicht diejenigen Aecker, auf denen der Pferch (Nachtdünger) geſtanden hat, oder die mit Schafmiſt gedüngt worden ſind. Zwei Jahre hindurch geben ſie die reichlichſten Ernten, und ſechs Jahre laſſen ſie noch die Spuren ihrer Düngung bemerken. Nur muß man beobachten, daß nicht die Weizen- und Gerſtenäcker dieſe Düngung erhalten, wenn der Weizen gute Semmeln, und die Gerſte gute Graupen geben ſollen. Man benutzt auch den Schafmiſt, mit Oel vermiſcht, zum Walken, und die Aegypter in Kahira brauchen den Ruß vom verbrannten Schafmiſt zu Salmiak. Noch ein Nebennutzen deſſelben iſt, daß er, gedörrt in eine Wunde geſtreut, dieſelbe heilet, und friſch mit der mittlern Rinde des Erlenbaums in Sahne gekocht, eine ſehr gute Brandſalbe giebt. — Die Hörner und Klauen der Schafe geben, nebſt andern Abgängen von ihrer Wolle und Fellen, z. B. den Pechzeichen, eine vortreffliche Düngung.

Da die geringſte Veränderung des Wetters Einfluß auf die Schafe hat, ſo ſind ſie lebendige Barometer, und durch ſie werden die Schäfer Wetterpropheten. Es mögen wohl in ihrem Gehirn eben die Veränderungen, wie in einem Wetterglaſe, vorgehen. Laufen ſie, um nur einige Beiſpiele anzuführen, ſchnell zuſammen, trennen ſich ſchnell wieder, und ſpringen in die Höhe, ſo iſt mehrentheils ein Gewitter nicht fern; laufen ſie aber des Abends auf Berge und Anhöhen, und ſpringen auf denſelben herum, ſo folgt anhaltend heiteres Wetter.

Die Schafe reißen auf naſſen Wieſen die Wurzeln der Kräuter aus, benagen Bäume und Stauden, und beſonders in Wäldern die jungen Kiefern. Dieſer doppelte Schaden aber kann durch die Menſchen verhütet werden, ſo wie der dritte, daß ſie auch noch unſchuldigerweiſe die großen, ſo wenig benutzten Triften, durch ihre Weide nöthig machen.

Die merkwürdigſten, und jetzt, zu unſerm großen Vortheil, auch in Deutſchland bekannten Abänderungen ſind:

Das Spaniſche Schaf. (Ovis hispanica.)

Seine Hörner haben einen auswärts gebogenen Haken. Es iſt klein, verſchieden gefärbt, und hat die vortrefflichſte und feinſte Wolle.

Es hält unſer Klima ſehr gut aus, hat eine ſtarke Natur, und pflanzt ſich unter allen am meiſten fort. In Spanien weidet die Heerde das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel, in einer mehr kalten, als warmen Luft; im Sommer in Gebirgen; im Winter in Ebenen. — Es iſt wenigen Krankheiten ausgeſetzt; doch bekommt es in unſern Gegenden oft einen Ausſchlag auf der Haut, der aber durch das Waſchen mit einem Abguß von Nießwurz leicht und geſchwinde vertrieben werden kann. — Es wird in Spanien vor der Wollſchür nicht gewaſchen, ſondern muß nur ſtark ſchwitzen, wovon die Wolle eine große Geſchmeidigkeit erhalten ſoll.

Das Engliſche Schaf. (Ovis Anglica.)

Es hat keine Hörner; der Schwanz geht nur bis an die Knie; die Füße ſind kurz; die Stirn iſt ſchwarz.

Die Wolle iſt feiner, länger und ſanfter, als die der deutſchen Schafe. Ein zweijähriges Mutterſchaf liefert an ſechs Pfund Wolle; ein Widder bis acht, und ein Hammel bis neun Pfund jährlich.

In England werden ſie meiſt in kleinen Heerden gehalten, damit ſie deſto beſſer beſorgt werden können, und bleiben Sommer und Winter außer dem Stalle.

Es giebt große und kleine.

Das Muffelthier. (Capra ammon.)

Ein ſcheues flüchtiges Thier aus dem Schafge-

ſchlechte, welches nach Einigen der Stammvater unſeres zahmen Schafes ſeyn ſoll. Es heißt auch wildes Schaf, Steinſchaf und Argali. Der Geſtalt nach kommt es mit dem gemeinen Schafe überein, iſt aber etwas größer, und das Männchen hat ſo große Hörner, daß ihr Gewicht auf 20 bis 30 Pfund ſteigt. Sie ſind bogenförmig gekrümmt, und am Grunde platt. Die Farbe des Felles fällt ins bräunlich aſchgraue, und das Haar iſt im Winter wollartig zottig, im Sommer kurz und glatt.

Dieſe Thiere bewohnen nur felſige und gebirgige Gegenden, und finden ſich auf der Inſel Korſika, auf Sardinien, im nördlichen Afrika, im Gebirge Kaukaſus, in Sibirien, Kamtſchatka ꝛc. Doch ſcheint es, als ob das Muffelthier in Europa mit dem Argali in Aſien, wenigſtens im öſtlichen Theile dieſes Erdtheils, nicht einerlei Gattung ſey. Alpenpflanzen ſind die Nahrung dieſer über alle Vorſtellung ſchnellfüßigen und wilden Geſchöpfe. Die Jäger, welche ihnen in den Gebirgen nachſtellen, können nicht genug die Geſchicklichkeit und Kühnheit beſchreiben, mit welcher ſie auf den Klippen und Felſenabhängen herumſpringen. Die Jungen ſind ſo lebhaft wie Rehe, und laſſen ſich ſehr leicht zähmen. Das Fleiſch des Muffelthiers ſchmeckt ſehr gut; die Haut giebt ein gutes Leder, und die Hörner werden zu Trinkgeſchirren gebraucht.

Der Steinbock. (Capra Ibex.)

Dieſes merkwürdige Thier wird nur höchſt ſelten noch in Deutſchland, in den höhern Schneegebirgen von Tyrol und Salzburg angetroffen. Es übertrifft an Größe unſere Ziege weit, und wiegt im Alter einige Zentner.

Der Kopf iſt im Verhältniß mit dem übrigen Körper ſehr klein, die Schnauze dick, und etwas gekrümmt,

die Augen ſind groß, rund, hell und feurig, die Ohren kurz und eirund. In der Bildung des Kopfes hat es mehr Aehnlichkeit mit dem Hirſch, als der Ziege. Der Bart iſt ſehr lang. Die Hörner haben eine ſchwärzliche Farbe, und eine ſchräge Richtung nach hinten. Nach außen krümmen ſie ſich niederwärts, und ſind mit der Spitze bisweilen etwas einwärts gebogen. Ihre Länge beträgt 1½ Elle; ſie ſind alſo nach Verhältniß des Körpers und Kopfs ſehr lang und ſtark. An ihrer Wurzel ſind ſie ſehr breit, und verkleinern ſich ganz unmerklich nach ihren Spitzen hin. Ihre ſcharfen, nach der Länge gehenden Kanten bilden eine Art von Vorderfläche, welche durch ſchräge, höckerige, und gleichlaufende Kanten bezeichnet iſt. Dieſe höckerigen Querkanten oder Knotenringe ſind jedesmal in deſto größerer Anzahl vorhanden, je älter das Thier iſt. Das Gehörn eines alten Steinbocks wiegt wohl 20 Pfund, hat oft 24 Knotenringe, welche ſein Alter anzeigen, und eins hält bis 3 Maaß Waſſer. Er iſt dickleibig. Die Beine ſind dünn; die Klauen lang, ſcharf, geſpalten, feſt, ſpitzig, inwendig hohl, und nach der äußern Seite mit einem hervorſtehenden Rande begrenzt. Der Schwanz iſt kurz, unten kahl, übrigens mit langen Borſten beſetzt.

Der Bart iſt rothfalb oder ſchwärzlich. Die Haare des Leibes ſind lang, röthlich braun, oder rothfalb, im Alter grau; längs dem Rücken geht ein brauner Streif, und ober- und unterhalb der Vorderbeine befindet ſich ein ſchwarzer und weißer Flecken. Der Schwanz iſt an der Wurzel und an den Seiten weiß, oben und am Ende ſchwarz. Im Winter iſt der Leib mit einem doppelten Pelze bekleidet, der obenher ein ziemlich ſprödes, unten aber ein feineres und dichteres Haar hat.

Die Steinbockziege iſt viel kleiner, aber doch merklich größer, als die Hausziege, hat einen kleinen Bart, weit kleinere Hörner, eine hellere Farbe, und 2 Zitzen.

Die Steinböcke ſind ſcheu, flüchtig, und können, obgleich ſie ſchwerfällig ſind, mit der größten Leichtigkeit an ſteilen Felſenwänden hinauf laufen, und abgeſchnittene Felſen und die tiefſten Abgründe nöthigen ſie nie, ihren Weg zu ändern, ſondern ſie fliegen gleichſam mit der größten Schnelligkeit ſchnaubend von einer Klippe zur andern; ja ſie ſind die ſtärkſten Springer unter allen bekannten Thieren. Sie ſtürzen ſich auch wohl von jähen Anhöhen herunter, ohne ſich zu ſchaden, weil ſie allezeit die Hörner vorhalten.

Sie bewohnen die höchſten Schneegebirge, Felſen und Steinklippen der Alpen, daher man ſie in dem Walliſerlande, Savoyen, der Schweitz, auf den Pyrenäen, Karpathiſchen Gebirgen, dem Taurus, Kaukaſus, in Sibirien, Kamtſchatka, und vielleicht auf den meiſten hohen Gebirgen der alten Welt antrifft. Hier halten ſie ſich in kleinen Heerden auf den ſteilſten, für Menſchen beinahe unzugänglichen Felſen auf, bahnen ſich den Weg durch den Schnee, ſetzen über Abgründe hinweg, ſpringen von Felſen zu Felſen, beſteigen mit etlichen Sprüngen die höchſten und ſteilſten Felſen, wenn ſie nur irgend eine kleine Unebenheit antreffen, wo ſie ſich anklammern können, und kommen nur in die Thäler, wenn ſie bei Verfolgung nicht höher können, oder von den Schneelavinen, und vom Schwindel, den ſie zuweilen bekommen ſollen, ergriffen werden. Sie lieben vorzüglich die Einöden, und ſcheuen die heftige Sonnenhitze, ſo wie die übermäßige Kälte. Im Sommer bewohnen ſie die Nordſeite der Gebirge, im Winter aber ſuchen ſie die Mittagsſeite und die Thäler. Sie laufen über das Eis, ſobald nur etwas Schnee darauf gefallen iſt.

Ihre Nahrung beſteht aus Kräutern, und allerhand wildem Geſträuche, welches auf den höchſten Bergen wächſt. Sie lecken beſtändig an den Steinen, beſonders

an ſolchen, welche vom Salpeter und Salz angelaufen, mürbe und kalkartig ſind.

Die Ziege, der Bock. (Capra Hircus. Linn.)

Dies Thier hat gekerbte, unebene, hohle Hörner, und am Kinn einen Bart.

Die Ziege, welche jetzt überall ein ſo nützliches Hausthier geworden iſt, hat den Steinbock (oder den wilden Bock) zu ihrem Stammvater. In Walddörfern findet man ſie faſt in allen Häuſern. Man kann ſie als das Mittelthier zwiſchen dem Reh und Schaf betrachten, da ſie ſo viele Merkmale mit beiden Thieren gemein hat. Ihre Größe iſt nach ihrer Wartung und Nahrung verſchieden. Gewöhnlich iſt ſie über 4 Fuß lang, und $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch. — Der Kopf des Bocks iſt kurz, ſchmal, mit Haaren dicht bewachſen, welches ihm ein wildes Anſehn giebt. Er läuft von der breiten Stirn gerade aus bis zur Naſe, die ſchiefe Löcher hat. Die Backen ſind dick. Die Oberlippe hängt über die Unterlippe hin, und beide ſind mit Drüſen rundum beſetzt. Man kann ihr Alter nicht nur, wie bei den Kühen, nach den Knoten der Hörner, ſondern auch nach den Zähnen beſtimmen. Die großen Augen haben einen eirunden, oben und unten gedrückten, gelben Augapfel, mit einer beinahe rechteckigen Pupille; ſie ſpielen tückiſch unter den langen Kopfhaaren hervor, und ſind, wie die langen Ohren, weit abſtehend. Viele Böcke und Ziegen ſind mit Hörnern verſehen, die aber nicht einerlei Biegung und Länge haben. Manche Böcke haben Hörner, welche über 2 Fuß lang ſind. Sie ſind mehrentheils gerunzelt, ſpiralförmig, oder bloß zurückgekrümmt, an den Seiten zuſammengedrückt, an der Wurzel breit, und an den auswärts gebogenen Enden ſpitzig zulaufend. Bis kurz vor der Spitze ſind ſie hohl, und machen die Scheide eines ſaftigen Knorpels aus, welcher in denſelben in die Höhe ſteigt. Bei den meiſten Ziegen

und auch bei manchen Böcken findet man vor dem Halſe einen langen Bart, oder zwei Verlängerungen der Haut, welche man Eicheln, oder Glöckchen nennt, und die bis 3 Zoll lang ſind. Der Hals iſt lang, der Rücken ſteigt allmählich bis zur Hüfte, und ſenkt ſich alsdann plötzlich wieder. Der kurze Schwanz iſt ganz glatt, die Beine ſind dick, und die Füße weißklauig.

Der Körper iſt auf der Haut dicht mit weißer Wolle bedeckt, und über dieſelbe legt ſich dann das 5 Zoll lange Haar, und bildet auf dem Rücken einen Scheitel. Die längſten Haare befinden ſich an den Hinterſchenkeln; Hals, Kopf, Schwanz und Beine ſind mit kurzen ſteifen Haaren beſetzt. Die Farbe iſt mehrentheils weiß, doch findet man auch ſchwarze, aſchgraue, bläulichte, ſchwarzbraune, und mit dieſen Farben geſleckte, und die licht= und erbsgelben mit einem ſchwarzen Streif über dem Rücken ſehen ſchön aus.

Die Ziege unterſcheidet ſich vom Bock durch den längern und glättern Kopf, längern und ſchmälern Hals, längern Leib, und die kürzeren, weniger gebogenen Hörner, und kürzere, aber feinere Haare.

Die Ziege hat ein lebhaftes Naturel, ſo daß alle ihre Handlungen muthwillig, ungeſtüm und flüchtig geſchehen. Ihr ganzes Betragen iſt wunderbar, widerſprechend und launig. Sie bezeigt ſich tückiſch und freundlich, ſtößig und liebkoſend gegen dieſelbe Perſon. Bald iſt ſie ſehr biegſam, und bald wieder im höchſten Grade ſtörrig. Heute geht ſie ihrem Feinde muthig mit ihrer harten Stirn entgegen, und morgen bebt ſie, obgleich mit den größten Hörnern bewaffnet, furchtſam vor ihm zurück. Heute begleitet ſie ihren Verſorger allenthalben hin, wohin er geht, und morgen flieht ſie ihn von weitem. Jetzt ſchleicht ſie ganz bedächtig und langſam ihren Weg dahin, und plötzlich ſtreckt ſie ſich zur Erde nieder. Jetzt ſpringt ſie muthwillig herum, ſchlägt vorn und hinten

aus, und auf einmal ſteht ſie ſtill da, wie vom Blitz gerührt, und ſieht ſtarr vor ſich hin. Doch ſcheint ſie dem Menſchen von Natur zugethan zu ſeyn, und ſoll auch in öden Gegenden keine merkliche Wildheit annehmen. — Durch Meckern und Schreien drückt ſie ihre Leidenſchaften aus. — Sie wird nicht über 12 Jahr alt.

Die Ziege nützt durch ihr Fleiſch, ihre Milch, Haut und Haar.

Die Ziegenlämmer, welche, wenn ſie noch an ihrer Mutter ſaugen, geſchlachtet werden, haben ein zartes, ſchmackhaftes und leicht verdauliches Fleiſch, das dem Lammfleiſch gleich geſchätzt wird. Das Fleiſch der Ziege iſt, wenn ſie guter Artiſt, auch ohne Bocksgeſchmack, aber härter und ſchwerer zu verdauen, als das Schöpſenfleiſch. Der beſchnittene Bock hat ein nahrhaftes, aber unſchmackhaftes Fleiſch.

Das Talg, wovon nicht ſelten bei einer gemäſteten Ziege 10 Pfund gefunden werden, wird von Gerbern zur Zubereitung des Leders, und von Lichtziehern zur Verfertigung guter harter Lichte vorzüglich geſucht. In der Arzenei wird es als zertheilend, ſchmerzſtillend und heilend gebraucht; beſonders iſt es denen, die ſich wund geritten haben, ſehr nutzbar.

Das getrocknete Blut wird bei Quetſchungen, um das geronnene Blut aufzulöſen, gebraucht.

Die Ziegen werden bei uns nur wegen ihrer Milch gehalten, welche ein vortreffliches Getränk für geſunde und kranke Menſchen iſt, da ſie dünner, und leichter zu verdauen iſt, als Kuhmilch. Wie viele Haushaltungen der armen Walddörfer ernährt beinahe allein die Milch einer einzigen Ziege, und trocknes Brot!

Vorzüglich aber iſt die Milch wegen ihres medizinischen Nutzens berühmt, da ſie nicht allein vielen Kranken ein geſundes Nahrungsmittel, ſondern auch ein bewährtes Heilmittel iſt.

Die wohlſchmeckenden friſchen Ziegenkäſe ſind bekannt genug. — In Italien werden aus der Ziegen- und Schaf-Milch die ſüßen guten Käſe gemacht, die den Namen Ricotta haben. Die ſüße Milch wird nemlich mit ihrem Rahm abgeſotten, und alsdann mit einer Säure von einigen Tropfen Salzgeiſt oder Laab geſchieden, wodurch die groben und ſchweren Käſetheile zu Boden ſinken, die leichtern und feinern aber mit dem Rahm in die Höhe ſteigen; dieſe werden mit einem kleinen, ſpanneweitem runden Binſenkörbchen abgeſchöpft, die Molke muß abtröpfeln, und den folgenden Tag können dieſe Käſekörbchen ſchon verkauft, und der Käſe kann genoſſen werden.

Aus den Ziegenfellen wird Korduan, Saffian, Pergament, eine Art Juften, Chagrain, und gewöhnliches weißgegerbtes Leder bereitet. Die ſchönſten Korduane kommen aus der Levante, Konſtantinopel, Smyrna und Aleppo; nächſt dieſen folgen die Spaniſchen, Ungariſchen und Franzöſiſchen. In Deutſchland macht man auch Leder, das man Korduan nennt; man iſt aber an manchen Orten damit zufrieden, wenn man die ſchon bereiteten Bocksfelle aus der Türkei, meiſt über Venedig, kommen läßt, und ſie ſelbſt närbet, färbet und glättet. Die Bockfelle geben beſonders gute Beinkleider und Handſchuhe, und aus den Fellen neugeborner Lämmer wird das feinſte Pergament verfertigt. Das ſogenannte Hühnerleder iſt nichts anders, als die obere abgezogene, weiß gelaſſene, oder blau, grün, roth und violet gefärbte Haut des Ziegenfelles, woraus die ſchönen Sommerhandſchuhe gemacht werden, und die glaſirten Däniſchen Handſchuhe werden aus den Fellen der jungen Ziegen verfertigt.

Die weichen kurzen Haare werden vom Huthmacher, mit andern Haaren vermengt, zu Hüthen, Stricken, Bürſten, beſonders den ſogenannten Magenbürſten, und zu Pinſeln genutzt, und die langen werden zu Perucken und

Salleiſten (Salbanden) an den Tüchern verarbeitet; lange und kurze ſpinnen aber die Landleute zu Garn, und verfertigen daraus Strümpfe und Socken. Es würde ſich der Mühe verlohnen, wenn man durch öfteres Kämmen der Ziegen, und Trockenhaltung der Ställe dieſe Haare zu veredlen ſuchte, ſie im Frühjahre abſchöre, gleich den Kameelhaaren kämmte, ſpänne, und zu ſtarken Zeugen verweben ließe; und dieſer Nutzen würde um deſto größer werden, wenn man ſich die Veredlung unſerer Ziegen und ihres Haars durch die Angoriſchen Böcke ernſtlicher angelegen ſeyn ließe. Die einzelne Verſuche, die man mit glücklichem Erfolg in Deutſchland ſchon gemacht hat, ſollten uns zur Nachahmung reizen. — Aus den Ziegenhaaren macht man auch die in der Färberei gebräuchliche Haarfarbe.

Die Hörner werden zuweilen wie anderes Horn von den Drechslern verarbeitet.

Die Angoriſche Ziege.

(Capra Hircus Angorensis. Linn. Buffon.)

Dieſe Ziege hat von Angora, ihrer Heimath, den Namen bekommen. Sie heißt auch Seidenziege, und das Männchen Seidenbock, und gehört zu unſerer Art, weil ſie ſich auch in unſerer kältern Gegend mit unſerm Ziegengeſchlechte begattet und fortpflanzt. Sie hat lang herabhängende Ohren, und unterſcheidet ſich dadurch von der unſrigen gar merklich. Die Augen ſind groß, lebhaft, und ſtehen weit von einander. Die Hörner des Bocks ſind lang, breiten ſich in einer wagerechten Richtung von beiden Seiten des Kopfs aus, und winden ſich in Schneckenlinien zuſammen. Die Ziege hat kürzere, und vorn niedergebogene Hörner, welche mit ihrer gekrümmten Spitze bis an's Auge reichen, und mancherlei Biegungen und Richtungen haben. Der Hals iſt

kurz. Die Beine ſind länger, aber der Leib kürzer, als an der gemeinen Ziege.

Das Haar hängt in 8 Zoll langen, feinen, ſeidenartigen Locken an den Seiten herab, ſo daß die halben Beine mit dieſen lockigen Haaren bedeckt ſind. Man hat ſie auch von verſchiedenen Farben; allein die eigentlichen Angoriſchen Ziegen ſind blendend weiß.

Dieſe Hausthiere werden in ihrem Vaterlande in großen Heerden unterhalten, und der Ertrag ihrer ſeidenartigen Haare macht den eigentlichen Reichthum von Angora aus. Nach dem Beiſpiel der Holländer, Engländer, Venezianer und Schweden, hat man dieſe nützlichen Ziegen auch in Deutſchland, im Oeſtreichiſchen, auf den Fürſtlich Lichtenſteiniſchen Gütern, in Baiern, Franken, um Anſpach herum, in der Unterpfalz unweit Heidelberg, zu Doſſenheim an der Bergſtraße, und an andern Orten einheimiſch zu machen verſucht. Sie gewöhnen ſich ſehr leicht an unſer Klima, und nehmen mit eben der Nahrung und Wohnung, wie unſere gemeinen Ziegen, vorlieb. Im Sommer weiden ſie an den magerſten und unfruchtbarſten Orten, indem ſie vorzüglich die guten Kräuterſpitzen lieben; im Winter aber, und bei naſſem und ſchlechtem Wetter nehmen ſie auch mit bloßem Heu vorlieb. Bei guten Futterkräutern und Kleefutter befinden ſie ſich auch in einem reinlichen Stalle gar wohl. Sie müſſen oft gekämmt und gewaſchen werden, wenn man ſie recht benutzen will.

Sie pflanzen ſich in unſern Gegenden allein und mit unſern Ziegen fort, und können uns alſo eben ſo, wie den Arabern, durch ihre Häute den ſchönen morgenländiſchen Saffian und Korduan, und durch ihre Haare, welche ihnen des Jahrs zweimal abgeſchoren werden, das ſchöne Kameelhaar verſchaffen.

Aus letztern macht man das ſogenannte Kameelgarn, welches eigentlich Kämelgarn heißen ſollte, da dieſe

Thiere in ihrem Vaterlande Kämel heißen. Schöne Zeuge, die meiſten Brüſſeler Kämelotte, und viel ſogenanntes Türkiſches Garn wird aus dieſen Haaren verfertiget.

Außerdem iſt auch ihr Fleiſch, und ihre Milch, deren ſie mehr, als unſere Ziegen geben, ſehr gut zu genießen.

Antilope. Gazelle. (Antilope.)

Dieſes Geſchlecht, welches zahlreiche Gattungen hat, bewohnt das mittlere und ſüdliche Aſien und Afrika. Es enthält ziegenartige Thiere, welche nur in der untern Kinnlade 8 Vorderzähne haben. Die Eckzähne fehlen. Die Hörner ſind einfach, dicht, inwendig knochenartig, mit einer hornichten Scheide verſehen, die mehrentheils geringelt oder ſpindelförmig gedreht iſt, und werden nicht abgeworfen. Das Kinn hat keinen Bart. Einen Thränenſack haben die weißen hiehergehörigen Arten. Die Klauen ſind bei den mehreſten zugeſpitzt. Die Säugwarzen liegen zwiſchen den Hinterfüßen. — Die meiſten wohnen in Heerden von 100 und mehrern beiſammen.

Die Arten dieſer Gattung ſtehen zwiſchen den Hirſch- und Ziegenarten mitten inne. Dem Anſehen und den Haaren nach gleichen ſie den Hirſchen; den Hörnern nach aber den Ziegen. Die falſchen Hufe ſind bei ihnen kleiner, und ſehen Warzen ähnlich. Sie bewohnen das wärmere Aſien und Afrika, und nur eine Art die Gemſe, iſt Europäiſch. Der Springbock, (Antil. Pygarga) im Innern von Afrika, der jährlich in Heerden von vielen Tauſenden gegen das Kap zu, und nach einigen Monaten wieder zurückzieht, und das Cudu (Ant. Oreus) mit gewundenen Hörnern, in Südafrika und Oſtindien ſind merkwürdige Arten dieſer Gattung. Das Cudu hat wahrſcheinlich durch die Form und Länge ſeiner geraden Hörner den Anlaß zu der Fabel vom Einhorn gegeben.

Die Gemſe. (Antilope Rupicapra. Linn.)

Mit aufrechten, runden, hakenförmigen Hörnern, und rothbraunen Haaren auf dem Rücken, und an den Seiten, iſt die Gemſe, welche man auf den Gebirgen von Tirol, Kärnthen, Krain, Steyermark, Salzburg, noch häufiger als den Steinbock antrifft, an Größe und Geſtalt dem Ziegenbock am meiſten ähnlich, und ſcheint nur etwas größer, als dieſer, weil ihre Füße höher ſind, und ihr Hals geſtreckter iſt. Man darf ſie nicht mit dem Steinbock verwechſeln, von dem ſie ihrer ganzen Geſtalt, und ihren Gliedmaßen nach, völlig verſchieden iſt, und mit welchem ſie außer den Haaren und der Lebensart faſt nichts gemein hat. Das deutlichſte und am meiſten in die Augen fallende Kennzeichen, wodurch ſie ſich von allen andern Thieren unterſcheidet, ſind ihre gleich über den Augen heraufſteigenden, ſchwarzen, röhrförmigen und gerade aufrecht ſtehenden Hörner, mit runzlichen Ringeln umgeben, mit einem glatten Haken, der nach dem Rükken zu gekrümmt iſt, an 10 Zoll lang. Sie werden mit dem Alter immer größer, und bekommen jährlich einen Ring mehr; die Spitze aber und der Haken bleiben immer glatt. Inwendig ſind ſie ausgefüllt, und haben nur an der Wurzel eine Höle von 1 Zoll. Vor den Hörnern befindet ſich in der Haut eine Oeffnung, die zu einer trockenen Höle führet, welche dieſen Thieren beſonders eigen iſt. Die Oberlippe iſt ein wenig geſpalten; die Augen ſind groß, röthlich, hell und ſcharfſehend; die Ohren ungefähr 5 Zoll lang, und inwendig mit weißen Haaren beſetzt. Der Schwanz iſt 3 Zoll lang. Die Klauen an den Füßen ſind, von unten her, unausgefüllt und hohl, ziemlich lang, ſcharf zugeſpitzt, und weit auseinander ſtehend.

Die Gemſe hat zweierlei Haar, längeres und kürzeres. Das längere nimmt den Kopf, Bauch und die Füße ein, und das längſte am Bauch und Füßen iſt $4\frac{1}{2}$

Zoll lang. — Auf dem Rücken ſind die Haare kürzer, wie beim Rehbock, doch ſind ſie auch von zweierlei Art; die eine nemlich iſt länger und flammig, und zwiſchen dieſen ſtecken kleine krauſe Futterhaare. Vorn, unter den Knien, iſt ein beſonderer Haarbüſchel. Die Farbe iſt im Ganzen braunroth, unten an der Kehle befindet ſich ein feiner breiter Streif; und an der Stirne, neben den Hörnern und am Unterleibe iſt die Farbe ſchmutzig weiß. Der Schwanz iſt ganz ſchwarz. Die abwechſelnde Verſchiedenheit in der Farbe beſteht darin, daß die Haare im Frühjahr, wenn ſie ihre Rauhheit und Länge verlieren, weißgrau, im Sommer roth, und im Herbſte wieder dunkelbraun, ja meiſtens ſammtſchwarz werden. Sonſt giebt es auch weiße, gefleckte, doch letztere ſehr ſelten.

Die Weibchen haben ebenfalls Hörner, und ſind vom Männchen weder in der Größe, noch in einer auffallenden Eigenſchaft unterſchieden. Sie haben 4 Zitzen.

Es ſind geſellige, muntere, flüchtige, vorſichtige, wilde, ſchüchterne und menſchenſcheue Thiere. — Ihre Stimme iſt ein leiſes, kaum bemerkliches Blöcken; bei Furcht oder Gefahr aber pfeifen ſie heftig, und bedienen ſich dazu der Naſelöcher. — Sie werden 20 bis 30 Jahr alt.

Die hohen beſchneiten Alpen von Europa, in der Schweiz, Savoyen, Dauphiné, die Pyrenäiſchen und Apenniniſchen Gebirge, und vielleicht die meiſten Kettengebirge Aſiens ſind ihr Vaterland. Sie lieben eine reine, dünne Luft, und eine warme, dicke ſcheint ihnen unerträglich zu ſeyn; doch wagen ſie ſich nicht auf die höchſten Felsſpitzen, wie die Steinböcke, ſondern halten ſich mehr in den mittlern Berggegenden, und zwar theils auf kahlen Steinklippen, wo ſie heerdenweiſe zu 60 und mehreren beiſammen herum laufen. Sie weiden mit einander von einem Ort zum andern, und ergreifen mit einander die Flucht vor ihren Feinden. Sie ſind furchtſamer im Klet-

tern und Springen, als der Steinbock, und ſpringen alſo weder ſo weit, noch ſo ſchnell, als dieſer. Wenn ſie einen Felſen hinauf oder hinunter ſteigen, ſo geſchieht es nicht in gerader, ſondern in einer ſchrägen Linie, beſonders wenn es bergab gehet. Ueber ſteile Felſen ſpringen ſie oft 20 bis 30 Fuß hoch hinunter, ohne ſich halten zu können. Während eines ſolchen Luftſprunges ſchlagen ſie nur 3 bis 4mal mit ihren Füßen an den Felſen an. Die Wärme meiden ſie ſo ſehr, daß man ſie auch im Sommer nirgends, als im Schatten, bei Schnee und Eis antrifft; und im Winter in hohen und dichten Wäldern. Ihr Aufenthaltsort iſt alſo im Sommer und Herbſt immer auf den hohen Gipfeln, in Steinriſſen, von Felſen eingeſchloſſen, oder an jähen Grasplätzen, aber immer nahe an Schnee und Gletſchern. So bald der Tag anbricht, kommen ſie unter den hohlen Felſen, und eingefallenen Felſenſtücken hervor, (denn Hölen und Neſter haben ſie nicht) und weiden. So bald der Tag ſtärker hereinbricht, ziehen ſie ſich aus Furcht vor Verfolgung in abgelegene, unzugängliche, rauhe, wilde, aber allezeit ſchattige Bergthäler, die ſie vorzüglich lieben, und ruhen da neben dem Schnee, wie die gemeinen Ziegen aus. Sie wälzen ſich ſehr gern im Schnee und auf den Gletſchern, wozu ſie ihre große innerliche Hitze, womit ſie die Natur begabt hat, antreibt. Gegen Abend gehen ſie wieder auf die Weide, und bei einbrechender Nacht wieder unter ihre Felſen. So wie die Natur auf den hohen Berggipfeln erſtirbt, ziehen ſie ſich auch abwärts nach den Wäldern, und ſchlagen in den dichteſten und wärmſten Wäldern ihre Wohnung auf, und zwar gern auf der Sommerſeite, und an ſolchen Orten, wo ihnen ihr Inſtinkt ſagt, daß ſie vor Schneelawinen am ſicherſten ſind. Die unangenehmſte und härteſte Zeit iſt für ſie der Frühling, wo ſie, um der rauhen Waldnahrung zu entgehen, bis zu den Häuſern in die bewohnten Ge-

genden herabkommen. Sie gehen zu dieſer Zeit in Bergen nach Plätzen, die an der Sonne liegen, ob ihnen gleich der Weg durch den hohen weichen Schnee ſehr beſchwerlich wird, um ſo mehr, da ihr Körper gar nicht ſo gebaut iſt, daß der Schnee ſie tragen kann, ſondern ſie beſtändig einſinken. Wenn ſie über ein ſolches tiefes Schneefeld fliehen müſſen, ſo beſchleunigen ſie dadurch ihre Flucht, daß das Letzte auf den Rücken des vor ihm gehenden ſpringt, ſo über den Rücken aller andern ſetzt, und ſich an die Spitze ſtellt; ihm folgt das vorletzte, und thut ein gleiches, u. ſ. f. und ſie ſind auf dieſe Art ſchnell über ein ſolches Schneefeld hinweg.

Obgleich die Gemſe ein geſelliges Thier iſt, ſo giebt es doch Einſiedler unter ihnen, wie unter den wilden Schweinen, die alle Geſellſchaft ſcheuen, und nur für ſich einzeln leben. Es ſind die ſogenannten Stooßböcke, welche deswegen ſo heißen, weil ſie ſich am liebſten in den Alp-Erlenſtauden, die in der Schweitz Stooß heißen, aufhalten. Es ſind dies, wie bei den wilden Schweinen, alte Männchen, die vor Alter weißgrau und langhaarig ſind. Sie ſind immer die fetteſten.

Man unterſcheidet zwei Raſſen. Die Eine, von den Schweizern Gratthier genannt, iſt klein und rothbraun, bewohnt im Sommer die höchſten Bergſpitzen und ſteilſten Felſen, nährt ſich von den beſten Kräutern, und verläßt die oberſten Theile der Wälder auch nicht bei dem größten Eis und Schnee. Sie ſoll außerordentlich wild und ſcheu ſeyn. Die andere iſt dunkelbrauner, und etwas größer, hält ſich in Büſchen, Wäldern, und zuweilen in den Thälern der Berge auf, nährt ſich von guten Kräutern und kleinen Zweigen der Tannen, und heißt Waldthier. — Sollte aber nicht etwa unter beiden Raſſen der Unterſchied noch größer, und der nemliche ſeyn, wie unter Feld- und Waldhaſen, oder Feld- und Berghirſchen?

Die Saiga-Antilope, der Nil-ghau, der Gnou und die Kropfgazelle. Fig. 13.

Die Saiga-Antilope oder Suhac, iſt von der Größe eines Damhirſches, und hat 11 Zoll lange Hörner, mit Ringeln. Sie wird leicht zahm, und ſoll zu den ſchnellſten und flüchtigſten gehören; der Springbock ſoll ſogar Sätze von 20 Fuß weit machen (vielleicht von Höhen in die Tiefen herab).

Die Kameelähnliche Antilope oder Biggel in Hindoſtan iſt ſehr ſelten. Sie ſoll dem Renthier ähnlich, aber am Halſe mit Haaren, wie der Eſel, verſehen ſeyn, ſo wie auch der Hinterleib wie am Eſel, und der Schwanz ganz dem Eſelſchwanze ähnlich iſt. Sie hat einen Bukkel auf dem Rücken. Das aſchfarbene Fell iſt kurzhaarig. Das Thier läßt einen knurrenden Ton hören, ſteht auf, und legt ſich wieder nieder, nach Art der Kameele. Der Biggel ſcheint gewiſſermaßen ein Zwiſchending zwiſchen Ochſen und Antilope.

Eben das ſcheint der erſt neuerlich bekannt gewordene Nil-ghau, oder der blaugraue Stier (weißfüßige Antilope) zu ſeyn, welcher, wie das vorige Thier, etwa vorn am Bug 5 Fuß hoch iſt. Nur die Männchen haben vorwärts gekrümmte Hörner. Weiße Flecken findet man an dieſer Antilope oberhalb der Hüften, und über dem Haarzopf des Halſes. Der Kopf iſt hirſchähnlich. Dieſe Thiere, und der Gnou in Afrika, haben die Eigenheit, ſich auf die Knie zu legen, wenn ſie mit einander kämpfen. Alſo iſt hier, was ſonſt die Stellung der friedlichen Ruhe iſt, Zeichen des Streites. Das Thier wird leicht zahm, leicht aber auch aufgebracht, und ſäuft an zwei Eimer Waſſer. Man hat es in England gehabt, wohin es aus Bengalen gebracht wurde. — Der Gnou hat 19 Zoll lange, an der Wurzel 17 Zoll Umfang haltende Hörner, hirſchartiges Haar, und eine Mähne. Der weiße Schwanz iſt wie ein Pferdeſchweif.

Auch das Weibchen iſt gehörnt. Das Thier iſt wild und ſtößig, und hat eine zweifache Stimme, die eine der Stimme des Ochſen ähnlich, die andere dem Pfeifen eines Rehes, aber viel durchdringender. — Ein ſeltſames Thier, in der Mongolei und in den Wüſten zwiſchen China und Tibet, iſt die Kropfgazelle, die ſich dadurch auszeichnet, daß das Männchen einen großen Kahlkopf hat. Das Thier hat den Bau und die Größe eines Rehes. Die ſchönen geringelten Hörner meſſen etwa 10 Zoll. Es iſt ein echtes Steppenthier, denn es ſcheut ſich vor Wald und Waſſer, und ſtreicht heerdenweiſe in den höhern Steppen der Tartarei umher. So lebhaft es auch iſt, ſo leicht wird es doch zahm. Außer ſeinem Fleiſche und Felle benutzt man auch die Hörner zu Laternen. — Die ſehr ſchnelle Zwergantilope (Guevei) in Hinterindien, am Senegal, und in ganz Guinea, wird kaum 10 Zoll hoch. Die ſchwarzglänzenden aufrechten Hörner ſind 2 Zoll hoch.

Der Ochſe. (Bos.)

Unten hat dieſe Gattung acht Schneidezähne, die Eckzähne aber mangeln. Die Hörner ſind hohl, vorwärts halbmondförmig gebogen und glatt. Die geſpaltenen Hufe ſind bei den hierher gehörigen Thieren viel ſtärker und breiter, als bei den vorhergehenden. Die Weibchen ſind, wie die Männchen, gehörnt, und der Körper hat kurze Haare.

Der Büffel. (Bos Bubalis.)

Er hat in die Höhe gebogene, einwärts gedrehte, und etwas zuſammengedrückte Hörner.

Dieſes Thier, deſſen eigentliches Vaterland Aſien und Nordafrika iſt, wird nicht nur, ſeit dem ſiebenten Jahrhundert, in der Türkei, Griechenland, Italien und Ungarn, ſondern auch in den Salzburgiſchen, und andern

mehr nördlichen Gegenden von Deutſchland gezogen, und zum Zuge gebraucht. Es iſt größer, ſtärker, und ſchwerer, als der gemeine Ochs. Seine Länge beträgt über 9 Fuß, und er wiegt gewöhnlich nur tauſend Pfund, wovon die Haut allein hundert Pfund ausmacht.

Die Bildung des Büffels hat im Ganzen viel Aehnlichkeit mit dem Stier. Doch iſt ſeine Stirn und das Stirnblatt erhabener, das Maul breiter, und nicht aufgeworfen; die Ohren ſind länger und ſpitziger. Der Kopf iſt im Verhältniß gegen den Leib klein, und neigt ſich immer gegen die Erde. Die Hörner ſind ſchwarz, vorne und hinten platt, und am Ende zugeſpitzt. Gleich beim Ausbruch aus der Stirn wenden ſie ſich in ſchräger Richtung nach außen, nach unten und hinten, drauf krümmen ſie ſich hinterwärts und nach oben zu über. Auf dem Untertheile ſind einige Erhöhungen. Die Augen liegen nahe bei den Hörnern, und weiter vom Ende des Mauls. Der Hals iſt dick und lang; der Hintertheil des Rückens gegen den Schwanz zu abhängig. Der Leib iſt dick, hat ſehr hartes, ſtarkes Leder, aber etwas ſchlankere Gliedmaßen, als der Stier. Die Schenkel ſind kurz, dick und ſtark. Der Schwanz iſt kurz, dünne und beinahe kahl.

Die Haut hat am ganzen Leibe eine ſchwärzliche Farbe, außer zwiſchen den Beinen, und das Haar iſt entweder ſchwarz, oder roth, dünne geſäet, und ſo ſteif, wie es bei den Schweinen an den Seiten des Leibes iſt. Die Stirn iſt von verwirrten langen Haaren ganz zottig. Die Bruſt, das Kreuz, der Bauch, und der größte Theil der Beine ſind völlig kahl. Die längſten Haare ſind 3½ Zoll, und die Schwanzhaare ſechs bis ſieben Zoll lang.

Ueberhaupt hat dieſes Thier ein plumpes, und wegen ſeiner magern Gliedmaßen, kahlen Schwanzes, ſcheu dummen Blickes, und finſteren Miene ein niedriges und häßliches Anſehen, und ſein Naturel iſt dabei wild, hart,

unbiegſam, zornig; deshalb pflegt man ihm einen Ring, wie dem Bären, in die Naſe zu legen, um es zu regieren. Die rothe Farbe iſt ihm ſo gehäſſig, daß es, bei Erblickung derſelben, ganz unbändig wird; das Feuer aber ſetzt es in Furcht. Es iſt, nächſt dem Schweine, das ſchmutzigſte Hausthier, und läßt ſich nicht gern reinigen und ſtriegeln. Dagegen geht es gern in ſumpfiges Waſſer, und ſchwimmt geſchickt. Es brüllt entſetzlich, und mit ſtärkern und tiefern Tönen, als der gemeine Ochſe. Sein Weibchen hat ſehr kleine Euter, und giebt wenig Milch.

Aufenthalt, Nahrung und Fortpflanzung hat der Büffel in Deutſchland faſt gänzlich mit dem zahmen Rindvieh gemein, geht mit ihm auf die Weide, kann aber weniger Hunger und Durſt aushalten; daher läuft er oft von ſeiner Arbeit, ohne ſich durch etwas aufhalten zu laſſen, weg, nach ſeiner Krippe, und von da nach der Tränke. Sein Stall muß ſehr dauerhaft, und Krippe und Raufe ſtark und wohl verwahrt ſeyn.

Die Büffelkuh iſt ungefähr 12 Monate trächtig, und bringt ein Junges zur Welt. Wegen der Wohlfeilheit ihres Unterhaltes ſollten dieſe Thiere in Deutſchland mehr gezogen werden. Sie nehmen bei ihrer großen Gefräßigkeit gerade mit dem ſchlechteſten Futter vorlieb, als: Erbſen, Bohnen, Hirſen, und türkiſchem Waizenſtroh, und ſind im Stalle immer mit Grummet, etwas Salz und Waſſer zufrieden. Auf der Weide halten ſie ſich im Sommer des Ungeziefers wegen gern in Sümpfen und Moräſten auf, wo ſie ſich ſo tief im Waſſer verſtecken, daß zuweilen kaum der Kopf hervorragt.

Ihre Feinde ſind vorzüglich die Engerlinge und die Bremſen, welche ſie zuweilen ganz wüthend machen. — Auf den Philippiniſchen Inſeln erlegt man die wilden Büffel zu Pferde mit Lanzen, und die Neger beſteigen

in den Gegenden, wo ſich dieſe Ochſen des Nachts aufhalten, die Bäume, und ſchießen ſie todt.

Das Fleiſch der alten Büffel, ob es gleich grobfaſerig und hart iſt, wird von Leuten, die ſchwere Arbeit verrichten, gegeſſen, und das Fleiſch der Jungen iſt ſehr ſchmackhaft. Die fette Milch der Büffelkuh hat einen ſehr ſtarken Geſchmack, die Butter und der Käſe ſollen wohlſchmeckender, als vom gemeinen Rindvieh ſeyn.

Aus der ſtarken Haut macht man ſehr gutes Sohlenleder, und anderes, welches zu Stiefeln, Schuhen, Handſchuhen, Schilden, Reitkollets, Degengurten, Jagdtaſchen, Patrontaſchen, und beſonders zu Schläuchen tauglich iſt. Die Sehnen, Flechſen u. dergl. werden zu Leim geſotten. Das Blut dient zu blauer Farbe und Gärtnertreibereien, auch zur Nahrung der Thiere. Die harten Hörner und die Klauen werden vom Kammmacher und Horndrechsler, wie alle Hörner und Klauen, und beſonders zu Roſenkränzen und Tabacksdoſen verarbeitet. Das Fett und Mark ſoll zum Vertheilen, und zur Stärkung der Nerven, ſo wie das Horn, mit Myrrhen und Oel vermiſcht, und in die Ohren gethan, gegen den Schmerz derſelben, der von Erkältung herrührt, dienen. Die Knochen werden zu feiner Drechslerarbeit gebraucht. Die Haare und der Miſt werden, wie beim Rindvieh, benutzt, und letzterer, der einen ſtarken Biſamgeruch hat, iſt vorzüglich kühlend auf warmen Boden an Bergen.

Da dieſe Ochſen außerordentlich ſtark ſind, ſo braucht man ſie, wie die andern, zum Pflügen, Ziehen und Schleifen, und zwei Büffel, vor einen Wagen geſpannt, ziehen eben ſo viel, als vier ſtarke Pferde.

Die wilden Büffel fallen, wenn ſie verwundet werden, Menſchen an, und treten ſie mit Füßen, und richten oft auf bebauten Feldern großen Schaden an. Man hält ſie von letztern Orten mit Feuer ab. Die zahmen gehen zuweilen bei großem Durſte mit Karre und Pflug

in den nächſten Teich oder Fluß, und haben ſchon manchem Führer im Zorne das Leben geraubt. Auf feuchten Wieſen treten ſie wegen ihrer Schwere zu tief ein.

Der Ochs, Stier. Die Kuh. (Bos Taurus. Vacca.)

Die Hörner ſind rund, und auswärts gekrümmt, und an der Kehle befindet ſich eine ſchlaffe Haut (Schlauch).

Das zahme Rindvieh ſtammt wahrſcheinlich von dem Auerochſen (Urochſen) ab, welcher ſonſt auch im Thüringer- und Harzwalde gefunden wurde, und noch jetzt in Polen, Litthauen und Sibirien wild angetroffen wird. Der Auerochſe iſt zwar größer, hat ein grimmigeres und wilderes Anſehen, haarigere Schultern, Genick und Bruſt, als der zahme Ochſe, und ſeine Farbe iſt auch beſtändiger, nemlich allezeit ſchwarzfahl, mit einem mauſefahlen Streif auf dem Rücken; allein deſſen ungeachtet darf man ihn als Stammvater anerkennen, wenn man bedenkt, wie viel die Zähmung und die Verſchiedenheit des Futters auf die Thiere wirkt, ſo daß auch das zahme Rindvieh ſelbſt, welches doch gewiß von Einem Stamme entſprungen ſeyn muß, nach der Verſchiedenheit des Klimas, und beſonders der Nahrung, von verſchiedener Größe, Farbe, und von verſchiedenem Wuchſe iſt, und daß es ſogar in einigen Provinzen Englands und in Island Ochſen giebt, welche das eigenthümliche Kennzeichen ihres Geſchlechts, die Hörner, nicht haben.

Folgende äußerliche Eigenſchaften ſind zu einem guten und ſchönen Rind erforderlich: Der Kopf muß kurz und breit, die Ohren müſſen lang und haarig, die Hörner glänzend, ſtark, und von mittelmäßiger Länge, das Maul breit und flach, die Naſelöcher weit offen, die Lippen ſchwarz, der Hals groß und dick, die Schultern breit, dick und fleiſchig, die Bruſt groß und breit, der Schlauch (Triel) bis zu den Knieen niederhangend, die

Lenden und das Kreuz breit, die Rippen rund und krumm, der Bauch groß und hangend, der Rücken gerade, der Schwanz bis zur Erde niederhangend, und ſehr haarig, die Hüften lang, die Beine und Schenkel ſtark, die Klauen breit, kurz und ſtark, und die Haut dick und weich ſeyn.

Die unterſcheidenden Merkmale der Raſſen ſind folgende:

1. Die Däniſchen und Jütländiſchen Ochſen ſind dickleibig, haben kurze Füße, und wenig ausgebogene Hörner. Ihre Farbe iſt ſchwarz und weiß, oder roth und weiß. Man mäſtet ſie auf 10 Zentner.

2. Die Polniſchen haben hohe Beine, weit auseinanderſtehende Hörner, und eine bläuliche oder fahle Farbe. Sie werden zu 9 Zentnern gemäſtet.

3. Die Ungariſchen haben niedrige Beine, einen dicken und ſtarken Leib, und eine weißliche Farbe. Sie wiegen gemäſtet oft 9 Zentner.

4. Die Schweizeriſchen. Sie ſind groß, lang und hoch, und meiſt ſchwarz von Farbe.

5. Die Friesländiſchen haben niedrige Füße, und ſind ſehr lang, dick, breit, und meiſt roth von Farbe. Sie werden oft 12 Zentner ſchwer gemäſtet. Die Kuh giebt zu manchen Zeiten wegen der guten Weide täglich 20 bis 24 Kannen Milch.

6. Die Fränkiſchen ſind hochbeinig, lang geſtreckt, und meiſt roth von Farbe. Sie können 9 Zentner ſchwer gemäſtet werden, und werden ſehr ſtark nach Frankreich verhandelt.

7. Die Böhmiſchen. Das ſtarke unterſetzte Nationalvieh iſt ſchwarzbraun von Farbe, und man hat fette Ochſen zu 16 Zentnern.

Die Schönheit, Geſchmeidigkeit, Lebhaftigkeit und Hurtigkeit des Pferdes mangelt dem Rindvieh gänzlich. Sein Körperbau iſt unförmlich, der Kopf länglich vier=

eckig, die Lippen überhängend, und die obern dick und ſtumpf, die Augen breit, ſchwarz, flach, rund und trübe, die Ohren breit, ſpitzig und ſchlaff; der Hals dick und zur Seite breit gedrückt; die Bruſt hängend, der Nacken hoch, die Rippen ſind ſtark gebogen, das Kreuz breit und hager, der Bauch rund und dick, die Beine kurz und ſtark, der Gang ſchläfrig und ſchwer, ſeine Wendungen ungeſchickt, und überhaupt ſein ganzes Weſen plump und langſam. Auch hat ihm die Natur ſehr wenige geiſtige Kräfte verliehen. Allein der Mangel aller dieſer Eigenſchaften ſchmälert ſeine anderweitige große Nutzbarkeit für die Menſchen nicht. Das weibliche Geſchlecht zeichnet ſich, bei ſeiner Trägheit, noch durch Sanftmuth aus, dagegen zeigt ſich bei dem männlichen oft Tücke und Bosheit. Die Waffen dieſer Thiere, ihre Hörner, werden durch ihre große Stärke fürchterlich, und im Nothfall brauchen ſie auch die Hinterfüße, um ſich gegen ihre Feinde zu wehren. — Sie begnügen ſich mit einem kurzen und leichten Schlaf, den das geringſte Geräuſch unterbrechen kann, und liegen dabei gewöhnlich auf der linken Seite.

Das Alter des Rindviehes kann man an den Zähnen erkennen. Es hat daſſelbe, wie bekannt, acht Schneidezähne in der untern Kinnlade, welche ſchmäler und leichter beweglich iſt, als die obere. Statt der Vorderzähne in der obern, iſt das Zahnfleiſch mit einer harten Haut überzogen, auf welche die Zähne der untern Kinnlade ſo genau paſſen, daß nicht das kleinſte Gräschen, wenn es frißt, durchſchlüpfen kann. Auf jeder Seite der obern Kinnlade befinden ſich ſechs Backenzähne, ſo daß alſo das Maul, da ihm die Eckzähne mangeln, zuſammen mit 32 Zähnen beſetzt iſt.

Ein **Kalb** kommt mit vier Milchzähnen auf die Welt, erhält in vierzehn Tagen noch zwei andere, und hat im erſten Vierteljahr ſeine acht Vorderzähne. Nach

Verlauf von drei Jahren hat das Rindvieh ſeine acht Vorderzähne (Schaufeln) eingeſetzt (eingeſchoben), welche alsdann breiter, länger, nicht mehr ſo weiß ſind, und näher zuſammen und feſter ſtehen, als die Milchzähne. Nach dem vierten Jahre tritt an der Wurzel der Hörner dicht am Kopfe ein Ring hervor, der ihr fünftes Jahr andeutet; im folgenden Jahr wächſt der Kuh wiederum ein neuer hervor, und ſo fort. — Sie leben 25 bis 30 Jahre; 20 Jahre ſind ſchon drückend für ſie, und ihre ergiebige Nutzung hört mit dem zwölften auf. — Ihr Brummen und Blöken, wodurch ſie ihre Begierden und Leidenſchaften ausdrücken, hört man täglich. Den Stier ſcheint ſelten eine andere Leidenſchaft, als der Trieb zur Fortpflanzung zum Brüllen zu reizen. Die Kuh ſchreiet weit öfter aus andern Urſachen, und das Kalb blökt bald aus Schmerz, bald aus Mangel der Nahrung, bald aus Sehnſucht nach der Mutter.

Man jocht den Ochſen entweder vor die Stirn, oder im Nacken an. Er läßt ſich auch mit einem leichten Kummt an der Bruſt anſpannen, doch ſcheint er hier ſeine gehörige Stärke und Folgſamkeit nicht zu beweiſen.

In einigen Gegenden Aſiens und Afrika's wird er, wie in den älteſten Zeiten, zum Ausdreſchen des Getreides, zum Reiten und Tragen gebraucht, und in einigen Gegenden Schwedens muß er in den Ziegelhütten den Thon treten.

Den größten Nutzen leiſten die Kühe durch ihre Milch. Ihre vier Zitzen am Euter, wodurch ſie ſich von allen, mit ihnen verwandten Thieren unterſcheiden, und ihre Fähigkeit, auch ohne ein ſäugendes Kalb lange Milch zu geben, beweiſt, daß ſie ganz vorzüglich auf dieſe Weiſe dem Menſchen nützlich werden ſollen. Gute Kühe geben in einem Tage, wenn ſie Kleefutter bekommen, und im Stalle ſtehen, 10 bis 12 Maaß Milch. Kühe, die immer im Stalle ſind, ſollten billig alle Tage dreimal ge-

molken werden, denn durch das öftere Melken werden die Milchgefäße erweitert, und es wird immer mehr Milch im Euter abgeſondert. Gute Milch darf weder zu dick, noch zu dünne, ſondern ſie muß vielmehr ſo beſchaffen ſeyn, daß ein Tröpfchen, welches man abfließen läßt, ſeine Rundung behält, und eine ſchöne weiße Farbe hat. Der Rahm (die Sahne), welcher gebuttert werden ſoll, darf nicht zu lange auf der geronnenen (ſauren) Milch ſtehen, ſonſt wird er ſcharf und übel ſchmeckend, und theilt dieſen Geſchmack auch der Butter mit, die in Holſtein und Thüringen am beſten iſt. Die Butter wird, außer zur Speiſe, zum Einſchmelzen der Wolle vom Tuchmacher, in Salzſiedereien, um das Aufwellen des Zuckers beim zweiten Sud zu mäßigen, gebraucht. Die Buttermilch kann man trinken, und zu Speiſen verbrauchen. Die ſaure giebt, wie bekannt, die gewöhnlichen Käſe, welche, nach der verſchiedenen Behandlungsart, gut oder ſchlecht werden. Die Edammer, Limburger, Pflaſterſteinkäſe, Aberdammer, die Schweizer und Parmeſankäſe behaupten vor allen übrigen den Vorzug. Auch die Molke, die dabei zurück bleibt, kann man in der Oekonomie und Arzenei verſchiedentlich nützlich anwenden, und in Salzſiedereien ſchäumt man das Salz damit. — Man bedient ſich auch jetzt der Milch mit mehrerem Vortheil zur Stärke, weil ſie die Leinwand nicht zerfrißt. Man ſetzt ſie nämlich 48 Stunden an einen kühlen Ort, verhindert das Gerinnen, nimmt die Sahne ſehr rein ab, und taucht darin die gewaſchene Leinwand.

Die Milch, welche ſich in den Eutern der Kühe, ehe ſie kalben, ſammelt, brauchen die Isländer als einen Leim, um Bücher, Holz, und andere Dinge damit zu leimen, und auch unter die Dinte.

Das Rind- und Kalbfleiſch iſt ein vorzügliches Nahrungsmittel der Menſchen, welches ihnen, auch bei dem häufigſten Genuß, keinen Ekel verurſacht, wie die andern

Fleiſcharten, und ſchmackhaft, nahrhaft und leicht verdaulich iſt. Es wird friſch, geräuchert, und mit Salpeter eingemächt, oder als Pökelfleiſch gegeſſen, und auf vielerlei Art zugerichtet. Die Kaldaunen und übrigen Eingeweide werden ebenfalls gegeſſen; das Fett giebt gute Suppen, und das Mark nährt und ſtärkt entkräftete Perſonen.

Mit den **Haaren** ſtopft der Sattler Sättel, Polſter, und Stühle aus; der Filzmacher macht davon Matratzen und Filzſtiefeln, der Tüncher miſcht ſie unter ſeinen Kalk, um ihm mehr Feſtigkeit zu verſchaffen, und der Ackerbeſitzer kann diejenigen, welche beim Weißgerber, wo ſie mit Kalk vermiſcht ſind, abgehen, als einen vortrefflichen Dünger auf naſſem Boden brauchen.

Aus den **Häuten** der Kälber, Kühe und Ochſen machen die Roth= und Weißgerber allerlei Lederarten, und der Pergamentmacher aus den Kalbfellen Pergament. Mit dem aus dieſem Leder bereiteten Juften, deſſen Bereitung ein Geheimniß war, führt Rußland einen anſehnlichen Handel. Ein gutes Juftenleder muß nicht allzuſchwer und groß, geſchmeidig und wohlriechend ſeyn, die Fleiſchſeite muß eine weiße, und die andere eine friſche Farbe haben. Der weiße Engliſche Juften und der ſchwarze Thranjuften gehören auch zu den beſten Arten. Unter dem rothgegerbten Kalbleder iſt das Engliſche das beſte. Das Briſtoliſche, Erlangiſche, und Schweizeriſche iſt bekannt genug. Das Bauzener iſt auf der Narbenſeite karmoiſinroth.

Von den Abfällen bei der Zubereitung der verſchiedenen Lederarten, ſo wie von den Knorpeln und Sehnen, wird der Hornleim oder Schreinerleim verfertigt, guter Dünger geſammelt, und die Schweine werden von dem Abſchabſel des Leders ſo fett, daß ſie nicht aufſtehen können. Man macht auch Felle mit den Haaren gahr, und braucht ſie zu Stuhl= und Kofferbeſchlägen, und zu Ren=

zeln. Die auf ſolche Art gegerbten Felle von ungebore=nen Kälbern geben gute Handſchuhe und Gebräme; und andere Kalbfelle verhüten, unter das Betttuch gelegt, das ſchmerzhafte Durchliegen der Kranken. Aus dem mit Kalk gereinigten Felle eines Kalbskopf kann man einen ſehr guten Leim zum Zuſammenkitten des zerbrochenen Porzellans und zum Lackiren kochen.

Die Hörner der beſchnittenen Ochſen verarbeitet der Drechsler zu Pfeifenröhren und andern Dingen; der Hirt zu blaſenden Inſtrumenten, und die des andern Rindviehes der Hornarbeiter und Kammmacher zu Din=tenfäſſern, Knöpfen, Doſen, Pulverhörnern, Kämmen, und die Abgänge von dieſen Arbeiten geben den beſten Dünger. Die Weißgerber brauchen den Ochſenſchwanz, ſtatt des Pinſels, um die Felle mit Kalk einzuſchmieren. In Oſtindien braucht man ihn zu Fliegenwedeln.

Das **Blut** des Rindviehes braucht man in Zucker=ſiedereien, um den Zucker zum Schäumen zu bringen, und zu reinigen; in den Berlinerblau=Fabriken als einen Zuſatz zu dieſer Farbe; in Salzſiedereien, um das Salz zum Schäumen zu nöthigen; zum Anſtreichen allerlei Holzwerks; zur Blutlauge; zum Zeugfärben, als Dün=ger, und zu einem dauerhaften Ofen= und Waſſerkitt.

Die **Ochſenklauen** werden vom Drechsler und Meſſerſchmidt zu Heften, und vom Kammmacher ver=braucht. Ueberhaupt muß man ſie, wie alle Viehklauen, aufſammeln, um entweder ein Fett daraus zu ziehen, wel=ches zum Brennen in Lampen, und zum Einſchmieren der Schlöſſer gebraucht wird, oder ſie ganz und geraspelt zum Eiſenhärten, oder zum Dung auf Wieſen und Aecker verwenden. Das Ochſenklauenfett iſt, wenn es in einem kleinen Mörſer ſo lange gerieben wird, bis es ſich in eine grünliche Salbe verwandelt, ein gutes Mittel, das Eiſen und den Stahl, wenn ſie damit beſtrichen werden, eine Zeitlang vor dem Roſt zu bewahren. Das Rinder=

fett und Talg braucht man theils an Speiſen, theils zu Lichtern und Seifen, theils um das Salz zum Schäumen zu bringen, und auch, um die Froſtwunden gegen den Winter damit zu beſtreichen, daß ſie nicht wieder aufbrechen.

Das Laab aus dem Kälbermagen befördert das Gerinnen der Milch zu ſüßem Käſe.

Mit der Galle wäſcht man bunte Zitze, damit die grüne Farbe nicht ausgehe. Eben ſo benutzt ſie auch der Maler und Tüncher. Sie wird auch getrocknet in der fallenden Sucht, die von einer fehlerhaften Galle herrührt, weiter zur Beförderung des Stuhlgangs und zur Vertreibung der Spulwürmer gebraucht. Aus den Blaſen verfertigt man pneumatiſche Betten. Die Gedärme benutzt der Fleiſcher zur Füllung der Würſte, und der Luftſchiffer zu Luftballons. In England zieht man das äußerſte Häutchen vom Maſtdarm ab, und bereitet daraus eine dünne, doch feſte Haut, welche die Form abgiebt, zwiſchen welchen man das Dukatengold zu Goldſchaum oder Flittergold auf dem Amboß ſchlägt, womit England ganz Europa verſieht, und Rahmenleiſten, Bücher, u. a. m. vergoldet werden. Eben dies Häutchen, mit Gummiwaſſer geſteift, iſt das ſogenannte Engliſche Pflaſter, womit die Wundärzte die Aderlaßöffnungen und andere Wunden durch das bloße Anhauchen verbinden.

Die Haut, in welcher das Kalb eingehüllt zur Welt kommt, gebrauchen die Isländer ſtatt des Glaſes zu Fenſtern.

Alle Knochen dieſer Thiere werden gebraucht. Aus den ſtarken Knochen der Vorder- und Hinterbeine werden, nachdem das Fett ausgelaugt iſt, von den Drechslern allerhand Dinge, als: Stockknöpfe, Büchschen u. dergl. gedreht, aus den übrigen weniger ſtärkern werden Hefte, Schalen, und Meſſerſtiele gemacht, und aus den kleinern brennt man die Beinaſche, die zu Gefäßen ge-

braucht wird, in welchen Metalle geſchmolzen werden, und welche auch die ſchwarze Malerfarbe giebt, die man Beinſchwarz nennt.

Wie nutzbar das Rindvieh durch ſeinen Dünger wird, weiß jeder Landmann, und wie nachahmungswürdig und vortheilhaft in dieſer Rückſicht die Stallfütterung ſey, ſollte ebenfalls jeder wiſſen. Verbrannt geben die Exkremente Salmiak. Einige Aerzte empfehlen für einen entzündeten Bruſtgeſchwulſt die Umſchläge von friſchem Kuhmiſt, und die Lauge deſſelben bleicht Leinewand, leinen und baumwollen Garn, ſchön weiß.

Die Streitochſen der Mauren in Afrika, und die Ochſen mancher Hottentotten-Horden (Baheleirer), zeigen ſich in Schlachten tapfer und muthig, und ſind, wie Hunde, ihren Herrn und deſſen Kindern zugethan, denn ſie werden von Jugend auf ſanft behandelt. Sie ſtoßen den Feind wüthend mit den Hörnern, treten ihn mit Füßen, und durchbrechen die Reihen deſſelben. Auf Südafrika's Spitze ſind ſie die Hüter der Heerden, ſchützen ſie gegen Raubthiere, treiben beim geringſten Verdachte die Heerden zuſammen, laſſen keinen Fremden, am wenigſten einen Europäer, zu derſelben, da ſie hingegen mit den Einwohnern ihres Kraals (Hottentottendorfs) ſehr vertraut thun. Sie ſtellen ſich auch auf die Termitenbaue (Baue der großen Ameiſe), und ſchauen ſich um, ob etwas bedenkliches in der Nähe iſt, und laſſen dabei die Heerde nicht aus den Augen.

Nach Verſchiedenheit der Erdgegend finden ſich bei dieſem Hausthiere freilich mancherlei Abänderungen. Das Rindvieh in Hindoſtan hat zwiſchen den Schultern einen Buckel und eine Schlotterhaut. Das Bengaliſche hat die Hörner vorwärts gebogen; das aber im ſüdlichen Indien Hörner, die faſt in gerader Richtung mit dem Vorderkopfe liegen. Es giebt kleinere und größere Arten.

Um Seringapatnam hat der eigentliche Ochſe ſehr

groſse, der Bulle aber ſehr kurze Hörner. — In Hindoſtan überhaupt, wo dieſes Thier in ſo groſser Menge vorhanden iſt, daß man ein Stück um 3 Thaler kauft (in Südamerika ſonſt um 4 Gr.), dient es als Reit- und Wagenpferd, bearbeitet das Feld, und tritt das Korn mit ſeinen Füßen aus. Eine Art aber, ſchöner, größer, und gelehriger, als die gewöhnliche, und durch ſeinen Buckel beſonders ausgezeichnet, ſteht in hohem Preiſe. Die Buckelochſen aus Berar, Malabar, und aus dem Mahrattenlande ſind weiß, von ungemeiner Größe, mit ſehr groſsen Hörnern, und die Buckel ſo fett und ſchmackhaft, daß man ſie als etwas Leckeres nach England eingeſalzen verſendet. Man ſpannt dieſe Ochſen dort vor die Staatswagen, belegt ſie mit ſchönen Decken, ſchmückt ſie mit Halsbändern, ſelbſt von Silber, und mit Schellen, und vergoldet ihnen die Hörnerſpitzen. Sie ſollen an achthundert Pfund tragen können. Man zieht ihnen einen Ring durch den Naſenknorpel, regiert ſie mit einer daran befeſtigten Leine, und bezahlt ein Paar ſolcher Ochſen zuweilen mit tauſend Gulden. Sie ſollen an ſechzig Tage hintereinander täglich gegen ſieben Meilen gehen können. Nach jeder vollbrachten halben Tagereiſe giebt man ihnen Klöße von Weizenmehl, durchknetet mit Butter und Zucker, zu Abend aber gewöhnliches Futter, und zwar Erbſen. — Eine andere kleinere Ochſenart hat am Halſe ein ſeidenartiges, bis auf die Erde herabhangendes, oft rabenſchwarzes Haar; ſie werden auf gleiche Art gebraucht, wie die vorigen, und ſind ſo lenkſam, daß ſie auf Befehl ſich auf der Erde herumwälzen, aus der Hand freſſen, und ſich mit der Hand tief ins Maul greifen laſſen. —

Beiſpiele von ungeheuer groſsen und fetten Ochſen hat man in England häufiger, als in Deutſchland; doch hat man auch 1775 in Nürnberg einen Ochſen geſchlach-

tet, der über 2700 Pfund, deſſen Talg 340 Pfund, deſſen Haut 70 Pfund wog.

Eine Art rieſenmäßiger Ochſen — Arno oder Arny — der nur in dem nördlichen Hindoſtan vorzüglich vorkommt, iſt uns wenig bekannt. Er ſoll es mit dem Königs-Tiger aufnehmen, gegen 14 Fuß hoch werden, und zwiſchen 3 und 4000 Pfund wiegen. Die Hörner halten, nach der Krümmung gemeſſen, 4 Fuß Länge. Das Thier iſt ganz ſchwarz, und nur zwiſchen den Hörnern iſt ein Büſchel rother Haare. Man hat vermuthet, dieſes Thier ſei der Mammuth, den man in der Erde findet, aber es iſt hier noch vieles zweifelhaft.

Der Biſon und der Biſam- oder Moſchus-Ochſe.

Er hat ſein Vaterland im nördlichen Amerika.

Der Biſon iſt wohl nur eine Art Büffel, und pflanzt ſich mit dem gewöhnlichen Hornvieh fort. Er hat einen großen Buckel, und eine lange weiche Mähne. Die Thiere weiden in großen Heerden beiſammen, und es werden zuweilen 2000 Stück erlegt. Ein tüchtiger Biſon wiegt an 2000 Pfund, und liefert oft an 150 Pfd. ſchmackhaftes Fett, und beſonders iſt auch hier wieder das Fleiſch des Höckers ſchmackhaft. Die Haut iſt zuweilen für den ſtärkſten Mann zu ſchwer zum Forttragen. Das Haar der Mähne wiegt oft 8 Pfund, und wird zu feiner Spinnerei verbraucht, das Fell giebt ſchätzbares Lederwerk, und die Hörner geben Pulverhörner und mancherlei Gefäße. — Das Thier ſoll, was man ſchon der Maſſe wegen kaum denken ſollte, im Klettern ſehr geſchickt ſeyn.

Der Biſam- oder Moſchusochſe, der vorzüglich um die Hudſonsbai wohnt, iſt ein ſtarkes Thier, mit Hörnern, die an der Wurzel ſehr breit, und an den Spitzen einwärts gekrümmt ſind. Sein Wollenhaar iſt ebenfalls ſehr ſeidenartig. Das Fleiſch der ältern Thiere

hat einen widrigen Biſamgeſchmack. Er erreicht die Höhe unſeres Rindviehes.

Das grunzende Rind. (Bos grunniens.)

Gemeiniglich heißt dieſe Gattung Grunzochs, Ziegenochſe, auch Tibetaniſcher Büffel. Sie ſcheint noch nicht allgemein bekannt zu ſeyn. Einige geben ſie kleiner, als unſer zahmes Rind an; Andere glauben, ſie müſſe viel größer ſeyn. Ein Schwanz von dieſem Thiere, den man in England aufbewahrt, mißt 6 Fuß in der Länge, und beweiſet die Größe des Thieres. Es kann indeß ſeyn, daß es größere und kleinere Arten giebt. Die runden, kurzen, dünnen Hörner ſind aufrecht gekrümmt, und zwiſchen ihnen ſteht ein krauſer Haarbüſchel. Den Hals ziert eine Mähne, welche verkürzt über den Rücken fortläuft. Den ganzen Körper deckt ein langes Haar, wie bei der Ziege. Am Unterleibe iſt dieſes Haar ſo lang, daß darunter die Hälfte der Beine verſteckt wird. Beſonders merkwürdig iſt der Schwanz des Thieres, welcher einem Pferdeſchweife vollkommen gleicht, indem er aus langen ſeidenhaften, ſilberweißen, fliegenden Haaren beſteht.

Das grunzende Rind iſt ein wildes, unbändiges, und äußerſt zorniges Thier, welches bei Beleidigungen und beim Anblick eines rothen Lappens in fürchterliche Wuth geräth, vor Zorn am ganzen Leibe zittert, und beherzt auf ſeinen Gegner losgeht. Es hat eine grunzende Stimme, faſt wie das Schwein, und kommt in der Lebensart den übrigen Rindern bei. Tibet und Hindoſtan ſind ſeine Heimath, und man ſieht es daſelbſt ſowohl wild, als zahm. Sein Fleiſch iſt fett, aber nicht wohlſchmeckend. Der Schwanz wird in Indien theuer bezahlt. Man faßt ihn in einen ſilbernen Griff, und braucht ihn als Fliegenwedel. Jeder vornehme Mann hat dort einen Sklaven hinter ſich, der mit dem Büffelſchwanze wedelt.

Man ziert auch die Ohren der zahmen Elephanten, und in China die Mützen damit.

Der Zebu oder Buckelochs. (Bos indicus.)

In Oſtindien giebt es ein Rind, welches der Farbe und Geſtalt nach dem gemeinen, zahmen Rindvieh ziemlich gleicht, aber viel kleiner iſt, aufrechtſtehende, nur wenig vorwärts gebogene Hörner, und auf den Schultern einen hohen Buckel oder Höcker hat. Die Hindus verehren dieſes Thier als heilig. Es iſt zahm, und wird für eine bloße Spielart des gemeinen Rindes gehalten, iſt aber wohl eher eine beſondere Gattung.

Die Giraffe. (Giraffa camelopardalis.)

Ein ſehr merkwürdiges Thier, welches ſonſt auch Kameelpardel genannt wurde. Es gleicht mehreren Thieren; am meiſten jedoch einem jungen muthvollen Roſſe. Der Kopf hat die Bildung eines Hirſchkopfes; die Ohren ähneln den Kuhohren, und der Schwanz iſt faſt ganz wie bei der Kuh geſtaltet. Sein erſtaunlich langer Hals macht das Thier dem Kameele einigermaßen ähnlich, und die ſchönen wohlgeordneten ſchwarzbraunen Flecke auf der weißlichen Grundfarbe der Haut geben ihm das Anſehen des Parders oder Leoparden. Vor der Stirn ſteht ein Paar Hörner von 7 Zoll Länge, welche mit der gewöhnlichen Haut bedeckt, und oben mit einem Haarbüſchel beſetzt ſind. Die Größe der Giraffe iſt ſehr beträchtlich. Sie mißt vom Kopf zu den Füßen herab 16 Fuß und drüber, der Hals allein iſt 7 Fuß lang, und ungefähr eben ſo lang der Leib. Dem Anſehen nach ſcheinen die Vorderbeine bei dieſem Thiere viel höher, als die Hinterbeine zu ſeyn; allein beide haben einerlei Länge, und daß der Rücken nach hinten ſo abhängig iſt,

rührt davon her, weil der Widerrüſt 16 bis 20 Zoll hö-her iſt, als die Gruppe. Die Füße haben einen geſpaltenen Huf, übrigens gleichen ſie Pferdefüßen.

Die Giraffe lebt nur im Innern von Afrika, ſowohl dieſſeits, als jenſeits des Aequators; aber nicht überall, und vermuthlich nirgends in großer Anzahl. Es iſt das einzige Thier ſeines Geſchlechts, und erſt in neuern Zeiten bekannt geworden. In ihren Sitten und Betragen gleicht ſie dem Pferde am meiſten. Sie graſet, wie das Pferd; ſchlägt, wie dieſes, mit den Hinterbeinen aus, und ſoll auf dieſe Weiſe ſich gegen den Löwen vertheidigen; ſie läuft auch ſchnell, galoppirt, wie das Pferd, und hat eine wiehernde Stimme. Es iſt irrig, daß dieſes Thier beim Fortſchreiten den Vorder- und Hinterfuß zugleich aufhebe; vielmehr geht es wie alle andere Thiere. Es nährt ſich vom Graſe, aber beſonders von Baumblättern, iſt äußerſt ſcheu, flüchtig, furchtſam und ſanft, ſelbſt wenn es ſich verwundet fühlt. Das Weibchen ſoll 12 Monat trächtig ſeyn, und Ein Junges zur Welt bringen. In Afrika ißt man das Fleiſch dieſes Thieres.

Das Elenthier. (Cervus alces.)

Unter allen, zum Hirſchgeſchlechte gehörigen Thieren, iſt das Elenthier oder Elen das größte, denn es kommt einem mittelmäßigen Pferde bei, und wiegt an 1000 Pfund und drüber. Der Kopf gleicht einem Pferdekopfe, und überhaupt hält die Geſtalt des Thieres das Mittel zwiſchen Pferd und Hirſch.

Von der Kehle hängt ein auf einem Auswuchſe ſitzender Haarbüſchel von ſchwarzer Farbe herab. Das Geweih oder das Gehörn, welches jährlich gewechſelt wird, ähnelt darin dem des Dammhirſches, daß es platt oder breit, und mit Schaufeln verſehen iſt. Es enthält nur an der Außenſeite Enden oder Spitzen; nach innen aber iſt es eben. Manches Elengeweih wiegt 50 bis 60

Pfund. Dieſer Schwere wegen trägt das Thier den Kopf niedergeſenkt. Dem Weibchen fehlt das Gehörn. Beide Geſchlechter haben ein braunes, weiß überlaufenes, wie bereiftes Fell. Im Nacken ſitzt eine hellbraune Mähne.

Das Elen beſitzt weder die Schlauheit, noch die ſcharfen Sinne des Hirſches, auch verräth ſchon ſein Blick Dummheit. Ehemals war dies Thier in den deutſchen Wäldern anzutreffen; jetzt trifft man ſie in Deutſchland nirgends mehr an; aber in Preußen, Polen, Schweden, Rußland, Nordaſien und Nordamerika ſind ſie gemein. In Amerika werden ſie Muſethiere und Orignals genannt. Sie bewohnen die Wälder, und nähren ſich, wie die übrigen Gattungen des Hirſchgeſchlechts. Da in ihrer nordiſchen Heimath im Winter gemeiniglich hoher Schnee liegt, ſo müſſen ſie ſich mit Baumzweigen, mit Baumrinden und mit Mooſen und Flechten, namentlich mit der Rennthierflechte, behelfen, welche letztere ſie unter dem Schnee hervorſcharren. Es ſind ſcheue und furchtſame Thiere; nur gereizt, oder verwundet, und zur Brunſtzeit werden ſie leicht dem Menſchen gefährlich. Wer ihnen dann zu nahe kommt, den greifen ſie wüthend mit dem Geweih an, ſtoßen ihn zu Boden, und ſtampfen ihn mit den Füßen todt.

Ungeachtet ihr Gang ſchwer und ſchaukelnd iſt, ſo laufen ſie doch ungemein ſchnell. Man kann ſie vor den Wagen ſpannen, und auf dieſe Art eine große Strecke in kurzer Zeit zurücklegen. In der Brunſtzeit, welche in die Monate, wie beim Hirſch fällt, ſind die Männchen ſehr grimmig, und es fallen unter ihnen ſchreckliche Kämpfe vor. Nach 9 Wochen wirft die Elenkuh 1, ſelten 2 Junge, die von der Mutter ſo geliebt werden, daß ſie nicht von der Stelle weicht, wenn das Junge erſchoſſen wird. Man kann die jungen Thiere aufziehen und zähmen. In ihrem Vaterlande iſt der Luchs ihr furcht-

barſter Feind. Der Menſch erlegt ſie, und genießt ihr Fleiſch, welches jedoch von alten Thieren nicht ſonderlich ſchmeckt. Das Mark iſt eine Leckerei der Reichen. Die Haut giebt gutes Leder zu Beinkleidern, Degenkuppeln, Colletten ꝛc.

Eine abgeſchmackte Fabel iſt's, daß das Elen oft Anfällen von Epilepſie oder Fallſucht ausgeſetzt ſei, und daher den Namen Elen, d. i. Jammer führe, womit bekanntlich in der niedern Sprache die Fallſucht bezeichnet wird. Einfältige geben gar, geſtützt auf dieſe Fabel, Kindern in krampfhaften Zuckungen Pulver von geraspeltem Elenshuf ein, um, wie ſie meinen, den ſogenannten Jammer zu vertreiben.

Das Renthier. (Cervus tarandus.) Fig. 14.

Dieſe Gattung des Hirſchgeſchlechts gehört zu den wichtigen Thieren, welche ganzen Völkerſchaften beinahe Alles gewähren, was zum Leben nöthig iſt. Das Renthier kommt in ſeiner Geſtalt dem gemeinen Hirſch am nächſten, und obgleich es der kürzern Beine wegen nicht ſo hoch iſt, wie dieſer, ſo übertrifft doch ſein Körper den des Hirſches an Umfang. Das große dünne Gehörn biegt ſich vorwärts, und endigt ſich ſchaufelförmig. Man findet Renthiere mit 3 bis 4 Fuß hohen, und 9 bis 10 Pfund ſchweren Geweihen. Dem Weibchen fehlt dieſe Zierde nicht, aber es iſt kleiner. Das Fell des Renthiers ſieht bräunlich aſchgrau aus, und iſt weiß überlaufen, wodurch es wie bereift erſcheint. Vorn am Halſe hängt das Haar ziemlich lang herab. Sonderbar iſt's, daß bei dem Renthier, auch nach der Verſchneidung, der Wechſel des Gehörns jährlich ungeſtört fortgeht, welches beim Hirſch nicht geſchieht. Eine andere Eigenheit iſt ein lautes Geklapper, welches das Renthier im Laufen hören läßt, und das nach Einigen von den großen Afterklauen, nach Andern von den Gelenken herrührt, welche bei Bewegun-

wegungen knacken ſollen. Den Zweck dieſer Einrichtung kennt man nicht.

Der höchſte bewohnbare Norden von Europa, Aſien und Amerika iſt das Vaterland des Renthiers. Es lebt auf Grönland, und ſogar auf Spitzbergen und Nowaja Semla. In ſüdlichen Ländern dauert es nicht aus. Es iſt ein ſanftes, gutmüthiges, und leicht zu zähmendes Thier. In den Nordländern lebt es wild, und wird auch von vielen dortigen Völkerſchaften, z. B. in Europa von den Lappen, in Aſien von den Samojeden, Tunguſen, Oſtiaken, Kamtſchadalen ꝛc. in großer Anzahl zahm gehalten. Die Reicheren unter dieſen Völkerſchaften beſitzen Heerden von Tauſenden. Die wilden Renthiere leben auch in Heerden, und nähren ſich von den wenigen Gewächſen ihres kalten Vaterlandes. Gräſer, Blätter und Knospen von Bäumen und Geſträuchen ſind im Sommer, und Flechten, beſonders das Rennthier-Moos, im Winter ihre Nahrung. Die Flechten muß das Renthier unter dem mehrere Fuß hohen Schnee hervorſcharren, wozu es nicht bloß ſeine Füße, ſondern auch die Schaufeln des Geweihes braucht. Unſtreitig erhielt auch deswegen das Weibchen ein Geweih. Kümmerlich geht es den armen Renthieren, wenn durch Regen oder Thau der Schnee eine feſte Eisrinde bekommen hat. Die Nordländer kennen alsdann kein anderes Mittel, ihre zahmen Thiere vor dem Hungertode zu bewahren, als Tannen und Fichten nieder zu hauen, deren Nadeln und junge Sproſſen von den Renthieren gefreſſen werden; dennoch ſterben oft ſehr viele.

Gegen das Ende des Septembers begatten ſich die Renthiere, und im Mai oder Juni bringt das Weibchen 1 oder 2 Junge. Zahme und wilde paaren ſich unter einander. Erſtere machen den ganzen Reichthum vieler nordiſchen Völker aus. Sie vertreten die Stelle der Pferde; denn man ſpannt ſie vor den Schlitten, und

fährt mit ihnen viele Meilen weit. Man behauptet, daß ein Nordländer mit dem Renthierſchlitten 20 und mehrere deutſche Meilen an einem Tage zurücklegen könne. Die Renthiere vertreten aber auch die Stelle des Rindviehes. Man melkt ſie. Die Milch iſt ſo dick, wie Rahm, ſchmeckt vortrefflich, und nährt ſo ſtark, daß man höchſtens ein Nößel trinken kann, und ſo viel giebt das Renthier auch nur täglich. Durchs bloße Schütteln der Milch erhält man Butter. Der Käſe ſchmeckt gleichfalls ſehr gut. Das Fleiſch ziehen ſelbſt Europäer dem Hirſchfleiſche vor. Das Blut ißt man in Suppen, und das Mark gehört zu den Leckereien. Das dicht behaarte Fell kleidet den Nordländer vom Kopf bis auf die Füße, und liefert ihm zugleich Materialien zu Zelten, warmen Winterwohnungen und Betten. Die Sehnen dienen ſtatt des Zwirns; aus den Knochen werden Nadeln, Meſſer, Löffel, und aus den Klauen Trinkgeſchirre gemacht.

Der Edel-Hirſch. (Elaphus.)

Ein Thier, das wegen ſeines ſchlanken Wuchſes, ſeines großen, leicht beweglichen Körpers, ſeiner feſten, biegſamen Schenkel, und wegen ſeines anſehnlichen Kopfputzes die meiſten Thiere an Schönheit weit übertrifft; deswegen, und weil es der vorzüglichſte Gegenſtand der Jagdluſtbarkeiten großer Herren iſt, hat es in der Jägerſprache den Beinamen edel bekommen. Es iſt wirklich die Zierde der Wälder, hält ſich unter allen mäßigen Himmelsſtrichen auf, und iſt auch in Deutſchland, z. B. im Thüringer Walde ſehr gemein. Das Männchen heißt der edle Hirſch, Röthhirſch (Hirſchbock, Hirſchboll), und das Weibchen die Hirſchkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindinn.

Der Wuchs des Hirſches iſt lang geſtreckt, und hoch. Er wird oft 7 Fuß lang, 4 Fuß hoch, und der kurze Schwanz (Blume, Bürzel) hält 11 Zoll. Der Kopf iſt

im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein, länglich; das Stirnblatt lang und dick. Die Ohren (das Gehör), die beim geringſten Geräuſch aufrecht ſtehen, und die Augen, welche gelb ſind, und im Affekte blitzen, ſind groß, und ſtehen weit auseinander. Die Naſelöcher ſind weit und rund. Er hat auf jeder Seite 6 ſcharfe zackige Backenzähne, und zuſammen 34 Zähne. Die Hörner, (Geweihe, Gehörn, Geſtänge, Gewicht) ſind rund, dicht, äſtig, mit zurückgebogenen Spitzen, (Enden), haben Augenzinken, ſtehen etwas ſeitwärts, und liegen im Laufe wagerecht über dem Rücken. Hals und Rücken ſind lang, und der erhabene zurückgebogene Hals giebt dem Hirſch ein trotziges Anſehen; der Rücken iſt an den Lenden etwas eingebogen, an den Keulen dick und abgerundet. Die Schenkel ſind hoch, wohlproportionirt, oben ſtark, und unten dünn, die Füße (Läufte) ſind ſchwarzſchalig, glänzend, und mit zwei gleichfarbigen Afterklauen, (Oberrücken, Gräfter) die ihnen beſonders in der Flucht bergab, durch das Einſetzen, gute Dienſte thun, verſehen.

Gewöhnlich wiegt ein Hirſch 3 bis 4 Zentner, aber nicht ſelten hat man ihn auch im Thüringer Walde von einer Schwere von 5 Zentnern und drüber gefunden; doch iſt ſeine Schwere nach dem guten Futter, das er genießt, verſchieden.

Seine gewöhnliche Farbe iſt vom Maul bis zum Bürzel fahlroth, (daher der Name Rothwildpret) oder kaſtanienbraun, und am Bauche weißlich; doch verändert (verfärbet) er dieſelbe zweimal des Jahres, im Frühling und Herbſt. Im April nemlich verliert er ſeine alten Haare, bekömmt neue, die entweder gemein roth, oder braunroth, oder gelbroth ſind, und ſich im November mit neuen verdichten, deren Spitzen ins weiße oder gelbweiße fallen, und der Haut ein graues Anſehen geben. Doch findet man auch unter ſeinem Geſchlechte, und zwar mehr, als bei andern wilden Thieren, Abänderun-

gen in der Farbe; denn es giebt ganz weiß gefleckte, und endlich auch, wiewohl ſelten, ſilberfarbene Hirſche; die Alten aber ſind ſtets mehr grau, als roth gefärbt.

Diejenigen Hirſche, welche die tiefen Gebirge bewohnen, (Berghirſche) ſind gemeiniglich kürzer, ſtärker, ſchwerer, und ſchwärzlicher, oder dunkelbrauner, als diejenigen, welche ſich in den Hölzern, die im platten, ſandigen Lande liegen, aufhalten, (Landhirſche). Die letztern ſind langgeſtreckt, leicht und rothbraun, und haben ein größeres und ſchöneres Geweih.

Die Hirſchkuh unterſcheidet ſich merklich vom Hirſch. Es fehlt ihr nemlich ganz das majeſtätiſche Anſehn, da ihr die Natur nicht nur faſt immer das ſchöne Geweih, ſondern auch den ſchlanken Körperbau verſagt hat. Sie hat nicht den ſchöngewölbten Rücken, nicht die dicken runden Keulen, nicht den ſtarken langbehaarten Hals, trägt nicht den Kopf ſo erhaben, ſondern iſt kleiner, und dünner gebaut, und geht gebeugter, als der Hirſch.

Der Hirſch wechſelt alle Jahre ſein Gehörn. Der alte pflegt ſich in den letzten Tagen des Hornungs, (wovon der Monat ſeinen Namen haben ſoll) daſſelbe abzuſchlagen, oder es von ſelbſt zu verlieren; die jüngeren aber erſt im März, April und Mai.

Schon nach den erſten 5 Tagen zeigt ſich wiederum auf dem ſogenannten Roſenſtocke, d. h. der aus der Hirnſchale kurz hervorſtehenden, gefranzten, flachen Erhöhung, ein weicher, mit einer rauhen Haut (Baſt) umgebener Knorpel, der in 14 Tagen ſchon eine Stange von $\frac{1}{2}$ Fuß mit den erſten Zacken (Augenſproſſen) bildet, nach den folgenden 14 Tagen noch einmal ſo groß iſt, und den 2ten Schuß von Enden zeigt, und dann ſo fort wächſt, bis das ganze Geweihe nach 10 bis 14 Wochen ſeine beſtimmte Größe erhalten hat. Die Anzahl und Geſtalt der Enden an einem Geweihe iſt nach dem Alter, der Nahrung, und andern zufälligen Urſachen verſchieden.

Der junge Hirſch ſetzt nach dem erſten Jahre bloß 2 Spieße ohne Enden auf, nach dem 2ten eben ſo viele, oder gewöhnlicher 2 Gabeln, d. h. 2 Spieße mit einem Ende an jedem; nach dem 3ten bekömmt er 6 oder 8 Enden; nach dem 4ten eben ſo viel; nach dem 5ten 10, auch wohl mehr oder weniger Enden, und in dieſem Verhältniß geht es bis zum 8ten Jahre fort, nach welcher Zeit die Anzahl der Enden gänzlich unbeſtimmt iſt; doch kennt der Jäger das Alter des Hirſches an der Dicke der Stangen, an der Roſe, die jetzt dicht am Kopfe ſitzt, an den Perlen, die ſtärker und durchſichtiger werden, an den breitern und tiefern Rinnen, und an der breitern und ausgehöhltern Krone. Man hat Hirſche gejagt, deren Geweihe 66 Zacken, 3 Fuß Höhe, und 28 bis 30 Pfund Schwere hatten.

Das Geſchrei des Hirſches iſt dem Geſchrei der Kühe ähnlich, nur anhaltender und heller, ſonſt läßt er, und die alte Hindinn auch einen klaffenden abgebrochenen Laut von ſich hören, wenn ſie einen Menſchen, oder ſonſt etwas auffallendes bemerken.

Das höchſte Alter des Männchens erſtreckt ſich bis ins 30ſte Jahr, das Weibchen aber kann ein höheres Alter erreichen, da es nicht den heftigen zerrüttenden Affekten unterworfen iſt.

Der Hirſch iſt von Natur ſanftmüthig und geſellig, und zeigt in ſeinem Betragen Großmuth und Adel. Er iſt mit einem ſcharfen Geſicht, leichten Gehör, und überaus feinem Geruch begabt. Seinen Feinden ſucht er anfangs durch die Behendigkeit ſeiner Füße, und, verſagen ihm dieſe den Dienſt, durch allerlei liſtige Schwenkungen zu entgehen; befreien ihn auch dieſe nicht, ſo bemüht er ſich, ſie durch ſeine Stärke, und durch die Kraft ſeiner bewaffneten Stirn zu überwältigen. Er iſt auch neugierig und liſtig; wenn man ihm pfeift oder anruft, ſo bleibt er ſtehen, beſieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen,

ſcheuet auch die Menſchen nicht, wenn ſie keine Hunde und Flinte bei ſich haben, und geht gelaſſen und ſtolz vor ihnen vorbei. Er liebt die Muſik ſo ſehr, daß er in der Jagd auf den Klang des Waldhorns, der Schallmei und Flöte herbei kommt, und dadurch auch zum Stillſtehen gebracht werden kann. Daher haben auch vielleicht die Hüfthörner ihren Urſprung.

Sie leben außer der Brunſtzeit in großen Geſellſchaften (Truppen, Rudeln) beiſammen. Die alten Hirſche, welche wenigſtens 5 Jahr alt ſeyn müſſen, machen nemlich die eine Geſellſchaft aus, die Hindinnen mit den Jungen bis ins dritte Jahr, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die andere, und die Hirſche von 3 bis 4 Jahren die dritte.

In ihrem Ruhelager (Bette) deckt bei kalter Witterung ein Hirſch den andern, um ſich zu erwärmen.

Nach dem Verluſte ihrer Kopfzierde halten ſie ſich wie in einer Art von Schaam einige Tage im Holze verborgen, und genießen bloß die ihnen nahen Frühlingskräuter und Knospen. Sie pflegen ſich überhaupt alsdann, ſo lange ihr Gehörn noch weich und zart iſt, aus Furcht vor ſchmerzlicher Verletzung, entweder in hohen einzelnen Stangenhölzern, oder lieber in niedrigen Buſchhölzern bis zum Mai aufzuhalten, und von da aus die Wieſen und Felder, die jungen Gehäue und Schläge zu beſuchen, und ſich an dem jungen Sommerwuchſe, und an den männlichen Blüthen (Kätzchen) der Haſeln, Espen und Weiden zu erquicken. Diejenigen, die nicht ruhig in den Vorhölzern leben können, ziehen ſich nun in den Hochwald zurück, wo ſie Gras, Laub und Kräuter genug finden, um ſich zu äſen. Wenn aber denjenigen, die gehegt werden, die Winterſaat zu zähe wird, ſo ſuchen ſie die Sommerſaat ſo lange auf, bis jene reife Körner erhält, und bei dieſer Nahrung befinden ſie ſich ſo wohl, daß ſie ganze Tage in den hohen Korn- und

Weizenfeldern liegen bleiben, und dem Landmann keinen geringen Schaden zufügen. Sie verlaſſen dieſe Nahrung wieder, ſo bald der Hafer, ihre angenehmſte Speiſe, und die Flachsknoten reifen, und wird ihnen dieſes Futter durch die Ernte entzogen, ſo machen ſie ſich an die Grummetwieſen, und an die Kraut- und Rübenfelder, in welchen ſie endlich ihre größte Feſtigkeit und Stärke erlangen. In der Brunſtzeit iſt der Hirſch furchtbar. Stößt er in dieſer Zeit auf einen Trupp Thiere, ſo iſt ſein erſtes Geſchäft, alle junge Männchen zu verjagen. Treffen aber zwei erwachſene Hirſche zuſammen, ſo ſehen ſie erſt einander grimmig an, ſcharren die Erde auf, erheben ein entſetzliches Geſchrei, und beginnen dann mit ihrem Gehörn ein blutiges Gefecht, wobei es klingt, als wenn ſtarke Stangen zerbrochen würden, und die ſo ernſtlich ſind, daß ſie ſich zuweilen mit den ſcharfen Enden todtſpießen, oder ſo in einander verwickeln, daß ſie nicht wieder auseinander kommen können, und jämmerlich auf dem Wahlplatz vor Hunger umkommen müſſen. In dieſem Kampf empfängt auch mancher eine Wunde, die ihn zeitlebens zu einem elenden Thiere (Kümmerer) macht. Kurz vor der Brunſtzeit, und während derſelben ſcheinen ſie auch wirklich zu dieſem Kriege die Spitzen ihrer Waffen durch Reiben an den Bäumen zu ſchärfen, wodurch ſie den Glanz und die Glätte der Politur erhalten.

Die Mutter trägt $8\frac{1}{2}$ Monat, oder 40 Wochen, ſchleicht ſich dann von der Geſellſchaft weg, und gebiert (ſetzt), gemeiniglich im Monat Mai, in jungen Schlägen, oder dicken finſtern Gehölze, auf einem Lager (Bette) von Moos, ein, und nur ſehr ſelten zwei Kälber. Vier Tage bleibt das Junge hier liegen, und man kann es betaſten, dann läuft es aber mit ſeiner Mutter davon. Anfangs geht es ihr nach, wenn es aber ſtärker geworden iſt, geht es vor ihr her. Die Mutter hegt die zärt-

lichſte Liebe gegen daſſelbe, eilt beim geringſten Geräuſch zu ſeiner Hülfe herbei, drückt es, wenn die Gefahr zu nahe iſt, in's hohe Gras und Gebüſch nieder, ſucht alsdann den Feind auf Abwege zu bringen, und ſäugt es ſo lange, bis ſie wieder trächtig iſt, da es ſich alsdann ſchon ſelbſt ohne Milch ernähren kann. Bis zum dritten Monat iſt ſeine Farbe weißgelb und braun gefleckt. An einigen Orten heißt es bis zu Michaelis, an andern bis zum folgenden März ein Kalb; iſt es männlich, ein Hirſchkalb; iſt es weiblich, ein Wildkalb. — Das Wildkalb bekommt von da an bis zu ſeiner Begattung im zweiten oder dritten Jahre, wenn es nur einzelne Spieße aufgeſetzt hat, welche nach dem ſechsten Monate hervor zu keimen anfangen, den Namen eines Spießers, Spießhirſches, und im zweiten Jahre, wenn es an den Spießen die Augenſproſſen bekömmt, eines Gablers, Gabelhirſches.

Die Jungen laſſen ſich zähmen, lernen ihren Wärter bald kennen, und kommen bei ſeinem Ruf, oder bei dem Ton eines Inſtruments herbei. Man nimmt ſie ſehr jung weg, läßt ſie an einer Kuh ſäugen, oder gießt ihnen die Kuhmilch ein. Man zieht ſich manchmal Hirſchkühe zu dieſem Zwecke auf, daß man die wilden Hirſche durch ſie zur Brunſtzeit auf beſtimmte Plätze lockt. Sonſt bedienten ſich die ſpätern Römiſchen Kaiſer, und die alten Deutſchen ihrer zum Ziehen der Wagen; zum Reiten aber haben ſie niemals gebraucht werden können, außer daß man ehedem die ſchreckliche Grauſamkeit beging, die Wilddiebe auf Hirſchen anzuſchmieden, und ſie dann allmählig im Gehölze in Stücken reiſſen zu laſſen.

Die guten jagdbaren Hirſche, welche wenigſtens 10 Enden haben, und 3 Zentner wiegen müſſen, werden vom Mai an, bis in die Mitte des Septembers geſchoſſen; die Schmalthiere und Kälber aber bis Weihnachten; doch pflegt hier die Leckerhaftigkeit der Menſchen auch Aus-

nahmen zu verurſachen. Ueberhaupt aber muß der Jäger allezeit nach Maßgabe ſeines Wildſtandes jagen.

Das Fleiſch (Wildpret) des Hirſches iſt nach Alter, Geſchlecht, und Jahreszeit von verſchiedenem Werth. Das Fleiſch von jungen Hirſchkälbern verſchafft uns ſehr ſchmackhafte Braten; das der Spießer iſt mittelmäßig, von Schmalthieren ſchon beſſer. Das Wildpret der jungen Hirſche von 3 bis 4 Jahren hat den dritten Rang; vom vierten bis ſiebenten iſt es ſchon härter. Das Fleiſch vom Weibchen iſt immer milder und beſſer, als vom Männchen. Das derb gewachſene Fleiſch an den Keulen, Blättern (Bügen), vorzüglich der Theil vom Schwanze über den Keulen bis an die Rippen (Federn), welcher Ziemer heißt, und der Rücken, geben die beſten Braten.

Die Hirſchohren werden, wie Nudeln, klein geſchnitten, und zubereitet, und die Läufte werden wie Rinder- und Kälberfüße zugerichtet, oder als Sülzen (Sulze) verſpeiſet.

Die Haut, wenn ſie nicht zu ſehr durch die Egerlinge durchlöchert iſt, giebt weiß gegerbt vortreffliche Beinkleider, Reitkoller, Degenkoppeln, Handſchuhe, und anderes Riemenwerk, rothgegerbt gute Stiefeln, und wird auch als Pelzwerk, z. B. zu großen Muffen verarbeitet.

Die Haare dienen zum Ausſtopfen der Sättel, Stühle, Polſter, und Kiſſen, die guten zu Tapezierungen, die groben zu Fußdecken.

Die Geweihe ſind eine Jagdnutzung, dienen in Jägerhäuſern zum Zierrath, und geben roh oder geraspelt und grün gebeitzt, Griffe zu Meſſern und Hirſchfängern. Die Köche machen daraus, mit und ohne Wein, eine nahrhafte und ſtärkende Gallerte. Mit gebranntem und pulveriſirtem Hirſchhorn macht man den Kaffee klar, und man braucht es auch, um das Bier, das etliche

Tage alt iſt, hell zu machen, und es wider die Säure zu bewahren.

Die Hirſchkolben werden in Waſſer gekocht, geſchält, mit Baumöhl und Eſſig getränkt, und wie Salat gegeſſen, oder mit Trüffeln und ſauern Limonen zugerichtet, und fricaſſirt, oder mit einer gewürzten Butterbrühe zubereitet. Man macht auch aus dem Hirſchhorn eine Hirſchhornſchwärze, die man eben ſo, wie die Elfenbeinſchwärze, brauchen kann.

Die Apotheker machen aus dem Hirſchhorn verſchiedene Präparate. Das gebrannte Hirſchhorn ſoll ein abſorbirendes Mittel ſeyn, die Schärfen dämpfen, die Schweiße befördern, und die Würmer vertreiben. Der Hirſchhorn-Spiritus, der gleichſam erſtorbene Lebensgeiſter wieder beleben ſoll, und mit andern Arzeneien verſetzt, in vielerlei Krankheiten gebraucht wird, iſt bekannt genug. Sonſt giebt es noch das Hirſchhornmagiſterium, den Hirſchhorn-Liquor, das Hirſchhornöl, das Hirſchhornſalz, und das Hirſchhornſälbchen.

Aus einem am Feuer gelinde gebrannten Stückchen Hirſchhorn, ſoll man auch bisweilen den Schlangenſtein (Redra de la serpente) machen.

Die Kolben, wenn ſie noch zart und blutig ſind, in kleine Stückchen zerſchnitten, und mit Kreuzwurzſaft über einen Kolben gezogen, ſollen einen vortrefflichen Spiritus gegen giftige Biſſe geben.

Aus den Klauen machen die Drechsler Ringe u. dergl. Dinge, und die Ringe hielten unſere Vorfahren wider die Krämpfe ſehr wirkſam.

Das Mark iſt eine gute Salbe, das Eiſen vor dem Roſt zu bewahren, ſoll außerdem Schmerzen lindern, die Hitze in Fiebern ſtillen, aufgeſprungene Hände heilen, und gelähmte Glieder wieder geſchmeidig machen, wenn man es ſo warm als möglich auflegt.

Das Unſchlitt braucht der Lichtzieher und Seifen-

fieber; ſonſt iſt es zu Wund- und Brandpflaſter gut, heilet wund gelegene Theile kranker Perſonen, erfrorne Hände und Füße, und leiſtet den Reiſenden, wenn ſie die müden Füße damit beſtreichen, heilſame Dienſte.

Der Damhirſch. (Cervus Dama.)

Die Geweihe dieſes Hirſches ſind rückwärts gekrümmt, zuſammengedrückt, und an der Spitze breitzackig.

Dieſer kleine Hirſch, der im milden Europa und in Deutſchland, beſonders in den Brandenburgiſchen Landen nicht ſelten iſt, hat eine mittelmäßige Größe, iſt um ein ziemliches kleiner, als der Rothhirſch, doch aber viel ſtärker, als der Rehbock, erreicht die Höhe von 3 Fuß und drüber, und eine Schwere von 300 Pfund. Er gleicht in ſeiner Geſtalt und Oekonomie dem gemeinen Hirſch gar ſehr. Alle Glieder des Leibes haben faſt gleiche Länge und Bildung. Er brunftet, ſetzet, wirft ab, ſetzt auf, und fegt das Gehörn, wie dieſer, nur alles einen Monat ſpäter. Allein ſein Geweih ſelbſt iſt dünner, platter, dehnt ſich mehr in die Breite, und iſt nach Verhältniß mit mehr Enden beſetzt, nach innen gekrümmt, und endigt ſich mit einer langen und breiten Krone (Schaufel). Denn wo die Krone bei den Rothhirſchen iſt, da wird das Gehörn des Dammhirſches ganz breit, zuweilen zwei Hände breit, aber nicht dick. Bei den alten ſind oft die Stangen über die Hälfte breit und dünne, und mit vielen Enden verſehen; aber die Enden ſind weder hoch, noch lang, ſondern ganz kurz. Je beſſer nun der Hirſch iſt, deſto beſſer bildet er die Schaufeln und Enden aus, und ein ſolches Gehörn giebt ihm ein prächtiges Anſehen. Er wirft es, nach Verſchiedenheit ſeines Alters, im April bis zum Junius ab, und es wächſt ihm wieder, wie dem edlen Hirſche, ausſchweißigem Knorpel mit rauhem Baſte.

Er ändert in der Farbe, und es giebt nicht nur

röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe, graue, ſondern auch ſchwärzliche, weißgefleckte, und ganz weiße. Der Unterleib fällt allezeit ins weiße.

Er iſt von Natur in der Wildniß flüchtig, munter, ſcheu und muthig, und ſtreitet oft um einen Weideplatz ſtundenlang. In der Gefangenſchaft aber legt ſich ſein Feuer, und er wird ſehr kirre, und furchtſam. In der Begattungszeit hört man ein Geſchrei von ihm, wie vom Rothhirſch, nur weniger ſtark.

Die Antipathie, welche zwiſchen den Roth- und Damhirſchen, Statt finden ſoll, iſt ganz ungegründet, und nur dann, wenn beide Arten an einem gemeinſchaftlichen Platze gefüttert werden, oder ſich äſen, müſſen die Damhirſche warten, bis die Rothhirſche geſättiget ſind, und oft das genießen, was ihnen jene übrig laſſen. Ihr Alter erſtreckt ſich ungefähr auf 20 Jahre. Das Weibchen (Thier, Tanngeis) iſt, wie beim Rothhirſch, ſchwächer, kleiner, leichter, und hat kein Geweih.

Faſt alle gemäßigte Länder der alten Welt ſind das Vaterland dieſer Thiere. Sie leben geſellig, verſammeln ſich in ſtarken Rudeln, und pflegen ſich nicht leicht zu trennen. Auch die alten Damhirſche (Tannböcke) finden ſich nach der Brunft in Rudeln zuſammen, und leiden eher, als die Rothhirſche, junge Damhirſche und Weibchen unter ſich. Dieſe ſondern ſich aber mehrentheils von ſelbſt wieder ab, und es hält ſich ſodann das Wild oder Thier mit den jungen oder ſchlechten Hirſchen zuſammen. Sie lieben erhabenes, mit kleinen Hügeln beſetztes Erdreich, und verändern ihren Stand nicht ſo leicht und weit, wie die Rothhirſche. Vom Monat März bis zu Ende Auguſts ſuchen ſie die Dickige auf, um ſich vor den empfindlichen Mückenſtichen zu ſichern.

Er gehört zur hohen Jagd, und wird eben ſo, wie der gemeine Hirſch gejagt. Wenn er von Hunden verfolgt wird, ſo flieht er nicht ſo weit, als ein anderer

Hirſch, weicht allen Wegen aus, ſucht bald ſeinen Stand wieder, und ſtürzt ſich gern in's Waſſer, um der Gefahr zu entgehen, wird aber alsdann gewöhnlich gefangen. Der Oſtindiſche Schlangenſtein ſoll aus dem zerſtückten und calcinirten Geweih gemacht werden.

Der Damhirſch ſchadet, wie man aus ſeiner Nahrung ſieht, auf eben die Art, wie der gemeine Hirſch.

Er heißt auch Dämmlein, Dämmhirſch, Tannhirſch, wilder Rehbock. Die guten und ſtarken werden nicht jagdbare, ſondern Schaufelhirſche, und die größten und fetteſten gute Schaufelhirſche genannt.

Das Reh. (Cervus Capreolus.)

Die Geweihe des Rehs ſtehen aufrecht, ſind knotig, und endigen ſich in zwei Spitzen. Die Hinterbacken ſind weiß.

Das Reh lebt in ganz Europa, die kälteſten Länder ausgenommen, und iſt daher auch in Deutſchland nicht ſelten. Das Männchen heißt der Rehbock, oder Bock ſchlechthin, und das Weibchen Reh, Rieke, Hille, Ziege, Gais.

Dies artige Thier hat mit dem Hirſche und der Ziege viele Eigenſchaften gemein. In der Art der Fortpflanzung und Ernährung iſt es der Ziege ſehr ähnlich, und in der Geſtalt und Farbe dem Hirſch; doch ſtreitet es in vielen Stücken mit letzterm noch um den Vorzug. Es hat nemlich feurige Augen, glänzendere und glättere Haare, geſchmeidigere Glieder, iſt zwar kleiner, aber dafür auch von der Natur mit mehr Lebhaftigkeit, Muth und Stolz begabt worden. In ſeinem ganzen Betragen zeigt es mehr Gewandtheit und Verſchlagenheit. Es kämpft mit jungen Hirſchen, und behauptet immer als Sieger ſein Recht.

Seine Größe iſt 4 Fuß 4 Zoll; die Höhe 2 Fuß 8 Zoll, und der Schwanz (die Blume) iſt 1 Zoll lang,

und kaum merklich. Der Kopf iſt klein, aber wohlgebildet, und läuft in eine ſtumpfe Schnauze aus. Die Augen ſind groß, und haben einen bläulichten ovalen Augapfel. Die Thränenhöhlen fehlen. Die Ohren ſind 6 Zoll lang, ſpitzig, inwendig und auswendig wollig, und ſtehen weit von einander. Im Munde ſtehen in der untern Kinnlade 6 Vorderzähne, keine Eckzähne, und auf jeder Seite oben und unten ſechs ſcharf geſpitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweimal ausgehöhlt, und auswendig zweimal auswärts gebogen iſt.

Dem Kopfe des Rehbocks giebt das kurze, äſtige, länglicht runde, grade aufrecht ſtehende, roſtfarbene, knotige, unebene und dichte Gehörn eine beſondere Zierde. — Er trägt ſeinen wohlgebildeten langen Hals hoch, und ſein Rücken iſt wenig eingebogen. Seine Beine ſind ſchlank, und die ſchwarzen Klauen mit den gleichfarbigen eirunden falſchen Hufen (Afterklauen) glänzen, wie polirt. Sein vorzügliches Merkmal, woran ihn der Jäger ſchon von weitem erkennt, iſt ein langer Haarzopf unter dem Leibe.

Die Ricke hat einen ſchmälern Kopf, längern und dünnern Hals, ſchmälere Bruſt, und ſchlankern Leib. Sie iſt gewöhnlich ungekrönt, doch findet man ſie auch, wiewohl ſelten, mit einem Gehörne von zwei Zoll Länge ohne Enden verſehen, das ſie ebenfalls jährlich abwirft. Sie zeichnet ſich ſchon in der Entfernung durch den niedrig getragenen Hals, und beſonders durch den langen gelben Haarbüſchel am Geburtsgliede (Feigenblatt) ſehr kenntlich aus.

Die Farbe ändern die Rehe, ſo wie die Hirſche, des Jahrs zweimal. Vom Frühjahr bis zum Herbſt ſind die Haare kurz und weich, gelbraun oder roſtfarben; im Winter aber ſind ſie länger, rauher, aſchgrau, und bekommen durch die gelben und weißen Spitzen, die ſie haben, eine röthlich graue Farbe. Das Untermaul iſt weiß, die Oh=

ren ſind mit einer ſchwarzen Einfaſſung geziert, und an der Wurzel weiß, die Kehle gelb, der Unterhals mit zwei weißen Flecken bezeichnet, und der Bauch ſchmutzig weiß-gelb. Die Hinterbacken ſind ganz weiß, und dadurch unterſcheiden ſie ſich von dem andern Rothwildpret. Das Haar iſt an der Wurzel immer grau, und am Bauche und den Hinterſchenkeln befinden ſich zwei Haarnäthe. Auch der Rehbock wechſelt das Gehörn alle Jahre; im ſiebenten Monat ſetzt er ſeinen erſten Hauptſchmuck, zwei kurze Spieße, auf. Dieſe werden bei den folgenden Wechſelungen länger, und erſcheinen im vierten Jahre mit zwei Zacken, welche ſich alsdann alle Jahre mit neuen vermehren, bis ſie die Zahl 6 oder 8 erreicht haben. Selten findet man Rehbocksgehörne mit 12 Enden. Nach der Brunſt wirft er ſein Gehörn jedesmal ab; im dritten Monat iſt es wieder vollkommen gewachſen. Das rauhe Baſt deſſelben ſchlägt er im Februar und März an den Birken, Sahlweiden, Tannen, und Kiefern ab, und ordentlicherweiſe ſollte ſich daſſelbe in zwei Spitzen endigen, allein weil er ſeinen noch weichen Putz nicht, wie der Hirſch, ſchonet, oder ſchonen kann, und unvorſichtig oder muthwillig genug iſt, an den Sträuchern und Bäumen damit anzuſtoßen, ſo findet man ihn gar oft mit wunderlichem Gehörn verſehen.

Beide Geſchlechter ſind ſchnelle Läufer, und fertige Schwimmer, und ihr ſcharfes Geſicht und feiner Geruch machen, daß ſie ihren Feinden oft entgehen; ſie richten deshalb den Kopf immer in die Höhe, und nach dem Winde zu, und können einen Menſchen auf 300 Schritt weit riechen, oder, wie der Jäger ſagt, im Wind vernehmen.

Ihre Stimme, welche ſie in der Brunftzeit, und beſonders dann hören laſſen, wenn ihnen etwas unvermuthetes aufſtößt, iſt ein helles, weitſchallendes, dreimaliges Bellen (Schmälen), welches ſie in einiger Entfernung,

langſam ſchleichend, ſo lange fortſetzen, bis ſie dasjenige deutlich ſehen, was ſie ſtutzig macht, und iſt es ein Menſch, oder Hund, ſo laufen ſie mit der größten Schnelligkeit ſtumm davon.

Ihr Lebensziel erſtreckt ſich bis ins ſechzehnte Jahr.

Die Rehe lieben trocknen Boden und trockne Luft. Ihren Aufenthalt haben ſie daher gern auf hohen Plänen, an den äußerſten Grenzen der Waldungen, wo die Hafer=, Erbſen=, Linſen= und Grummetfelder in der Nähe ſind, in lichten Hölzern, in Gegenden, wo faule Bäume, und vorzüglich die jungen Schläge nahe ſind, und die Brombeerſtauden häufig wachſen. Sie vereinigen ſich nicht, wie die Hirſche, in ſtarken Rudeln, ſondern leben nur zu 3 bis 5 in Geſellſchaft. Der Bock iſt beſtändig um ſeine Gais, deren er eine, zwei, höchſtens drei hat, lebt unter denſelben, und ſeinen Jungen, wie ein Hausvater, und vertheidigt ſie bis auf den Tod. Es beſteht daher auch eine Rehgeſellſchaft nur aus einer Familie, die ſo lange in der größten Vertraulichkeit zuſammen lebt, bis die Jungen wieder neue Familien errichten können. Im Sommer ſuchen ſie den alten Standort wieder, den ſie ſich einmal zu ihrem Aufenthalt erwählt haben, wenn ſie der harte Winter in niedrige dicke Laub= und Schwarzwälder getrieben hatte. Ehe ſie ſich niederlegen, ſcharren ſie allezeit mit ihren Vorderläuften einen runden Platz; im Sommer, um auf der friſchen kühlen Erde zu liegen, und im Winter, um ſich von dem Schnee zu befreien, der ihnen die Haare naß und ſchmutzig machen würde.

Das Reh ſtiftet eben den Schaden, den der Hirſch ſtiftet, und noch größeren, da es ſich in den Waldungen im Frühjahr vorzüglich von den Knospen der jungen Bäume und der Sträucher nährt, und auch in Gemüſegärten ſeine Nahrung ſucht.

Das Moſchus= oder Biſamthier. (Moschus moschifer.)

Dieſes Thier, welches in den Wäldern und Gebirgen von Tibet, und dem ſüdlichen Sibirien lebt, liefert den Biſam oder Moſchus, dieſes eben ſo koſtbare, als heilſame Arzneimittel. Das Männchen hat dieſe ölartige Materie in einem Beutel von der Größe eines Hühnereies, in der Nabelgegend. Das Biſamthier bildet ein eigenes Geſchlecht von 5 oder 6 Gattungen. Es iſt ungehörnt, übrigens hat es mit den Hirſchen und Schweinen einige Aehnlichkeit. Es hat die Größe eines Rehbocks, und iſt gräulich braun, lebt meiſt einſam, und findet ſich nur im Herbſte in Heerden. Man ſchneidet dem erlegten Thiere den Beutel ab, näht ihn zu, und läßt den Biſam eintrocknen. In dieſem Zuſtande gleicht er getrocknetem geronnenem Geblüt, ſieht ſchwarzbraun aus, und iſt zerreiblich.

Das Zwergmoſchus=Thier. (Moschus pygmaeus.)

Gemeiniglich nennt man dieſes niedliche Thierchen Zwerghirſch oder Guineiſches Rehchen; da es aber ungehörnt iſt, ſo muß es zu den Moſchusthieren gerechnet werden, ob es gleich dem Reh ähnlich iſt. Es ſcheint übrigens mehrere kleine hirſchartige Geſchöpfe dieſer Art zu geben. Das Guineiſche Rehchen iſt über 9 Zoll lang, ſieht oberhalb braungelb, unterhalb weißlich aus, lebt in Oſtindien, beſonders auf Java, und hat in ſeinen Sitten und ſeiner Lebensweiſe viel Aehnlichkeit mit unſerem Reh. Es iſt ſcheu und flüchtig, und ſtirbt bald in der Gefangenſchaft.

VII. Multungula (Belluae).

Das wilde Schwein.

Dieſe Ordnung enthält in 7 Gattungen meiſt ſehr große, aber unförmliche, oder dünn behaarte Säugethiere,

mit mehr als zwei Klauen an jedem Fuße. Vom zahmen Schweine unterſcheidet ſich das wilde durch den verhältnißmäßig längeren Kopf, ſtärkeren Rüſſel (Gebreche, Wurf), mehr gebogenen Vorderkopf, und durch vier große Eckzähne, welche es mit auf die Welt bringt, wovon die obern das Gewerfte, Gewehre, und die untern die Hauer oder Haderer heißen; ferner durch kürzere, runde, mehr aufrecht ſtehende Ohren, ſtärkere Beine, ſteifere Borſten, kürzeren, faſt gerade herunter hängenden Schwanz (Purzel, Krükel), und durch eine bräunlich grauſchwarze Farbe.

Das männliche Schwein, der Eber, Keuler, erhält durch die 2 großen krummen und ſcharfen Eckzähne in jeder Kinnlade, welche mit dem Alter an Größe zunehmen, oft über 2 Zoll vorragen, und unten den Rüſſel fletſchend aufſperren, nicht nur eine fürchterliche Geſtalt, ſondern es hauet auch damit nach der Seite gefährlich um ſich, und bringt oft während der Jagd Hunde und Jäger in Lebensgefahr.

Das weibliche Schwein (Sau, Bache) hat keine Hauzähne, ſondern nur kurze Haken, womit ſie mehr unter ſich haut, reißt und beißt; ſie wird daher einem liegenden Menſchen gefährlicher, als der Eber, beſonders wenn dieſer das achte Jahr erreicht, und ſeine großen Hauer ſich ſehr nach den Augen zu gekrümmt haben. Nebſt den großen Zähnen unterſcheidet ſich auch der Eber von der Sau ſchon von weitem durch den unter dem Leibe befindlichen Haarbüſchel, welcher der Sau fehlt.

Betragen und Stimme, welche dieſe Thiere, beſonders im Kampfe, hören laſſen, haben ſie faſt mit dem zahmen Schweine gemein; ſie ſcheinen aber einen ſchärferen Geruch, und ein feineres Gehör zu haben. Ihre inneren Theile ſtimmen mit denen der zahmen überein. Ihr Alter ſollen ſie auf 20 — 25 Jahre bringen.

Ein ausgewachſenes Schwein hat gegen $5\frac{1}{2}$ Fuß

Länge, und etwas über 3 Fuß Höhe. — Die wilden Schweine ſind, außer den ſehr kalten Zonen, in allen Ländern verbreitet.

Dieſe Thiere leben geſellig, und in Gegenden, wo ſie häufig ſind, ſieht man oft 30 — 40 Stück bei einander. Ihr Lager, welches ſie für ihren gewöhnlichen geſellſchaftlichen Aufenthalt in den dichteſten Bruchwäldern auf trocknem Grunde bereiten, iſt eine weit aufgewühlte keſſelartige Vertiefung, die ſie mit Reiſern und Moos ausfüttern. Sie bringen darin den größten Theil des Tages zu, und gehen erſt am Abende ihrer Nahrung (Gefräß, Fraß, Schütt,) nach, welche ſie auf Wieſen und Aeckern, nach Art der zahmen Schweine, ſuchen, und dadurch nicht nur den Wieſen und Getreide-Aeckern, ſondern auch den Fruchtfeldern im Sommer großen Schaden verurſachen.

Im Herbſte finden ſie ihre Nahrung in Wäldern, wo Eicheln, Haſelnüſſe, Holzobſt, Trüffeln und Pilze wachſen.

Ihre Paarungszeit iſt von der Mitte November bis Mitte Dezember. Sie kämpfen während dieſer Zeit wüthend mit ihren Nebenbuhlern, und hinterlaſſen oft unvertilgbare Spuren ihrer Tapferkeit; beſonders ſind die alten einſiedleriſchen Schweine, die auch außer dieſer Zeit nicht mehr gern geſellig leben, ſehr grimmig gegen die jüngeren.

Die jungen Schweine halten nicht die gewöhnliche Paarungszeit der Alten, ſondern nach ihren Nahrungsumſtänden oft früher oder ſpäter.

Die Sau trägt 18 bis 20 Wochen, und gebiert 4 bis 12 Junge. Um zu werfen, verläßt ſie alle Geſellſchaft, verbirgt ſich in dichtes Gebüſch, und bereitet für ſich und ihre Jungen ein Lager von Moos und Laub.

Die Jungen bleiben einige Tage bei der Mutter ruhig liegen; nach 8 Tagen aber gehen ſie ſchon mit der

Mutter, welche jedoch nicht weit vom Lager geht, auf Nahrung aus.

Wenn die Mutter von weitem Gefahr bemerkt, ſo giebt ſie dies den Jungen durch Schnauben und Grunzen zu erkennen. Die Jungen verbergen ſich dann unter dichte Sträuche, Gras oder alte Laubmaſſen, und bleiben darunter ſo lange ſtill, bis die Alte ruhig iſt.

Die Farbe der Jungen iſt anfangs rothbraun gefleckt, und mit ſchwarzen fahlbraunen und weißen Streifen gezeichnet. Dieſe erſte bunte Bekleidung nennen die Jäger den bunten Rock.

Die Jungen heißen nach der Jägerſprache Friſchlinge. Eine Geſellſchaft aus zwei- und drittehalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen, unter welchen ſich auch Alte befinden, wird ein Rudel Schwarzwildpret genannt.

Das Fleiſch (Wildpret), vom wilden Schweine, beſonders vom Friſchlinge, iſt bekanntlich mürber, und leichter zu verdauen, als das vom zahmen Schweine, und iſt daher eine weit geſundere Koſt.

Die ſehr dicke Haut (Schwarte), welche bei alten Schweinen zwiſchen den Borſten noch mit völligen Haaren dicht bewachſen iſt, dient im rohen Zuſtande zu Kumpten, Thürdecken ꝛc., gegerbt aber zu Riemen und Bücherbänden ꝛc. Die Borſten dienen zu eben dem Gebrauch, wie die von zahmen Schweinen. Die Zähne werden zum Poliren und Glätten gebraucht.

Die wilden Schweine ſollen nicht ſo vielen Krankheiten, wie die zahmen, unterworfen, und ihr Fleiſch nie finnig ſeyn. Aber harte Winter tödten ſie oft durch Hunger und Kälte, und heiße dürre Sommer durch die Bräune.

Das zahme Schwein. (Sus Scrofa domesticus.)

Das Schwein ſtammt wohl eigentlich aus Indien,

und hat ſich von da über die ganze Erde verbreitet. In einigen Stücken iſt es zwar durch das Klima und die Nahrung abgeartet, doch hat es noch allenthalben die weſentlichen Kennzeichen behalten.

Der Kopf iſt lang geſtreckt, endigt ſich mit einem platten runden Knorpel, und hängt auf die Erde herab. Die Backen ſind breit und hager, ſo wie der ganze Kopf, an welchem der kurze, breite Hals mit ſeinem ſteifen Nacken ſcharf anſitzt. Der hintere Theil der Hirnſchale iſt ſehr erhaben. Der langgeſtreckte Rüſſel iſt mit einem ſteifen, durch zwei Muskeln beweglichen Knorpel verſehen, der ihnen zum Wühlen beförderlich iſt. In der obern Kinnlade ſtehen vier gegen einander zugekehrte, und in der untern ſechs etwas hervorſtehende Vorderzähne. Die untern ſind von ganz anderer Geſtalt, als die obern, welche, anſtatt ſcharf und breit zu ſeyn, lang, rund, um die Spitze ſtumpf ſind, und mit den unterſten faſt einen rechten Winkel machen. Doch findet man auch zuweilen in der obern Kinnlade vier bis ſechs, und in der untern vier bis acht Schneidezähne, ſo daß ihre Anzahl entweder oben und unten gleich, oder, wenn ſie ungleich iſt, allemal im untern Kiefer auf jeder Seite einer mehr ſtehet, als im obern. Der Mund iſt zu beiden Seiten oben mit zwei kurzen, und unten mit zwei längern hervorragenden Eckzähnen (Hauzähnen, Hauern) bewaffnet. Sie ſind beim Eber größer, als bei der Sau und dem Porkſchweine, welchen ſie kaum aus dem Munde hervorragen. Beide Geſchlechter gehen mit dieſen Waffen ihren Feinden trotzig entgegen. Mit den übrigen Backenzähnen, deren auf jeder Seite oben und unten ſieben ſtehen, hat ihr Gebiß zuſammen 42 bis 44 Zähne. Sie verlieren in ihrer Jugend keinen davon, wie die andern zahmen Hausthiere, ſondern die erſten Zähne wachſen immer fort, daher man aus der Größe derſelben, beſonders der Waffenzähne, ihr Alter erkennen muß. Die Augen ſind

klein, und liegen tief im Kopfe, die Ohren ziemlich lang, breit, dick, vorwärts gerichtet und ſchlaff. Die Schweine wachſen bis ins fünfte und ſechſte Jahr, werden mit den Jahren immer größer und ſchwerer, und man hat ſie, durch gute Wartung, oft zu einer Größe von 7 Fuß und drüber gebracht.

Die Farbe iſt bei den zahmen Schweinen meiſt weiß, doch giebt es auch ſchwarze, oder ſchwarz und weiße, auch rothe, oder roth und weiße, und bei denen von vermiſchten Farben ſieht man auch die Haut an den Stellen anders gefärbt, wo die Borſten von der übrigen Farbe abweichen. Der gewölbte Rücken iſt mit hohen, harten, und ſteifen, die Seiten aber ſind mit kurzen ſchwachen Borſten beſetzt; die längſten und ſtärkſten ſind vier bis fünf Zoll lang, und bilden gleichſam eine Mähne, die vom Kopf bis auf das Kreuz herabgeht. Sie beſtehen, da ſie viel härter, als die Haare und Wolle anderer Thiere ſind, aus einer knorplichten Materie, die dem Horn ähnlich iſt, und theilen ſich am Ende alle in verſchiedene Spitzen, wodurch ſie können geſpalten werden. Das Ende des Mauls, die Kopfſeiten, die Gegend um die Ohren, die Kehle, der Bauch und Schwanz haben ſehr wenig Borſten, und ſind faſt kahl. Der Schwanz iſt am Ende langhaarig. Unter dem Halſe haben einige zwei Warzen, als Schellchen wie bei den Ziegen hangend; man kauft dieſe ſehr gern, und hält ſie, doch ohne Grund, für die beſten.

Der Geruch dieſer Thiere übertrifft ihren Geſchmack, Gehör und Gefühl. Ihr Rüſſel iſt ein ſehr brauchbares Inſtrument für ſie; ſie beſitzen ſehr viele Stärke darinn, und können geſchickt damit in der Erde wühlen. In ihren übrigen Handlungen aber zeigen ſie die größte Trägheit und Ungeſchicklichkeit, indem ſie keine Geſchmeidigkeit in den Gliedern, einen gezwungenen und ſteifen Gang, und eine faſt gänzliche Unbeweglichkeit im Rücken und

in den Lenden haben. Sie mögen auch wohl unter allen Säugethieren die wenigſten Fähigkeiten beſitzen, und daher rührt ihr Eigenſinn. Der ganze Umfang ihrer Triebe ſcheint ſich bloß auf eine wüthende Brunſt und unmäßige Freßbegierde einzuſchränken; daher ſie auch oft ihre eigenen Jungen anfallen. Dieſe Gierigkeit ſcheint in dem dringenden Bedürfniß, ihren Magen ſtets gefüllt zu haben, in ihrem ſtumpfen Geſchmack und Gefühl ihren Grund zu haben. Nur durch lange Uebung lernen ſie ihre Wohnung, wenn ſie von der Weide zurückkommen, wiederfinden. Sie lieben die Unreinigkeit gar ſehr, und ſich in Moräſten und Pfützen herum zu wälzen, iſt ihnen wegen ihrer hitzigen Natur Wolluſt, und zur Vertilgung ihres häufigen Ungeziefers höchſt nothwendig.

Ihre Stimme iſt ein Grunzen, und bei der Beleidigung, Feſſelung, Todesnoth, und wenn Gewitter und ſtarke Platzregen ſie auf der Weide überfallen, ein gellendes gräßliches Geſchrei. Wenn unter der Heerde ein Schwein dieſe Töne angiebt, ſo ſtimmen die übrigen alle ſogleich zu einem Concert mit ein, und eilen einander zu Hülfe. Der Eber grunzt nicht ſo laut, als die Sau. — Sie können ein Alter von zwanzig Jahren erreichen.

Dieſe Thiere beſitzen eine ſo erſtaunliche Freßbegierde, daß ſie aus allen Reichen der Natur Nahrung zu ſich nehmen, und ſogar den Auswurf anderer Thiere freſſen. Da ſie im Frühjahr auf unbebaute Aecker, im Sommer auf wüſte Heiden und Anger, im Herbſte in die Getreideſtoppeln getrieben werden, ſo freſſen ſie alles, was ihnen auf dem Wege aufſtößt, todte Thiere, Koth, Obſt, Körner, Kräuter, Wurzeln, und lieben vorzüglich ſumpfige Oerter, wo Rohr, Binſen, und andere Waſſerpflanzen wachſen, deren Wurzeln ihnen ſehr angenehm zu ſeyn ſcheinen. Sie freſſen 72 Arten von Gewächſen, und rühren 171 nicht an. Man kann ſie wirklich unter

die fleiſchfreſſenden Thiere zählen, da ſie nicht allein Aas verzehren, ſondern auch oft ihre Jungen ſelbſt, beſonders der Eber, freſſen, die Leichen ausgraben, und ſelbſt kleine unwehrſame Kinder anfallen; letzteres thun vorzüglich die hungrigen ſäugenden Säue. Wegen ihres ſtarken Geruchs wittern ſie alle ſüße Wurzeln unter der Erde, und graben ſie aus, ſo wie ſie auch nach den Engerlingen, Regenwürmern und Feldmäuſen wühlen. Dieſer Fähigkeit halben hat man ſie auch in manchen Ländern wie die Hunde gewöhnt, die Trüffeln aufzuſuchen. In den Gegenden, wo Eichen- und Buchwälder ſind, werden ſie von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Novembers in die Maſt getrieben. Hier erhalten ſie die beſte und geſundeſte Nahrung, ſonderlich wenn der flüſſige Speck, der aus dieſer Koſt entſteht, durch eine kurze Gerſtenfütterung zu Hauſe noch etwas mehr Derbheit erhält. Damit ſie bei dieſer Weide den Wurzeln der Bäume und Stauden durch ihr Wühlen nicht ſchaden mögen, ſo iſt es an manchen Orten gebräuchlich, ihnen eine Sehne am Rüſſel zu zerſchneiden, oder einen Ring in die Naſe zu legen. Vor dem Thau, Reif, Schnee und Regen müſſen ſie ſehr in Acht genommen werden.

Die Sau wirft (ferkelt) unter allen Säugethieren die mehreſten, nemlich vier bis vier und zwanzig Junge, und hegt ſchlechte Sorgfalt für ſie, indem ſie dieſelben, ohne irgend eine Art von Neſt, hinlegt. Von dem erſten Wurf, den die junge Sau thut, wählt man aus bekannten Urſachen keine Junge zu Zuchtſchweinen, und keine, weder der jungen noch alten, läßt man mehr als acht durch ihre Milch nähren, weil ſie ſonſt zu ſehr abgemattet wird, und mehrere Junge nicht gedeihen können. Man ſchlachtet lieber die übrigen als Spanferkel nach 14 Tagen, oder verkauft ſie. Sie ſind bei der Geburt meiſtentheils weiß, werden aber bald ſchmutzig braun.

Im ſechſten Monat pflegt man ſie zu beſchneiden,

und zwar entweder im Frühjahr oder im Herbſte; das Männchen heißt alsdann Pork und das Weibchen Gelſen, Mok. Auch die ausgedienten Alten beſchneidet man in unſern Gegenden und mäſtet ſie; ob man gleich dieſe Verſtümmelung in andern Ländern an Alten und Jungen für unnöthig hält. Die verſchnittene Sau heißt Börgen.

Die Jungen werden gewöhnlich nur 1 Jahr alt; man treibt ſie im Sommer mit auf die Weide, ſteckt ſie im Herbſt, weil zu dieſer Zeit Futter im Ueberfluß da iſt, und ſie durch die Ausdünſtung viel weniger, als im heißen Sommer verlieren, in den Koben, und mäſtet ſie 8 bis 12 Wochen, worauf ſie zum Schlachten tüchtig ſind.

Den jungen Eber, den man zur Zucht ausgewählt hat, muß man in ſeiner Jugend von den Saumüttern abſondern, damit er ſich nicht ſchwäche. Eben ſo müſſen ihm die Hauzähne mit einer Zange abgebrochen werden, damit er keinen Schaden verurſache.

Der ökonomiſche Nutzen dieſes Thieres iſt bekannt genug, da beinahe keine Haushaltung mehr ohne daſſelbe beſtehen kann; wiewohl der häufige Genuß des Fleiſches eben nicht zu empfehlen iſt. Wenn das Maſtſchwein in ſeinem engen Koben allein, ohne große Bewegung liegt, ſo gelangt es in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Fettigkeit. Man hat Sauen geſchlachtet, die 6 bis 7 Zentner wogen, deren Speck zu einer 1½ Fuß Dicke gewachſen war, und in welches die Mäuſe, da ſie in dem fetten Fleiſch keine Empfindung haben, ſich eingefreſſen, ja ſogar geniſtet hatten. Zum Räuchern wählt man beſonders gern den Speck der Müller- Bäcker- und Gerſtenmaſt, da derjenige von der Branntweinsmaſt thranig, triefend, gelb und übelſchmeckend iſt. Die Engliſchen, Weſtphäliſchen, Pommerſchen und Mainziſchen Schinken ſind vorzüglich.

Man kann vom Schweine alles nutzen. Fleiſch,

Blut, Schmeer, Eingeweide, alles wird von Menſchen gegeſſen. Das Schweineſchmalz braucht man nicht nur zur Speiſe, ſondern auch zu allerlei Pomaden, als Wagenſchmier, und um Preſſen und andere Inſtrumente und Maſchinen einzuſchmieren. Die ganz jungen Ferkel geben ein ganz beſonderes leckeres Gericht. Der Arzt und Wundarzt weiß verſchiedene Theile von ihnen zu Arzneien, und beſonders ihr Schmalz zu Salben zu gebrauchen. Ein Pfund deſſelben mit einem Viertelpfund reinem Wachs in einem glaſirten Topfe zuſammengeſchmolzen, iſt eine gute Salbe für aufgeſprungene Lippen und Hände.

Die Schweinsgalle iſt ein wirkſames Mittel wider alle Wunden; man hebt ſie daher gern durchgeſeihet in einem Glaſe auf. Buchbinder, Sattler, Riemer und Siebmacher verlangen die gegerbte Schweinshaut; und mit den Haaren dient ſie zu Decken vor die Stubenthüren.

Die Borſten werden zu Bürſten, Pinſeln, Kehrbeſen, zu beweglichen Stielen bei künſtlichen Blumen von den Putzmachern verarbeitet, und der Schuhmacher braucht ſie an ſeinen Schuhdräthen ſtatt der Nadeln.

Die Blaſe braucht man zu Tabacksbeuteln, um Flaſchen zu verbinden, ſo wie die Eingeweide, um Würſte hinein zu füllen, und zu Ballons. Die Zähne dienen zum Poliren. Der hitzige Dünger thut ſeine gute Wirkung in einem feſten und naſſen Boden, und iſt ſonderlich bei Hopfenpflanzungen und dem Hanfbau der beſte. Auch ſoll ein Guß von Schweinemiſt ein gutes Heilungsmittel für Pflanzen ſeyn, die der Froſt getroffen hat.

In England werden ſeit einigen Jahren manche Tücher mit warmgemachten Menſchenharn und dieſem Miſt gewalkt, und dieſe Walke hält man bis jetzt noch in England geheim.

Daß einige Gegenden Deutſchlands durch Verſchik-

kung der Schinken, Würſte und des Specks viel Geld gewinnen, und daß den Seefahrern das geräucherte und eingeſalzene Fleiſch unumgänglich nöthig iſt, erhöhet den Werth dieſes Thiers noch mehr. Allein es hat auch in andrer Rückſicht einen Werth. Selbſt das bloße Wühlen im feſten, filzigen Boden iſt nicht immer unnütz, zu geſchweigen, daß dadurch viele noch unvollkommene, nagende, und andere, nach ihrer vollkommenen Entwickelung dem Pflanzenreich ſchädlich werdende Inſekten getödtet werden.

In Ungarn treibt man, um die Heuſchrecken zu vertilgen, viele hundert Schweine auf die Felder.

Wegen ihres feinen Geruchs kann man ſie zu Aufſuchung der Trüffeln abrichten. Durch ihre Freßbegierde reinigen ſie die Luft von den Peſtdünſten geſtorbener Thiere, abgeſtandener Fiſche und andern Aaſes. Auf Minorka braucht man die Schweine als Zugthiere; man hat wohl ſchon eine Kuh, ein Schwein und ein Pferd oder ein Schwein und einen Eſel auf dieſer Inſel zuſammengeſpannt geſehen.

Die hungrigen, ſäugenden Sauen haben oft kleine Kinder gefreſſen. Von Gärten und Wieſen müſſen dieſe Thiere abgehalten werden, weil ſie dieſelben durch ihr Wühlen nach Wurzeln, Inſektenlarven und Würmern verwüſten.

Das Mexikaniſche Schwein. (Tajassu.)

Dieſes Thier bewohnt die wärmſten Gegenden von Amerika, und einige Weſtindiſchen Inſeln. Es lebt in Heerden von zwei bis dreihundert zuſammen. Es fliehet ſumpfige Gegenden, und ſtreift lieber in hochliegenden herum. Es läßt ſich, wie Stedmann behauptet, zähmen, kennt ſeinen Herrn, und zeigt viel Anhänglichkeit an ihn. Wenn man es aber reizt, ſo wird es tückiſch und boshaft.

Selten laſſen die Tajaſſus einen Laut hören, wenn man ſie aber aufbringt, ſo grunzen ſie. Greift man Alte an, oder raubt man ihnen ihre Jungen, ſo ſetzen ſie ſich, wie unſere Schweine, zur Wehre. Die Sau ſoll jährlich nur ein Junges zur Welt bringen, welches ſie ſo lange mit ſich herumführt, bis es aufgewachſen iſt. Die Jungen, die man gezähmt hat, läßt man frei herumlaufen, ohne daß ſie ſich entfernen.

Mit den Amerikaniſchen Raubthieren, beſonders mit dem Jaguar, hat das Tajaſſu viel zu kämpfen. Ob es ſich gleich tapfer vertheidigt, ſo trifft man doch nicht ſelten in den Wäldern einen Jaguar an, der mehrere ſolche Schweine um ſich herum liegen hat, die er im Kampfe überwunden.

Die Eingebornen jagen das Tajaſſu ohne Hunde, und eſſen das Fleiſch, das ſie ſehr gut finden. Es wird höchſtens 60 Pfund ſchwer.

Das Aethiopiſche Schwein oder das Emgalo.
(Sus aethiopicus. Emgalo.)

Dieſes Schwein hält ſich in den heißeſten Gegenden des Innern von Afrika, ſo wie auch am Vorgebirge der guten Hoffnung auf, und iſt vielleicht das häßlichſte unter allen bekannten Säugethieren, ſo wie es eins der wildeſten iſt. In Europa iſt es etwa ſeit 40 Jahren bekannt, denn im Jahre 1765 brachte man Eines vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Holland. Es iſt plump, dick und ungeſchickt, kann aber dennoch ſehr ſchnell laufen. Im Laufen trägt es den Schwanz gerade in die Höhe. Der Anblick dieſes Thiers erregt Furcht, wenn man nur ſeine großen Hauzähne betrachtet, die es zum Stoßen braucht, ſobald es ſich wehrt, oder jemand angreift. — Sparrmann fing ein kleines Emgalo, und führte es gebunden bei ſich, allein da es ſehr unbändig war, und Schaden anrichtete, ſo mußte er daſſelbe bald

abſchlachten. Es war erſtaunlich wild, und in ſeiner Bewegung geſchwind, und ob es gleich nicht eben gefährlich war, ſo fürchteten ſich doch ſeine Buſchhottentotten gewaltig davor. Wir wollen lieber einen Löwen auf freiem Felde, als ein ſolches Thier angreifen, ſagten ſie, denn ob es gleich weit kleiner iſt, ſo ſchießt es doch pfeilſchnell auf uns los, wirft uns um, zerſchmettert uns die Beine, und ritzt uns den Bauch auf, ehe wir es mit unſern Wurfſpießen treffen und tödten können.

Dieſe Schweine haben ihre Wohnung unter der Erde, und die Eingänge ſind ſehr enge. Nie wagt man es, ſie in ihren Löchern anzugreifen, weil man fürchtet, ſie möchten ſchnell herausſpringen. So hütet man ſich auch, wenn man zu Pferde iſt, daß man ihnen nicht zu nahe kommt, weil ſie den Pferden die Beine entzweiſchlagen, und nachher den Reiter und das Pferd um's Leben bringen. Ich ſetzte, ſagt Sparrmann, ſowohl Alten als Jungen nach, um Eins zu ſchießen, allein meine Mühe war vergeblich. Auf der Flucht nahm jedes Schwein ein Ferkel in den Mund, und lief eilig damit davon.

Alte ſcheinen ſtets unbändig zu bleiben, und ſich nicht an die Menſchen zu gewöhnen: denn zu Sparrmanns Zeiten unterhielt man am Kap ein ſolches in der Menagerie, das man ſeiner Wildheit wegen an Ketten legen mußte.

Dies Geſchöpf, ſagt Barrow, iſt nicht weniger häßlich, als verſchlagen. Seine langen elfenbeinernen Hauer, die wie Hörner aus ſeiner Schnauze hervorſpringen, und ſich aufwärts beugen, machen die Annäherung an daſſelbe höchſt gefährlich, während ſeine kleinen Augen, die ſich oben beinahe am Ende der viereckigen Stirn befinden, und die fleiſchigen Säcke, die an jeder Backe wie noch ein Paar Ohren herabhängen, ihm ein ſehr häßliches und ſchreckliches Anſehen geben.

Das Afrikaniſche Schwein. (Sus Africanus.)

Dieſes iſt von dem Aethiopiſchen Schweine verſchieden. Sein Körper iſt mit langen Borſten bedeckt. Adanſon nennt es das ungeheure wilde Schwein. Unſtreitig bezieht ſich folgende Anekdote von einem Kampfe auf dieſes Schwein, den Lamiral anführt:

„In der Gegend von Podhor,“ ſagt er, „ſah ich ein merkwürdiges Schauſpiel. Am Rande eines Waldes, in der Nähe des Ufers, befand ſich ein ſehr großes wildes Schwein; es wurde von einem Löwen und von einer Löwinn bemerkt, die in einiger Entfernung davon waren. Die Löwinn ſprang mit außerordentlicher Schnelligkeit herbei, und warf ſich wüthend über das wilde Schwein her, das ſie an der Gurgel faßte, gewaltig ſchüttelte, und mit ihrem Schwanze tüchtig in die Dünne der Seite ſchlug.“

„Während dieſes Kampfes, der 5 Minuten dauerte, näherte ſich langſam der Löwe, ſetzte ſich auf den Hintern, und war ein ruhiger und gleichgültiger Zuſchauer der Anſtrengungen, die das wilde Schwein zur Vertheidigung ſeines Lebens machte, und der Mühe, die ſich die Löwinn gab, ihm daſſelbe zu rauben.“

„Endlich unterlag das wilde Schwein; es ſtieß dabei ein ſchreckliches Geſchrei aus, und heulte fürchterlich. Als das Thier todt war, und nur dann erſt, ging der Löwe langſam zu ſeiner Gefährtinn hin, um mit ihr die Beute zu theilen und zu verzehren.“

Der Hirſcheber oder Schweinhirſch.
(Sus babirussa.) Fig. 15.

Dieſes Thier trifft man auf den Molucken, auf Java, Celebes, Madagaskar, u. ſ. w. in Heerden an. Seine Nahrung beſteht in Gräſern, Kräutern und Baumblättern; es geht in die Gärten, und richtet daſelbſt großen Schaden an. Zu gewiſſen Jahreszeiten ſchwimmen

dieſe Schweine in Heerden von bisweilen tauſend Stück auf der Inſel Sumatra von der einen Seite des Fluſſes Siak zur andern, und zwar an ſeiner Mündung, wo es 3 bis 4 Meilen breit iſt, und kehren auch zu beſtimmten Zeiten wieder zurück. Dieſe Art von Wanderung findet auch auf den kleinen Inſeln ſtatt, wo ſie von der einen zur andern ſchwimmen. Bei dieſen Gelegenheiten machen die Malayen auf ſie Jagd, welche die Schweine lange vorher riechen ſollen, ehe ſie noch dieſelben zu Geſichte bekommen. Sobald ſie dieſe Thiere aber erblicken, ſetzen ſie ſich ſogleich in Bereitſchaft, und durch Hunde, welche ſie am Ufer aufſtellen, verhindern ſie die Schweine, zu landen, ſie ſelbſt aber verbergen ſich in den Gebüſchen. Bei dem Uebergange machen die Männchen den Vortrab aus, die Weibchen und die Jungen folgen ihnen nach; alle beobachten eine regelmäßige Ordnung, das Nachfolgende legt allemal ſeine Schnauze auf das Vorausziehende. Wenn man ſie auf dieſe Art in dicht geſchloſſenen Reihen ſchwimmen ſieht, ſo gewährt dies einen ſonderbaren Anblick. Die Einwohner, Männer und Weiber, fahren ihnen in ihren Booten entgegen, und fangen ſie mit Netzen, in welchen ſie ſich ſo verwickeln, daß ſie ſich nicht wieder losmachen können. Die Vordern, die auf dieſe Art gefangen worden ſind, bewegen ihre Füße nun ganz langſam, die Uebrigen gerathen weder in Unordnung noch in Furcht; keines verläßt ſeine Stelle; jedes bleibt beinahe unbeweglich. Die Männer rücken nunmehr in ihren Booten zum Angriff heran, und erſtechen mit ihren Spießen ſo viele, als ſie erreichen können. Die übrigen Schweine ſchwimmen fort, ſteigen an's Ufer, und entgehen diesmal dem Tode.

Der Tapir. (Tapir americanus.) Fig. 16.

Der Tapir, Anta, das Waſſerſchwein oder Amerikaniſche Flußpferd iſt das größte Landthier von Süd-

amerika und kommt einem mäßigen Ochſen an Größe gleich. Es macht ein eigenes Geſchlecht aus. Die Naſe verlängert ſich, zumal bei dem Männchen, ſo ſehr, daß ſie eine Art von Rüſſel bildet, der aus- und eingezogen werden kann, und hierdurch nähert ſich der Tapir dem Elephanten, da er in der übrigen Bildung ſeines Körpers mehr mit dem Schweine übereinkommt. Das kurze Haar des Leibes iſt in der Jugend weißlich, hernach bräunlich grau, und bildet am Halſe eine Mähne. Bei dem Weibchen iſt die Naſe zwar auch verlängert, aber kein Rüſſel.

Der Tapir bewohnt die einſamen, unermeßlichen Wälder von Braſilien, Guiana ꝛc. Er hält ſich fern von Menſchen, die er ſcheut, gern an Strömen auf, bringt den Tag mehrentheils im Dunkeln mit Schlafen hin, und geht des Nachts theils einzeln, theils in Geſellſchaft ſeinen Geſchäften in freiern Gegenden nach. Wird er beunruhigt, ſo begiebt er ſich in's Waſſer, worin er nicht nur gut ſchwimmt und untertaucht, ſondern ſogar auf den Grund geht. Er läßt einen pfeifenden Laut von ſich hören, der weit durch den Wald dringt. Seine Nahrung ſind Gräſer, Kräuter und Früchte, die das Männchen ſehr geſchickt mit dem Rüſſel aufzunehmen verſteht. Wo dieſe Thiere häufig ſind, da machen ſie ordentliche Wege durch die Wälder, welche ſie immer paſſiren. Begegnet man einer Heerde von Tapiren auf einem ſolchen Wege, ſo läuft man Gefahr, erdrückt zu werden, wenn man nicht ausweichen kann; denn ſie weichen nicht. Ihr Naturel iſt ſanft; doch werden ſie, gereizt, ſo zornig, daß ſie Hunde mit den Zähnen faſſen, mit den Füßen todtſtampfen, und ſelbſt den Menſchen angreifen. Sie laſſen ſich leicht zähmen, und werden ungemein zutraulich. In Europa halten ſie ſich nicht. — Ihr Fleiſch eſſen die Amerikaner.

Der Elephant. (Elephas.)

Kaum giebt es ein Thier, das mehr die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich gezogen hat, als der Elephant, der nicht nur an Größe des Körpers, ſondern auch an geiſtigen Fähigkeiten alle bekannte Thiere der Erde übertrifft, einen hohen Grad von Verſtandesfähigkeit beſitzt, und darin ſelbſt dem Orangutang weit überlegen iſt. Ganz beſonders zum Dienſt der Menſchen in heißen Himmelsſtrichen geeignet, iſt ſein Werth für die Bewohner dieſer Länder unſchätzbar groß, denn er iſt ſtark, thätig, arbeitſam, ſanft, ſcharfſichtig, und ſo außerordentlich gelehrig, daß man ihn zu einer Menge von Thätigkeiten abrichten, und ihn zum will'gſten und geſchickteſten Gehülfen des Menſchen machen kann.

Die Elephanten leben in Aſien und Afrika, allein zwiſchen Beiden findet ein bedeutender Unterſchied in Anſehung ihrer Größe, und anderer Umſtände ſtatt. Der Aſiatiſche oder Indiſche Elephant iſt größer, als der Afrikaniſche, hat einen hohen Kopf, concave Stirn, kleine Ohren, hinten vier Hufe, und Backenzähne mit parallelen Queerſtreifen; der Afrikaniſche hat einen runden Kopf, convexe Stirn, große Ohren, hinten nur drei Hufe, und ſchleifenartige Queerſtreifen der Backenzähne. Der Aſiatiſche Elephant wird gewöhnlich 15 bis 16 Fuß hoch; es giebt aber auch noch größere. Das gewöhnliche Gewicht eines ſolchen Thieres, im 20ſten Jahre, beträgt gegen 7000 Pfund. Seine daumendicke Haut iſt doch ſelbſt gegen Inſektenſtiche empfindlich.

In beiden Welttheilen trifft man ſie wild in ſchattigen Wäldern an, wo ſie in großen Heerden beiſammen leben. Der Aſiatiſche Elephant bewohnt die heißen Gegenden Aſiens, beſonders Hindoſtan, Bengalen, Cochin, Tunkin und Pegu. Auf der Inſel Ceylon ſollen die ſchönſten ſeyn; im Innern von Afrika aber ſind ſie noch weit zahlreicher, als in Aſien. Sie leben von Gewäch-

ſen, jungen Baumſchößlingen, Getreide, und mancherlei Arten von Früchten. Die zahmen Elephanten koſten viel zu unterhalten, weil ſie außerordentlich ſtark freſſen. Ein ausgewachſener Elephant braucht täglich ungefähr 100 Pfund gekochten Reiß, der ihm in großen Ballen gereicht wird. In ſeinem wilden Zuſtande richtet er oft auf den Reißfeldern ungeheure Verheerungen an, indem er nicht allein eine Menge davon frißt, ſondern auch mit ſeinen plumpen Füßen vieles zu Boden tritt, und zu Grunde richtet.

Er lebt ſehr lange, und obgleich ſein Alter noch nicht genau bekannt iſt, ſo glaubt man doch, daß er gegen 200 Jahr alt wird. Das Weibchen bringt ſelten mehr, als Ein Junges zur Welt.

Seine lange Ohren braucht der Afrikaniſche Elephant als einen Fächer, und kann ſogar damit klatſchen. Seine Augen ſcheinen viel Nachdenken zu verrathen. Die Stoßzähne erreichen das erſtaunliche Gewicht von 200 Pfund, und 7 bis 8 Fuß Länge. Allein am allermerkwürdigſten iſt an dieſem Thiere die Naſe, die ſich zu einem Rüſſel von 7 bis 8 Fuß verlängert, welchen er aber nach Belieben wieder bis auf 2 Fuß einziehen kann. An der Wurzel beträgt der Umfang dieſes bewundernswürdigen Organs 3 bis 4, gegen das Ende hin aber nur einen halben Fuß. Die äußerſte Spitze endigt ſich in einem Rande, welcher ſich oben in der Geſtalt einer Fingerſpitze verlängert. Dieſer Rüſſel, der ganz aus Häuten, Nerven und Muskeln beſteht, iſt das Werkzeug des feinſten Gefühls, und der Elephant macht denſelben Gebrauch davon, wie der Menſch von ſeinen Händen. Er kann damit die mannichfaltigſten Bewegungen machen, und ihn drehen und wenden, wie er will; auch beſitzt er darin eine ſolche ungeheure Stärke und Kraft, daß er den ſtärkſten Bengaliſchen Tiger damit zu Boden ſchlägt, und ein Gewicht von 200 Pfund in die Höhe hebt. Auch kann

er damit die kleinſten Geldſtücke, und zwar mehrere zugleich von der Erde aufnehmen, Knoten auflöſen, Thüren durch Umdrehen des Schlüſſels aufmachen, Pfröpfe aus den Flaſchen ziehen, Blumen abpflücken, u. ſ. w. Alles dies verrichtet er vermittelſt der fingerähnlichen Spitze des Rüſſels. In der Mitte dieſer Spitze iſt eine Oeffnung, auf deren Grunde man die beiden Naſelöcher wahrnimmt; Büffon ſagt daher mit Recht, daß der Elephant ſeine Naſe in der Hand habe. Durch dieſen ſonderbaren Bau ſeines Rüſſels iſt es dem Elephanten möglich, eine ziemliche Menge Waſſer einzuziehen, und ſie alsdann mit großer Gewalt wieder von ſich zu ſpritzen.

Vermittelſt des Rüſſels ſchafft der Elephant das Futter nach dem Maule, das ſo tief im untern Theile des Kopfes liegt, daß es beinahe ein Theil der Bruſt zu ſeyn ſcheint. Er hat einen ſehr feinen Geruchsſinn, und wenn eine Menge Perſonen um ihn herum ſtehen, ſo wird er jedesmal diejenige ausfindig machen, die etwas für ihn zu freſſen in der Taſche hat, aus welcher er es mit der größten Geſchicklichkeit herauslangt. Kurz, dieſer Rüſſel iſt das vollkommenſte Organ, welches irgend ein Geſchöpf unſerer Erde beſitzt. Allein es ſetzt ihn auch mancherlei Gefahren aus: er ſoll ſich daher außerordentlich vor den Mäuſen fürchten, weil er beſorgen muß, daß ſie durch den Rüſſel in die Lunge hineinſchlüpfen, und ihn auf dieſe Art erſticken; daher hält er im Schlafe den Rüſſel ſo dicht auf die Erde, daß nichts weiter, als Luft, dazwiſchen eindringen kann.

Gegen dieſes vollkommene Organ ſticht ſein ganzer übriger, ſehr plumper und unförmlicher Körper auf eine auffallende Art ab. Der Elephant kann ſeinen kurzen Hals faſt gar nicht biegen; die Haut, welche den Leib bedeckt, iſt hart, dick, und voller Runzeln; nur hier und da bemerkt man einige Haare, oder vielmehr Borſten. Ob nun aber gleich ſeine Haut ſehr dick iſt, ſo iſt ſie doch

außerordentlich empfindlich. In den Falten und an andern Stellen, wo ſie feucht und weich iſt, fühlt er den Stich der Fliegen ſo lebhaft, daß er ſich nicht allein auf die Flucht begiebt, um ſich gegen dieſe Inſekten zu retten, ſondern auch zu ſeiner Klugheit ſeine Zuflucht nimmt. Er ſchlägt mit dem Schwanze, den Ohren, und dem Rüſſel nach denſelben; er zieht ſeine Haut zuſammen und zerdrückt ſie zwiſchen den Falten; er bricht Baumzweige ab, und jagt ſie mit denſelben fort. So nimmt er auch lange Büſchel Stroh, und ſchlägt nach ihnen. Will alles dies nichts helfen, ſo ſammelt er mit dem Rüſſel Staub, und bedeckt alle empfindliche Stellen damit. Man hat bemerkt, daß er ſich auf dieſe Art mehrmals des Tages mit Staub bedeckt hat; hierzu ſah man ihn allemal den bequemſten Zeitpunkt wählen, nemlich wenn er ſich gebadet hatte.

Obgleich der Elephant eine große plumpe Maſſe bildet, ſo kann er ſich doch ſehr ſchnell vorwärts bewegen: dies rührt von ſeinen hohen Beinen her. Sein gewöhnlicher Gang kommt dem Trabe des Pferdes an Geſchwindigkeit gleich, und ſein Traben gleicht dem Galopp deſſelben.

Den Menſchen holt er augenblicklich im Laufen ein, und dieſer könnte ihm unmöglich entrinnen, wenn das Thier ſeine große Körpermaſſe ſo ſchnell ſeitwärts und rückwärts wenden könnte, als es ſie vorwärts bewegt. Will ſich daher der Elephant umkehren, ſo muß er einen beträchtlichen Umweg nehmen. — Er kann auch ſehr gut ſchwimmen; man kann ihm ſchwere Laſten aufladen, und er bringt ſie glücklich über einen Strom. Beim Schwimmen hält er ſeinen Rüſſel in die Höhe, um Luft zu ſchöpfen. Auffallend aber iſt es, daß man dieſes Thier nur mit Mühe über eine Brücke bringen kann, weil es ſich gewaltig vor dem unten befindlichen Waſſer ſcheut, obgleich es daſſelbe ſonſt ſehr begierig aufſucht.

Will man ihn daher über eine Brücke bringen, ſo muß man die beiden Seiten derſelben mit Baumzweigen beſtecken, damit er das Waſſer nicht ſieht.

Der Elephant iſt ſehr geſellig; ſelten ſieht man ihn allein, gewöhnlich zieht er in Heerden umher. Die Alten ziehen voran, die Jungen und die Schwachen befinden ſich in der Mitte, und die Mitteljährigen machen den Beſchluß. Die Mütter halten ihre Jungen mit den Rüſſeln feſt. Dieſe Ordnung aber beobachten ſie bloß, wenn ſie Gefahr befürchten, und wenn ſie auf die Weide auf angebauete Felder gehen. In den Wüſten und Wäldern wandern ſie mit weniger Vorſicht herum; nie aber trennen ſie ſich ſo weit, daß ſie nicht einander im Falle der Noth beiſtehen könnten.

Auf Ceylon, wo die Elephanten ſich, nach Percival, nicht ſowohl durch ihre Größe, als vielmehr durch ihre Kühnheit und Stärke, durch ihre Gelehrigkeit und Freiheit von Fehlern und Leidenſchaften auszeichnen, und daher den Vorzug vor allen andern verdienen, leben die wilden Elephanten in abgeſonderten Heerden oder Familien beiſammen, und eine jede ſcheint jede fremde Heerde mit beſonderer Sorgfalt zu vermeiden. Wenn eine Familie weiter zieht, ſo ſtellen ſich die Männchen mit den größten Rüſſeln an die Spitze, und kommen ſie an einen Fluß, ſo ſetzen ſie zuerſt hinüber. Sind ſie auf dem gegenüberliegenden Ufer angelangt, ſo ſtellen ſie eine Unterſuchung an, ob der Landungsplatz auch ſicher ſei; iſt das letzte der Fall, ſo geben ſie mit ihren Rüſſeln ein Zeichen, worauf ein anderer Theil von den alten Elephanten hinüberſchwimmt, dann folgen die Jungen, welche einander dadurch feſthalten, daß ſie ihre Rüſſel in einander ſchließen. Der Ueberreſt der Alten macht den Nachtrab aus.

Einen Beweis von der Stärke und Kühnheit des Elephanten liefert folgendes Beiſpiel, das Boßmann er-

zählt: Im Jahre 1700 im Dezember kam ein Elephant Morgens um 6 Uhr auf das Fort Mina an der Goldküſte zu, und nahm ſeinen Weg längs dem Fluſſe unter einem Berge. Einige Neger liefen unbewaffnet um ihn herum, und dies litt er, ohne das geringſte Mißtrauen darüber zu äußern. Allein ein holländiſcher Offizier ſchoß nach ihm, und verwundete ihn über dem Auge: das Thier veränderte ſeinen Weg nicht, ſondern ſetzte ihn mit geſpitzten Ohren nach dem Holländiſchen Garten fort, wo es der General-Director und die andern Bedienten des Forts unter den Palmbäumen ſahen. Es hatte mit der größten Leichtigkeit ungefähr ein Dutzend von dieſen Bäumen umgeworfen, als man mehr, als 100 Kugeln auf daſſelbe abſchoß. Nun blutete es wie ein Ochſe, dem man die Kehle durchſchnitten hat, aber es hielt ſich doch noch auf den Beinen, und wankte nicht im geringſten. Als dies geſchehen war, wollte ein Neger den Elephanten necken, und zerrte ihn am Schweife; da packte ihn das ſchwer verwundete Thier mit dem Rüſſel, warf ihn zu Boden, trat ihn 2 bis dreimal mit den Füßen, und bohrte ihm mit den Zähnen 2 Löcher in den Leib, die ſo groß waren, daß man eine Hand hineinlegen konnte. Als der Neger todt war, ließ der Elephant die andern Neger ungeſtört den Leichnam fortſchaffen. Nun blieb er noch über eine Stunde im Garten, und ſchien ſein Augenmerk auf die Holländer gerichtet zu haben, die 15 bis 16 Schritte von ihm entfernt ſaßen. Da dieſe ihr Pulver verſchoſſen hatten, und beſorgten, der Elephant möchte über ſie herfallen, ſo entfernten ſie ſich. Unterdeſſen war der Elephant zu einer andern Thür gekommen, und obgleich die Gartenmauer aus einer doppelten Reihe von Steinen beſtand, ſo riß er ſie doch mit geringer Mühe um, und ging durch dieſe Oeffnung aus dem Garten. Ganz langſam wanderte er nach einem Fluſſe hin, wo er ſich das Blut abwuſch, mit dem er bedeckt

war; hierauf kehrte er unter die Palmbäume zurück, und zerbrach daſelbſt einige Bretter, die zum Bau eines Fahrzeuges beſtimmt waren. Die Holländer hatten ſich unterdeſſen wieder mit Pulver und Blei verſehen, und ihre wiederholten Schüſſe ſetzten endlich den Elephanten außer Stand, ihnen längern Widerſtand zu leiſten. Hierauf hieben ſie ihm mit großer Mühe den Rüſſel ab, und der Sterbende, der bisher keinen Laut von ſich gegeben hatte, brüllte nun fürchterlich, als die Gefühlloſen dieſe Grauſamkeit an ihm verübten. Er warf ſich jetzt unter einen Baum, und ſtarb daſelbſt.

Die Mütter haben eine große Liebe zu ihren Jungen: wenn ſie ſehen, daß Eines von ihnen in eine Fallgrube gerathen iſt, ſo ſtürzen ſie ſich ſogleich nach, ob ſie ſchon dadurch ihre Freiheit, ja ſelbſt ihr Leben einbüßen. Sie gehen muthig jeder Gefahr entgegen, in der ſich etwa ein Junges befindet, und ſuchen es mit Aufopferung ihres eigenen Lebens zu retten.

Auf Ceylon leben, wie Percival erzählt, die Elephanten in einer beſtändigen Furcht vor einem kleinen kriechenden Thiere, gegen welches ſie weder ihre Scharfſicht, noch ihre Stärke ſichern kann. Dies kleine Geſchöpft kriecht dem Elephanten in den Rüſſel, und ſetzt ſeinen Weg bis in den Kopf fort, wo es feſt ſitzen bleibt, das Thier in beſtändiger Angſt erhält, und endlich zu Tode martert. Gegen dieſen gefährlichen Feind ergreifen die Elephanten eine Menge Vorſichtsmaßregeln, ſie legen z. B. ihren Rüſſel niemals auf die Erde, außer wenn ſie Futter ſuchen oder aufleſen u. ſ. w.

Da die Elephantenjagd und die Bezähmung dieſes Thieres beſonders merkwürdig iſt, ſo wollen wir hier eine kurze Beſchreibung von der Art einrücken, wie den Elephanten einige Nationen in den Morgenländern fangen und zahm machen.

Die Art, wie man zu Tapura in Oſtindien ein ein-

zelnes Männchen fängt, unterſcheidet ſich gar ſehr von der, die man zur Einfangung einer ganzen Heerde anwendet. Das Männchen wird vermittelſt Komkies oder weiblicher Elephanten gefangen, die man beſonders dazu abrichtet; eine ganze Heerde hingegen treibt man in einen ſtarken Verſchlag, und fängt ſie da.

Da die Jäger die Orte wiſſen, wohin die Elephanten auf die Weide gehen, ſo begeben ſie ſich des Abends mit vier Komkies dahin; aus dieſer Anzahl beſteht jede Jagdparthie. Sind die Nächte finſter, ſo entdeckt man die männlichen Elephanten durch den Lärm, den ſie bei der Reinigung und Säuberung ihres Futters machen, welches ſie dadurch bewirken, daß ſie es an den Vorderbeinen abwiſchen und abſchlagen. Iſt aber Mondſchein, ſo ſieht man ſie deutlich in einer ziemlichen Entfernung.

Sobald die Jäger ein ſolches Thier fangen wollen, führen ſie ſachte und langſam drei von den Komkies, und zwar in einer kleinen Entfernung von einander, in die Nähe des Orts, wo das Männchen auf der Weide iſt. Die Komkies gehen mit vieler Vorſicht vorwärts, und freſſen unter weges, ſo daß man glauben ſollte, ſie wären wilde Elephanten, die aus dem Walde herausgekommen ſind. Sieht ſie das Männchen näher kommen, und wird es darüber unruhig, ſo ſchlägt es mit dem Rüſſel auf die Erde, macht einen großen Lärm, giebt deutlich ſein Mißfallen zu erkennen, und läßt ſich merken, daß es ſie nicht näher heran kommen laſſen will; beharren die Weibchen dennoch auf ihrem Vorſatze, ſo fällt es ſogleich über ſie her, und durchbohrt ſie mit ſeinen Zähnen; daher ſuchen ſich dieſe auch bei Zeiten zurück zu ziehen. Gewöhnlich aber läßt der Elephant die Komkies näher kommen; ja bisweilen geht er ihnen ſogar entgegen.

Nunmehr führen die Treiber zwei von den Weibchen, und zwar auf jeder Seite Eins zu ihm hin, und

richten es ſo ein, daß dieſelben ihn ſanft an den Hals und Schultern drücken; jetzt kommt auch das dritte Weibchen herbei, und ſtellt ſich ſeinem Schwanz queer gegen über; weit entfernt, aus dieſer Stellung etwas Böſes gegen ſeine Freiheit zu ahnen, fängt er vielmehr an, mit dem Weibchen zu ſpielen, und ſie mit ſeinem Rüſſel zu liebkoſen. Während der Zeit bringt man auch das vierte Weibchen nebſt Stricken und gehörigen Begleitern herbei, die ſogleich am Schwanze dem Thiere unter den Bauch kriechen, und einen dünnen Strick um ſeine Hinterbeine ſchlingen. Bemerkt es dieſe leichte Feſſel nicht, ſo ſetzen die Jäger ihre Arbeit fort, und binden ihm die Beine mit einem ſtärkern Stricke, den man vermittelſt eines Gabelſtocks, und einer Art von Haken von einem Beine zum andern zieht, und daher eine Figur, wie die Zahl 8 bildet. Gewöhnlich braucht man ſechs bis acht ſolche Stricke, bindet einen über den andern, und befeſtigt ſie da, wo ſie ſich durchſchneiden, mit einem andern Stricke, den man ſo bindet, daß er ſenkrecht auf und abwärts läuft. Hierauf ſchlingt man ein ſtarkes Tau mit einer Schlinge, ſechzig Ellen lang, um jedes Hinterbein, und zwar oberhalb der Stricke, alsdann macht man ſechs bis acht andere Stricke kreuzweiſe von einem Beine zum andern, und zwar oberhalb der Taue, feſt. Das Feſtmachen dieſer Stricke und Taue erfordert gewöhnlich eine Zeit von etwa zwanzig Minuten, während welcher man die größte Stille beobachtet.

Wenn man den Elephanten auf dieſe Art befeſtigt hat, ſo läßt man ihn gehen, und zieht die Komkies etwas zurück; er will ihnen nachfolgen, allein ſeine Beine ſind gefeſſelt, und da er nunmehr ſeine gefährliche Lage bemerkt, ſo zieht er ſich ſogleich gegen das Gebüſch zurück. Die Treiber folgen ihm auf den zahmen Elephanten, nebſt einer Menge Leuten, die ſich bisher verborgen

gehalten haben, in geringer Entfernung nach, und ſobald er ſich einem Baume nähert, der ſtark genug iſt, um ihn feſthalten zu können, ſo winden ſie die langen Taue, die er hinter ſich herſchleppt, etlichemal um denſelben herum. Da er nun auf dieſe Art nicht weiter fortkommen kann, ſo wird er wüthend, und bietet alle ſeine Kräfte auf, um ſich los zu machen. Jetzt wagen es die Komkies nicht, ſich ihm zu nähern; in ſeiner Wuth ſtürzt er auf die Erde nieder, und zerwühlt ſie mit ſeinen großen Hauern. Manchmal gelingt es ihm, bei dieſem Toben die Taue zu zerreißen, und ins Dickicht zu entwiſchen; dahin wagen ſich die Treiber aus Furcht vor andern wilden Elephanten nicht, und müſſen ihn daher ſeinem Schickſal überlaſſen; in dieſer mißlichen und verwickelten Lage ſoll er ſogar manchmal von ſeinen ehemaligen Gefährten angefallen werden. Da aber die Taue ſtark ſind, und ſehr ſelten nachgeben, ſo bringt man ihm, wenn er ſeine Kräfte durch die Anſtrengung erſchöpft hat, die Komkies wieder näher, und dieſe nehmen, Eines auf jeder Seite, und die Andern hinten, ihre vorige Stellung wieder ein. Hat man ihn näher an den Baum gebracht, ſo ſchlingen die Leute die Enden von den langen Tauen zwei bis dreimal um denſelben herum, ſo daß ihm alle Möglichkeit zur Flucht benommen iſt. Seine Vorderbeine bindet man nunmehr auf die nemliche Art, wie ſeine Hinterbeine, zuſammen, und die Taue befeſtigt man, und zwar Eines auf jeder Seite, an Bäumen oder Pfählen, die man tief in die Erde geſchlagen hat.

Wenn er ruhiger geworden iſt, und Futter haben will, womit man ihn ſogleich nach ſeiner Gefangennehmung verſorgt, ſo bringt man wieder die Komkies herbei, und ſchlingt ihm dann dicht an den Vorderbeinen ein ſtarkes Seil zweimal wie einen Sattelgurt um den Leib, und bindet daſſelbe auf den Schultern feſt; das lange

Ende zieht man bis dicht an den Hintern hin, und befeſtigt es hier, nachdem man es ihm vorher noch ein paarmal um den Leib geſchlungen hat. Hierauf bindet man ein anderes Seil an dieſes an, zieht es von da bis hinten unter den Schwanz wie einen Schwanzriemen, und befeſtigt es nachmals an beiden Sattelgurten. Nunmehr macht man ein ſtarkes Seil um ſeine Hintertheile, und befeſtigt es auf jeder Seite an dem Gurte und an dem Schwanzriemen, ſo, daß es die Bewegung ſeiner Schenkel hemmt, und das Thier keinen vollkommenen Schritt machen kann. Alsdann macht man ihm ein paar große Taue mit Schlingen um den Hals, befeſtigt ſie da, und bindet ſie auf jeder Seite an die Seile an. Auf dieſe Art wird der Elephant völlig gefeſſelt, und die Taue um ſeinen Hals werden an den beiden Komkies auf den Seiten feſt gemacht.

Nachdem alles ſo weit fertig, und der Weg vom Gebüſch gereinigt iſt, nimmt man ihm alle Seile von den Beinen ab, bloß das ſtarke um ſeinen Hintertheil ausgenommen, welches man ihm läßt, damit ſeine Hinterbeine in ihrer Bewegung gehemmt ſind. Die Komkies treiben ihn fort, welches bisweilen viel Mühe koſtet, weil er ſich gewaltig dagegen ſträubt. Hat man ihn an die Stelle gebracht, wo man ihn hin haben will, und daſelbſt feſt gebunden, ſo behandelt man ihn mit einer Miſchung von Strenge und Gelindigkeit; gemeiniglich wird er in ein paar Monaten lenkſam, und ſcheint ſich völlig mit ſeinem Schickſale ausgeſöhnt zu haben.

Es ſcheint auffallend zu ſeyn, daß, obgleich dies Thier alle ſeine Kräfte aufbietet, um ſich los zu machen, wenn man es gefangen hat, und jeden, der ihm in den Weg käme, ermorden würde, es doch niemals dem Weibchen etwas zu Leide zu thun verſucht, ob ſie gleich an ſeinem Unglück ſchuld ſind; es ſcheint vielmehr, ſo oft man ſie ihm nähert, um ihm Feſſeln anzulegen, für den

Verluſt ſeiner Freiheit durch ihren Anblick getröſtet zu werden.

Die Art, wie man eine ganze Heerde wilder Elephanten fängt, iſt beſchwerlicher, und erfordert mehr Zeit.

Wenn man eine Heerde Elephanten entdeckt, die gemeiniglich aus vierzig bis hundert beſteht, und die älteſten und ſtärkſten Männchen und Weibchen zu Anführern hat, ſo ſind gegen fünfhundert Perſonen nöthig, um ſie zu umzingeln. Vermittelſt Feuer und Lärm gelangt man in einigen Tagen dahin, ſie nach der Stelle hinzudrängen, wo man ſie fangen kann. Dieſe heißt der Keddah: derſelbe beſteht aus drei Einfaſſungen, welche mit einander durch enge Oeffnungen oder Thüren in Verbindung ſtehen. Die Aeußere iſt die gröͤßte, die Mittlere kommt dieſer insgemein an Gröͤße am nächſten, und die Dritte iſt die kleinſte.

Wenn die Elephanten bei der erſten Einfaſſung ankommen, deren Palliſaden und zwei Thüren man ſoviel als möglich durch Baum- oder Bambuszweige, die man in die Erde geſteckt, verborgen hat, damit die Thiere ein natürliches Gebüſch zu ſehen glauben, ſo koſtet es große Mühe, ſie hinein zu bringen. Der weibliche Anführer hat allemal Verdacht wegen irgend einer Falle, und nicht ohne große Bedenklichkeiten geht er hinein; ſobald er aber einmal hinein iſt, ſo folgen die Uebrigen ohne weitere Umſtände nach. Wenn ſie durch die Thür hindurch ſind, ſo zündet man ſogleich um den gröͤßten Theil der Einfaſſung herum, beſonders aber an den Eingängen, Feuer an, um den Elephanten den Rückweg zu verſperren, und abzuſchneiden. Die Jäger machen von außen durch Schreien, Trommeln, Schießen u. ſ. w. einen ſchrecklichen Lärm, um die Thiere nach der zweiten Einfaſſung hinzutreiben. Wenn die Elephanten merken, daß ſie gefangen ſind, ſo erheben ſie ein fürchterliches Geſchrei und Getöſe, und da ſie keine andere Oeffnung ge-

wahr werden, als jene, welche nach der zweiten Einfaſſung hinführt, ſo folgen ſie endlich, obſchon nicht eher, als bis ſie eine ziemliche Zeit ihre jetzige Lage unterſucht haben, und herum geſprungen ſind, ihrem Führer nach, und gehen hinein. Sogleich ſchließt man die Thür hinter ihnen zu, zündet Feuer an, und macht eben ſo, wie vorher, ein gewaltiges Geſchrei, bis ſie endlich durch eine andere Thür in die letzte Einfaſſung gekommen ſind, wo ſie auf eine ähnliche Art ſicher gemacht werden. Da ſie nunmehr völlig von allen Seiten umringt ſind, und keinen Ausweg gewahr werden, durch den ſie entfliehen können, ſo ſcheinen ſie in Verzweiflung zu gerathen; in ihrer Wuth laufen ſie häufig nach dem Graben hin, der darüber herum läuft, um die Palliſaden nieder zu reißen, blaſen ihren Rüſſel auf, und ſchreien laut; ſobald ſie aber irgendwo einen Angriff machen, ſo werden ſie von den Jägern durch Feuer, Lärm und Triumphgeſchrei vertrieben. Hierauf füllt man den Graben mit Waſſer an, und es dauert nicht lange, ſo laufen ſie zu demſelben hin, um ihren Durſt zu ſtillen, und ſich abzukühlen, welches ſie dadurch bewirken, daß ſie das Waſſer in den Rüſſel ziehen, und alsdann alle Theile ihres Körpers damit beſpritzen.

Sind die Elephanten etliche Tage in dieſer Einfaſſung geweſen, wo man ſie von einem außen angebrachten Gerüſte regelmäßig, aber kärglich füttert, ſo öffnet man die Thür des Rumeh, d. i. eines Ausganges, der gegen ſechzig Fuß lang, aber ſehr ſchmal iſt, indem man einen von den Elephanten dadurch hinein lockt, daß man Futter vor ihn hinſtreut. Iſt das Thier weit genug vorwärts, ſo ſchließt man die Thür zu, und verwahrt ſie auf beiden Seiten ſehr gut. Wenn es nun ſieht, daß ihm der Rückweg abgeſchnitten, und daß der Steig ſo enge iſt, daß es ſich nicht herumdrehen kann, ſo geht es vorwärts, und bietet alle ſeine Kräfte auf, um die vor=

dern Schlagbäume nieder zu reißen; es rennt gegen dieſe an, ſchreit und brüllt entſetzlich, ſtößt, gleich einem Widder, mehrmals mit dem Kopfe heftig dagegen, und läuft mit der größten Wuth vor= und rückwärts. In dieſer Wuth hebt es ſich ſogar in die Höhe, lehnt ſich mit den Vorderbeinen an die Schlagbäume, und ſucht ſie durch ſein ungeheures Gewicht zu Boden zu werfen. Wenn es ſich nun auf dieſe Art etwas abgemattet hat, ſo ſchlingt man nach und nach Seile um daſſelbe, und bemächtigt ſich ſeiner faſt auf eben die Art, wie man ein einzelnes Männchen fängt. Auf dieſe Art werden ſie nach und nach alle gefangen.

Nunmehr werden die Elephanten von einander getrennt; jeder wird der Aufſicht eines Wärters übergeben, der ihn pflegen und unterrichten muß. Unter dieſen Wärtern ſtehen drei bis vier andere Perſonen, die ihm das Thier füttern und mit Waſſer verſorgen helfen, bis es ſelbſt frißt. Um es zu beſänftigen und zu beruhigen, bedient man ſich einer Menge Kunſtgriffe: bald drohet ihm der Wärter mit einem langen, vorn mit Eiſen beſchlagenen Stocke, bald ſtachelt er es damit, noch häufiger aber ſchmeichelt und liebkoſet er es, indem er ihm Kopf und Rüſſel mit einem Bambusrohr krabbelt, das an dem einen Ende in viele Stücke zerſpalten iſt, und von den Wunden und Geſchwüren die Fliegen wegjagt. Damit es kühl bleibt, beſprützt man es über und über mit Waſſer, nimmt ſich aber dabei ſehr in Acht, daß man ſeinem Rüſſel nicht zu nahe kommt. In etlichen Tagen tritt er ihm vorſichtig näher an die Seite, krabbelt und ſtreichelt es mit der Hand, und ſpricht zugleich mit ihm in einem ſanften Tone, und in kurzem fängt es ſeinen Wärter zu kennen und ſeinen Befehlen zu gehorchen an. Nach und nach werden Beide mit einander vertraut, und endlich ſpringt er ihm von Einem der zahmen Elephanten auf den Rücken. Nunmehr geht es immer beſſer,

indem das Thier nach und nach zahmer wird, bis es ihm, ſich ſelbſt auf den Hals zu ſetzen, geſtattet. Von dieſer Stelle aus lenkt und regiert er nachmals alle Bewegungen des Elephanten. Während dieſes Unterrichts führen die zahmen Elephanten die andern nach der Reihe aus, damit ſie ſich eine Bewegung machen, und eine Erleichterung erhalten, indem ihnen die Seile, womit ſie gebunden ſind, äußerſt viel Schmerzen verurſachen, wenn ſie nicht gehörig locker, und nachgelaſſen werden.

In einem Zeitraum von 5 — 6 Wochen lernt der Elephant ſeinem Wärter gehorchen, nach und nach nimmt man ihm ſeine Feſſeln ab, und in ungefähr ſechs Monaten läßt er ſich von ihm führen, wo er hin will. Doch muß der Wärter ſich beſtändig vorſehen, daß er deſſen ehemaligen Aufenthaltsorten nicht zu nahe kommt, damit der Elephant ſich nicht ſeiner Freiheit erinnere, und etwa davon laufe.

Die Art, wie man die Elephanten auf der Inſel Ceylon fängt, weicht beträchtlich von der auf dem feſten Lande von Indien ab. Schon einen bis zwei Monate vor dem Anfange der Jagd zäunen die Einwohner, wie Percival erzählt, eine große Strecke Landes mitten in einem Kokoswalde ein, und fügen einen Waſſerbehälter hinzu, welchen man auch bisweilen einſchließt. Die Zäunung beſteht aus großen ſtarken Pfählen, die man in die Erde ſchlägt, mit ſtarken Stricken befeſtigt, und mit Zweigen von den daran ſtoßenden Bäumen durchflicht, und mit einander verbindet. Ferner bedeckt man ſie mit Gebüſchen und Aeſten, damit man die Pfähle und Stricke nicht ſieht. Der Weg, der in dieſen eingeſchloſſenen Raum führt, iſt von allen Seiten mit langen ſchmalen und zirkelförmigen Steigen verſehen, die ſich ihm in verſchiedenen Richtungen nähern. Außer dieſen Steigen, die aber doch breit genug für einen Elephanten ſind, giebt es noch verſchiedene andere, die ſehr ſchmal ſind,

und auf welchen die Jäger auf das Thier losgehen, ſich aber gelegentlich zurückziehen können, ohne daß es ſie verfolgen kann. Innerhalb der großen Einfaſſung giebt es verſchiedene kleinere Abtheilungen, nach denen Steige führen, und an dem jenſeitigen Ende befindet ſich ein gerader Pfad, um den Elephanten hinaus zu führen, wenn man ihn in Sicherheit gebracht hat. Das Ganze ſieht wie ein großes Labirinth aus.

Sobald dies Werk fertig iſt, läßt die Landesobrigkeit die Landleute von allen Orten aufbieten, und es kommt ſchnell eine große Menge Männer, Weiber und Kinder mit Trommeln und andern lärmenden Inſtrumenten zuſammen. Dieſer Haufe ſchließt ſogleich die Wälder auf allen Seiten ein, und wenn es ihm an Tageslicht gebricht, ſo findet er den Weg bei Fackelſchein durch das Dickig hindurch; er hat ſich mit Feuergewehren verſehen, um ſich gegen jeden plötzlichen Anfall der Raubthiere zu vertheidigen, welche die Wälder unſicher machen. Der Durſt ſetzt die Elephanten um dieſe Zeit in die äußerſte Noth, weil man einige Tage vorher an allen Seen und Teichen Wachen ausgeſtellt hat, um ſie von da wegzujagen; überdies werden ſie jetzt noch durch den großen Lärmen und durch den Fackelglanz auf allen Seiten aus ihren Aufenthaltsorten vertrieben. Bloß die oben erwähnte Einfaſſung wird ungeſtört gelaſſen, wo ſie ſowohl einen ruhigen Zufluchtsort, als Waſſer in Menge finden. Alle laufen daher nach dieſer Stelle hin, und der ſich nähernde Lärm, welcher ſie unaufhörlich im Rücken verfolgt, nöthigt ſie häufig, ihre Schritte zu beſchleunigen. Kommen ſie an den Eingang des Steiges, der nach der Einfaſſung führt, ſo merken ſie, vermittelſt ihres natürlichen Scharfſinns, ſogleich das veränderte Anſehen des Platzes; die Einfaſſung und die Steige, wo ihnen ſo wenig Spielraum zur Aeußerung ihrer Stärke bleibt, laſſen ſie ahnen, daß ſie Gefahr laufen, und daß

man

man ihnen eine Schlinge gelegt hat. Alle fangen Kennzeichen von Furcht und Beſtürzung zu äußern an: allein man läßt ihnen keine Zeit zur Ueberlegung; auch können ſie nirgends hin entkommen; denn rechts und links, ſo wie von hinten verfolgt ſie das Geſchrei und der Lärmen ihrer Feinde.

Auf dieſe Art gedrängt und verfolgt, betreten ſie endlich die Steige, und ſtürzen vorwärts, bis ſie den großen Platz der Einfaſſung erreichen. Sobald man ſie auf dieſe Art in Sicherheit hat, ſchickt man ihnen zahme Elephanten nach, und alle Irrgänge werden geſperrt, bloß die ſchmalen Steige ausgenommen, auf welchen ſich ihnen die Eingeborenen nähern. Auf dieſen rücken die Jäger von allen Seiten hervor, und bedienen ſich jedes Mittels, um die Elephanten von einander zu trennen, und ſie einzeln in die kleinern Abtheilungen zu treiben, die ſich innerhalb der großen Einfaſſung befinden. Hat man dieſen Zweck erreicht, ſo iſt das Einzige, was man noch zu thun hat, daß man ſie an Stricke befeſtigt. Hiebei leiſten die zahmen Elephanten den Jägern die trefflichſten Dienſte, denn ſie ſtehen ihnen förmlich bei, daß ſie den wilden Thieren Stricke um den Hals und um die Beine ſchlingen können. Hat man den wilden Elephanten an den Stricken feſt gemacht, ſo führt man ihn ſogleich auf dem geraden Pfade hinaus, und befeſtigt ihn auf der Auſſenſeite des Labyrinths an die ſtärkſten Bäume. Auf dieſe Art fahren die Jäger in dieſem Geſchäft fort, bis ſie alle Elephanten in Sicherheit gebracht haben. Die ſo eben gefangenen Elephanten ſind häufig ſehr widerſpenſtig und ungeſtüm; in dieſem Falle nimmt man zu der Stärke und dem Scharfſinn der Zahmen ſeine Zuflucht. Wenn daher die letztern gewahr werden, daß ſich ihr wilder Bruder nicht lenken laſſen will, ſo fallen ſie über ihn her, und ſtoßen und durchprügeln ihn ſo lange mit ihrem Rüſſel, bis ſie ihn

völlig ruhig und nachgiebig gemacht haben. Alle ſeine Bewegungen bewachen ſie ſehr aufmerkſam, und ſorgen dafür, daß er nicht etwa unvermuthet einen Angriff auf ſeinen Wärter thut. Im Jahre 1797 wurden auf Ceylon 176 gefangen, und als Thunberg der Elephantenjagd auf dieſer Inſel beiwohnte, fing man nur hundert.

Wenn der Elephant gezähmt iſt, ſo wird er das ſanfteſte, folgſamſte Geſchöpf unter allen Hausthieren. Seinen Wärter liebt er ſo ſehr, daß er ihn liebkoſt, ſeine Befehle im voraus erräth, und alles, was ihm angenehm iſt, voraus ſieht. Er lernt bald die Zeichen verſtehen, und ſogar auf die Töne merken. Er weiß die Kommandoworte, die Aeußerung des Mißfallens und des Beifalls zu unterſcheiden, und ſein Verfahren darnach einzurichten. Nie mißkennt er die Stimme ſeines Herrn, deſſen Befehle er mit Aufmerkſamkeit anhört, und mit Klugheit und Eifer vollzieht, ohne ſich aber im geringſten dabei zu übereilen; denn ſeine Bewegungen ſind allezeit gleichſam abgemeſſen, und ſein Karakter ſcheint ſehr geſetzt und ernſthaft zu ſeyn. Leicht lernt er ſo niederknien, daß man ohne Mühe ſeinen gewölbten Rücken beſteigen kann. Seine Freunde liebkoſet er mit ſeinem Rüſſel, grüßt damit diejenigen, die man ihm vorſtellt, hebt damit große Laſten in die Höhe, und hilft ſich ſelbſt beladen. Er läßt ſich anſchirren, und ſcheint es gern zu ſehen, wenn man ihn mit vergoldetem Geſchirre und glänzenden Satteldecken ausſchmückt; man braucht ihn zum Karren-, Pflug- und Wagenziehen. Er zieht vortrefflich, und bleibt nie müßig, wenn man ihn nur nicht durch eine ungeſchickte Züchtigung aufbringt, und die Leute, die mit ihm arbeiten, mit ſeiner Arbeit zufrieden zu ſeyn ſcheinen. Er iſt äußerſt folgſam. Als der Pater Borri einſtmals einem Elephantenführer ſein Vergnügen über das Freſſen dieſes Thieres bezeigte, rief dieſer Einen zu ſich, und ſagte zu ihm, daß der Pater es gern

einen ſolchen Aſt möchte freſſen ſehen, als es geſtern verzehrt hätte. Sogleich ging der Elephant fort, holte ſich einen Aſt, fraß ihn, und entfernte ſich wieder, nachdem er ſich vorher noch etwas verbeugt hatte. Allein dieſen Gehorſam leiſtete er nur ſeinem Führer: denn wenn ſich jemand Anders auf ihn ſetzt, ſo verbindet man ihm die Augen, damit er den Fremden nicht gewahr wird, ſonſt würde er die Kutſche, und alles was darinn iſt, zerſtören. Gemeiniglich ſitzt der Führer auf dem Nacken, und ſchlägt ihn mit einem eiſernen Stabe auf die Stirne, wenn er nicht gehorchen will. Gewöhnlich aber ſind ſchon Worte hinlänglich, beſonders wenn das Thier Zeit genug gehabt hat, vollkommen mit ſeinem Führer bekannt zu werden, und ihm ſein völliges Vertrauen zu ſchenken. Die Anhänglichkeit der Elephanten geht manchmal ſo weit, daß ſie vor Gram ſterben, wenn ſie in einem Anfalle von Wuth ihren Führer getödtet haben. Wenn ſie ausgewüthet haben, ſollen ſie ganz beſchämt zu ihrem Führer zurückkommen, den Kopf hängen, und gleichſam zu wiſſen ſcheinen, daß ſie Strafe verdient haben.

Ein zahmer Elephant arbeitet mehr, als vielleicht 6 ſtarke Pferde; allein er verlangt auch von ſeinem Herrn mehr Aufſicht, und eine große Menge guten Futters. Gewöhnlich bekommt er rohen oder gekochten Reiß, mit Waſſer vermiſcht, zu freſſen, wovon er täglich 100 Pfd. nöthig hat, wenn er bei Kräften bleiben ſoll. Waſſer ſoll er täglich 45 Gallonen trinken.

In Indien benutzt man die zahmen Elephanten vorzüglich zum Fortſchaffen großer Laſten, und wenn man ſich eine richtige Vorſtellung von den Arbeiten machen will, die ſie verrichten, ſo muß man wiſſen, daß ſie daſelbſt alle Tonnen, Säcke und Ballen von einem Orte zum andern ſchaffen, daß ſie auf dem Rücken, dem Halſe, den Hauern, und ſelbſt im Maule Laſten tragen,

indem man ihnen das Ende eines Seiles reicht, das ſie mit den Zähnen feſthalten; daß ſie Klugheit mit Stärke verbinden, und daß ſie niemals irgend etwas, was man ihnen anvertrauet hat, zerbrechen oder beſchädigen; daß ſie vom Ufer die Laſten in's Boot bringen, ohne ſie naß werden zu laſſen, daß ſie dieſelben ſanft niederlegen, und in die gehörige Ordnung bringen; daß ſie an Orten, wo ſie ihr Herr lenken muß, zuvor mit dem Rüſſel unterſuchen, ob auch die Laſten feſt liegen, und daß ſie, wenn etwa eine Tonne oder ein Faß fortrollt, von freien Stükken hingehen, und Steine holen, um die Laſt aufzuhalten und feſt zu machen. Sie können zum wenigſten eine Laſt von 2000 Pfund tragen, und diejenigen, die von Jugend auf daran gewöhnt ſind, tragen über 4000 Pfd. Ein ausgewachſener Elephant iſt im Stande, 28 Menſchen ohne Mühe fortzubringen. Man befeſtigt zu dem Ende eine Art von Sattel auf ſeinem Rücken, und darauf einen Tragſeſſel, in welchem mehrere Menſchen Raum haben.

„Ich war, erzählt ein Reiſender, zu Goa Zeuge, daß man die Elephanten ſogar zum Schiffbau gebraucht. Eines Tages ging ich nach dem Fluſſe hin, in deſſen Nähe ein Schiff gebauet wurde, und wo daher ein großer Platz mit Balken angefüllt war. Einige Leute banden um die Enden der ſchwerſten Laſten ein Seil, das man dem Elephanten reichte. Dieſer nahm es in's Maul, wickelte es um den Rüſſel, und zog es ohne Führer nach dem Orte hin, wo das Schiff gebauet wurde, ob man ihm gleich denſelben bloß ein einzigesmal gezeigt hatte. Bisweilen war ein ſolcher Balken ſo groß, daß mehr als 20 Menſchen ihn nicht würden haben fortbringen können. Was mich aber noch mehr in Verwunderung ſetzte, war dies, daß wenn ihm andere Balken den Weg verſperrten, er die Enden ſeiner eigenen Balken in die Höhe hob, damit er ſie leicht über diejenigen, die ihm im Wege la=

gen, hinwegbringen konnte. Könnte wohl der verſtändigſte Menſch mehr thun?"

Zu Mahie auf der Küſte Malabar hatte ein Reiſender Gelegenheit, die Klugheit eines Elephanten zu bewundern. Sein Herr hatte ihn für eine gewiſſe tägliche Summe Geldes verliehen, und ſeine Beſchäftigung beſtand darin, daß er mit ſeinem Rüſſel Bauholz aus dem Fluſſe ziehen mußte, welches er unter der Leitung eines Knaben ſehr geſchickt verrichtete. Hierauf legte er die Baumſtämme aufeinander, und zwar jedes Stück in einer ſolchen Ordnung, daß es kein Menſch hätte beſſer machen können.

Die Elephanten gehorchen nicht bloß der Stimme ihres gegenwärtigen Führers, ſondern einige verrichten auch in deſſen Abweſenheit die auffallendſten Arbeiten, die man ihnen zuvor gezeigt hat.

„Ich habe zwei Elephanten geſehen, ſagt ein andrer Reiſender, die eine Mauer niederriſſen: dieſen Auftrag hatten ihnen ihre Kornaks oder Führer gegeben, und ſie durch das Verſprechen von Obſt und Branntwein dazu aufgemuntert. Sie vereinigten ihre Kräfte, und ihre Rüſſel, die man durch Leder gegen Verletzungen geſchützt hatte, ſtießen ſie gegen den ſtärkſten Theil der Mauer, wiederholten dieſe Stöße, und fuhren damit anhaltend fort, beobachteten mit den Augen ſorgfältig die Wirkungen des Gleichgewichts, und folgten denſelben, bis alles endlich hinlänglich locker war. Hierauf ſtrengten ſie noch einmal alle ihre Kräfte an, und zogen ſich ſchnell zurück, damit ſie nicht verwundet würden; worauf das Ganze zuſammenſtürzte."

Vor der Erfindung des Schießpulvers wurden die Elephanten von den Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Nationen im Kriege gebraucht, und ſeit undenklichen Zeiten haben ſich die Könige von Ceylon, Pegu und Arrakan derſelben dabei bedient. Man band ihnen blanke Säbel an den Rüſſel; auf ihren Rücken befeſtigte man kleine

hölzerne Kaſtelle, in denen ſich 5 bis 6 Leute befanden, die mit Wurfſpießen und andern Waffen verſehen waren. Die Griechen und Römer aber wurden bald mit der Natur dieſer Thiere bekannt, und wußten ihrem Angriff zu begegnen. Sie öffneten ihre Reihen, um die Thiere hindurch zu laſſen, und richteten Alle ihre Waffen auf die Führer. Seitdem aber das Feuergewehr das Element des Krieges und das Hauptwerkzeug der Zerſtörung geworden iſt, würden die Elephanten, die eben ſowohl das Getöſe, als das Feuer erſchreckt, in unſern Schlachten mehr ſchädlich, als nützlich ſeyn. Einige Indiſche Könige bewaffnen indeſſen in ihren Kriegen noch immer die Elephanten. In Cochin und andern Theilen von Malabar ſteigen alle Krieger, die nicht zu Fuße fechten, auf Elephanten. Dies iſt auch der Fall in Tonquin, Siam und Pegu, wo die Feuergewehre nur wenig bekannt ſind. Der Führer ſitzt mit auseinandergeſpreizten Beinen auf dem Halſe, und die Streiter ſitzen oder ſtehen auf den andern Theilen des Körpers. Die Elephanten leiſten auch beim Ueberſetzen über Flüſſe vortreffliche Dienſte, und tragen auf ihren Rücken das Gepäck hinüber. Wenn ihnen ihre Führer mehrere 100 Pfund aufgeladen haben, ſo machen ſie Stricke daran, an dieſen halten ſich die Soldaten feſt, und ſchwimmen über's Waſſer, oder werden hinüber gezogen. Bei einer Schlacht befeſtigt man bisweilen eine ſchwere eiſerne Kette an das Ende ihres Rüſſels, den ſie mit ſolcher Schnelligkeit herum drehen, daß ſich ihnen alsdann unmöglich ein Feind nähern kann. Ein anderer Vortheil, den dieſe Thiere im Kriege gewähren, beſteht darin, daß ſie die Thore einer Stadt oder Feſtung, die eng eingeſchloſſen und belagert iſt, mit Gewalt öffnen. Dieſen Zweck erreichen ſie dadurch, daß ſie ſich mit ihren Hintern an ſie anlehnen, und ſich ſo lange hin und her bewegen, bis ſie die Riegel zerbrochen, und einen Eingang erzwungen haben. Um dieſem Wageſtück

vorzubeugen, ſchlägt man gemeiniglich große Nägel in die Thore, welche ziemlich weit hervorragen.

Den Elephanten braucht man auch dazu, das grobe Geſchütz über die Berge zu bringen, bei welcher Gelegenheit man ſeine Klugheit und Gelehrigkeit ganz beſonders bemerkt. Spannt man Ochſen oder Pferde vor eine Kanone, ſo thun ſie ihr Möglichſtes, um ſie eine Anhöhe hinauf zu bringen; der Elephant ſtößt die Stückkammer mit der Stirne fort, und hält bei jedem Rucke den Wagen mit dem Knie auf, das er an das Rad anſtemmt. Er ſcheint das zu verſtehen, was man ihm ſagt.

Er trinkt gern Wein und hitzige Getränke. Zeigt man ihm ein Gefäß, das damit angefüllt iſt, und verſpricht es ihm zur Belohnung für ſeine Arbeiten, ſo übernimmt er die beſchwerlichſten Geſchäfte. Will daher ſein Führer irgend etwas der Art von ihm gethan haben, ſo ſetzt er ihm die Beſchaffenheit der Unternehmung auseinander, und giebt die Gründe an, die ihn zum Gehorſam bewegen müſſen. Wenn der Elephant einige Widerſpenſtigkeit gegen die Befehle ſeines Führers zeigt, ſo verſpricht er ihm Arrak, Wein, oder ein anderes Getränk, das er gern trinkt, und dann bietet das Thier alle ſeine Kräfte auf, um das Verlangte auszuführen. Es iſt aber äußerſt gefährlich, ein ſolches Verſprechen nicht zu halten. Schon viele Führer haben durch eine ſolche Unvorſichtigkeit ihr Leben eingebüßt. Einſt tödtete ein Elephant ſeinen Kornak aus Rache. Als die Frau des Mannes dieſe ſchreckliche Scene erblickte, nahm ſie ihre beiden Kinder, warf ſie dem wüthenden Thiere vor die Füße, und ſagte: „da du meinen Mann umgebracht „haſt, ſo nimm nun auch mir und meinen Kindern das „Leben.“ Der Elephant hielt ſogleich inne, ſetzte, wie von Reue durchdrungen, den älteſten Sohn mit Hülfe des Rüſſels auf ſeinen Rücken, nahm ihn zu ſeinem

Führer an, und wollte nun durchaus niemand anders auf ſich leiden.

In vielen Gegenden Oſtindiens hält man dieſe Thiere mehr zum Prunk und zur Schau, als des Nutzens wegen: ihre Unterhaltung koſtet ſehr viel, da ſie gewaltig freſſen, und bisweilen eine tüchtige Portion Zimmt bekommen müſſen, von dem ſie außerordentlich große Liebhaber ſind. Auch ſoll es nicht ungewöhnlich ſeyn, daß ein Nabob, wenn er jemand zu Grunde richten will, demſelben einen Elephanten ſchenkt, auf welchen er weit mehr wenden muß, als ſeine Vermögensumſtände geſtatten; und thäte er dies nicht, ſo würde er ſich die Ungnade des Großen zuziehen; außerdem würden ihn auch ſeine Landsleute für einen Mann halten, der einer ſolchen Ehre, als ihm durch das Geſchenk erwieſen worden, nicht würdig ſei.

Der gewöhnliche Preis eines Elephanten auf der Inſel Ceylon iſt gegen 500 Pfund Sterlinge oder 3000 Thaler; hat er aber einen Fehler, ſo ſteht er in einem viel geringern Preiſe.

Ein Ceyloniſcher Landmann, der in der Gegend wohnte, wo man aus einem Stalle täglich die Elephanten zur Tränke führte, und oft vor ſeiner Thür zu ſitzen pflegte, gab dann und wann einem von dieſen Thieren einige Feigenblätter, die der Elephant gern frißt. Dieſer nahm ſie ihm aus der Hand, und der Mann hatte eine herzliche Freude darüber. Einſt gerieth er auf den Einfall, den Elephanten zu täuſchen; er wickelte einen Stein in Feigenblätter, und ſagte zu dem Kornak: diesmal will ich das Thier mit einem Steine füttern, und der ſoll ihm wohl bekommen. Der Kornak erwiederte: der Elephant wird kein Narr ſeyn, und ihn hinunterſchlucken. Der Landmann aber freuete ſich im Voraus des Spaßes, und reichte dem Elephanten den Stein; dieſer nahm ihn, brachte ihn mit dem Rüſſel zum Munde, ließ ihn aber

bald fallen. Ha! rief der Kornak aus: habe ich es Euch nicht geſagt, daß ihn der Elephant nicht hinterſchlucken werde? Mit dieſen Worten trieb er ſeine Elephanten fort, tränkte ſie, und kehrte wieder zurück. Der Landmann ſaß noch vor ſeiner Thür, und ehe er es ſich verſah, kam der Elephant von der Seite her, warf ſeinen Rüſſel nach ihm, packte ihn, warf ihn nieder, und trat ihn ſo, daß er augenblicklich ſtarb.

Die Elephanten ſind große Liebhaber der Muſik. Nach der Erzählung des Suetonius ließ der Kaiſer Domitian zu einem Feſte, das er den Römern geben wollte, einige Elephanten nach der Muſik im Tanzen unterrichten. Man lehrte ſie die ſchwerſten Wendungen machen, und als Eines von dieſen Thieren ſeine Lektion nicht gut gemerkt hatte, ſo bekam es Prügel. Die Nacht darauf ging es auf eine Wieſe, und übte ſich im Tanzen.

„Die Indier, die an eine Seelenwanderung glauben, ſind der Meinung, daß ein ſo majeſtätiſches Thier, als der Elephant, die Seele eines großen Mannes oder eines Königs bewohne. In mehreren morgenländiſchen Gegenden ſieht man die weißen Elephanten für lebende Manen der Indiſchen Kaiſer an. Ein jedes ſolches Thier hat einen Palaſt, eine Menge Bediente, goldene Gefäße, die mit dem ausgeſuchteſten Futter verſehen ſind, prächtige Kleider, und iſt von aller Arbeit und Dienſtbarkeit frei. Der Kaiſer iſt die einzige Perſon, vor der ſie die Knie beugen, auch erwiedert der Monarch ihren Gruß.

Wenn der König von Pegu ausreitet, ſo gehen 4 Elephanten vor ihm her, die mit koſtbaren Steinen und goldenem Schmucke geziert ſind; giebt er Audienz, ſo ſtellt man ihm dieſe 4 Elephanten vor, die ihm dadurch ihre Ehrfurcht beweiſen, daß ſie ihre Rüſſel emporheben, ihren Mund öffnen, dreimal laut ſchreien, und niederknieen. Wenn dies vorbei iſt, führt man ſie in ihren

Stall zurück, wo ſie ihr Futter in großen goldenen Gefäßen erhalten. Täglich wäſcht man ſie aus einem ſilbernen Becken. Während man ſie anſchirrt, ſtehen ſie unter einem Thronhimmel, den 8 Bedienten halten, um ſie gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Wenn ſie nach den Geſchirren hingehen, die ihr Futter und Waſſer enthalten, gehen 3 Trompeter voraus. Ihr Gang iſt ſehr majeſtätiſch.

Ganz Neapel, erzählt Sonnini, iſt Augenzeuge von der Lenkſamkeit und Scharfſichtigkeit eines Elephanten geweſen, der dem Könige gehörte. Den Maurern, die im Schloſſe arbeiteten, diente er als Handlanger; er reichte ihnen das nöthige Waſſer, das er in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Er hatte bemerkt, daß man dieſe Gefäße zum Kupferſchmidt ſchaffte, wenn ſie einer Ausbeſſerung bedurften; als er daher eines Tages ſahe, daß das Waſſer heraus lief, ſo trug er den Keſſel ſelbſt zum Kupferſchmidt, und als er ausgebeſſert war, nahm er ihn in Empfang, und machte ſich wieder an ſeine Arbeit. Dieſer Elephant ging auf den Straßen von Neapel frei herum, und that niemand etwas zu Leide; er ſpielte mit den Kindern, ſetzte ſie ſich mit ſeinem Rüſſel auf den Rücken, und ſetzte ſie nachher wieder auf die Erde, ohne daß ihnen etwas übles wiederfahren wäre.

Einer von den Naturforſchern, erzählt Sonnini, die beim Muſeum der Naturgeſchichte angeſtellt ſind, wollte eines Tages die beiden, hernach in die Menagerie zu Paris gekommenen Elephanten zeichnen. Er war in einen von den beiden Verſchlägen getreten, allein ſeine Gegenwart mißfiel, man weiß nicht warum? den Thieren. Kaum hatte er ſeine Arbeit angefangen, als das Männchen unvermerkt mit dem Rüſſel das Quereiſen von der Thür wegnahm, und dieſe öffnete, und eben wollte es dem Zeichner einen Streich ſpielen, als das Weibchen, das

glücklicherweiſe den Lärm gehört hatte, herbei kam, und ſich queer vor die offene Thür ſtellte, damit das Männchen nicht hinaus konnte; es trieb dieſes zurück, gab ihm einen Stoß mit der Naſe, und machte die Thür wieder zu; der Zeichner erhielt dadurch Zeit, zu entkommen.

Ob nun aber gleich viele Beiſpiele, die man von der Klugheit der Elephanten erzählt, an's Wunderbare grenzen, ſo muß man doch eben ſo vorſichtig bei ihrer Verwerfung, als bei ihrer Annahme verfahren: denn es würde eine Ungerechtigkeit gegen viele glaubwürdige Männer ſeyn, welche dergleichen erſtaunliche Beweiſe von der Scharfſicht des Elephanten zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, wenn man ihre Angaben ohne Gegenbeweiſe verwürfe.

Das einhörnige oder Aſiatiſche Nashorn.
(Rhinoceros unicornis. Linn.)

Das Aſiatiſche Nashorn unterſcheidet ſich von dem Afrikaniſchen nicht bloß durch das einfache Horn, das vorn auf der Naſenſpitze ſteht, und bisweilen viertehalb Fuß lang iſt, ſondern auch durch die Schneide- oder Vorderzähne in jeder Kinnlade. An Größe übertrifft dies Thier auf dem feſten Lande bloß der Elephant, und an Stärke und Kraft ſteht es keinem andern Thiere nach. Das Horn hat unten an der Grundfläche 18 Zoll im Umfange, und mit demſelben vertheidigt es ſich gegen die Angriffe aller andern wilden Thiere. Der Tiger greift lieber den Elephanten, als das Nashorn an, weil er beſorgen muß, daß es ihm die Eingeweide aus dem Leibe reißt. Mit dieſem Horn ſoll es einen Stier wie einen Fangeball in die Höhe heben. Pennant führt einen Engländer an, dem ein Nashorn in Oſtindien den Bauch aufgeriſſen hatte. Glücklicherweiſe war die Verletzung nicht tödlich, und der Verwundete wurde wieder hergeſtellt.

Den Leib und die Glieder des Nashorns ſchützt eine nackte, rauhe, höckerige, und ſich in große Falten legende ſtarke Haut, die ſo hart iſt, daß nirgends eine Waffe, außer am Bauche, hindurch dringen kann. Will man daher ein völlig ausgewachſenes und ſchon bejahrtes Nashorn ſchießen, ſo ſoll man von eiſernen Kugeln Gebrauch machen müſſen, indem ſich die bleiernen auf der Haut umlegen, und platt werden.

Die Oberlippe ſcheint bei dieſem trägen Thiere die nemliche Stelle, wie der Rüſſel beim Elephanten zu vertreten; es ſtreckt ſie in Form einer länglichen Spitze über die Unterlippe hinaus, und da ſie außerordentlich biegſam iſt, ſo reißt es die Sprößlinge der jungen Pflanzengewächſe damit ab, und führt ſie nach dem Munde.

Das Nashorn iſt insgemein ein ruhiges und friedliches Geſchöpf, und thut niemand etwas zu Leide, wenn man ihm aus dem Wege geht; wenn man es aber angreift oder erzürnt, ſo wird es gewaltig wüthend und gefährlich; ja es iſt ſogar bisweilen Anfällen von Wuth ausgeſetzt, welche es nicht zu unterdrücken vermag. Diejenigen, die der König von Portugal, Emanuel, im Jahre 1513 dem Pabſte ſchickte, zerſtörten das Schiff, auf dem ſie transportirt wurden.

Ein Nashorn, das im Jahre 1743 aus Bengalen nach Europa kam, erſt 2 Jahr alt war, und deſſen Transport 6000 Thaler koſtete, fraß jeden Tag, und zwar auf 3 Mahlzeiten, 7 Pfund Reiß, unter welche 3 Pfund Zucker gemiſcht waren; außerdem bekam es noch Heu und grüne Pflanzen, auch trank es eine große Menge Waſſer. Es war von Natur ſehr friedfertig, und man konnte es bloß durch Futter wieder beſänftigen. Es war damals nicht größer, als ein Kalb.

Im Jahre 1748 zeigte man zu Paris ein Nashorn, das aus Ava gekommen war. Es war ſehr zahm, ſanft, und ſelbſt liebkoſend, und lebte vorzüglich von Heu und

Getreide. Hauptſächlich aber liebte es ſcharfe und ſtachelige Pflanzen, und dornige Baumzweige. Die Wärter gaben ihm öfters Aeſte, an denen ſich ſehr ſcharfe und ſtarke Dornen befanden, die es aber im Maule ſo zermalmte, daß ſie ihm nicht die geringſte Unannehmlichkeit zu verurſachen ſchienen. Zwar bluteten bisweilen das Maul und die Zunge, allein dies ſchien ihm die Speiſe nur um ſo ſchmackhafter zu machen, und dieſe geringen Wunden ihm bloß eine ähnliche Empfindung zu verurſachen, dergleichen auf unſern Zungen das Salz, der Pfeffer oder der Senf erregt.

Es hat ein kurzes, blödes Geſicht, aber ein feines Gehör, und einen ſcharfen Geruch. Mit einer tiefen und langangeſtrengten Aufmerkſamkeit horcht es auf jede Art von Geräuſch, und ob es ſchon frißt, liegt, oder ein anderes dringendes Bedürfniß der Natur verrichtet, ſo hebt es doch den Kopf in die Höhe, und horcht ſo lange, bis das Geräuſch aufhört.

Es lebt einſam in den dicken und ſchattenreichen Wäldern von Bengalen, Siam, Cochinchina, in den ſüdlichen Provinzen des Chineſiſchen Reichs, auf Java und Sumatra, und hält ſich in der Nachbarſchaft von Flüſſen und Sümpfen auf, in welchen es ſich gern herumwälzt.

Das Nashorn ſoll mit großer Schnelligkeit laufen, und wegen ſeiner Stärke und undurchdringlichen Haut kann es mit unwiderſtehlicher Gewalt durch die Wälder hindurchbrechen, und jedes Hinderniß beſiegen; im Vorbeigehen biegt es die kleinen Bäume wie Zweige um. In ſeiner Lebensart hat es im Ganzen viel Aehnlichkeit mit dem Elephanten.

Bisweilen machen die Aſiaten Nashorne zahm, und nehmen ſie mit in die Schlacht, um unter ihren Feinden Schrecken zu verbreiten, allein ſie ſind im Ganzen ſo unlenkſam, daß ſie mehr Unheil anrichten, als Vortheil

bringen, und es nicht ungewöhnlich iſt, daß ſie ſich in der Wuth ſelbſt gegen ihre Herren kehren.

In Siam muß man die Ochſen, und anderes Laſtvieh ſehr wohl verwahren, um ſie gegen das Nashorn zu ſchützen, das ihnen ſehr nachſtellt.

Ein Europäer wohnte in Oſtindien einer Nashornjagd bei, und erzählt: Als das Nashorn gejagt war, ging es, ohne Furcht vor der Menge der Menſchen zu verrathen, auf ſeine Feinde los, und als dieſe bei ſeiner Annäherung links und rechts auseinander prallten, ſo lief es ganz durch die von ihnen gebildete Linie, an deren Ende es auf den Statthalter ſtieß, der auf einem Elephanten ſaß. Das Nashorn fiel ſogleich über den Elephanten her, und ſuchte ihn mit ſeinem Horne zu verwunden, da hingegen der Elephant alle ſeine Kräfte aufbot, daſſelbe mit ſeinem Rüſſel zu faſſen. Endlich nahm der Statthalter die Gelegenheit wahr, wo er dem Nashorn an der einzigen Stelle, die verwundbar iſt, mit ſeinem Pfeile Eins verſetzen konnte, wodurch er demſelben den Leib durchbohrte. Hierauf fiel ſogleich alles über das Nashorn her, warf es auf einen Scheiterhaufen, und ſteckte dieſen ſogleich in Flammen. Als die Schuppen weg gebrannt und das Fleiſch gebraten war, ſchnitt man das Letztere in Stücken, und aß es auf der Stelle. Das Herz, das Gehirn und die Leber wurden als Leckerbiſſen für den Statthalter angerichtet.

In Oſtindien ißt man das Fleiſch des Nashorns; die Haut, die Zähne, die Hufe, Hörner, ja ſelbſt der Unrath werden als Arzneimittel gebraucht.

Mehrere Indiſche Fürſten trinken aus den Bechern, die ſie ſich aus dieſem Horn machen laſſen, weil ſie den Wahn haben, daß wenn das Getränk vergiftet ſei, daſſelbe in eine ſo heftige Gährung gerathe, daß es gänzlich aus dem Becher herauslaufe. Die Becher von den Hörnern der jungen Rhinoceroſſe ſchätzt man am meiſten.

Das Afrikaniſche oder zweihörnige Nashorn.
(Rhinoceros bicornis. Linn.)

Als eigenthümlichen Karakter des Afrikaniſchen Nashorns giebt Blumenbach den Mangel der Vorder- oder Schneidezähne an. Es bewohnt Afrika, beſonders den ſüdlichen Theil deſſelben. Ehemals hielt es ſich auch am Kap auf, allein es hat ſich weiter nach dem Innern des Landes zurückgezogen, ſeitdem ſich Holländiſche Koloniſten daſelbſt verbreitet, und das Land in Beſitz genommen haben. Es hat, wie Barrow behauptet, durchaus zwei Hörner, und ſeine Größe iſt nicht immer gleich. Das Kleinſte von denen, die Sparrmanns Gefährten erlegten, war von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes $11\frac{1}{2}$ Fuß lang, 7 Fuß hoch, und in der Mitte des Leibes 12 Fuß im Umfange. Das eine Horn iſt kleiner, als das andere.

Levaillant traf auf ſeiner Reiſe im Innern von Afrika zwei ſolcher Nashörner beiſammen an, wovon das eine viel größer, als das andere war. Er hielt ſie daher für das Männchen und das Weibchen. Sie ſtanden unbeweglich neben einander, hielten die Naſen in den Wind, und zeigten ihm den Rücken. Dieſe Thiere ſtellen ſich, wenn ſie ſtill ſtehen, immer gegen den Wind, um durch den Geruch zu erfahren, ob ſie Feinde zu befürchten haben. Nur von Zeit zu Zeit drehen ſie den Kopf herum, um hinter ſich zu ſehen, und ſo auf allen Seiten für ihre Sicherheit zu ſorgen; doch dauert dies Umdrehen mit dem Kopfe allemal bloß einen Augenblick. Levaillant wollte ſie ſchießen, und Einer von ſeinen Leuten erbot ſich, dies zu thun, und ſich an ſie hinzuſchleichen. Levaillant beobachtete ſie durch eine Lorgnette, und ſah jetzt zwei furchtbare Ungeheuer, die ihren häßlichen Kopf bisweilen nach ihm hinwendeten. Bald fingen ihre beobachtenden und ſcheuen Bewegungen häufiger zu werden an, und er fürchtete, ſie möchten die Unruhe ſeiner

Hunde ſchon gemerkt haben, die durchaus auf ſie los-ſtürzen wollten. Sein Gefährte ging, obſchon langſam, immer weiter vorwärts, wobei er die beiden Thiere gar nicht aus den Augen ließ. Sah er, daß ſie den Kopf umdreheten, ſo blieb er ſogleich unbeweglich ſtehen. Endlich kam er ſo nahe, daß er ſchießen konnte, worauf er das größte verwundete. Es ſtieß ein fürchterliches Geſchrei aus, und lief mit ſeinem Weibchen wüthend nach der Gegend hin, wo der Knall hergekommen war. Jetzt ſchien der Jäger verloren zu ſeyn, denn es war nichts anders zu erwarten, als daß ſie den Unglücklichen mit Füßen treten, und in Stücken zerreiſſen würden. Allein dieſer hatte ſich mit dem Bauch auf die Erde gelegt, und dieſe Liſt gelang ihm vollkommen: die beiden Thiere lieſen vor ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken, und ſtürzten gerade auf Levaillant los, deſſen Hunde ſich bei deren Annäherung ſo zerarbeiteten, daß man ſie nicht länger halten, ſondern loslaſſen mußte. Bei dem Anblick der Hunde machten die Nashörner eine Seitenwendung, und wollten entwiſchen; hier bekamen ſie aber von einem der Jäger einen zweiten Schuß, und dann wieder an einer andern Stelle einen dritten. Die Hunde fielen nunmehr mit großer Heftigkeit über ſie her, wodurch ihre Wuth immer größer wurde. Sie ſchlugen fürchterlich nach ihnen aus, arbeiteten mit ihrem Horne in den Boden, machten darin 7 bis 8 Zoll lange Furchen, und ſchleuderten einen Hagel von Steinen und Kieſeln um ſich her.

Während dieſer Zeit zogen ſich Levaillants Leute näher zuſammen, um ſie enger einzuſchließen, und alle ihre Kräfte gegen ſie zu vereinigen. Ueber die Menge Feinde, mit denen ſie ſich nunmehr umringt ſahen, geriethen ſie in eine unbeſchreibliche Wuth. Auf einmal machte das Männchen halt, bot den Hunden die Spitze, und ſuchte ihnen den Leib aufzureißen. Während es aber die

die Hunde angriff, nahm das Weibchen einen andern Weg, und entwiſchte.

Endlich ſchoſſen drei ihre Kugeln zugleich auf das Thier ab; dieſes ſtürzte nieder, und konnte ſich nicht wieder aufrichten. Obgleich es aber tödtlich verwundet war, ſo zerarbeitete es ſich dennoch jetzt, auf der Erde liegend, eben ſo, wie erſt ſtehend. Es ſchleuderte mit den Füßen ganze Haufen von Steinen um Levaillant und ſeine Leute her, und weder ſie, noch die Huude wagten ſich an daſſelbe hinan. Levaillant wollte ihm die Qualen des Todeskampfes durch eine Kugel verkürzen, allein ſeine Leute hielten ihn durch Bitten davon ab, weil ſie fürchteten, das Nashorn möchte durch eine neue Wunde noch mehr Blut verlieren, als es ſchon verloren hatte. Dieſe Leute trinken nemlich das Blut ſehr gern, und ſchreiben ihm eine große Heilkraft zu.

Kaum lag daher das Thier todt auf der Erde, ſo eilten Alle begierig herbei, um ſich eine Quantität Blut aufzufangen. In dieſer Abſicht öffneten ſie den Bauch des Thieres, nahmen die Blaſe heraus, und machten ſie leer. Als dies geſchehen war, hielt Einer von ihnen die Oeffnung an eine der Wunden, und ließ ſie voll laufen. Dieſer Zweck war bald erreicht, und Levaillant behauptet, daß man mit dem Blute, was verloren gegangen, wohl noch zwanzig Blaſen hätte voll füllen können. — Das Hauptthorn des Nashorns war neunzehn Zoll und drei Linien lang. Die Höhe des Thieres betrug 7 Fuß 5 Zoll, und ſeine Länge von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes 11 Fuß 6 Zoll.

Zu ſeiner Verwunderung fand Levaillant, daß das furchtbare Horn, mit dem das Thier ſo tiefe Furchen in die Erde riß, und ſehr große Steine wegſchleuderte, nicht in die Knochen des Kopfes eingeſenkt war, ſondern nur an der Haut ſaß, ſo daß es ſich, wenn er dieſe verſchob, mit bewegte.

Das Auge des Nashorns iſt gegen den ungeheuren Körper viel zu klein, und ſitzt auch zu tief im Kopfe. Das Thier ſieht bloß ſolche Gegenſtände, die es in gerader Linie vor den Augen hat, weil die äußere Haut über der Augenhöhle mehrere zirkelförmige Falten, und eine Art von Röhre bildet, die einige Zoll lang iſt. Daher glauben auch die Wilden, ſelbſt wenn ſie ſehr nahe bei einem Nashorne, und nur nicht in der geraden Richtung vor ihm ſtehen, völlig ſicher zu ſeyn, weil ſie das Thier alsdann nicht bemerke.

Eine beſondere Eigenheit des Afrikaniſchen Nashorns iſt die, daß es im Laufen die Erde mit ſeinem Horne aufreißt, und während es gewiſſermaßen mit den Hinterbeinen ausſchlägt, ſeinen Urin zugleich weit zurück ſpritzt.

Dieſe Thiere leben in großen Wäldern, halten ſich gewöhnlich an unzugänglichen Orten auf, wo es ihnen ſelten an Futter fehlt, ſind nicht fleiſchfreſſend, freſſen aber auch weder Heu noch Gras, ſondern leben von den Zweigen der Bäume. Beſonders ſcheint das Thier die dornigen Arten zu lieben, und ſein Hunger verſchont keinen Zweig. Es hat acht und zwanzig Zähne. In ſeinen Exkrementen fand man bisweilen unverdaute Stücken Holz, die drei Zoll im Durchmeſſer hatten. In den ungeheuren Wäldern von Habeſch giebt es Bäume, die ſehr weich und ſaftig ſind, und dieſe ſcheinen vorzüglich zu ſeiner Nahrung beſtimmt zu ſeyn. Es kann die Oberlippe außerordentlich verlängern, und auf dieſe Art die höchſten Zweige erreichen, wie der Elephant mit ſeinem Rüſſel. Mit dieſer Lippe und mit Hülfe der Zunge bricht es die obern Zweige ab, welche die meiſten Blätter haben, und frißt dieſe zuerſt; hat es nun einen Baum gänzlich ſeiner Zweige beraubt, ſo verläßt es ihn doch nicht, ſondern legt ſeine Schnauze ſo tief in den Baum, daß ſein Horn hinein geht, zerſpaltet den Stamm des Baumes, ſchneidet ihn in dünne Latten, und ver-

ſchluckt alsdann dieſe Stücke mit ſeinem ungeheuren Rachen, und zwar mit eben der Leichtigkeit, mit der ein Ochſe Kraut und Gras frißt.

Wenn man dies Thier verfolgt, oder wenn es in Angſt iſt, ſo iſt es, troß der anſcheinenden Schwerfälligkeit ſeines Körpers, und der Kürze ſeiner Beine, doch erſtaunlich geſchwind und ſchnell. Es iſt lang, läuft eine Art von Trab, der aber nach einigen Minuten immer ſtärker wird. Es iſt ungegründet, daß es auf einer Ebene ein Pferd an Schnelligkeit übertreffe; denn ich bin ohne Mühe ihm voraus gekommen, und habe dies auch von mehrern Andern geſehen, die weit ſchlechter, als ich beritten waren; und ob es ſchon nicht zu leugnen iſt, daß es ein Pferd ſehr ſelten mit dieſem Thiere aufnehmen kann, ſo liegt dies an ihrer Liſt, und nicht an ihrer Schnelligkeit. Sie laufen immer aus einem Walde in den andern, und dringen in das dickſte Gebüſch hinein. Bäume, die abgeſtorben oder faul ſind, ſtürzt das Nashorn mit eben der Leichtigkeit nieder, als ob ſie mit Kanonen niedergeſchoſſen würden; ſie fallen hinter und neben ihm nach allen Richtungen nieder; andere, die biegſamer, friſcher oder ſaftreicher ſind, beugt es durch die Schwere und Schnelligkeit ſeiner Bewegungen zurück, und wenn es vorüber iſt, ſo nehmen ſolche Bäume, wie ein grüner Zweig, wieder ihre vorige Stellung ein; wenn ſich daher der Jäger nebſt ſeinem Pferde nicht recht vorſieht, ſo wird er von dem wieder in die Höhe ſteigenden Baume gefaßt, und an die Umſtehenden geſchleudert und zerſchmettert.

Das Pferd entgeht ihm leicht, indem es ſich etwas auf die Seite beugt, und dies iſt der entſcheidende Augenblick. Der nackte Menſch, der hinter dem Reiter auf dem Pferde ſitzt, und den das Nashorn nicht bemerkt, welches bloß in dem Pferde ſeinen Feind ſieht, ſpringt mit dem Schwerte in der Hand herunter, und hauet ihn am Fuße

die Flechſen entzwei, ſo daß es weder entfliehen, noch weitern Widerſtand leiſten kann.

Das Nashorn braucht nicht bloß eine große Menge Futter, ſondern auch eine große Quantität Waſſer zu ſeinem Unterhalte. Das Land der Schangallas, das voller Wälder iſt, wird durch einen ſechsmonatlichen Regen ſo ſtark überſchwemmt, daß viele Flüſſe, Bäche, und ſtehende Seen entſtehen; und nur ein ſo waſſerreiches Land kann den nöthigen Waſſervorrath für ſolche ungeheure Thiere liefern; allein nicht bloß des Trinkens wegen ſucht es waſſerreiche und ſumpfige Gegenden auf, ſondern auch, weil es dort Schutz gegen ſeine Feinde findet. — Dieſer Feind iſt eine Fliege, welche der ſchwarze Sumpfboden erzeugt, und die das Nashorn unabläſſig verfolgt, welches ſich aber oft durch eine Liſt rettet. Wenn die Fliege nemlich in der Nacht ruht, ſo wählt das Nashorn eine bequeme Stelle, und wälzt ſich da ſo lange im Koth herum, bis es davon eine Decke über den ganzen Körper bekommt, welche ihm den folgenden Tag gegen ſeinen Feind Schutz gewährt. Die Runzeln und Falten ſeiner Haut halten dieſe Kothdecke feſt, bloß die Hüften, Schultern und Schenkel ausgenommen, wo ſie durch die Bewegung abfällt, und es den Angriffen der Fliege bloß ſtellt. Der Schmerz und das Jukken, das auf den Stich der Fliege folgt, macht, daß es ſich mit dieſen Theilen an den rauheſten Bäumen reibt, und dies iſt eine Urſache von den Blattern, welche man bei ihm bemerkt.

Im Ganzen zeigt das Nashorn wenig Liſt und Verſchlagenheit, und iſt überhaupt ziemlich träge. Sein Geruch und ſein Gehör ſind äußerſt fein, und dieſe beiden Sinne erſetzen ihm einigermaßen ſein kurzes Geſicht. Am Tage pflegt es ſtill zu liegen, wenn man es nicht etwa aufſcheucht; allein des Abends und des Morgens, vielleicht auch die ganze Nacht hindurch, geht es auf

Nahrung aus. Die Art ſeiner Fortpflanzung iſt noch nicht genau bekannt. Man hat bisweilen Junge gefangen, welche ſo zahm wurden, daß ſie aus den Händen fraßen, aber wegen ihrer Dummheit und Plumpheit konnte man ſie zu nichts brauchen.

Die Afrikaner eſſen das Nashornfleiſch gern; es iſt dem Schweinefleiſche am Geſchmacke ähnlich, das Fleiſch aber von den Alten iſt grob und hart, das von den Jungen hingegen mürbe. Das Fett kann als Butter gebraucht werden; aus der getrockneten Haut macht man in Afrika Peitſchen, Spazierſtöcke, Schilde und Panzer.

Das Fluß- oder Nilpferd. (Hippopotamus amphibius.)

Auch das Fluß- oder Nilpferd, am Kap Seekuh genannt, macht ein eigenes Geſchlecht aus, wovon es aber nur eine Gattung giebt. Es iſt ungefähr dem Rhinozeros an Größe gleich; aber noch länger, dicker und plumper. Ausgewachſen wiegt ein ſolches Thier zum wenigſten viertehalb tauſend Pfund. Der unförmliche Kopf hat die meiſte Aehnlichkeit mit einem Ochſenkopfe, die Schnauze iſt ſehr breit, und der Rachen ungeheuer weit. Die beiden Eckzähne der untern Kinnlade ſind ſo lang, daß ſie weit aus dem Rachen hervorragen, und ſo hart, daß ſie am Stahl Funken geben. Sie dienen völlig ſtatt des Elfenbeins, und übertreffen es ſogar in mancher Hinſicht. Bisweilen wiegt ein ſolcher Zahn ſechs Pfund. Die Haut iſt ſo dick und ſchwer, daß keine Flintenkugel ſie durchdringt, und ein Kameel volle Ladung daran hat. Sie iſt nur mit einzelnen Haaren beſetzt, ſieht trocken grau, wenn das Thier aber aus dem Waſſer kommt, bläulich ſchwarz aus.

Nur Afrika iſt dem Flußpferde zum Aufenthalt angewieſen, hier lebt es in allen großen Strömen. Es iſt eine wahre Amphibie; denn es ſchwimmt nicht nur trefflich, und taucht geſchickt unter, ſondern geht auch auf

dem Grunde unter dem Waſſer fort; doch muß es öfters die Naſe in die Höhe richten, um Luft zu ſchöpfen. Nur im ſüßen Waſſer hält es ſich auf. Es bleibt aber nicht immer im Waſſer, ſondern mehr auf dem Lande, wo es graſet, wie die Rinder. Gemeiniglich liegt es am Tage am Ufer im Schilf verſteckt, flieht aber, wenn der Menſch ihm zu nahe kommt, eilends ins Waſſer; denn es läuft ziemlich ſchnell. Von Natur iſt das Flußpferd ein ſanftes Thier, welches niemand beleidigt; gereizt aber bedient es ſich ſeiner Eckzähne mit großer Kraft, und wird ſehr zornig. Seine Stimme iſt dem Wiehern des Pferdes ähnlich. Das Weibchen bringt nur Ein Junges, und zwar auf dem Lande zur Welt, ſäugt es aber im Waſſer. Es nährt ſich von Pflanzen und Fiſchen.

In Afrika fängt man dieſes plumpe Thier theils in Gruben, theils erlegt man es durch den Schuß. Fett und Fleiſch werden gegeſſen, und die Haut dient zu Schilden.

VIII. Palmata
oder Säugethiere mit Schwimmfüßen.

Der Biber. (Castor fiber.)

Dieſes merkwürdige Geſchöpf, welches meißelförmige Nagezähne hat, iſt von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, und hat einen, nach Verhältniß des Körpers, kleinen Kopf, der dem Kopfe einer Ratze gleicht, eine kurze, dicke Schnauze, kleine Augen, ſcharfe und runde Ohren. Die Beine haben nur fünf Zoll in der Länge. Die fünf Finger an den Vorderfüßen ſind mit langen, ſcharfen Nägeln beſetzt, und, wie bei einer Menſchenhand, von einander abgeſondert; die Hinterfüße ſind mit einer Schwimmhaut, wie bei den Gänſen, zuſammengewachſen, und haben breite, ſtumpfe Nägel. Sein Gang iſt ſchwer-

fällig, und er kann behender ſchwimmen, als gehen. Er ſitzt gern, nach Art der Eichhörnchen, auf den Hinterfüßen, und bedient ſich zu ſeinen Verrichtungen der Vorderfüße als Hände. Der Schwanz iſt etwas über eine viertel Elle lang, einen Zoll dick, faſt wie ein breiter Karpfen geſtaltet, mit einer ſchuppenartigen Haut bedeckt, und das Fleiſch deſſelben hat einen Fiſchgeruch und Geſchmack; er trägt ihn meiſt horizontal ausgeſtreckt. Mit den Vögeln hat er dies gemein, daß er aus einer Oeffnung Koth und Waſſer von ſich giebt, und zwar ſowohl das Männchen als das Weibchen, daher beide Geſchlechter ſchwer von einander zu unterſcheiden ſind. Die Farbe der Haare iſt kaſtanienbraun und glänzend, ſelten ſchwarz und roſtfarbig, höchſt ſelten weiß. Das ganze Thier wiegt ſechzig bis ſiebenzig Pfund.

Die nördlichen Länder von Europa, Aſien, und beſonders Amerika, ſind das Vaterland des Bibers. In allzukaltem Klima dauert er nicht; noch weniger in heißem. Er flieht die Wohnungen und die Geſellſchaft der Menſchen, und zieht ſich gern in ſtille unbewohnte Gegenden zurück. So ſehr er auch die Geſellſchaft von ſeines Gleichen liebt, und ſo gern er mit ihnen den gemeinſchaftlichen Bau unternimmt, wozu ihm ein beſonderer Kunſttrieb gegeben iſt; ſo lebt er doch in den Ländern, die von Menſchen ſtark bevölkert ſind, einſam, und zeigt keine Spur von jenem bewundernswürdigen Kunſttriebe. Hier macht er ſich an Flüſſen unter der Erde eine Höle zur Wohnung zurecht, und lebt da mit ſeiner kleinen Familie ganz in der Stille. Man nennt ihn deshalb den einſamen, auch Gruben- oder Erdbiber. Sein Fell und Haar wird bei weitem nicht ſo geſchätzt, wie das vom geſellſchaftlichen Biber, weil es durch den Aufenthalt in der Erde verdirbt. Nur ſolche Erdbiber trift man jetzt noch in Europa an, und das ſchöne Schauſpiel, eine Biberkolonie in ihrem völligen Flor zu ſehen,

muß man nur in Nordamerika ſuchen. In Deutſchland hat man, wiewohl höchſt ſelten, doch auch noch kleine Verſuche von einem Biberbaue über der Erde entdeckt.

Wenn die Biber in ihren alten Wohnungen nicht mehr Raum haben, oder wenn ſie ſonſt dieſelben zu verlaſſen genöthigt ſind; ſo verſammlen ſich mehrere, zuweilen etliche hundert, um einen neuen Bau anzulegen. Die eigentliche Arbeitszeit iſt bei ihnen die Nacht. Zuerſt ſuchen ſie einen bequemen Platz an einem Fluſſe oder See, in deſſen Nähe Baumaterialien und Lebensmittel zu finden ſind. Dann fällen ſie Holz, wozu ihnen ihre ſchief zugeſchärften Vorderzähne dienen. Einen Baum von einer Viertel-Elle im Durchmeſſer fällt ein Biber in etlichen Stunden. Hierauf behauen ſie die Bäume, rollen oder flößen ſie fort, graben auch wohl erſt Kanäle zu dieſem Zweck, bringen Erde und Lehm zuſammen, und betreiben den Bau mit einer bewundernswürdigen Beachtung der verſchiedenen Orts- und Raumverhältniſſe, wodurch ſie ſich weit über die einförmigen Kunſttriebe anderer Thiere erheben. Nöthigenfalls legen ſie einen Damm im Waſſer an, zuweilen von 100 Fuß Länge, und im Grunde 10 bis 12 Fuß breit, der faſt nicht zu verwüſten iſt. Nachdem alle dieſe Voranſtalten vollendet ſind, woran die ganze Geſellſchaft gemeinſchaftlich arbeitet, ſo vertheilen ſie ſich in kleinere Haufen, um ihre Hütten zu bauen. Jede ruhet auf ſechs Pfählen, die ſie am Ufer des Fluſſes, jedoch im Waſſer, feſt einſchlagen. Sodann führen ſie zwei Fuß dicke Wände von künſtlich durchflochtenen Zweigen auf, die mit Lehm, Schlamm, und Moos ausgefüllt werden, und ſo feſt und dicht ſind, daß weder Luft noch Waſſer eindringen kann. Die Größe dieſer Hütten iſt verſchieden, je nachdem viele oder wenige Familien darin wohnen ſollen, und daran arbeiten. Man findet ſie von vier bis zehn Fuß im Durchſchnitte, und gemeiniglich mit drei Stock-

werken, wovon das unterſte unter dem Waſſer ſteht. Das Dach iſt gewölbt, und die ganze Hütte einförmig. Sie laſſen auch mehrentheils zwei Zugänge zu jeder Wohnung, einen von der Landſeite und den andern von der Waſſerſeite. Alles iſt inwendig glatt und reinlich, und der Fußboden mit Moos ausgelegt. Hier wohnen nun, nach der verſchiedenen Größe der Hütte, vier bis zwanzig Biber, und ſitzen paarweiſe, Männchen und Weibchen, beiſammen, aber ſo, daß der Schwanz faſt immer im Waſſer hängt, welches Element ihrer Fiſchnatur nothwendig zu ſeyn ſcheint. Solcher Wohnungen ſtehen 10 bis 12, auch wohl 20 bis 25 in einer Reihe neben einander. Und zu allen dieſen eben ſo ſchweren, als künſtlichen Arbeiten brauchen ſie keine anderere Werkzeuge, als welche die Natur ihnen gab. Die Zähne dienen ſtatt der Aexte und Sägen; die Vorderpfoten ſtatt der Hände; die Hinterfüße als Ruder; die Schwänze als Schaufeln und Kellen.

Ihre Nahrung iſt zartes Holz, friſche Rinde, Blätter, Knoſpen u. ſ. w. wovon ſie ſich einen hinlänglichen Wintervorrath einſammeln, und ihn in dem unterſten Stockwerke, als in einem Magazine, verwahren, worin er zugleich friſch bleibt. Sie freſſen aber auch Fiſche und Krebſe. Den Herbſt und Winter bringen ſie ruhig in ihren Hütten zu. Gegen den Anfang des Frühlings werfen die Weibchen drei bis vier Junge, und dann gehen die Männchen in's Feld, um friſche Nahrung zu genießen, beſuchen aber doch die Weibchen von Zeit zu Zeit wieder. Nach etlichen Monaten machen ſich die Mütter mit ihren Jungen auch ins Freie. Im Julius und Auguſt beſſern ſie gemeinſchaftlich ihre alten Wohnungen aus, oder bauen ſich neue, und beziehen ſie dann im September.

Die Biber ſind aber nicht nur wegen ihrer Eigenſchaften und Triebe zu bewundern, ſondern auch ihres

Nutzens wegen ſehr ſchätzbar. Zwar hat das Fleiſch derſelben einen ſchlechten Geſchmack, und wird nur von einigen wilden Völkern und in Klöſtern genoſſen; aber den Schwanz hält man doch für eine große Delikateſſe. Er wiegt ungefähr vier Pfund, und wird von Liebhabern mit einem Dukaten bezahlt. Man richtet ihn völlig wie einen Fiſch zu. Doch iſt dies der geringere Vortheil. Weit wichtiger ſind das Fell, und das Haar des Bibers. Mit den Biberfellen, die unter die koſtbarſten Pelzwerke gehören, wird ein ſtarker Handel getrieben. Der Preis richtet ſich ſowohl nach der Farbe, als nach der innern Güte des Fells. Die glänzend ſchwarzen werden am meiſten geſucht. Sonſt theilt man ſie noch in friſche, trockne, und fette ein. Friſche nennt man die, welche man von den im Winter gefangenen Bibern erhält. Die im Sommer erlegten Biber geben trockne oder magere Häute, wovon man nur die Haare zu Hüten, und dergleichen gebrauchen kann. Fette Biberfelle heißen die, welche die Wilden eine Zeitlang auf dem bloßen Leibe getragen haben, und die alſo vom Schweiße derſelben gleichſam fett geworden ſind. Man hält ſie für die beſten zu Pelzwerken. Ein gutes Biberfell gilt 9 bis 12 Thaler. Das Haar auf den Fellen iſt von zweierlei Art. Die eine iſt lang, feſt und glänzend, die andere kurz, wollicht, weich, und ſeidenartig. Wenn man nun die Haare benutzen will, ſo ſondert man jene von dieſen ab. Die langen werden dann zu Strümpfen, Handſchuhen u. ſ. w. verarbeitet; die kurzen kaufen die Hutmacher. Ein erwachſener Biber hat nicht viel über anderhalb Pfund Haare, und man bezahlt das Pfund jetzt mit 16 bis 18 Thalern.

Noch ein merkwürdiges Produkt des Bibers iſt das ſogenannte Bibergeil, welches dieſen Namen der Unkunde in der Naturgeſchichte verdankt. Denn man glaubte ehemals, daß es in den Hoden oder Geilen des

Thieres befindlich ſey. Allein man trifft es eben ſowohl bei dem Weibchen, als bei dem Männchen an, und neuere Unterſuchungen haben die Unrichtigkeit jener Meinungen vollkommen beſtätigt. Es befinden ſich nemlich in der Gegend des Afters zwei Säckchen, von der Größe eines kleinen Hühnereies, worin eine zimmtfarbige fette, mit vielen dünnen Häutchen durchwebte Materie enthalten iſt, die einen betäubenden Geruch und bittern Geſchmack hat. Bei dem Weibchen ſind die Säckchen weit kleiner. Wenn ſie abgeſchnitten ſind, wäſcht man ſie, und hängt ſie im Rauch auf, damit die Materie trocken werde, und der Verderbniß länger widerſtehe. Sie hält ſich auch ſieben bis acht Jahre, ohne daß ſie von ihrer Güte merklich verliert. Ein männlicher Biber giebt etwa vier Unzen Bibergeil. Man kann nicht gewiß ſagen, wozu es dem Thiere ſelbſt nütze, vielleicht zur Benutzung des Haars, damit das Waſſer nicht hafte. Uns aber iſt es ein wirkſames Arzeneimittel in verſchiedenen Nervenkrankheiten, in der Hypochondrie, Epilepſie u. ſ. w. Ein Kennzeichen des guten ſind die dünnen Fäſerchen, die ſich darin befinden müſſen. Aus Amerika kömmt das ſchlechteſte. Beſſer iſt das Polniſche, Preußiſche und Ruſſiſche, welches wir meiſt über Danzig erhalten.

Um dieſer beträchtlichen Vortheile willen ſollte man die Biber wohl mehr ſchonen und hegen, als wirklich geſchieht. Denn die Abnahme derſelben wird auch ſchon in Amerika von Jahr zu Jahr merklicher, welches freilich nicht zu bewundern iſt, da jährlich ſechzehn bis achtzehn tauſend getödtet werden. In Preußen hatte man ehemals ſtrenge Befehle zu ihrer Begünſtigung und Schonung, ob ſie gleich an den Waldungen und Waſſerbauen viel Schaden thun. Sie laſſen ſich zwar leicht zähmen, aber deshalb noch nicht als nutzbare Hausthiere halten.

Die Biberratze. (Castor zibethicus.)

Sie iſt zwar in Deutſchland nicht einheimiſch, ſie mag aber hier, der Verwandtſchaft und Aehnlichkeit wegen, neben dem Biber ſtehen, dem ſie an Geſtalt, Farbe, Haar und Kunſttrieb unter allen Thieren am meiſten gleicht. Doch hat ſie die Gattungskennzeichen mit den Mäuſen gemein, und vornemlich viel Aehnlichkeit mit der Waſſerratze; nur iſt ſie größer, denn ſie kömmt faſt einem Kaninchen an Größe bei. Der zunächſt am Leibe walzenförmige, in der Mitte von beiden Seiten zuſammengedrückte, und gegen das Ende ſenkrecht flache Schwanz zeichnet ſie als Art beſonders aus. Ihr Vaterland iſt hauptſächlich Nord=Amerika, wo ſie an den Ufern der Flüſſe und Seen familienweiſe wohnen, indem ſie ſich Hüttchen, wie kleine Bienenkörbe, aus Binſen flechten, und ſie dicht mit Lehm überziehen. Im Winter graben ſie ſich Hölen in die Erde, deren Eingang unter dem Waſſer iſt. Sie nähren ſich von Wurzeln und allerlei Würmern, beſonders von Blutigeln. Beide Geſchlechter haben nahe an den Zeugungstheilen zwei kleine Drüſen, worin eine nach Zibeth oder Biſam riechende Feuchtigkeit enthalten iſt. Ihr ebenfalls angenehm riechendes Fell wird zu Pelzwerk gebraucht. Es ſoll durch ſeinen Duft die Motten vertreiben.

Der Seehund, die Robbe, das Seekalb.
(Phoca Vitulina.)

So wie die Fledermäuſe den Uebergang der Säugethiere zu den Vögeln bilden, und der Wallfiſch, der Narwal und der Delphin, ein, die ſäugenden Quadrupeden an die Fiſche anreihendes Mittelglied abgeben; ſo kettet auch die Robbe, das Wallroßgeſchlecht und ihre Angehörigen, die Amphibien an die Säugethiere an, und es iſt mithin nichts natürlicher, als alle die genannten Säugethiere in eigne Ordnungen zu ſtellen, und ſie als

amphibienartige Säugethiere zu bezeichnen. Sehr begründet ſind die Merkmale dieſer Ordnung. Ihre Angehörige beſitzen das Gebiß der reißenden Thiere, ein ganz beſonders organiſirtes Auge, deſſen Achſe ſie durch den Druck der ſehr ſtarken Augenmuskeln nach Willkühr verlängern und verkürzen können, und wodurch ſie in den Stand geſetzt ſind, in zweierlei Elementen von verſchiedener Dichtigkeit und Strahlenbrechung, nemlich im Waſſer, wie in der Luft, ſehen zu können. Es fehlt ihnen, wie den Amphibien, beinahe durchgängig das äußere Ohr, und ſie können die kleine Gehöröffnung mit einer dünnen Membrane gegen das Eindringen des Waſſers verſchließen. Ihre Extremitäten ſind bei einem langgeſtreckten Körper ſehr kurz, und die Zehen an denſelben ſind durch eine Haut zu einem natürlichen Ruder vereinigt; die hintern Extremitäten ſind bei mehreren Arten ſogar ſo verwachſen, daß ſie eine Art von Hinterfloſſe oder Steuerruder bilden. Die Organe der Ernährung haben manche Eigenheiten, und die Werkzeuge des Blutumlaufes und der Reſpiration endlich eine ſo beſondere, von denen der übrigen Säugethiere ſo abweichende Bildung, daß ſie durch Hülfe derſelben, wie die Amphibien, lange unter dem Waſſer ausdauern können.

Alle dieſe Kennzeichen ſind an unſerem Seehunde ſehr hervorſtehend. Ein dicker, glatter Kopf, ohne äußere Ohren, mit einem aufgeworfenen Maule, dem Kopfe des kurzſchnauzigen Waſſerhundes nicht unähnlich, hat ihm, nebſt dem heiſeren Hundegebell, den Namen verſchafft. Aus dieſem Kopfe, mit einer karakteriſtiſchen Nackengrube, blitzen ein Paar große ſchwarze Luchsaugen feurig hervor, und ein ſtarker Bart um das Maul, das Organ des Taſtſinnes, giebt ihm eine trotzige Miene. Ein dicker, kurzer, jedoch dehnbarer Hals, verbindet den Trotzkopf mit dem langgeſtreckten, koniſch zulaufenden, gewöhnlich ſehr fetten Leibe, an welchem die kurzen Vor=

derfüße nicht ferne von dem Kopfe ſitzen, und an welchem endlich noch die mit dem kurzen Schwanze verbundenen Hinterfüße ein Steuerruder bilden, und ſolches auch abgeben. An den Füßen ſind übrigens die ſämmtlichen Zehen mit einer lederartigen behaarten Schwimmhaut verbunden, welches den Seehund zum fertigen Schwimmer und Taucher macht. Dagegen kann er ſich auf dem Lande nur deſto mühſamer und amphibienartig unbeholfen fortſchieben.

Seinen Leib, welcher eine verſchiedene Länge, von fünf bis ſieben Pariſer Fuß erreicht, bedeckt eine dicke Haut, welche mit kurzem, ſtraffen, glatt anliegenden und glänzendem Haar beſetzt iſt, und allenthalben zu Markte getragen wird. Es iſt braun, und fein-weißlich melirt. Auf dem Rücken behauptet die braune, und am Bauche die weiße Farbe den Vorrang. Nebenbei iſt dieſe Hautfarbe mit dunkleren braunen Flecken beſäet, die im Alter ſo zunehmen, daß das ſchönſte Tigerkleid zum Vorſchein kommt. —

Keine Thierart ſcheint in dem Zuſtande der Wildheit an Spielarten ſo reich zu ſeyn, als der Seehund; denn unſere Weltumſegler und andere Reiſende fanden ſchwarze, weiße, ſilberfarbige, graue, dunkelbraune, grau gelbliche, und, der Größe nach, Rieſen und Zwerge unter ihnen. Inzwiſchen iſt es noch nicht ausgemacht, ob nicht manche der angegebenen Varietäten beſonderen Arten angehören, und verwandte Thiere, z. B. der Seebär, für Robben angeſehen wurden.

Neugierde und Herzhaftigkeit ſind zwei hervorſtehende Züge in dem Naturell der gemeinen Robbe. In der Nähe der Schiffe ſtreckt ſie oft neugierig und unerſchrocken den Kopf aus dem Waſſer hervor, um das ſchwimmende Kunſtgebäude mit ſeinen Bewohnern zu beäugeln, und nicht ſelten wandelt ſie auch die Luſt an, das Ufer zu betrachten. Dieſes abwechſelnde zutrauliche

Erſcheinen auf dem Waſſerſpiegel, und ihr lebhaftes, tändelndes Umherſchwimmen mag leicht den Anlaß zu dem Mährchen von Meerjungfern, Syrenen, Tritonen u. dergl. gegeben haben. — Nur, wo der Seehund oft und ſtark verfolgt, oder wo er plötzlich überraſcht wird, verläßt ihn ſein angeborener Muth, und alsdann ergreift er auch bei einem ſtarken Geräuſch oder bei dem Anblick eines Menſchen die Flucht, auf welcher er, um ſich den Weg zur leichteren Fortbewegung ſchlüpfrig zu machen, beſtändig Waſſer ausſpeiet, und ſeinen Verfolgern bald mit den Hinterfüßen Sand, Steine, oder Schlamm entgegenſchleudert, bald ſeinen übelriechenden Unrath entgegen ſpritzt. Von Menſchen plötzlich überfallen, und in die Enge getrieben, oder mit ihres Gleichen im Kampfe, vertheidigen ſich die Seehunde, beſonders die Männchen, welche auch bei dieſer Thierart ihr Geſchlechtsübergewicht behaupten, tapfer und grimmig, weswegen man in dem Felle der Veteranen manche Narben und Spuren des beſtandenen Kampfes auffindet. Bei den Kämpfen und dem Ausbruche des Zorns ſowohl, als bei andern Affekten laſſen die ältern Seehunde ein heiſeres Gebelle, die jüngeren aber eine Art Katzengeſchrei hören.

Noch manche andere Eigenheiten will man an ihnen wahrgenommen haben. So ſollen ſie unter andern Wohlgefallen an Blitz und Donner finden, dem Feuer nachziehen, den Genuß des Menſchenfleiſches lieben, aus welchem Grunde, und weil die Phantaſie die Isländer an der gemeinen Robbe anſtatt der Hunds- und Kalbsgeſtalt eine menſchenähnliche Geſtalt erblicken läßt, ſie einen Abſcheu gegen den Genuß ihres Fleiſches, und eine beſondere Ehrerbietigkeit gegen ſie ſelbſt hegen. — Die See hat keine ſo verſchiedene Temperatur, als unſer Continent, und deswegen iſt die Robbe auch nicht an einen gewiſſen Himmelsſtrich, wie andere Säugethiere, gebunden. Man findet ſie in den verſchiedenſten Zonen, und

in allen 4 Welttheilen, doch am häufigſten in den nördlichen Meeren. Ganz begreiflich! weil ſich hier die reichhaltigſten Fiſchzüge zu ſeiner Nahrung finden, und die nördlichen Seegeſtade weniger bewohnt, minder angebaut, und weniger beſucht ſind. Die Wohnplätze des Seehundes ziehen ſich von Spitzbergen über Grönland, Island, dieſſeits des Oceans, an den Scandinaviſchen, Deutſchen, Holländiſchen, Engliſchen und Franzöſiſchen Küſten hinunter, bis an das Kap, jenſeits an den nord- und ſüdamerikaniſchen Seeufern bis an die ſüdlichſte Landſpitze des Feuerlandes, bis zum Kap-Horn, abwärts. Sie dehnen ſich über Neuholland, Neuſeeland, und die kleinern Inſeln der unermeßlichen Südſee bis zu den Eisfeldern des 60ſten und 70ſten ſüdlichen Breitegrades aus, und ſteigen über Kalifornien nach den Aleutiſchen und Kuriliſchen Inſeln hinauf, bis an die Küſten von Kamtſchatka und Sibirien, wo ſie ungemein häufig getroffen werden. Sie gehen in die großen Buſen des Weltmeeres, nemlich in das mittelländiſche, ſchwarze, rothe, weiße Meer, und in die Hudſonsbai ein, wo ſie für den Handel und die Oekonomie der Indianer überaus wichtig ſind. Sollte man hiernach nicht ſchließen dürfen, daß der Seehund nur ein Leibeigener der Meere und des ſalzigen Waſſers ſei? Dennoch iſt er der Bewohner mehrerer Land- oder Binnenſeen mit geſalzenem und ſüßem Waſſer. Er lebt in der ſalzigen Kaſpiſchen See, und im Aral ſo munter und lebensfroh, als in den ſüßen Gewäſſern des ungeheuren Baikalſees in Sibirien, des Ladoga im Europäiſchen Rußland, und den Seen Erie und Huron in Nordamerika. Nach Pallas ſoll er jedoch in den Binnenſeen minder groß, deſto mehr fett, und von verſchiedener Farbe vorkommen. Wie er dahin (zum Theil auf eine Entfernung von einigen 100 Meilen von dem Meere) gekommen iſt, wird wohl ein geologiſches Räthſel bleiben. Wenn die Robben an ihren Lieblingsorten

orten zu ſehr beunruhigt werden, ſo emigriren ſie eben ſo wohl ſüdwärts, als ſie oft inſtinctmäßig große Seereiſen nordwärts anſtellen. So ſah z. B. Langsdorf an der Küſte von Neu-Kalifornien einen ungeheuren Zug von Seehunden und Seebären in einer Ausdehnung von einigen Meilen von Nordoſt nach Südoſt ziehen, den wahrſcheinlich die Verfolgung der Ruſſiſchen Pelzjäger zur Auswanderung zwang.

In Deutſchland bewohnen die Seehunde, nach der obigen Bemerkung, die Küſten der Oſt- und Nordſee, an welchen ſie auch die Mündungen der Flüſſe beſuchen, und in dieſen zuweilen aufſteigen, wie in der Elbe ſchon geſchehen iſt. An der Oſtſee lagern ſie ſich auf den Klippen, die über den Waſſerſpiegel des Meeres hervorragen, ſo häufig und gedrängt, daß ſie nicht Platz genug haben, und man deren einige hundert vom Strande aus überſehen kann. Mit der, nach der offenen See gerichteten Schnauze bringen ſie hier die Zeit im feſten Schlafe zu, aus welchem ſie periodiſch erwachen, um mit aufrechtem Halſe umher zu wittern. Im Winter ſetzen ſie ſich auf das Eis, durch welches ſie Durchgänge und Luftlöcher von der Unterſeite nach oben, aber nicht von oben nach unten brechen können. Man trifft ſie übrigens auch in Uferhölen, bei ſtillem Wetter ganz auf dem feſten Lande, und manchmal auf offenem Meere, im Schlafe ſchwimmend an.

Fiſche, beſonders Häringe, ſodann die Lachs- und Perſcharten machen ihre Hauptnahrung aus, auf welche ſie als wahre Korſaren beſtändig kreuzen. Sehr oft theilen aber die Möven, und andere geflügelte Partheigänger ihre mühſam eroberten Priſen mit ihnen. — Auch Gewürme hat man ſchon in ihrem Magen gefunden, und es iſt wahrſcheinlich, daß alles Animaliſche darin eben ſowohl verdaut werden kann, als der Seetang (Fucus), und andere Meerkräuter.

Die Männchen kämpfen oft ſehr hitzig mit einander um den Beſitz der Weibchen, ſelbſt auf Tod und Leben. Die Paarung iſt an keine feſte Zeit gebunden, weil die Seehunde in den verſchiedenſten Himmelsſtrichen und Klimaten leben; ſie geſchieht inzwiſchen am häufigſten im April, die Weibchen werfen höchſtens 2 Junge im Februar. Die Jungen, welche auf einer Eisklippe, Eisſcholle, oder an dem unbeſuchten Strande ein froſtiges Wiegenbett finden, werden von ihren Müttern, aufrecht ſitzend, oder in der See ſtehend, 14 Tage lang geſäugt, und von beiden Eltern ſorgfältig bewacht. Sie haben anfänglich längere, gelblich weiße Haare, vertauſchen ſolche aber nach 4 Wochen mit ſolchen von gewöhnlicher Farbe und Länge. Sie laſſen ſich aufziehen und zähmen, ſo daß ſie, wie andere Hausthiere, dem Rufe des Menſchen folgen. —

Die Seehundsjagd findet auf zweifache Weiſe ſtatt. In den cultivirten, oder wenigſtens von cultivirten Nationen beſuchten Ländern, pürſcht man das ſchwimmende Wild mit Büchſen und Jagdflinten ächt weidmänniſch, und dies geſchieht nicht nur an den Küſten des Europäiſchen Continents, ſondern auch auf der Inſel Island, ſodann in Nordamerika, und auf den Inſeln des Katharinen-Archipels, und in Kamtſchatka, wo von den Ruſſiſchen Promüſchleniken alljährlich viele tauſend Seehunde und Seebären ſowohl geſchoſſen, als erſchlagen werden. Daß ſie gut getroffen ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt, indem ſie theils ein zähes Leben haben, theils ihre dicke Haut, und das aufliegende Fett einen Talisman der Kugelfeſtigkeit abgeben, und theils ihr Aufenthalt zur Nachſuche bei einem Anſchuß unzugänglich iſt. Doch ſollen in Kanada angeſchoſſene Seehunde von eigends dazu abgerichteten großen Hunden, 6 bis 7 Klafter tief aus dem Grunde hervorgeholt werden. Immerhin bleibt aber die Zahl der geſchoſſenen Seehunde die geringſte; ungeheuer

iſt hingegen die Menge, die alljährlich im Norden von Europa, Aſien und Amerika erſchlagen, gefangen und harpunirt werden. Eine eigene Klaſſe von Aasjägern, die Spitzbergiſchen und Grönländiſchen Robbenſchläger, ſuchen die Seehundshorden — Rudel darf man ſie wohl nicht heißen — auf dem Eiſe und dem Strande auf, ſuchen ſie von dem Meere abzuſchneiden, und wekken ſodann die harmloſen Schläfer ſehr unſanft auf, um ſie mit ihren, an dem untern Theil mit Eiſen beſchlagenen Keulen durch einen Schlag auf die empfindliche Schnauze in dem Todesſchlaf zu verſetzen. Auf ſolche Weiſe werden oft in einem Tage 2 bis 300 Stück erlegt. Fällt die Beute der Wallfiſchjäger nicht ergiebig aus, ſo nehmen auch dieſe an der Robbenjagd Antheil, und ſuchen vereint mit den Robbenſchlägern ihre Thranfäſſer mit Seehundsſpeck zu füllen, ſo daß die Seehunde auch durch die Harpune oder den Wurfpfeil erlegt werden. Außerdem wird ihnen auch auf Island, Grönland, an der Küſte von Labrador, und auf den Aleutiſchen Inſeln mit Pfeilen, Netzen und Gruben nachgeſtellt.

Der Menſch iſt alſo des Seehunds ärgſter Feind; denn von den Raubthieren würgt nur zuweilen der weiße Bär und der unerſättliche Hai einen Seehund. Nicht bloß unſern nordiſchen Brüdern, ſondern auch uns liefert dies Thier manche Artikel des Luxus und des Bedürfniſſes. Der Weidmann hält eine Winterkappe, eine zierliche Jagdtaſche, einen niedlichen Tabacks-Beutel, oder gute waſſerdichte Jagdſtiefeln von Seehundsfellen in hohen Ehren. Sehr häufig werden dieſe Felle zu Kofferüberzügen, Pferdedecken, Muffen, Handſchuhen und anderem Geräthe verarbeitet. Wie vieler Robben-Thran wird bei uns für Wallfiſch-Thran verbraucht, und wie oft war die Robbe für ausgehungerte Schiffbrüchige oder verſchlagene Seefahrer die Rettung vom Hunger-Tode? — Betrachten wir die Oekonomie der Polarbewohner, der

Grönländer, der Labradoriſchen Eskimo's, der Aleuten und Kamtſchadalen, deren ganze Exiſtenz zum Theil an dieſes Thier geknüpft iſt, ſo muß man ſtaunen über ſeine Nutzbarkeit. Ihnen giebt das Fleiſch des Seekalbes, ſo wie auch der eingeſalzene Speck ein ſo willkommenes ſchmackhaftes Gericht, als uns der Braten von einem Wildkalbe. Der Thran iſt ihnen ein Labetrunk, und giebt überdies die Materie zur Beleuchtung und Erwärmung ab. Aus den Fellen verfertigen ſie ſich ihre ganze Kleidung, Riemerwerk, Teppiche, und die Ueberzüge zu ihren leichtgebauten Kanots, Baidaren, oder Kähnen, ſo wie zu ihren Hütten. Manche Eingeweidetheile werden zu Gefäßen für die Aufbewahrung von Flüſſigkeiten, die Gedärme zu waſſerdichten Regenkleidern und halbdurchſichtigen Fenſterſcheiben verarbeitet. Aus den Knochen werden die Nähnadeln, aus den Sehnen der Zwirn dazu genommen, und beide werden überdies zu allerlei anderem Geräth verwendet. Selbſt die Bartborſten müſſen, wie bei uns die Straußfedern, Putz abgeben, und werden nebenbei von den Seehundsjägern als Jagdtrophäen, wie die Steinbocksbärte von den Gemſen-Jägern in der Schweiz, getragen. Kurz, es bleibt kein Theil dieſes Thieres ungenützt; und ſo befriedigt alſo ein unanſehnliches Geſchöpf alle Bedürfniſſe dieſer genügſamen Nordländer, die ſich bei einem Ueberfluſſe von Seehunden überglücklich fühlen, während uns weichlichen Südbewohnern die Produkte aller vier Welttheile zu unſeren wirklichen und erkünſtelten Bedürfniſſen kaum zureichen wollen.

Der Seebär. (Phoca ursina.)

Ehemals glaubte man von allen Landthieren ähnliche Geſchöpfe im Meere zu finden; daher benannten die frühern Seefahrer gewiſſe Seethiere nach den Landthieren, mit welchen ſie die größte Aehnlichkeit zu haben ſchienen, und ſo entſtanden die Benennungen: Seehund, Seebär,

Seelöwe, Seekuh ꝛc. Der Seebär iſt, wie der Seehund, eine Robbe, und ſollte daher wegen ſeiner wirklichen oder eingebildeten Aehnlichkeit mit dem gemeinen Bären, eigentlich Bärenrobbe heißen. Der Geſtalt nach gleicht ſein Körper dem des Seehundes; denn er iſt ebenfalls nach hinten ſtark verdünnt; allein der Seebär iſt viel größer: ſeine Länge erſtreckt ſich bis auf 8, und ſein Umfang am Vordertheile auf 5 Fuß. Gewöhnlich wiegt ein ſolches Thier 800 Pfund. Die Schnauze iſt der eines Mopshundes ähnlich, und, wie bei den übrigen Robben, mit Bartborſten beſetzt; das rauchharige Fell ſieht gemeiniglich ſchwarz oder aſchgrau aus.

Dieſe Thiere bewohnen die Meeresgegenden ſowohl gegen den Nord- als Südpol hin, aber auch in der Nähe des Aequators. Sie pflegen im Herbſt die ſehr kalten Gegenden zu verlaſſen, und nach wärmeren zu gehen. An manchen Küſten trifft man ſie in ſo großer Menge, daß ſie große Plätze ganz bedecken. Sie leben familienweiſe beiſammen, und manche Familien beſtehen aus 120 Stükken; denn es giebt Männchen, deren eins 40 bis 50 Weibchen hat. Was von der Plumpheit und Langſamkeit des Seehundes auf dem Lande, und von ſeiner Geſchicklichkeit im Schwimmen geſagt iſt, gilt auch vom Seebären. Auch dieſe ſchlafen gern auf den Klippen und an den Küſten. Hiebei hat man das ſonderbare Schauſpiel, daß ſie öfters aufwachen, die Köpfe in die Höhe recken, ſich einander bewunderungsvoll anſehen, auf einmal ein entſetzliches Gebrüll erheben, und ſich dann wieder niederlegen.

Zur Zeit der Begattung, oder auch, wenn eins dem andern zu nahe kommt, fallen blutige Kriege unter den ſonſt plumpen und trägen Männchen vor. Wenn ein Paar ſtreiten, fahren ſie wüthend auf einander los, und jeder ſucht die Herrſchaft zu behalten. Die übrigen ſehen dem Streit ſo lange zu, bis der eine überwunden iſt.

Jetzt nehmen ſie ſich des Beſiegten an, und ſcheinen gleichſam Friede ſtiften zu wollen; allein darüber werden mehrere uneins, und nun entſteht ein allgemeines Treffen, worin ſie ſich mit den ſtarken Zähnen große Wunden reißen. — Sie beißen erſtaunlich ſcharf. Ihre Nahrung kommt mit der des Seehundes überein. Das Weibchen bringt ſelten mehr, als 1 Junges, welches von der Mutter mit großer Sorgfalt bewahrt werden muß, wenn ſie ſelbſt vom Vater keine Züchtigung erleiden will. Dieſer hegt zu den Kindern ſeiner verſchiedenen Weibchen eine ſo große Liebe, daß er bei dem Verluſt eines derſelben in tiefe Traurigkeit verſinkt, und ſogar Thränen vergießt. Weinen ſollen die Seebären auch, wenn ihnen Unrecht geſchieht, und ſie nicht im Stande ſind, die Beleidigung zu rächen. Sie fürchten ſich vor den Seelöwen, und fangen in ihrer Gegenwart nie Streit unter ſich an, weil dieſe ſich zum großen Nachtheil der Seebären einmiſchen.

Den Thran dieſer Thiere kann man eben ſo benutzen, wie von Seehunden; die Felle ſind nicht ſonderlich zu gebrauchen. Von jungen Thieren ſoll das Fleiſch gut ſchmecken.

Der Seelöwe. (Phoca cristata et jubata.)

Den Namen Seelöwe führen zwei Robben-Gattungen. Das eine iſt der glatte, und das andere der gemähnte Seelöwe. Beide Thiere kommen an Geſtalt dem Seehunde bei, und werden von verſchiedener Größe, nemlich 15 bis 20, und mehrere Fuß lang angetroffen. Der glatte Seelöwe hat auf der Naſe eine runzliche häutige Kappe, die er im Zorne aufblaſen kann. Bei der andern Gattung hat das Männchen eine zottige Mähne im Nakken. Braun iſt die gemeine Farbe beider Gattungen; es giebt aber auch gefleckte. Beide bewohnen ſowohl die nördliche, als ſüdliche Halbkugel, und ſind gemein an den

Küſten von Neuſeeland, Neugeorgien, den Falklandsinſeln, um Grönland u. ſ. w. Das Meer iſt ihr eigentlicher Aufenthalt, ſie kommen aber auch häufig an's Land, und lagern ſich daſelbſt heerdenweiſe. Obgleich ihr Gang ſchleppend iſt, ſo bewegen ſie ſich dennoch ſchnell genug fort. Im Schwimmen ſind ſie ſehr geſchickt. Sie brummen wie Ochſen, und laſſen bisweilen auch eine Art von Grunzen hören. Die gemähnten Seelöwen brüllen in der Wuth fürchterlich. Sie ſind inſonderheit große Feinde von den Seebären, mit denen ſie nicht ſelten handgemein werden. Da die Seebären ſchwächer ſind, ſo unterliegen ſie im Kampfe. Auch unter ſich ſtreiten die Seelöwen, und zwar beide Gattungen nicht ſelten, und reißen ſich mit ihrem furchtbaren Gebiß tiefe Wunden, ſo daß das Meer vom Blute gefärbt wird.

Beide ſind ſehr träge Thiere, welche meiſt den ganzen Tag an der Küſte mit Schlafen zubringen. Des Abends begeben ſie ſich in's Meer, um ihrem Raube, Seehunden, Waſſervögeln und Fiſchen nachzugehen. Das Weibchen des gemähnten Seelöwen bringt 1, das des glatten 2 Junge auf einmal. Von beiden iſt das Fleiſch thranig, denn beide führen eine erſtaunliche Menge Thran, der wie vom Wallfiſch benutzt wird.

Die Otter. (Lutra.)

Oben und unten haben dieſe Thiere 6 Vorderzähne; an jeder Seite einen gekrümmten eckigen Seitenzahn, oben und unten 5 Backenzähne, die ſpitzig und zackig ſind. Die Füße haben Zehen, die durch eine Schwimmhaut verbunden ſind, und unbewegliche Krallen haben. Ueberhaupt unterſcheiden die Lebensart, die Nahrung, welche aus Fiſchen beſteht, beſonders aber die Schwimmfüße, und eine Falte unter dem Geſchlechtsgliede, die Arten dieſer Gattung hinlänglich von den Thieren der vorhergehenden. Sie leben am Waſſer, ſchwimmen auch unter demſelben,

können aber nur kurze Zeit darin aushalten. Ihre Fährten werden wegen der Schwimmhaut zwiſchen den Zehen ſehr merklich.

Die Fiſchotter. (Lutra vulgaris.)

Sie hat einen Schwanz, der halb ſo lang, als der Körper iſt. — Dies Thier, das ſich in den nördlichen und gemäßigten Gegenden der ganzen Erde einzeln aufhält, wird in Thüringen nicht ſelten an den Flüſſen und Teichen angetroffen, beſonders an Waldflüſſen, die ihren Lauf durch felſige Gegenden nehmen. Es gleicht der Geſtalt nach einer Waſſerratte. Seine ganze Größe beträgt 2 Fuß 8 Zoll, die des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll, und die Höhe 1 Fuß 2 Zoll. Der Kopf iſt klein, breit und flach; die Schnauze breit und kurz; die Oeffnung des Mauls klein; die Lefzen ſind dick, mit ſtarken Muskeln, und beſtimmt, das Maul beim Untertauchen feſt zu verſchließen, der untere Kinnbacken iſt ſchmäler und kürzer, als der obere; die Naſe ſtumpf, breit, nicht an die Spitze der Schnauze reichend, und das Gebiß dem Marder ähnlich. Der Mund iſt mit 3 Zoll langen Borſtenhaaren beſetzt. Die Augen ſind klein, braun, und nahe an die Ecken des Mundes geſtellt, auch mit einzelnen Fühlhörnern verſehen. Die Ohren ſind kurz, rund, und ſtehen niedriger, als die Augen. Den Kopf trägt es niedergeſenkt. Der Hals iſt kurz, und ſo ſtark, daß er einen Theil des Kopfes auszumachen ſcheint, der Leib langgeſtreckt und dick, wie bei einem Dachs, und der Schwanz, welchen es ſchief nach ſich zieht, iſt am Leibe dick, und läuft allmählig ſpitziger aus. Die dicken kurzen Beine haben 5 ſcharfbewaffnete, mit einer Schwimmhaut eingefaßte, gleiche Zehen ohne Daumen.

Die Haare ſind theils kurz, und ſo weich, wie Seide, theils lang und harſch. Sie ſind im Grunde grau und weiß, und auf dem Oberleibe an den Spitzen kaſtanien=

oder dunkelbraun, an den Beinen lichtkaffeebraun, an dem Unterleibe, oder an der Kehle, Bruſt und Bauch bleiben ſie gräulich. Im Winter iſt die Farbe dunkler, als im Sommer, und im Alter gelblicher, und der Kopf grau. An der Naſe und unter dem Kinn befinden ſich noch überdies einige lichte Flecken. Außerdem ſtehen die Haare dicht, glänzen, nehmen nur bei Verwundungen, und bei dem Tode des Thieres Waſſer an, und ſitzen in einer Haut, die ſo feſt iſt, daß auch kein Hund, wenn er gleich das Fleiſch und die Knochen des Thiers mit ſeinen Zähnen zermalmt hat, einen Riß in dieſelbe zu beißen im Stande iſt. Seine Elektrizität iſt außerordentlich, und übertrifft faſt den Balg der wilden Katze, daher auch die Jäger das Thier, wenn es des Nachts durch durch das Waſſer ſchwimmt, an ſeinem leuchtenden Körper entdecken können.

Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch den ſchlanken Bau, und die hellere Farbe, hat 4 Brüſte am Unterleibe, und unter dem Geſchlechtsgliede eine Falte, welche die Geſtalt eines Sacks hat.

Dieſes Thier iſt vor allen andern ſehr menſchenſcheu, indem es ſchon in einer Entfernung von 1000 Schritten, wenn es Jemanden mit ſeinem ſcharfen Geſicht und Geruch bemerkt, mit der größten Schnelligkeit in ſeine Höle ſchlüpft; übrigens iſt es wild, boshaft und liſtig, und kein Thier vertheidigt ſich mit mehr Herzhaftigkeit, es hat aber auch keins einen ſchädlichern Biß, als die Fiſchotter. Sie kann auch außerhalb des Waſſers ſchnell genug laufen. Sechszehn Jahre ſind ihr höchſtes Alter.

Ihre Wohnungen ſchlagen die Fiſchottern unter der Erde, an den Ufern der Flüſſe, und zwar gern an Forellenbächen, in felſigen Gegenden auf. Sie graben ſich ihre Hölen, (Bau, Burg) nicht ſelbſt, ſondern erweitern und bauen nur natürliche, vom Waſſer ausgeſchwemmte Löcher unter den Ufern oder unter den Wurzeln der

Bäume aus. Beſonders halten ſie ſich gern unter den ausgemauerten Flußbetten auf. Dieſe Wohnung machen ſie ſich durch Wühlen und Abbeißen der Wurzeln, wo es nöthig iſt, unter dem Waſſer, nach der Oberfläche der Erde zu, um trocken liegen zu können, mit, oder ohne Luftloch bequem. Ein ſolcher Bau iſt niemals über 4 bis 5 Fuß tief, und da ſie ſich bald in dieſer, bald in jener Gegend aufhalten, je nachdem ſie einen großen oder kleinen Vorrath von Fiſchen antreffen, ſo haben ſie auch allenthalben Wohnungen, wo ſie ſchlafen können. An Teichen wohnen ſie ſelten, um nicht entdeckt zu werden, und in kleinen Gewäſſern halten ſie ſich nicht lange auf, weil ſie dieſe bald ausgezehrt haben. Leben ſie in Gegenden, wo es leere Dachs- und Fuchshölen giebt, ſo ſuchen und wählen ſie dieſelben zu ihrem Aufenthalte, und ſollten ſie 600 Schritte weit vom Waſſer entfernt ſeyn. Der Ort ihres Aufenthalts riecht allezeit widrig, nach den Ueberbleibſeln von Fiſchen, die ſie nicht verzehren können.

Die Fiſchottern nähren ſich von Fiſchen, Krebſen, Fröſchen und Waſſermäuſen, und es iſt ungewiß, ob ſie im Nothfall auch Baumrinde und Gras freſſen. Vielleicht freſſen ſie letzteres, wie mehrere Raubthiere, bloß aus Muthwillen, oder als Arznei-Mittel zur Reinigung ihres Magens, und um die mitverſchluckten Gräten in daſſelbe einzuwickeln, damit ſie die Gedärme nicht verletzen. Sie ſchwimmen dem Strom oder Wind entgegen, und bleiben ſo lange unter Waſſer, als ihr Odem dauert, worauf ſie ſich mit dem Kopfe wieder über's Waſſer erheben, um neuen Odem zu ſchöpfen, und die Witterung von Menſchen, und ihren Feinden, den Hunden, aufzufangen. Denn ſie können nicht lange unter dem Waſſer bleiben, da ihnen die eiförmige Höle der Amphibien zwiſchen den Herzkammern fehlt. Sie durchfiſchen wohl 3 Stunden weit von ihrer Wohnung einen Fluß ſtrom-

aufwärts, und beſuchen in dem Umfang einer Meile alle Flüſſe und Teiche, indem ſie den Zu- und Abflüſſen nachgehen, und haben hier unter den Ufern im Nothfall ihre ſicheren Schlupfwinkel. Einen Teich, ſonderlich einen Satzteich, können ſie in kurzer Zeit gänzlich ausleeren. Forellen und Krebſe ſind ihre liebſte Speiſe. Daß die Krebſe einen großen Feind an ihnen haben, ſieht man an ihrem Unrath, der immer Krebsſchalen enthält. Sie entledigen ſich deſſelben außerhalb des Waſſers, weil ſich die Fiſche, durch den Geruch deſſelben gereizt, vor ihren Feinden verbergen würden, und er wird alſo von ihnen auf die, aus dem Waſſer hervorragenden, Stöcke und Steine gelegt. Hier lauern ſie auch oft den Fiſchen auf, und gleiten, wenn ſie einen bemerken, ſo ſchnell, wie die Enten, in's Waſſer. Sie können ſich auf der Oberfläche des Waſſers liegend erhalten, und ſteigen nur in die Tiefe, wenn ſie ihren Raub gewahr werden. Sobald die Fiſche ihren Feind bemerken, fliehen ſie ſogleich unter das Ufer, oder unter einen Stein, wodurch ſie eben dieſen Raubthieren zur Beute werden; daher wiſſen die Ottern ſie auch dazu zu nöthigen, indem ſie mit ihrem dikken Schwanz etlichemal in's Waſſer ſchlagen, ſo daß die Fiſche dieſe Zufluchtsörter ſuchen, und ſich ihnen überliefern müſſen. Die kleinen Fiſche verzehren ſie im Waſſer, mit herausgeſtrecktem Kopfe, ganz, die großen aber faſſen ſie mit ihrem ſcharfen Gebiß bei der Bruſt, und tragen ſie auf's feſte Land, freſſen nur das Fleiſch, und laſſen den Kopf und Rückgrat liegen. Den Winter über ſuchen ſie auf dem Eiſe die aufgeeiſten Löcher auf, ſchwimmen unter denſelben ihrer Nahrung nach, und wiſſen ſehr gut das folgende Eisloch, wenn es nicht über 100 Schritt weit entfernt iſt, oder dasjenige, wo ſie hineingegangen ſind, wieder zu treffen. Sie gehen an ſolche Orte, wo ſelten Menſchen hinkommen, bei Tag und Nacht

auf den Fang aus, an andern Orten aber vorzüglich des Nachts beim Mondenſchein.

Man fängt ſie vorzüglich mit ſtarken Tellereiſen, welche man vor ihren Bau, oder an den Orten, wo ſie aus= und einſteigen, entweder unter das Waſſer, oder unter Schnee und Sand verbirgt, und an einer Kette befeſtigt, die an einen Baum gebunden, oder mit einem Gewichte von 50 bis 60 Pfund beſchwert wird, und in's Waſſer reicht, damit ſie ſich gleich, nachdem ſie ſich gefangen haben, in's Waſſer ſtürzen und erſaufen, und die Eiſen nicht beſchädigen, oder ſich losbeißen. In der letzten Abſicht ſtellt man auch gern 2 Eiſen neben einander, damit ſie nemlich, wenn ſie ſich in dem einen fangen, und ſich losbeißen wollen, darüber in das andere gerathen. Man kann die Eiſen mit wilder Katzenmünze, Baldrianwurzel, Bibergeil u. dergl. (als Witterung) beſtreichen. Außerdem bemächtigt man ſich derſelben noch mit einem, beſonders dazu geſtrickten ſackförmigen Garn, das man in's Waſſer legt. Man ſtellt daſſelbe ſo auf, daß eine Perſon es an einer Leine hält. Die Otter wird alsdann durch einen Otterhund aus ihrem Bau oder aus dem Waſſer hineingetrieben, und, wenn ſie in den Sack kömmt, durch die Leine herausgezogen und todtgeſchoſſen. Der Balg, der Sommer und Winter ſeine Güte behält, da ſie ſich nur im Herbſte unmerklich hären, iſt wegen ſeines ſchönen Glanzes, der lange dauert, und ſich durch keine Witterung wegwiſchen läßt, ein ſehr koſtbares Rauchwerk. Die Kürſchner machen Muffen, Strümpfe und Schuhe daraus, und verbrauchen ihn auch zu Mützengebrämen, und ſonſt zu vielerlei Verbrämungen. Die feinen Haare geben Hüthe, die für beſſer gehalten werden, als die Kaſtorhüthe. Aus den Schwanzhaaren werden Pinſel verfertigt. In Thüringen wird ein gewöhnlicher Balg mit 12 Thalern, und ein großer mit 16 Thalern vom Kürſchner bezahlt. Die Bälge der

Fiſchottern, welche an kleinen Flüſſen ſich aufhalten, ſollen einen großen Vorzug vor denjenigen haben, welche an großen Flüſſen und Seen wohnen. Aus Virginien und Kanada kommen die beſten, und heißen, wegen ihres ſchönen Glanzes, Spiegelottern.

Der Nörz. (Lutra minor.)

Die gleichen Zehen ſind rauh, und mit einer Schwimmhaut verbunden; der Mund iſt weiß. — Dieſes kleine Waſſerthier, das in den nordöſtlichen Theilen von Europa, vorzüglich in Polen, Finnland, Rußland, oſtwärts in dem nördlichen Aſien, und in den mittlern Provinzen von Nordamerika angetroffen wird, iſt in Deutſchland ſelten. Es hat faſt die Größe und Geſtalt eines Marders, iſt aber kürzer, und ſtärker von Haaren. Die Länge des Körpers beträgt noch nicht 2 Fuß, und der Schwanz iſt halb ſo lang.

Der Kopf iſt oval platt, die Schnauze länglich. Die Vorderzähne ſind, wie bei der vorigen Art; Backenzähne oben 4; unten 5 auf jeder Seite. Die Augen ſind klein, länglichrund, ſchwarz; die Ohren rundlich; der Hals lang, und ſo dick, als der Kopf. Der Leib wird nach dem Ende zu immer dicker. Der Schwanz iſt hinterwärts zugeſpitzt. Die Beine ſind kurz, und die vordern länger, als die hintern. Die Schwimmfüße ſind haarig und breit. Der Umfang des Mauls, das Kinn und die Spitze der Schnauze ſind weiß; der Scheitel zuweilen mit weißen Haaren untermengt, ſonſt hellbraun; die Ohren ſchwarz; der übrige Leib im Grunde wollig und lichtbraun, mit längern dunkelbraunen oder ſchwärzlichen Haaren bedeckt; die Schwanzhaare viel länger und ſchwärzer, als die übrigen. Es giebt, wenn es gereizt wird, einen unerträglichen Geſtank von ſich.

Er wohnt, wie die Fiſchotter, an den Ufern der Gewäſſer, in ſelbſt gemachten Löchern, oder hohlen Bäu-

men, und liebt beſonders waldige Gegenden, wo das Waſſer im Winter nicht gänzlich zufriert.

Er nährt ſich von Fiſchen, Fröſchen, Waſſerkäfern, Schildkröteneiern, frißt die Krebſe vorzüglich gern, und ſoll den Ratten ſehr nachſtellen. Auf den Teichen und Flüſſen, und außer denſelben ſoll er den Enten, Gänſen und Vögeln nachgehen, und ſich ſogar des Nachts in die Hühnerhäuſer, wie der Iltis, ſchleichen, die Hühner todtbeißen, und ihnen bloß das Blut ausſaugen. Er kann zahm, und zu einem Hausthiere gemacht werden. Man fängt ihn auch unter aufgeſtellten Fallbalken, an welche man Fiſche, Krebſe, kleine Vögel oder Fleiſch zur Aetze anmacht.

Die Feinheit des Balges iſt ein wenig geringer, als die des Zobels, und er wird zu Gebrämen an Mützen, zu Aufſchlägen, und zu Ueberzügen über Weſten gebraucht. Er kömmt beſonders aus Polen und Virginien, und das Zimmer koſtet vierzig bis funfzig Thaler. Die Ratten ſollen einen großen Feind an ihm haben. Er untergräbt die Wälle und Dämme der Flüſſe. Er wird auch kleine Fiſchotter, Sumpfotter, kleine Sumpfotter, Nerz, Krebsotter, und um Göttingen, wo er einzeln an der Leine angetroffen wird, Steinhund, genannt.

Die Seeotter, Meerotter. (Lutra marina.)

Die **Seeotter** findet man an der Küſte von Kamtſchatka, und ſie bewohnt auch die Berings-Inſel, die Aleuten und die Fuchsinſel. Im Ganzen aber iſt ſie bloß auf wenige Breitengrade eingeſchränkt. Man kann ſie eigentlich für kein Seethier halten; zwar geht ſie ins Waſſer, aber ſie hält es darin nicht lange aus, ſondern muß Luft ſchöpfen. Ihre meiſte Zeit aber bringt ſie am Ufer zu. Sie iſt nicht ſo boshaft, als die Flußotter; ſie kann gut ſchwimmen, und läuft auf dem Lande ziemlich hurtig. Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen, Krebſen,

und allerlei Conchylien. Das Gewicht der größten Seeottern beträgt 70 bis 80 Pfund.

Der Naturforſcher Steller ſagt, daß man die Seeotter bisweilen in Netzen fängt; wenn ſie aber hinein gerathen iſt, überfällt ſie eine ſolche Angſt, daß ſie ſich die Vorderfüße abbeißt. Auf der Beringsinſel lagen ſie in ganzen Schaaren überall am Ufer, und fürchteten ſich nicht vor dem Menſchen, vielmehr verſammelten ſie ſich um ihn, und verließen den Ort nicht eher, bis viele von ihnen erſchlagen worden waren, wodurch ſie dann erſt die Gefahr kennen lernten, und ſich durch die Flucht zu retten ſuchten. Sie ſpielen wie die Affen, und übertreffen an Munterkeit, Spielen und Laufen alle andere Amphibien. Das Thier läuft ſehr ſchnell und liſtig, indem es bei ſeinem Laufe viele Umwege macht. Sieht es aber, daß es vom Meere abgeſchnitten iſt, und wird es gezwungen, ſtille zu ſtehen, ſo macht es einen krummen Rücken, ſprudelt wie eine wilde Katze, und thut, als ob es auf ſeinen Feind losſpringen wolle. Oft fielen ſie auf einen einzigen Schlag, und ſtellten ſich, als ob ſie todt wären; ſobald ſie aber ſahen, ſagt Steller, daß wir mit andern zu thun hatten, ſo liefen ſie ſchnell davon, daher wir ſie für ſehr ſchlau hielten. Bisweilen trieben wir ſie zuſammen, ohne die Abſicht, ihnen ſchaden zu wollen, und griffen nach unſern Keulen, dann warfen ſie ſich ſchmeichelnd nieder, ſahen ſich nach allen Seiten um, und krochen langſam zwiſchen uns hin, wie die Hunde, ſobald ſie ſich aber außer Gefahr ſehen, nehmen ſie mit ſtarken Sätzen den Weg nach dem Meere zu. Wenn ſie der Keule des Jägers entronnen ſind, machen ſie allerlei luſtige Gebehrden, ſehen ihn ſteif an, und halten den einen Fuß über den Kopf, als ob die Sonnenſtrahlen ihnen beſchwerlich fielen.

Das Weibchen trägt ſeine Jungen auf dem Lande ſowohl, als auf dem Meere, im Munde; wenn ſie aber

auf der See ſchlafen, ſo halten ſie dieſelben zwiſchen den Vorderbeinen, wie eine Mutter ihr Kind zu halten pflegt. Sie werfen ſie auch in's Waſſer, um ſie ſchwimmen zu lehren, nehmen ſie aber, wenn ſie müde geworden ſind, wieder auf, und küſſen ſie, wie es die Menſchen thun. Wenn die Mutter am Lande ſchläft, ſo hält das Junge, das alsdann auf ihrer Bruſt, oder in ihren Armen liegt, während der Zeit Wache. Die Seeottern lieben ihre Jungen außerordentlich; man mag ſie zu Lande oder zu Waſſer verfolgen, ſie werden nie anders, als in der äußerſten Noth, wenn ſie ſelbſt in Lebensgefahr ſind, ihre Jungen, die ſie im Maule tragen, fallen laſſen. Auf die Art werden ſie oft erſchlagen, ob ſie ſchon hätten entkommen können.

Oft habe ich, erzählt Steller weiter, mit Vorſatz die Jungen weggenommen, und die Mutter nicht todt geſchlagen. Dann wehklagten ſie vor Betrübniß, wie ein Menſch, und folgten mir lange Zeit nach, als ich einmal mit zwei Jungen wegging. Sie riefen die Jungen mit einer Stimme zu ſich, die dem Weinen kleiner Kinder glich. Ich ſetzte mich in den Schnee; ſie kamen mir nun ganz nahe, und ſtanden bereit, die Jungen zu nehmen, die auf dem Schnee lagen. Acht Tage nachher kam ich wieder an den Ort, wo ich die Jungen genommen hatte, und fand daſelbſt ein Weibchen, das aus großer Betrübniß nicht den Verſuch machte, zu entfliehen, ſondern ſich willig tödten ließ. Als ich ihm das Fell abzog, war es in dieſen acht Tagen ſo mager geworden, daß es nur ſehr wenig Fleiſch auf den Knochen hatte. Und dieſer Fall iſt mir öfters begegnet. Ein andermal ſah ich von weitem eine Mutter mit ihrem Jungen ſchlafen, das etwa ein Jahr alt ſeyn mochte. Als mich die Mutter gewahr wurde, lief ſie zu dem Jungen, weckte es, und gab ihm Zeichen, daß es die Flucht nehmen ſollte; da es aber lieber ſchlafen, als fliehen wollte, ſo

nahm

nahm ſie es zwiſchen die Vorderbeine, und wälzte es wie einen Stein ins Meer.

Da die Seeotter ein koſtbares Fell hat, ſo ſtellt man ihr ſehr nach. Je ſchwärzer die Farbe deſſelben iſt, deſto koſtbarer iſt es. In Deutſchland bekommt man ſelten Seeotterfelle zu ſehen. Die Ruſſen und Engländer ſchicken ſehr viele nach China, wo man ſie ſehr theuer bezahlt.

Das Schnabelthier. (Ornithorhynchus paradoxus.)

Dieſes höchſt abentheuerliche Geſchöpf, von welchem ſchon in der Einleitung die Rede war, zeichnet ſich von allen uns bekannten Säugethieren durch die beiſpielloſe Bildung ſeiner Kinnladen aus, die im Aeußern aufs vollkommenſte einem breiten, platten Entenſchnabel ähneln, auch eben ſo mit einer weichen, nervenreichen, zum Taſten beſtimmten Haut überzogen, auch an den Seitenrändern gezähnelt ſind. Beiderlei Füße ſind mit einer Schwimmhaut verſehen, die an der vordern noch vor den Krallen hervorragt, und ſich mittelſt derſelben fächerartig zuſammenfalten oder ausbreiten läßt. Noch hat man an keinem von beiden Geſchlechtern eine Spur von Zitzen gefunden. Dieſes Wunderthier lebt in einem Landſee des, an ſonderbaren Formen ſeiner Geſchöpfe ſo reichen, fünften Erdtheils, unweit Botanybai.

Das arktiſche Wallroß. (Trichechus Rosmarus.) Fig. 17.

Dies ganze Geſchlecht hält ſich im Meere auf, lebt von Seegewächſen, und andern Seeprodukten, und frißt durchaus kein Fleiſch. Ob nun gleich der gewöhnliche Aufenthalt dieſes Geſchöpfs das Meer iſt, ſo giebt es doch einige Arten darunter, die vollkommen, ſowohl in der See, als auf dem feſten Lande leben können.

Das arktiſche Wallroß, das bisweilen 18 Fuß lang iſt, und 10 bis 12 Fuß im Umfange hat, hält ſich an

den Küſten der Magdalenen-Inſeln in dem St. Lorenzbuſen auf. Gewöhnlich ſieht man dieſe Thiere in großen Schaaren auf dem Eiſe ſchwimmen, das ſie zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte wählen. An ihrem obern Kinnbacken befinden ſich zwei lange Zähne, die unterwärts gebogen ſind; dieſer bedienen ſie ſich, wenn ſie auf die Eisinſeln hinauf klettern wollen, indem ſie ſich damit in den Ritzen feſt halten, und ſo den Körper nach ziehen. Auch ſcheinen ſie damit die Muſcheln, und jede andere Beute aus dem Sande und von den Felſen loszukratzen. Dieſe Zähne ſind auch ihre Vertheidigungswaffen gegen den weißen Bär, ſowohl auf dem Lande, als auf dem Eiſe, und gegen den Schwertfiſch, und gegen verſchiedene Arten von Haien im Meere.

Das arktiſche Wallroß ſieht nicht hübſch aus; es hat einen kleinen Kopf, dicken Leib und kurze Beine. Es iſt ein harmloſes Geſchöpf, ſo lange es nicht angegriffen, oder beleidigt wird; in ſolchen Fällen aber wird es wüthend, und äußerſt rachſüchtig. Wird es auf dem Eiſe überfallen, ſo ſorgen die Weibchen zuerſt für ihre Jungen, welche ſie in die See werfen, und ſich ihnen nachſtürzen; haben ſie aber dieſe in Sicherheit gebracht, dann kehren ſie voller Wuth zurück, um das angethane Unrecht zu rächen. Bisweilen packen ſie mit ihren Zähnen die Boote an, um ſie unterzutauchen, oder fahren in großer Anzahl darunter hinweg, um ſie umzuſtürzen; zugleich bemerkt man alle Zeichen der Wuth an ihnen, ſie brüllen fürchterlich, und knirſchen mit den Zähnen. Sie zeigen eine große Anhänglichkeit gegen einander, und bieten alle ihre Kräfte auf, um ihre gefangenen Gefährten wieder zu befreien, ja ſie achten ſogar hierbei ſelbſt ihr Leben nicht. Man hat geſehen, daß ein verwundetes Wallroß untergetaucht, plötzlich wieder empor gekommen iſt, und eine Menge Anderer mitgebracht hat, die einen

gemeinſchaftlichen Angriff auf das Boot thaten, von dem die Beleidigung herrührte.

Alle Jahre beſuchen dieſe Thiere frühzeitig im Frühlinge die Magdaleninſeln, die ſich beſonders für ihre Bedürfniſſe zu ſchicken ſcheinen, weil ſie eine Menge Schaalthiere enthalten, und ihnen einen bequemen Landungsplatz gewähren. Sogleich nach ihrer Ankunft kriechen ſie die abhängigen Felſen an der Küſte in großen Schaaren hinauf, und bleiben da oft mehrere Tage lang ohne Futter, wenn das Wetter ſchön iſt; allein bei dem erſten Regen ziehen ſie ſich ſogleich ſehr eilig wieder nach dem Meere zurück. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft holen ſie ihre Jungen hervor. Dieſe laſſen ſie an's Ufer gehen, und ſpielen eine Zeit lang mit ihnen, bis ſie kühner werden, denn beim erſten Landen ſind ſie außerordentlich ſchüchtern, ſo daß ſie ſich niemand zu nahe kommen laſſen. In wenigen Wochen aber verſammeln ſie ſich in großen Schaaren. Vormals, als die Amerikaner ſie noch nicht ſtörten, ſoll ihre Anzahl bei ſolchen Gelegenheiten ſieben bis achttauſend ſtark geweſen ſeyn.

Die Fiſcher paſſen die Gelegenheit ab, benutzen den Seewind, damit die Thiere ſie nicht wittern, und ſuchen des Nachts mit Hülfe von Hunden diejenigen, die am weiteſten vorgedrungen ſind, von jenen zu trennen, die ſich am nächſten beim Waſſer befinden, und treiben ſie nach verſchiedenen Seiten hin. Dies iſt aber ein höchſt gefährliches Unternehmen, weil man ſie unmöglich nach einer beſondern Richtung hinjagen kann, und es oft ſehr ſchwierig iſt, ihnen auszuweichen; jedoch können ſie in finſtrer Nacht den Weg nach dem Waſſer nicht finden, daher werden ſie leicht irre geführt und getödtet; diejenigen, die ſich zunächſt am Ufer befinden, werden am erſten erlegt. Auf dieſe Art fängt man auf einmal funfzehn bis ſechzehnhundert Stück; dieſen zieht man alsdann die Haut ab, ſchneidet die Fettſeiten weg, und ſiedet Oel

daraus. Die Haut ſchneidet man in zwei bis drei Zoll breite Streifen, und führt ſie nach Amerika zu Wagenſchienen, und nach England zu Leim aus.

Dieſes Thier hält ſich gemeiniglich um Spitzbergen auf dem Eiſe auf, iſt unfläthig, wie der Seehund, und brüllt ganz gewaltig. Es ſchläft ſowohl auf dem Eiſe, als im Meere ſo feſt, daß man es für todt halten ſollte. Tödtet man eines in der offenen See, und zieht es in die Schaluppe, ſo brüllen die andern wie Ochſen, und wenn man ihnen dieſes Gebrülle nachmacht, ſo will jeder von der großen Schaar der Erſte ſeyn, der unter taucht, und da ſie zu nahe an einander ſchwimmen, und keiner weichen will, ſo hauen ſie ſich mit einander ſo tüchtig herum, daß man die Zähne klappern hört. Jedoch rudern mehrere den Schaluppen nach, um die Gefangenen zu befreien; manchmal thun ſie dies in ſolcher Menge, daß das Fahrzeug die Flucht ergreifen muß.

Bisweilen greifen ſie kleine Fahrzeuge aus einer Art von Muthwillen an, und verbreiten nicht allein großes Schrecken unter den Leuten, ſondern ſetzen ſie auch großen Gefahren aus. Einſt wurden einige Leute von den Schaluppen, die jährlich gen Norden fahren, um mit den Eskimo's Handel zu treiben, von einer großen Schaar ſolcher Thiere angegriffen, und ob man ſich gleich noch ſo viel Mühe gab, um ſie entfernt zu halten, ſo ſprang doch Eines, das, obſchon klein, doch verwegener, als die Andern war, auf das Hintertheil des Fahrzeuges hinan, und nachdem es ſich hier niedergelaſſen, und die Leute eine Zeitlang angeſtaunt hatte, ſtürzte es ſich wieder zu ſeinen Gefährten ins Waſſer. In demſelben Augenblicke kam wieder ein Anderes, und zwar von ungeheurer Größe, an dem Buge heran, und da man dieſe unwillkommenen Gäſte auf keine Art abhalten konnte, ſo nahm der Bogenſchütz ein Gewehr, das mit Schrot geladen war, hielt ihm die Mündung in den Rachen, und

ſchoß es todt; es ſank ſogleich nieder, und alle ſeine Gefährten folgten ihm nach. Die Leute eilten daher, um wieder zu ihren Schiffen zu kommen, und ſie gelangten gerade zur rechten Zeit noch daſelbſt an, ehe die Wallroſſe den zweiten Angriff machen konnten, der aller Wahrſcheinlichkeit nach weit ſchlimmer ausgefallen ſeyn würde, da die Thiere über den Verluſt ihres Gefährten äußerſt aufgebracht zu ſeyn ſchienen.

Kook erzählt: „auf dem Eiſe lag eine erſtaunliche Menge Wallroſſe, und weil wir bis dahin dieſe Thiere für Seekühe gehalten hatten, die gut zu eſſen ſind, ſo ſchickte ich, da es uns an friſchen Lebensmitteln gebrach, die Boote beider Schiffe aus, um einige davon zu erlegen. Als nun unſere Boote des Abends mit neun Stück vermeinter Seekühe an Bord unſers Schiffes wieder zurück kamen, und mancher Matroſe, der ſchon ein paar Tage vorher jedes Thier dieſer Art, das er ſah, gleichſam mit den Augen verzehrt hatte, endlich einen leckern Schmaus zu erhalten hoffte, traten ein Paar von unſern Leuten, die ehemals dieſe Thiere in Grönland geſehen hatten, mit der Nachricht hervor, daß es nicht Seekühe, ſondern Wallroſſe wären, die man dort niemals eſſe. Wie ſehr fand ſich nun jeder bei dieſer Nachricht in ſeinen Erwartungen betrogen! Doch ließen wir uns durch nichts abhalten, ſo lange von dieſen Meerungeheuern zu zehren, als ein Stück davon übrig war, und es gab Wenige am Bord, die nicht dieſe friſche Speiſe unſerm Pökelfleiſche vorgezogen hätten. Das Fett iſt anfänglich ſüß, wie Mark; in wenigen Tagen aber wird es ranzig, wenn man es nicht einſalzt, wo es ſich weit länger hält. Das magere Fleiſch iſt grob, ſchwarz, und von etwas wildem Geſchmack; das Herz hingegen ſchmeckt beinahe ſo gut, als Ochſenherz. Das ausgeſchmolzene Fett giebt ein reichliches Oel, das ſehr gut in Lampen brennt. Die Zähne oder Hauer waren jetzt (im Auguſt),

bei Allen ſehr klein, und ſelbſt bei den älteſten und größten nicht über 6 Zoll lang. Wir ſchloſſen daraus, daß ſie ihre alten Zähne erſt kürzlich verloren haben müßten.

Dieſe Thiere liegen in Heerden von vielen Hunderten auf dem Eiſe, und drängen ſich wie Schweine über einander. Sie brüllen ſehr laut, und kündigten uns bei neblichtem Wetter, oder des Nachts, die Nähe des Eiſes an, ehe wir es noch ſehen konnten. Nie fanden wir die ganze Heerde ſchlafend, ſondern jederzeit hielten einige davon Wache. Näherte ſich ihnen ein Boot, ſo weckten dieſe die zunächſt bei ihnen ſchlafenden auf, und auf dieſe Art pflanzte ſich nach und nach der Lärm weiter fort, bis in wenigen Augenblicken die ganze Heerde aufgewacht war. Deshalb aber eilten ſie noch nicht, um wegzukommen, ſondern warteten, bis man Feuer auf ſie gegeben hatte, alsdann ſtürzten ſie ſich in der äußerſten Unordnung über einander ins Meer. Diejenigen, die nicht auf den erſten Schuß todt niederfielen, gingen mehrentheils für uns verloren, wenn wir ſie nicht tödtlich verwundet hatten. Uebrigens kamen uns dieſe Thiere nicht ſo gefährlich vor, als ſie einige Schriftſteller geſchildert haben; ja dies waren ſie nicht einmal, wenn man ſie angriff, und die Gefahr war mehr ſcheinbar, als wirklich. Oft folgten ſie unſern Booten in großen Scharen nach, und kamen dicht an dieſelben heran. Allein man durfte nur etwas Pulver von der Pfanne abbrennen laſſen, oder auch nur die Flinte gegen ſie richten, ſo tauchten ſie augenblicklich unter.

Das Weibchen vertheidigt ſowohl im Waſſer, als auf dem Eiſe ſein Junges bis auf das äußerſte, und ſetzt ſelbſt ſein eigenes Leben daran. Das Junge aber verläßt auch ſeine Mutter nicht, ob dieſe ſchon todt iſt; ſo, daß wenn man das Eine getödtet hat, das Andere eine ſichere Beute iſt. Im Waſſer hält die Mutter ihr Junges zwiſchen den Vorderfloſſen.

Die Wallroſſe, ſagt Egede in ſeiner Beſchreibung von Grönland, leben in beſtändigem Kriege mit den Bären, denen ſie mit ihren großen und ſtarken Zähnen viel zu ſchaffen machen. Oefters tragen ſie den Sieg davon; wenigſtens kämpfen ſie ſo lange, bis ſie todt niederſtürzen.

Treffen die Grönländer eine Heerde Wallroſſe auf dem Eiſe an, ſo nähern ſie ſich ihnen in den Booten, und werfen mit Harpunen nach ihnen, wo die beunruhigten Thiere ſich über Hals über Kopf von den ſteilen Abhängen des Eiſes in's Meer ſtürzen. Dieſe Gelegenheit benutzt man, um ſie zu tödten, weil die Thiere allemal ihre Haut ausdehnen, um ſich mit deſto größerer Sicherheit und Leichtigkeit hinab zu rollen, alsdann werden ſie leichter erlegt, als wenn ſie am Ufer ruhen, wo ihre Haut ſchlaff iſt.

Man hat oft bemerkt, daß ſie, wenn ſie auf dem Waſſer ſpielen, Seevögel erhaſchen, dieſe mit ihren langen Zähnen mit ſich unter die Waſſerfläche hinabziehen, und ſie nach einiger Zeit wieder in die Höhe werfen; indeſſen leben ſie bloß von Seegewächſen und Schaalthieren, und freſſen niemals Vögel.

Die Wallroßzähne, wovon Einer zehn bis dreißig Pfund wiegt, braucht man als geringere Arten von Elfenbein; die Thiere aber erlegt man hauptſächlich um ihres Oels willen. Ein Wallroß ſoll oft 1500 bis 2000 Pfund wiegen, und eine bis zwei Tonnen Oel geben.

Der Manati von Kamtſchatka. (Trichechus borealis.)

Der Wallfiſchſchwänzige Manati lebt beſtändig im Waſſer, und hält ſich in dem Meere zwiſchen Amerika und Kamtſchatka auf. Niemals läßt er ſich an den Küſten von Kamtſchatka ſehen, außer wenn er durch Sturm dahin verſchlagen worden iſt.

Man trifft dieſe Thiere allemal in Heerden beiſam=

men an; die Alten machen den Nachtrapp aus, und treiben die Jungen vor ſich her. Einige gehen an den Seiten, und dienen zum Schutz. Zur Zeit der Fluth nähern ſie ſich den Ufern, und ſind ſo zahm, daß ſie ſich anfaſſen laſſen. Sie leben in Familien nahe bei einander; jede Familie beſteht aus einem Männchen und einem Weibchen, einem halberwachſenen und einem ganz jungen. Dieſe Familien vereinigen ſich oft in ſolcher Menge, daß ſie ganze Heerden ausmachen.

Ihr Karakter iſt friedfertig und harmlos, und ſie zeigen die größte Anhänglichkeit gegen einander. Wird Eines geharpunet, ſo bietet die ganze Heerde alle ihre Kräfte auf, um es wieder frei zu machen; Einige ſuchen das Fahrzeug umzuſtürzen, indem ſie darunter hinfahren; Andere ſtürzen über das Seil her, an dem ſich der Angelhaken befindet, und drücken es nieder, um es zu zerreißen; und noch Andere ſtrengen alle ihre Kräfte an, um den Haken aus dem Leibe ihres verwundeten Gefährten zu ziehen.

Was ihre eheliche Zärtlichkeit anbetrifft, wenn man es ſo nennen kann, ſo ſind ſie darin höchſt exemplariſch; als ein Männchen alles gethan hatte, um ſein Weibchen, das geharpunet worden war, wieder frei zu machen, folgte es ihm bis an den äußerſten Rand des Waſſers nach, und ob man gleich nach ihm ſchlug, ſo konnte man es doch nicht wegbringen. So lange das geſtorbene Weibchen im Waſſer blieb, leiſtete es ihm Beiſtand; ja ſelbſt, als man es ſchon ſeit drei Tagen ans Ufer gebracht, es zerſchnitten und weggeſchafft hatte, ſah man das Männchen doch immer noch auf die Rückkunft ſeiner Gefährtinn warten.

Man fängt dieſe Thiere mit großen Harpunen, die man an langen Seilen befeſtigt. Derjenige unter den Jägern im Boote, welcher die meiſte Stärke beſitzt, wirſt die Harpune nach dem nächſten Thiere; iſt dies geſche-

hen, ſo faſſen zwanzig bis dreißig Perſonen am Ufer das Seil an, und bringen das Thier, jedoch mit der größten Mühe, an's Ufer. Das arme Geſchöpf widerſetzt ſich mit aller Gewalt, und ſeine Gefährten leiſten ihm hierin getreulich Beiſtand. Es klammert ſich mit den Beinen ſo feſt an die Felſen an, daß es die Haut daran ſitzen läßt, und oft ſieht man große Stücke derſelben herumfliegen, ehe man es an's Land bringt.

Sie ſind ſehr groß; es giebt ſolche, die acht und zwanzig Fuß lang, und achttauſend Pfund ſchwer ſind.

Dieſe Thiere ſind außerordentlich gefräßig; ſie nähren ſich von verſchiedenen Arten von Gewächſen, die in der See wachſen, und die an's Ufer getrieben werden. Wenn ſie ſich voll gefreſſen haben, ſo legen ſie ſich auf den Rücken, und ſchlafen ein. Während ſie freſſen, ſind ſie ſo auf ihr Futter erpicht, daß man unter ſie gehen, und ſich das Beſte unter ihnen auswählen kann. Ihr Rücken und ihre Seiten befinden ſich gewöhnlich außerhalb des Waſſers.

Das Fleiſch iſt gröber, als Rindfleiſch, es ſchmeckt aber ſehr gut. Selbſt im Sommer kann es mehrere Tage an der Sonne hängen, ohne ſtinkend zu werden. Wenn man es einſalzt, ſo giebt es eine gute Speiſe. Das Fett übertrifft an Güte das Fett aller andern ſäugenden Seethiere, und man kann ohne Eckel ein ganzes Glas davon austrinken.

Der rundſchwänzige Manati oder die Seekuh.
(Trichechus Manatus.)

Der rundſchwänzige Manati iſt ungefähr ſechs Fuß lang, und hat drei bis vier Fuß, ja bisweilen noch weit mehr im Umfange. Man findet ihn in den Flüſſen von Afrika, vom Senegal an bis zum Kap der guten Hoffnung; beſonders häufig aber iſt er auf Einigen der Oſtküſten von Südamerika. In dem Amazonen-Fluſſe trifft

man ihn oft tauſend Stunden von deſſen Mündung an. Er ſcheint das ſüße oder bloß etwas ſalzige Waſſer weit mehr, als die See zu lieben.

Wenn dieſe Thiere luſtig ſind, ſo ſieht man ſie bisweilen ſehr hoch aus dem Waſſer empor ſpringen; ſie halten ſich in ſeichtem Waſſer in der Nähe von niedrig gelegenen Ländern, und an ſolchen Stellen auf, wo es keine Wogen giebt, und wo die Fluth ſanft dahinſtrömt. Seepflanzen ſcheinen ihre Hauptnahrung auszumachen. Man fängt ſie mit Harpunen. Die Indianer nehmen kleine Fahrzeuge, und ſegeln ganz ſtill auf ihren Fang aus, weil das Thier ein ſehr gutes Gehör hat. Sie nehmen eine Harpune mit, die ſie an einem ſtarken, mehrere Klaftern langen Seile feſt machen. Iſt der Manati getroffen, ſo ſchwimmt er mit dem tödtlichen Inſtrumente in ſeinem Körper fort, und wenn er von Schmerzen gefoltert und von Kräften erſchöpft iſt, kommt er wieder auf die Oberfläche, und wird gefangen.

Die zärtliche Liebe, welche die Mutter gegen ihr Junges hegt, iſt bei dieſem Thiere eben ſo auffallend, als bei dem vorigen. Befindet ſich ein Junges bei der Mutter, wenn dieſe verwundet wird, ſo vergißt ſie ihre eigenen Leiden, ſorgt bloß für jenes, und nimmt es, wenn es nicht allzugroß iſt, zwiſchen die Floſſen oder Beine, damit es nicht daſſelbe Schickſal haben ſoll, was ſie betroffen hat. Aber wie grauſam vergelten ihr die Menſchen ihre mütterliche Zärtlichkeit! Man ſieht das Junge, das ſeine Mutter ſelbſt in der größten Gefahr nicht verläßt, als eine eben ſo ſichere Beute an. — Man erzählt, daß dieſe Art von Manati von den Eingebornen Amerika's oft gezähmt werde, und daß ſie einen Wohlgefallen an der Muſik finde. Ein Statthalter von Nicaragua ſoll einen ſolchen Manati 26 Jahre lang bei ſeinem Hauſe gehabt haben. Man fütterte ihn gewöhnlich mit Brot, und den Ueberreſten von Speiſen, und gab

ihm ſo oft zu freſſen, als den Fiſchen in ihren Behältern. Er wurde ſo zahm und gelehrig, daß er hierin faſt demjenigen glich, was die Alten von ihrem Delphin erzählen. Das Hausgeſinde nannte ihn Matto, und wenn Eines davon zur beſtimmten Stunde hinging, um ihn zu füttern, und ihn beim Namen rief, ſo kam er ſogleich an's Ufer, nahm ihm das Futter aus den Händen, und — was ſonſt gar nicht mit der Lebensart dieſer Thiere übereinſtimmen ſoll — kroch ſogar nach dem Hauſe, um ſein Futter in Empfang zu nehmen. Hier ſpielte er mit den Bedienten und den Kindern, und der Schriftſteller Pearſons, der dieſe Nachricht mittheilt, erzählt ſogar, daß er gehört habe, daß er Leute auf dem Rücken über den See trage.

Nach der Erzählung der Spanier belaſtet man dieſe Manatis wie die Kameele, und ſie ſollen ihre Laſt geduldig bis an's andere Ufer tragen.

Das Fleiſch und Fett von dieſen Thieren ſieht ſehr weiß aus, ſchmeckt angenehm, und iſt heilſam.

Der Seeaffe Manati.

Steller ſah dieſes Thier an der Küſte von Amerika: es war außerordentlich luſtig, und machte eine Menge närriſcher Streiche. Bald ſchwamm es auf dieſer, bald auf jener Seite des Schiffes, und ſtaunte es mit großer Verwunderung an. Oft ſtand es eine ziemliche Zeit aufrecht, wobei ſich ein Drittheil ſeines Körpers außerhalb des Waſſers befand; dann ſchoß es pfeilſchnell unter dem Schiffe weg, und kam auf der andern Seite zum Vorſcheine, und dies that es wohl dreißigmal hinter einander. Oft hob es ſich, mit einer Seepflanze im Munde, in die Höhe, fing ſie wieder auf, und nahm tauſenderlei närriſche Dinge damit vor.

IX. Cetacea.

Der Wallfiſch. (Balaena Myſticetus.)

Wenn man alle diejenigen Thiere zur erſten Klaſſe rechnet, welche rothes, warmes Blut haben, lebendige Junge gebären, und ſie an der Bruſt ſäugen, ſo muß man nothwendig auch die Wallfiſchgattungen, und andere fiſchähnliche Säugethiere darin aufnehmen, welchen alle jene Kennzeichen ebenfalls zukommen. Sie haben mit den Fiſchen nur die äußere Geſtalt gemein, in Anſehung ihres innern Körperbaues ſind ſie den Landthieren gleich. Auch finden ſich bei ihnen eigentliches Fleiſch und wahre Knochen, da hingegen die eigentlichen Fiſche nur Knorpel und Gräten, und eine ganz verſchiedene Art von Fleiſch haben. Die Haut der ſäugenden Seethiere iſt glatt, ohne Schuppen, und nur bei einigen hin und wieder mit Haaren beſetzt. Den Schwanz tragen ſie, wie der Biber und die Robben, mit der breiten Seite gegen die Fläche des Waſſers gekehrt; Merkmale, die ſie von den Fiſchen hinlänglich unterſcheiden, und ihnen einen Platz zwiſchen dieſen und den Land-Thieren anweiſen.

Den deutſchen Namen Wallfiſch leitet man von dem fremden Worte Baläna her, womit man dieſes Thiergeſchlecht bezeichnet hat. Es kömmt auch noch in einigen andern Zuſammenſetzungen vor, z. B. Wallroß und Narwall.

Die Gattungskennzeichen der Wallfiſche ſind: Mangel der Zähne; ſtatt derſelben im Oberkiefer hornartige Platten mit einem ſcharfen Rande.

Der gemeine (Grönländiſche) Wallfiſch hat keine Finne auf dem Rücken, und iſt das größte aller bekannten Thiere. Ehemals erreichte er eine Länge von 120 Fuß und drüber. Jetzt läßt man ihn ſelten zu einem ſolchen Wachsthum kommen, und man ſieht ſie nur noch 60 bis 70 Fuß lang. In der Mitte ſind ſie 40

bis 50 Fuß dick. Das Gewicht eines von der größten Art ſchätzt man auf 100,000 Pfund. Die Floſſen an der Bruſt haben inwendig 5 gegliederte Finger, und ordentliche Arm- und Handknochen. Sie ſind 10 bis 12 Schuh lang, und ziemlich eben ſo breit. Der Kopf macht faſt den dritten Theil des Körpers aus. Die Augen dieſes Ungeheuers ſind kaum noch einmal ſo groß, als Ochſenaugen; ſie ſind mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen verſehen. Mitten auf dem Kopfe befinden ſich 2 Luftröhren, jede ungefähr anderthalb Fuß breit, die ihm, wie die Naſe, zum Athemholen dienen. Aus denſelben bläſet er das Waſſer ſehr hoch in die Luft, mit gewaltigem Brauſen, welches eine Meile weit gehört wird. Da die Wallfiſche in Geſellſchaft, oftmals zu Hunderten, beiſammen ſchwimmen, ſo geben dieſe Waſſerſäulen von fern einen unbeſchreiblich majeſtätiſchen Anblick. Aeußere Ohren fehlen ihm, aber nicht die Gehörwerkzeuge, welche inwendig von derſelben Einrichtung ſind, wie bei den Landthieren. Er ſoll auch eine Stimme von ſich geben können, dreimal ſtärker, als das Brüllen des Löwen. Die Zunge iſt ein dickes Stück Speck, etliche 1000 Pfund ſchwer, und giebt zuweilen 10 bis 20 Tonnen Thran; ſie liegt unten im Maule unbeweglich feſt. Der Rachen iſt ſo groß, daß man, wenn das Thier getödtet iſt, mit einem Kahne hineinfährt, und 6 bis 8 Mann darin ungehindert hantbieren. Die Kehle hingegen iſt ſo eng, daß eine ſtarke Fauſt nur ſo eben durchkommen kann. Die hornartigen, mit Haaren beſetzten Platten im Oberkiefer heißen Barden, oder Barten; ſie geben das bekannte Fiſchbein. Man zählt 700 ſolcher Barten bei einem ſolchen Wallfiſche. Auf jeder Seite ſitzen 350 Stück, aber nicht nach der Länge des Kopfs, ſondern in der Quere. Von dieſen 700 kann man nur etwa 500 gebrauchen, welche die erforderliche Länge haben. Die mittelſten, als die längſten, ſind 10

bis 15 Fuß lang. Von einem großen Wallfiſche wiegen die Barten gegen 1000 Pfund. In der untern Kinnlade befinden ſich 2 große Knochen, wovon folglich auch kein Fiſchbein genommen wird.

Die Lebensart dieſer Thiere kennt man wenig. Sie halten ſich eigentlich um den Nordpol, beſonders um Grönland und Spitzbergen herum, auf, außerdem aber auch in ſüdlichen Gegenden im Atlantiſchen Ozean und im ſtillen Meere, wo ſie von einigen Völkern angebetet werden. Um der Nahrung willen treten ſie auch in der Nordſee aus. Sie können wegen der engen Kehle nur kleine Würmer und Inſekten verſchlingen. Die Haare an den Barten dienen dazu, daß das kleine Gewürme daran hängen bleibt. Ihr Auswurf iſt zinnoberroth; man kann damit, obgleich nicht dauerhaft, Leinwand färben. Auf ihren Zügen werden ſie häufig von den Sägefiſchen verfolgt, welche durch wiederholte Anfälle ſie zu tödten im Stande ſind. Die Wallfiſche können ſich nicht anders wehren, als mit dem Schwanze, worin ſie aber auch eine ſolche Stärke haben, daß ſie mit einem Schlage ein ziemliches Fahrzeug zerſchmettern. Sie haben Zeugungstheile, wie die Landthiere, und begatten ſich auch, wie dieſe. Das Weibchen ſoll 10 Monate tragen, und gebiert im Frühjahr 1 Junges, welches gegen 20 Schuhe lang iſt. — Sie ſäuget es etliche Jahre an ihren 2 Brüſten. Das Junge ſieht grau marmorirt aus, die Farbe der Alten aber iſt gemeiniglich oben ſchwarz, am Bauche weiß. Einige ſehen jedoch weißlich oder gelblich aus. Auch iſt die Haut oft mit Seegewächſen, Korallen, Muſcheln u. dergl. beſetzt.

Die Nordländer nutzen von dem Wallfiſche weit mehr, als die Europäer, die nur den Speck und die Barten von ihnen nehmen. Der Wallfiſchfang der Europäer iſt ſehr mühſam und koſtbar, und bringt jetzt, da dieſe

Thiere ſeltener werden, wenig Gewinn. Diejenigen, welche darauf ausgehen, müſſen ſich oft durch große Eisfelder den Weg mit Aexten bahnen, und, außer vielen andern Gefahren, auch noch die grimmigſte Kälte ausſtehen. Ein neues Schiff zu dieſem Gebrauche koſtet etliche 20,000 Gulden, die Ausrüſtung deſſelben, nebſt den übrigen dabei vorfallenden Koſten rechnet man ungefähr auf die Hälfte dieſer Summe. Nun kann man den Werth eines Wallfiſches, wie ihn die Europäer benutzen, auf's allerhöchſte zu 12= bis 1500 Thalern anſchlagen; folglich würden erſt 4 derſelben den Unternehmer ſchadlos halten, und jetzt preiſet ſich ein Schiff glücklich, wenn es 3 gefangen hat! Aber freilich fällt die Rechnung etwas vortheilhafter bei den folgenden Fahrten aus, wo nicht alles wieder neu angeſchafft werden darf.

Die Schiffe, welche nach Grönland geſchickt werden, laufen im April aus, die aber nach der Straße Davis gehen ſchon im März. Sie heißen Grönlandsfahrer. Im Mai und Junius iſt der beſte Fang, da ſieht man in der Gegend von Spitzbergen oftmals über 300 Schiffe von allerlei Nationen beiſammen, die in dieſen beiden Monaten wohl ein paar 1000 Wallfiſche fangen. Man erblickt dort um die Zeit eine ſolche Menge dieſer Thiere, daß man, wegen der vielen Waſſerſtrahlen aus ihren Blaſelöchern, eine Stadt mit rauchenden Schornſteinen zu ſehen glaubt.

Der Fang ſelbſt geſchieht mit Harpunen, d. i. mit Pfeilen, die 2 ſtarke Widerhaken haben, und an einem hölzernen Stiele befeſtigt ſind. Von dieſen Harpunen, die an einem über 100 Klafter langen Strick befeſtigt ſind, wirft man nach und nach ſo viele auf das Thier, bis es ſich verblutet, und matt wird. Sodann tödtet man es vollends mit Lanzen. Sobald es todt iſt, ſchwimmt es mit dem Bauche oben. Einige Matroſen, die unter ihren Schuhen ſpitzige Eiſen haben, ſteigen auf daſſelbe

herab, und zerlegen es. Der Speck ſitzt, wie bei dem Schweine, zwiſchen der Haut und dem Fleiſche. Bei einem großen Wallfiſche iſt er eine halbe, und an manchen Stellen dreiviertel Ellen dick. Von einem ſolchen bekömmt man nahe an 100 Tonnen Thran. Jetzt rechnet man gewöhnlich nur auf 2 oder 3 Wallfiſche 100 Tonnen Speck; dieſe geben 130 Quartel Thran. Ein Quartel hält 6 Anker, oder 1½ Ohm, und koſtet etliche 30 Gulden.

Die Bewohner jener Länder haben noch verſchiedene andere Methoden, ihn zu fangen, und wiſſen alles davon zu gebrauchen. Viele eſſen das Fleiſch, welches mager, roth, und noch zäher, als altes Kuhfleiſch iſt. Aus der über 1 Zoll dicken Haut machen ſie ſich Schuhe und Stiefeln; aus den Därmen Hemden; aus den Sehnen Fäden zum Nähen, Stricke u. ſ. w.

Der Nordkaper (Orca), eine andere Art dieſer Gattung, wird ziemlich eben ſo groß, wie der Grönländiſche Wallfiſch, hat aber einen runderhabenen Kopf, und eine plötzlich verdünnte Schnauze. Auf dem Rücken befindet ſich eine Fettfloſſe, und an dem Bauche ſind verſchiedene Runzeln. Er nähret ſich hauptſächlich von Häringen, und die Fiſcher halten ſeine Erſcheinung für ein gutes Zeichen, und glauben, daß er ihnen einen guten Häringsfang verkündige. Sein Aufenthalt iſt im Meere bei Grönland. Man fing einſt einen, der 78 Fuß lang, und 35 Fuß dick war; ſein Rachen glich einem gleichſeitigen Dreiecke, und war ſo groß, daß ein kleines Fahrzeug mit der Fluth hineinfahren, und 14 Menſchen darin ſtehen konnten. — An Thran giebt dieſer Nordkaper lange nicht ſo viel, wie der Grönländiſche Wallfiſch. Er iſt überhaupt nicht ſonderlich nutzbar. —

Der Finnfiſch (physalus) hat den Namen von der Rückenfloſſe oder Finne, welche ſein Artmerkmal iſt. Es giebt aber mehr als eine Art von Finnfiſchen, wovon

dieſer

dieſer hier an Länge beinahe dem Wallfiſche gleich kömmt; doch iſt er ſchmaler. Seine Barten ſind ſchlecht, und faſt nicht zu gebrauchen, auch giebt er wenig Speck. Den Fahrzeugen wird er durch das gewaltige Toben und Schlagen mit dem Schwanze gefährlicher, als der Wallfiſch ſelbſt.

Der Kaſchelot. (Physeter.)

Dieſe Gattung unterſcheidet ſich von der vorigen dadurch, daß ſie im Unterkiefer Zähne hat, welche in die Vertiefungen des Oberkiefers paſſen.

Die merkwürdigſte Art deſſelben iſt der Pottfiſch (macrocephalus) deſſen Luftröhre (das Blaſeloch) vor den Augen, vorn auf der Naſe liegt, und der keine Rükkenfinne hat. Sein Körper wird über 60 Fuß lang, und 30 Fuß dick. Von ſeinem unförmlich großen Kopfe, der faſt die Hälfte des übrigen Körpers beträgt, hat man ihm den Namen Pottfiſch beigelegt. Das verhältnißmäßig kleine Maul iſt mit ſtarken Zähnen bewaffnet, der Schlund hat eine ungeheure Weite, ſo daß dies Thier 6 Ellen lange Haifiſche verſchlingen kann. Er wird vorzüglich des Wallraths wegen geſucht, welcher in gewiſſen Behältniſſen des Kopfs, als ein milchweißes Oel ſich befindet. Der Wallrath iſt nicht das Gehirn ſelbſt, ſondern eine eigene fette Materie, die das Gehirn umgiebt. Man bekömmt von einem großen Pottfiſche etliche 20 Tonnen Wallrath, der gleich mit Salz und Waſſer gereinigt und durchgeſeihet wird. An der Luft erhärtet dieſe flüſſige Materie zu einem halbdurchſichtigen Talge. Er dient theils in der Medizin, theils zu Lichtern. Auch giebt der Pottfiſch 20 bis 30 Tonnen Thran, aus welchen, wiewohl nicht mit Vortheil, ebenfalls Wallrath bereitet werden kann. In den Eingeweiden dieſes merkwürdigen Thieres findet ſich zuwei-

len der koſtbare graue Ambra. Sein vornehmſter Aufenthalt ſind die ſüdlichen Weltmeere.

Der Maſtfiſch (tursio) hat das Blaſeloch auf der Stirn, und ſeine Rückenfloſſe ähnelt einem aufrechtſtehenden Maſtbaume. An Größe ſteht er dem Pottfiſche nicht nach, aber an Nutzbarkeit, denn man kann nur den Speck von ihm gebrauchen. Er lebt im nördlichen Ozean.

Der Narwal. (Monodon nahrwal.)

Dies merkwürdige Landthier lebt meiſt im nördlichen Atlantiſchen Ozean. Zwei lange, aus der obern Kinnlade durch die Oberlippe gerade hervorſtehende Zähne zeichnen dieſe Art, welche zugleich die einzige ihrer Gattung iſt, vor andern aus. Sie ſollen bei einigen wohl 18 Fuß lang ſeyn. Gewöhnlich zerbrechen ſie einen davon, entweder im Streit, oder ſonſt durch Zufall. Da man nun die meiſten nur mit Einem ſolchen Zahne fand, ſo gab man ihnen den nicht paſſenden Namen Einhornfiſch. Auch hielt man den Zahn — den man längſt kannte, ehe man wußte, welchem Geſchöpfe er zugehörte — für das Horn des fabelhaften Einhorns, welches Jemand vor nicht langer Zeit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Ernſt gefunden zu haben behauptet. Allein der Bericht gründet ſich bloß auf die Ausſage eines Hottentotten, der es geſehen haben will. —

Der Narwal wird 20 bis 60 Fuß lang. In der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts kam ein ſolches Thier mit der Fluth bis nach Hamburg, wo es nach Ablauf derſelben auf dem Strande liegen blieb.

Die Zähne dieſes Thiers ſind an der Wurzel inwendig hohl, und haben auf der Oberfläche das Anſehen, als wären ſie ſchraubenförmig gewunden; bisweilen findet man ſie aber auch ganz glatt. Ehemals ſchrieb man

ihnen geheime Kräfte zu, und bezahlte einen ſolchen Zahn wohl mit 1000 Thaler; man verarbeitet denſelben wie Elfenbein zu allerlei Kunſtſachen. An einigen Orten kömmt er doch in die Apotheken, und wird wie Hirſchhorn zubereitet. Der Narwal giebt nur wenig Thran, der aber beſſer iſt, als der von den Grönländiſchen Wallfiſchen.

Der Delphin. (Delphinus.)

Die Gattung der Delphine hat in beiden Kinnladen gleich ſtarke Zähne; beide Spritzlöcher haben nur eine gemeinſchaftliche ſichelförmige Oeffnung. Arten derſelben ſind:

Das Meerſchwein oder der Braunfiſch. (D. phocaena) mit faſt kegelförmigem Körper, einer Schnauze, die einem ſtumpfen Rüſſel ähnelt — daher der deutſche Name — und mit einer dicken Floſſe auf dem breiten Rücken. Er wird nur etwa 8 Fuß lang, ſchwimmt außerordentlich ſchnell, und begleitet in großer Anzahl die Schiffe, um aufzufangen, was herausgeworfen wird. Man ſieht ſeine häufige Erſcheinung zugleich als Vorboten des Sturms an. Das Fleiſch deſſelben wird gegeſſen.

Der Delphin (Tümmler.) (D. delphis). Sein Körper iſt walzenförmig, der Kopf läuft ſpitzig zu; über der Schnauze ſieht man eine breite Binde. Im Mittelländiſchen Meere iſt er ſehr häufig. Ungefähr ſo groß wie das Meerſchwein; auch in der Lebensart dieſem ähnlich.

Der Butzkopf oder Nordkaper. (D. orca) hat eine 3 Fuß lange Rückenfinne, und faſt kegelförmige abgeſtumpfte Zähne. Er wird zuweilen über 20 Fuß lang, und halb ſo breit. Durch einen Schwung mit dem Schwanze treibt er die Häringe in Einem Winkel zuſammen, und verſchlingt ſie dann zu Tauſenden.

Man gewinnt guten Thran von ihm; auch ſoll ſein Fleiſch eßbar ſeyn. Der nördliche Ozean iſt ſein Aufenthalt; ſelten kömmt er an die Deutſchen Küſten der Nord- und Oſtſee.

Noch eine Gattung: der Schwert- oder Sägedelphin (D. serra), der ſich durch ſeine ſchwertförmige Rückenfinne unterſcheidet, iſt darum zu merken, weil ſie oft mit einer ganz andern, aus einer Fiſchgattung, dem Schwertfiſche, verwechſelt wird.

Vögel.

Von den Vögeln überhaupt.

Ornithologie (aus dem Griechiſchen) iſt derjenige Theil der Naturgeſchichte, welcher ſich mit den Vögeln beſchäftigt. Die Vögel machen die zweite der ſechs Klaſſen aus, in welche man das ſogenannte Thierreich einzutheilen plegt. Ihre Unterſcheidungs-Zeichen beſtehen darin, daß ſie 2 Beine und 2 Flügel, und Federn haben, welche zuweilen den Haaren ſehr ähnlich ſind. Der Rumpf gleicht einem Kahn, indem dieſe Geſtalt am geſchickteſten iſt, die Verrichtung des Fliegens zu befördern. Statt des Mundes findet ſich bei den Vögeln ein Schnabel von einer hornartigen Subſtanz. Der Uebergang aus dem Vogelgeſchlechte zu den benachbarten Klaſſen iſt ſchärfer und abgebrochener, als bei andern Klaſſen von Naturgegenſtänden, in welchen die Uebergänge oft ganz unmerklich ſind, und die äußerſten Unterarten verſchiedener Klaſſen ſich ſo ſehr ähnlich ſind. Der Strauß nähert ſich durch ſeine hornähnlichen Federn den Säugethieren, die Pinguine durch ihre Bildung und Lebensart den Amphibien; allein der Abſtand iſt doch größer und auffallender, als bei ähnlicher Zuſammengrenzung anderer Klaſſen. Betrachtet man das Aeußere des Körpers der Vögel, ſo bemerkt man zuerſt, in Hinſicht des Kopfes, daß derſelbe meiſtentheils im Verhält-

niß zum übrigen Körper weit kleiner iſt, als bei den Fiſchen, Inſekten, Würmern, Amphibien und Säugethieren, und nur die Eulen machen hiervon eine Ausnahme. In Hinſicht des innern Baues der Vögelkörper iſt zu bemerken, daß die Knochen dünn, leicht, zum Theil hohl, und ſtatt des Marks mit Luft angefüllt ſind. So wie dieſer letzte Umſtand zur Erleichterung des Fliegens beiträgt, ſo dienen dazu noch insbeſondere gewiſſe, im Innern des Körpers ſehr zweckmäßig vertheilte Luftbehälter, von welchen die meiſten mit den Lungen, andere aber mit der Mundöffnung in Verbindung ſtehen. Die verſchiedene Lage des Halſes ſteht, ſo wie die verſchiedene Beſchaffenheit der Füße und der Schnäbel, mit der verſchiedenen Lebensart der Vögel, und beſonders ihrer eigenthümlichen Art, ſich zu nähren, in der genaueſten Verbindung. Nur bei einigen Gattungen der Vögel iſt auch der obere Theil des Schnabels beweglich. Beide Theile des Schnabels ſind gewöhnlich von gleicher Länge, und in Hinſicht der Ausnahme iſt es häufiger, daß der obere Theil des Schnabels länger gefunden wird, als umgekehrt. Statt der Zähne enthält der Schnabel nur zahnähnliche Kerben. Die Richtung und Biegung der Schnäbel ſelbſt iſt unendlich verſchieden, und zuweilen deshalb von den Ornithologen als Eintheilungsgrund der Claſſifikation der Vögel angenommen worden. Der Schnabel dient nicht nur zum Faſſen des Futters, ſondern auch zum Bau des Neſtes, und Herbeitragen der hierzu benöthigten Materialien. Die Augen ſind bei den meiſten Vögeln ſehr groß, und flacher, als bei den Säugethieren. Die Farbe derſelben ſcheint veränderlich, ſo wie die Schärfe des Geſichts größer zu ſeyn, als bei andern Thiergattungen. Statt der Ohren findet man Oeffnungen, die mit Federn bedeckt, und bei den Eulen und andern Nachtvögeln mit gewiſſen Klappen verſehen ſind. In Hinſicht der Federn iſt bekannt, daß die Vögel dieſelben jährlich zu beſtimm-

ten Zeiten ablegen, und neue dagegen bekommen, welches man die Mauſerung zu nennen pflegt. Während der Zeit der Mauſerung, die überhaupt, und beſonders für die zahmen Vögel mit unangenehmen Empfindungen begleitet zu ſeyn ſcheint, werden ſie oft von Krankheiten überfallen, die ihnen leicht tödtlich ſind. Die gewöhnliche Mauſerungszeit iſt in unſerm Himmelsſtriche meiſtens im Auguſt und September, wo das Fortpflanzungs-Geſchäft, und die Erziehung der Jungen beendigt iſt. Ungeachtet bei den wilden Vögeln die Mauſerung nicht ſo ſchnell vor ſich zu gehen pflegt, als bei den Hausvögeln, ſo verbergen ſich jene doch während dieſer Zeit mehr, als ſonſt, vor Menſchen und Raubvögeln, da ſie ſich nicht ſo ſehr auf ihren Flug verlaſſen können. So ſcharf der Sinn des Geſichts und des Gehörs bei den Vögeln zu ſeyn ſcheint, ſo ſchwach iſt dagegen der des Geruchs und des Geſchmacks. Dahingegen iſt das Gefühl der Vögel wieder ſehr fein. In Hinſicht der Seelenkräfte zeichnen ſie ſich vorzüglich durch ihr Gedächtniß aus. Dieſes zeigen die Singvögel durch die Leichtigkeit, mit der ſie einmal gehörte Melodien auffaſſen und behalten, und die Zugvögel durch die Sicherheit, mit welcher ſie, nach langer Abweſenheit, und weiter Entfernung ihre alten Wohnplätze aufſuchen, und wiederfinden. Auch ihre übrigen Seelenfähigkeiten ſcheinen einer gewiſſen Ausbildung fähig, welches man vorzüglich bei der Vergleichung der Vögel in bewohnten und unbewohnten Gegenden wahrnimmt, indem die erſtern ſchon weit mehr Liſt, Klugheit und Aufmerkſamkeit zeigen, den Nachſtellungen der Menſchen zu entgehen. Am bewunderns würdigſten ſind die Singvögel durch die Modulationen der Töne, welche ſie hervorbringen. In der Bauart ihrer Kehle liegt die Urſache, warum die Stimme der Vögel im Verhältniß zu der Größe ihres Körpers weit ſtärker iſt, als die Stimme der meiſten Säugethiere. Mit dieſer Stimme

drücken ſie alle Affekten aus, und die damit ausgedrückte Sprache der einen Gattung ſcheint auch den übrigen Gattungen verſtändlich zu ſeyn, welches man daraus ſehen kann, daß auf die warnende Stimme eines Vogels bei Erſcheinung eines Sperbers alle Vögel des Waldes ſchweigen, welche dieſe Stimme vernommen haben. Der eigentliche Geſang der Vögel ſcheint ſich hauptſächlich auf das Geſchlechtsverhältniß zu beziehen, und wird daher am häufigſten und ſchönſten zu der Zeit der Paarung, im Frühlinge gehört. Dieſer Geſang iſt eigentlich ein Vorrecht der Männchen, welche ſich in der Regel auch durch die beſondere Schönheit ihres Gefieders vor den Weibchen auszeichnen. So wahr es iſt, daß die heißen Himmelsſtriche der ſüdlichen Gegenden die Vögel vom ſchönſten Gefieder aufweiſen, ſo unrichtig iſt es, was man dagegen geſagt hat, daß die nördlichen Gegenden die vorzüglichſten Singvögel enthalten. Ungeachtet die Vögel, gleich den Säugethieren, über die ganze Erde verbreitet ſind, ſo beſitzen doch die heißen Gegenden die größte Anzahl von Gattungen. Nur einige Vogel-Gattungen, wie z. B. die Paradiesvögel, welche zwiſchen Neu-Guinea und den Molucken wandern, ſind auf ein beſonderes Land beſchränkt. In Beziehung auf die merkwürdigen Wanderungen der Vögel theilt man ſie in Zugvögel und Standvögel ein. In den heißen Himmelsſtrichen ſcheinen die meiſten Vögel Standvögel zu ſeyn, und den Ort ihrer Geburt entweder gar nicht, oder nur auf kurze Zeit, und um eine geringe Entfernung zu verlaſſen. Die Zahl der Standvögel ſcheint abzunehmen, je weiter man ſich von den Wendekreiſen entfernt, um ſich den Polarkreiſen zu nähern. Da ſich die Abreiſe der Zugvögel nach dem Eintreten der rauhen Witterung, und dem Mangel der Nahrungsmittel richtet, ſo iſt die Epoche der Abreiſe derſelben Vögelgattung ſo verſchieden, als das Klima der Länder iſt. Es ſcheint, als ob die Vögel,

welche am früheſten abreiſen, und am ſpäteſten wiederkommen, ſehr weite Reiſen machen. So gehen z. B. die Schwalben bis nach dem Senegal. Dieſelben Vögel, die in unſerm Klima Zugvögel ſind, ſind es in den milden Gegenden ſüdlicher Europäiſcher Länder nicht. Zu derſelben Zeit, wo uns unſere Zugvögel verlaſſen, um einem wärmeren Himmelsſtrich zuzueilen, erſcheinen bei uns Zugvögel aus dem hohen Norden, um den bei uns vergleichungsweiſe mildern Winter hier zuzubringen. Dieſes Wandern der Zugvögel iſt eine der intereſſanteſten Erſcheinungen der Naturgeſchichte, über welche wir vorzüglich deshalb noch keine genaue Aufſchlüſſe haben, weil es in ſüdlichen Gegenden, wo ſich unſre Zugvögel niederlaſſen, an genauen Beobachtern fehlt. Bloß aus der Analogie der Vögel, welche aus dem hohen Norden hieher kommen, um bei uns zu überwintern, hat man geſchloſſen, daß unſre Zugvögel ihre Reiſe nach den ſüdlichen Gegenden nicht immer ohne Unterbrechung und temporären Aufenthalt fortſetzen, und an dem Orte, wo ſie überwintern, weder ſingen, noch ſich begatten. Gewöhnlich treten die Zugvögel ihre Reiſe des Nachts, und am liebſten bei Mondſchein an. Durch eigene Töne ſcheinen ſie ſich wechſelſeitig zur Abreiſe einzuladen, und im Durchfluge Andre zur Theilnahme an der Reiſe zu ermuntern. Mehrere Gattungen, als z. B. die Schwalben, verſammlen ſich an gewiſſen Oertern, um in großen Geſellſchaften zu reiſen. Man glaubt bemerkt zu haben, daß die Vögel lieber gegen einen ſchwachen entgegengeſetzten Wind reiſen, als mit dem Winde, der ihr Gefieder auseinander treiben würde. Nur die Vögel von ſchwachem Fluge finden mehr Bequemlichkeit darin, mit dem Winde zu reiſen. Man hat behauptet, daß es die unfreundliche Witterung, und der Mangel an Nahrungsmitteln allein nicht ſeyn können, was die Vögel zu ihren Wanderungen antreibe, indem manche Gattungen ſich im ſtrengſten Win-

ter ſehr kümmerlich an ihrem Geburts-Orte behelfen müſſen, ohne wegzuziehen, und die ziehenden Vögel dagegen zur beſtimmten Zeit, oft ſchon dann ſich entfernen, wenn die Witterung noch ſehr gelinde, und kein Mangel an Nahrungsmitteln zu ſpüren iſt. Selbſt die in Käfigen eingeſperrten Zugvögel, welchen es weder an Nahrung, noch an Wärme fehlt, ſcheinen durch ihre unruhigen Bewegungen, vorzüglich des Nachts, zu der Zeit, wenn ihre Gattung zieht, zu zeigen, daß ein geheimer Inſtinkt ſie ebenfalls zur Abreiſe treibt. Dieſelbe Unruhe zeigen ſie zu der Zeit, wo die Vögel ihrer Gattung den Ort verlaſſen, wo ſie überwintert haben. Einige Gelehrte haben behaupten wollen, daß eine geheime, in der Luft vorhandne Urſache, die Vögel bei ihren Wanderungen leite. Man hat ſogar die Hypotheſe eines in den obern Regionen befindlichen Luftſtroms zu Hülfe genommen. Allein alle dieſe Meinungen ſind theils zu willkührlich, theils erklären ſie nicht alles. Diejenigen Vögel, welche, ohne ihren eigentlichen Himmelsſtrich zu verlaſſen, nur im Umkreiſe von einigen Stunden oder Meilen umherſchweifen, werden Strichvögel genannt. Im Allgemeinen freſſen die Vögel im Verhältniß ihrer Größe mehr, als die Säugethiere. Die Droſſeln und Staare freſſen in Einem Tage ſo viel, als ſie überhaupt wiegen. Die gewöhnliche Begattungszeit iſt im Frühjahr. Die hühnerartigen Vögel leben im Allgemeinen in Polygamie (Vielweiberei). Faſt alle andere Vögel leben hingegen in einer Art von Ehe. Die polygamiſchen Vögel bekümmern ſich eben ſo wenig um Neſter, als um ſorgfältige Pflege der Jungen. Bei den übrigen iſt das Weibchen der Baumeiſter des Neſtes, während das Männchen die Materialien dazu herbeiſchafft. Bloß bei den Schwalben bauen Mann und Frau gemeinſchaftlich daran.

Die Vögel erreichen, im Verhältniß zu ihrer Größe, ein höheres Alter, als die Säugethiere. Kleine Vögel

ſind ſogar in der Gefangenſchaft gegen 24, Papageien über 100 Jahr alt geworden.

Mit den Säugethieren haben die Vögel das rothe warme Blut, das Herz mit zwei Vor- und mit zwei Herzkammern, das Athemholen durch Lungen, und auch die Knochen gemein. Sie unterſcheiden ſich dagegen von ihnen beſonders durch das Eierlegen, und das Ausbrüten der Eier durch Erwärmung, durch den Mangel der Brüſte, des Stimmritzendeckels, der Lippen am Munde, und durch den verſchiedenen Bau der Fortpflanzungswerkzeuge, deren Oeffnung durch keine Scheidewand vom After geſchieden iſt.

Die Vögel können nicht nur laufen, ſondern ſie ſind auch ſo gut zum Fluge eingerichtet, daß ſie ſich leicht in die Luft erheben, und darin ſchwimmen können, wie die Fiſche im Waſſer.

Die Form der Vögel iſt ſehr verſchieden; daher machen ſie unter ſich viele beſondere Geſchlechter aus. Um aber die Unterſcheidungsmerkmale der Geſchlechter leichter aufzufaſſen, iſt es nöthig, die Theile ihres Körpers genau zu beſchreiben.

Der Kopf iſt nach Verhältniß des Körpers entweder groß oder klein, und mit einem hornartigen Schnabel verſehen. So iſt z. B. der Kopf der Eule, des Eisvogels ꝛc. groß, der Droſſel mittelmäßig; des Huhns klein.

Der Geſtalt nach iſt der Kopf entweder erhaben gewölbt, wie bei der Eule; oder platt gedrückt, wie beim Weyhe, oder ſpitzig zulaufend, wie beim Staar. Der obere Theil des Kopfes heißt der Ober-Kopf, oder die Haube, an welcher man vorne die Stirn, in der Mitte den Scheitel, und hinten den Hinterkopf unterſcheidet. Die äußern Federn am Rande des Schnabels heißen Halfter, und die farbigen oder nackten Streifen von den Schnabelecken bis zu den Augen Zügel. Die Augen umgiebt der Augenkreis, und die bogenförmige Ein-

faſſung über den Augen, die Augenbraunen. Die Gegend zwiſchen den Augen und Ohren nennt man die Schläfe. Zwiſchen den Augen und der Kehle liegen die Wangen. Die Stirn, und die Gegend um die Augen bis an die Schläfe nennt man das Geſicht.

Die Köpfe unſerer inländiſchen Vögel ſind meiſtens mit gleichliegenden Federn bedeckt. Doch haben einige Hollen, d. h. längere, oder in die Höhe gerichtete Haubenfedern. So hat der Wiedehopf eine fächerförmige, der Seidenſchwanz eine zugeſpitzte, der Kibitz eine aufgebogene, und einige Enten und zahme Hühner haben büſchelförmige Hauben.

Die ſogenannten Kronen unterſcheiden ſich dadurch, wenn die Federn mitten auf dem Scheitel kürzer ſind, als die übrigen Federn der Haube.

Federbüſche heißen alle länger hervorſtehende Federn; ſie mögen einzeln oder haufenweiſe verſchiedene Theile des Kopfes ſchmücken. Bei den Eulen heißen die vorſtehenden Federn Federohren.

Backenbärte heißen verlängerte Federn der Zügel, wie bei der Bartmeiſe.

Der Kamm iſt eine erhabene, fleiſchige, mit einer weichen Oberhaut umgebene, glatte und zuſammengedrückte Zierrath der Haube von verſchiedener Form, wie an den zahmen Hühnern zu ſehen iſt, welche noch mit ähnlichen Fleiſchlappen, die von den Mundwinkeln herabhängen, verſehen ſind. Die Trut- oder Auerhühner haben Fleiſchkegel, oder kegelförmige, ausdehnbare, fleiſchige Verlängerungen der warzigen Kopfhaut über der Schnabelwurzel.

Der Schnabel iſt derjenige Theil, auf den man beſonders bei der Eintheilung und Beſchreibung der Vögel geſehen hat. Er ſitzt als eine hornartige Scheide über dem knöchernen Fortſatz des Stirnknochens, vorn am Kopfe, und beſteht aus zwei nackten, mit einer glatten Haut bedeckten Kinnladen oder Kiefern, die einander

decken. Gemeiniglich iſt, wie bei den Säugethieren, nur die untere Kinnlade beweglich; bei andern, z. B. bei den Ammern und Papageien aber nur die obere.

Der Schnabel iſt ſeiner Geſtalt und Richtung nach ſehr verſchieden, z. B. gerade, wie beim Spechte; gerade, und an der Spitze heruntergebogen, wie bei der Mandelkrähe; hakenförmig, und vorn ſcharf gekrümmt, wie beim Falken; walzenförmig, wie bei der Schnepfe; halbwalzenförmig, wie bei der Gans; kegelförmig zugeſpitzt, beim Fink; pfriemenförmig, beim Taucher, ſcheerenförmig, wie beim Kreuzſchnabel.

Naturgeſchichte der Vögel überhaupt.

Der Schnabel der Vögel liefert die meiſten Kennzeichen zur Beſtimmung dieſer Thiere. Zu den ſchon angeführten Merkmalen kommen noch folgende:

Der Schnabel wird nach ſeiner Wurzel, oder ſeiner Länge oder ſeiner Oberfläche, oder nach ſeinem Umriſſe beſtimmt. Der Rand der Kinnlade iſt entweder gezähnt, geſägt, gefranzt, ſcharfeckig, wie bei den Falken, oder ausgerändet, wie bei der Droſſel; oder verengt, wie bei den Ammern. Die Oeffnung des Mundes iſt entweder geſchloſſen, oder offen; bei manchen bis hinter die Augen offen, wie beim Ziegenmelker. Die Bedeckung des Schnabels iſt entweder lederartig, wie bei den Enten; hornartig, wie bei den Falken; oder nackt, wie bei den Finken. Endlich dient auch die Farbe des Schnabels als Kennzeichen zur Beſtimmung. Dieſe iſt nun ſehr verſchieden, als: ſchwarz, gelb, roth, fleiſchfarben, braun ꝛc. Hiebei iſt aber wohl zu merken, daß der Schnabel bei jungen Vögeln gewöhnlich eine andere Farbe, als bei den alten hat. So iſt z. B. ein Theil des Unterkinnladens des inländiſchen Eisvogels roth, und der Schnabel im Verhältniß des Alten ſehr kurz. Sogar bei einigen ältern

Vögeln ändert ſich die Farbe des Schnabels; ſo hat das Männchen des gemeinen Finken im Frühjahr einen blauen, die Schwarzdroſſel einen gelben, der Sperling einen ſchwärzlichen Schnabel.

Der Schnabel leiſtet den Vögeln die wichtigſten Dienſte, und iſt das Werkzeug faſt aller ihrer Handlungen. Er dient ihnen zur Vertheidigung, zur Aufſuchung der Lebensmittel, zu Liebkoſungen ꝛc. Sie hauen und beißen ihre Feinde damit, nehmen Speiſe und Trank damit, bohren Löcher in die Bäume, und ſuchen ſich Nahrung; ſchnäbeln und küſſen ſich, putzen ſich, bauen ihre Neſter, füttern ihre Jungen, und verrichten, mit einem Worte, alles mit ihrem Schnabel.

Als Gattungskennzeichen dienen auch die Naſelöcher, weil ihre Geſtalt und Lage ſehr verſchieden iſt. Die Naſelöcher liegen entweder an der Wurzel des Schnabels, wie bei den Kernbeißern; oder in der Mitte, wie bei den Meven; oder hoch, wie bei dem Wendehals. Sie ſind ferner gerändert, wie beim Staar; röhrenförmig, beim Ziegenmelker; randlos, beim Kranich; ſchmal beim Taucher; länglich bei der Schnepfe; ausgehölt beim Wendehals; verkehrt eirund, bei der Bachſtelze; offen beim Falken; halboffen bei der Eule; oder, wie bei den Krähen, ganz mit vorliegenden borſtenähnlichen Federn (Halfterfedern) bedeckt. Auch die Zunge giebt, ihrer verſchiedenen Geſtalt wegen, nicht ſelten Gattungskennzeichen an die Hand. Sie iſt entweder fleiſchig, wie beim Eisvogel; knorplig bei den Krähen; geſpalten bei der Pirol; ausgeſchnitten beim Staar; ſpitzig beim Baumläufer; ſtumpf beim Kernbeißer; pfeilförmig beim Kukuk; rund und wurmförmig bei den Spechten; kurz beim Wiedehopf; lang beim Wendehals; oder ſie iſt mit Haaren eingefaßt, wie bei den Enten. Die Gans, und einige andere Waſſervögel haben zu beiden Seiten der Zunge harte Faſern, die ihnen das

kurze Gras mit in den Schnabel ziehen helfen. Spechte, und andere Vögel ſind an der Zunge mit Wiederhaken verſehen, um den Raub feſt zu halten.

Uebrigens iſt die Zunge dasjenige Werkzeug, wodurch ſie ihren Geſang oder ihre Töne verändern, und es iſt faſt keine Bewegung und Figur, welche die Zunge nicht machen könnte. Bei den meiſten Singvögeln iſt die Zunge flach, mit einer harten Haut überzogen, an beiden Seiten wie abgeſchliffen, ſpitzig, und am Ende zertheilt und faſerig. Alle dieſe Eigenſchaften dienen dazu, die Töne und ihren Geſang abzuſtufen. Vögel, welche dieſe Eigenſchaften an der Zunge nicht haben, können auch nicht ſingen. Ihre Stimme iſt in dieſem Falle ſtark, rauh und einfach; doch aber bei einigen geſchickt, die Stimme der Menſchen nachzuahmen.

Betrachtet man die Augen der Vögel genau, und vergleicht man ſie mit den Augen der Säugethiere, ſo wird man finden, daß ſie, im Verhältniß zum übrigen Körper, merklich groß und flach ſind. Doch aber findet man ſie bei einigen Vögeln nur mittelmäßig, wie bei den Falken, oder auch klein, wie beim Finken.

Der Augendeckel oder das Augenlied iſt gewöhnlich ohne Wimpern, oder am Rande mit Wärzchen beſetzt. Die mehreſten bewegen nur das unterſte Augenlied, einige aber auch das obere, wie die Eulen. Der Augenſtern (Augenring) iſt, wie bei andern Thieren, nicht von gleicher Farbe. An einigen iſt er ſchwärzlich, oder grau, oder blau, an andern iſt er gelb, roth, orange, weißlich, bläulich, gelblich u. ſ. w. Sogar Vögel von einerlei Gattung haben nicht immer gleichfarbige Sterne, z. B. einige Gänſe haben blaue, andere braune; einige Hühner haben rothe, andere braune Sterne. Auch das Alter ändert die Farbe des Augenringes, ſo wie ſie zur Paarungszeit beim Männchen erhöht wird.

Das Auge der Vögel iſt vorzüglich der innern Au-

gendecke wegen, ſehr merkwürdig. Sie iſt die zuckende Haut oder das innere Augenlied, womit alle Vögel verſehen ſind. Dieſe Haut beſteht aus dem zarteſten Gewebe, und iſt mit Muskeln und Sehnen verſehen; ſie iſt dünn, halbmondförmig, weder ganz durchſichtig, noch völlig verdunkelnd, und von Farbe weißlich; ſie faltet ſich an den innern Augenwinkeln zuſammen, und überzieht ſchief beinah das ganze Auge, ſobald ſie ausgedehnt wird.

Die Nickhaut ſitzt mit dem einen Ende an dem obern Theile des Augapfels unbeweglich feſt, mit dem untern aber hängt ſie frei, und wird, vermittelſt einer fadenförmigen Sehne, wie ein Vorhang aufgezogen und niedergelaſſen. Hinter dem Augapfel liegen zwei Muskeln, von welchen der eine bis zum Sehnerven geht, der andere aber ſteht mit der feinen Sehne in Verbindung. Durch dieſen künſtlichen Bau des Auges ſind die Vögel erſt vermögend, die Nickhaut zu bewegen.

Durch dieſe Augendecke werden die Vögel, wenn ſie gegen die Sonne fliegen, gegen die zu ſtarke Wirkung der Lichtſtrahlen geſchützt; auch dient ſie ihnen gegen Verletzungen in Büſchen und Hecken; die Näſſe kann nicht ſo leicht eindringen, und durch die wiederholten Bewegungen dieſer Haut wird das Auge von allen Unreinigkeiten befreit.

Einige Vögel ſind um die Augen noch mit einem beſondern Federkreis verſehen, z. B. die Eulen. Dieſer Federkreis oder Federkranz dient ihnen wie die Jalouſie am Fenſter, indem ſie das Licht mehr oder weniger in's Auge laſſen können.

Im Allgemeinen iſt bei den Vögeln der Stand der Augen ſehr verſchieden, und dient nicht ſelten als Gattungskennzeichen. Die Augen liegen entweder dem Schnabel nahe, wie beim Staar; oder entfernt, wie bei der Waldſchnepfe; oder in der Schnabelwurzel; oder in der Wachshaut u. ſ. w.

Was

Was das Ohr der Vögel betrifft, ſo iſt dieſes bei den meiſten äußerlich nicht zu ſehen, ſondern mit Federn bedeckt. Bei den Vögeln, bei welchen die Ohröffnung ſichtbar iſt, heißen daher die Ohren in der Beſchreibung nackt, z. B. beim ſchwarzrückigen Specht. Der Hahn hat halbgeſchloſſene Ohren, weil die Oeffnung mit einer pergamentartigen Haut nur zum Theil bedeckt iſt. Bei den Eulen ſind ſie groß und offen, weil keine Federn über der Oeffnung herliegen; bei andern Vögeln bedeckt oder bekleidet, weil die Ohren mit eben ſolchen Federn, wie der übrige Kopf, bedeckt ſind. An der großen Ohröffnung der Nachtvögel, z. B. der Eulen, befinden ſich noch bewegliche Deckel, welche den Gehörgang öffnen, erweitern und verſchließen.

Die Ohrbedeckung der übrigen Vögel iſt ihnen von großem Nutzen. Die Federchen ſchließen dicht an, und halten Wind, Regen und Inſekten ab, und doch entgeht ihnen nicht, wie die Erfahrung lehrt, der leiſeſte Schall. Wie wunderbar zeigt ſich Gott und die Natur überall in den organiſchen Weſen!

Ueber die Eintheilung der Vögel.

Hier findet eine noch größere Verſchiedenheit ſtatt, als bei den Säugethieren.

Linné theilt dieſe Klaſſe in 6 Ordnungen, und nimmt auf Schnabel, Füße, und faſt auf das ganze äußere Anſehen Rückſicht. Klein theilt die Vögel in 8 Familien. Der berühmte Naturforſcher Briſſon theilt ſie in 26 Ordnungen. Leske macht 7, Blumenbach 9 Ordnungen, und der Profeſſor Batſch in Jena 9 Familien. Bechſtein nimmt die Eintheilung des Engliſchen Naturforſchers Latham an, ſucht deſſen Syſtem zu verbeſſern, und macht 12 Ordnungen, und 116 Gattungen aus den Vögeln.

Bechſteins Eintheilung der Vögel giebt eine leichte und faßliche Ueberſicht. Es iſt folgende:

I. Ordnung. Raubvögel. Accipitres. Mit kurzen, ſtarken, unterwärts gekrümmtem Schnabel, großen Augen, ſtarken Füßen mit 4 Zehen, von denen 3 vorwärts, und 1 nach hinten zu liegen. Der Körper iſt muskulös.

II. Ordnung. Großſchnäblichte Vögel. Levirostres. Der Schnabel groß, meiſt hohl, leicht nach vorn gekrümmt. Die Füße kurz und ſtark. In Deutſchland ſind keine.

III. Ordnung. Spechtartige Vögel. Pici. Der Schnabel meiſt gerade, ſelten etwas gekrümmt, nicht dick, mittelmäßig lang. Die Füße kurz, bis über das Knie beſiedert; die meiſten haben Kletterfüße, mit 2 Zehen vor-, und 2 hinterwärts gekehrt.

IV. Ordnung. Krähenartige Vögel. Coraces. Mit kurzen Füßen, mittelmäßig langem und ziemlich ſtarkem, oben erhabenem Schnabel.

V. Ordnung. Sperlingsartige Vögel. Passeres. Der Schnabel kegelförmig, zugeſpitzt, meiſt ſtark, beide Kinnladen beweglich. Die Naſelöcher offen. Die Füße bis über die Ferſe beſiedert, dünn, mit freien Zehen.

VI. Ordnung. Singvögel. Oscines. Der Schnabel kegelförmig, meiſt ſchwach, zugeſpitzt, und mit unbeweglicher oberer Kinnlade. Die Füße wie V. Ordnung.

VII. Ordnung. Schwalbenartige Vögel. Chelidones. Der Schnabel klein und ſpitzig, an der Spitze der obern Kinnlade gekrümmt, an der Wurzel platt, und breit, er läßt ſich weit öffnen.

VIII. Ordnung. Tauben. Columbae. Der Schnabel dünn, gerade, an der Spitze gekrümmt,

an der Wurzel häutig und aufgetrieben. Die Naſelöcher liegen in einer erhabenen Haut. Die Füße kurz, mit bis an die Wurzel getrennten Zehen.

IX. Ordnung. Hühnerartige Vögel. Gallinae. Der Schnabel erhaben, die obere Kinnlade gewölbt. Die Naſelöcher mit einer knorpelartigen Fleiſchhaut bedeckt. Die Füße haben meiſt 4 Zehen. Die Flügel kurz. Der Schwanz hat mehr als 12 Federn. Der Leib mit Fett überzogen.

X. Ordnung. Laufvögel. Struthiones. Der Leib groß; die Flügel zum Fluge ungeſchickt; die Füße ſtark. In Deutſchland keine.

XI. Ordnung. Sumpfvögel. Grallae. Mit halb nacktem Schnabel, von dem nur der Obertheil bedeckt iſt; die Füße glatt und zart. Die Zunge fleiſchig und ungeſpalten.

XII. Ordnung. Schwimmvögel. Anseres. Die Füße mit einer Schwimmhaut verſehen.

Dieſe Verſchiedenheit der Eintheilung hat auch zum Theil eine verſchiedene Benennung derſelben Naturgegenſtände hervorgebracht. Was einer Aquila nennt, hält ein anderer für Vultur, ein dritter für Falco. — Alles dies zuſammen genommen verurſacht, daß diejenigen Zweige der Naturgeſchichte, die das Unglück gehabt haben, und noch haben, in der Eintheilung und Nomenklatur am meiſten zu leiden, am ſchwierigſten zu ſtudiren ſind. Dahin gehört unſtreitig die Ornithologie, in der man faſt ſo viele Eintheilungen findet, als Schriftſteller darüber geſchrieben haben.

Vom Halſe und Rumpfe.

Der Hals iſt, wie bei andern Thieren, das Verbindungsglied zwiſchen dem Kopfe und Rumpfe. Er iſt im Verhältniß gegen den übrigen Körper lang und dünne,

doch nennt man ihn in der Beſchreibung auch kurz, wie beim Finken, mittelmäßig beim Huhn, und lang beim Reiher.

In Rückſicht der Bedeckung iſt der Hals entweder nackt, wie bei einigen Geierarten, oder halbnackt; dickfedrig, z. B. bei der Rohrdrommel; oder langfedrig beim Reiher. Die langen Federn, welche den Hals rund umgeben, nennt man einen Halskragen. Stehen aber zu beiden Seiten des Halſes lange bewegliche Federn; ſo ſagt man: der Hals iſt geflügelt. Die Mähnen oder der Nackenkragen beſtehen aus längeren Federn, die den Hals oben hinabglitſchen. Die Halskrauſe iſt ein Kranz langer flaumartiger Federn, welcher die Wurzel des Halſes, wie an einigen Geierarten, umgiebt. Mantel, nennt man die ſehr langen und breiten Federn, welche am Nacken emporſtehen, und über den Rücken hinausgeſtreckt ſind. Die Kehle iſt entweder nackt, ſackförmig oder knollig, oder ſie iſt mit Fleiſchlappen beſetzt.

An dem Halſe unterſcheidet man das Genick, den Nacken, die Kehle, die Gurgel. Das Genick iſt die obere Seite des Halſes nahe am Kopfe. Der Theil, mehr gegen den Rumpf zu, heißt Nacken. Die Kehle iſt der untere Theil des Halſes, nahe am Schnabel, und mehr gegen die Bruſt zu liegt die Gurgel. Genick und Nakken machen den Oberhals, Kehle und Gurgel den Unterhals aus.

Der Hals entſpringt aus einer Vertiefung des eigentlichen Rumpfes, und hat eine ſehr große Gelenkigkeit. Dieſen Vorzug haben die Vögel deswegen beſonders nöthig, weil die Schnelligkeit ihres Fluges ihre eigentliche Waffe iſt. Sie müſſen ſich daher ſchnell umſehen, und die Gegenſtände nach allen Seiten mit einem Blick überſehen können, ohne viele Wendungen machen zu dürfen. Der Hals der Vögel iſt alſo durch die Halswirbel ſo eingerichtet, daß dieſe Thiere den Hals bald verlängern, bald

einziehen, bald vor= bald rückwäts drehen, auf und niederbeugen, und im Schlaf ſogar unter die Flügel verſtecken können.

Der Rumpf der Vögel iſt verhältnißmäßig klein, und faſt eiförmig. Doch unterſcheidet man bei Beſchreibungen einzelner Vögel noch folgende Eigenſchaften an demſelben. Man nennt ihn rund, wie bei der Taube; zuſammengedrückt, wie bei der Ralle; platt gedrückt beim Taucher; geſtreckt beim Sperber.

Am Rumpfe unterſcheidet man den Unterleib und den Rücken. Der Oberrücken liegt zwiſchen den Flügeln; dann folgt der Mittelrücken, und das Ende deſſelben nennt man Steiß oder Bürzel. Auf der untern Seite folgt hinter dem Halſe die Bruſt, darauf der Bauch, und dann, in der Gegend zwiſchen den Füßen und dem Schwanze, der After. An den Seiten des Oberrückens, gleich an jedem Flügel, liegen die Schultern, unter den Flügeln die Achſeln, und weiter hinten, zu den Seiten des Bauches, die Weichen.

Im Ganzen betrachtet, iſt der Rumpf der Vögel auf der untern Seite zugeſchärft, und auf der obern zugerundet breit; auf dem Rücken iſt er gewöhnlich dürr. Unten endiget er ſich, ſtatt des Schwanzes bei den Säugethieren, in einem herzförmigen, drüſigen und talgartigen Körper, den Steiß; oben verlängert er ſich in den Hals. Der Rückgrath iſt unbeweglich.

Der ganze Knochenbau hat, in Rückſicht auf die Beſtimmung der Vögel, eine ſehr vortheilhafte Einrichtung. Durch das ganz beſonders gebildete Bruſtbein erhält die Bruſt die Geſtalt eines Schiffkiels, und der Vogel wird durch daſſelbe ganz beſonders zum Schwimmen in der Luft geſchickt gemacht. —

Von den Federn.

So wie die meiſten Säugethiere mit Haaren bekleidet ſind, ſo ſind es die Vögel mit Federn. An jeder Feder unterſcheidet man den Kiel und die Fahne. Die Beſtandtheile der Feder ſcheinen ein fettiges und öliges Weſen zu ſeyn, weil ſie ſogleich anbrennen, und einen brenzlichen Geruch von ſich geben, wenn man ſie an das Feuer bringt. Die Federn ſind nach innen ausgehöhlt, nach außen aber erhaben gebogen; ſie haben unten eine Rinne, oben eine glatte Abrundung.

Der elaſtiſche Kiel iſt an dem Ende, mit welchem er im Körper, wie die Wurzel der Pflanze in der Erde befeſtigt iſt, dick, hohl, rund, dünne, durchſichtig, hornartig, und wird daſelbſt die Spuhle genannt. Durch ein in demſelben liegendes häutiges Gefäß, das die Seele der Feder genannt wird, und aus lauter an einander hängenden Bläschen, oder in einander hängenden Trichterchen beſteht, die mit einander Gemeinſchaft haben, aber ſich in einer dünnen Röhre endigen, und unten durch eine kleine Oeffnung ſich mit dem Fleiſche vereinigen, erhält die Feder wahrſcheinlich ihre ölige Nahrung.

Aeußerlich iſt die Spule mit einer dichten Haut überzogen, die von denjenigen, die zum Schreiben gebraucht werden ſollen, abgelöſt werden muß. Der obere dünnere elaſtiſche Theil des Kiels iſt mit einem trocknen leichten Marke erfüllt, und heißt der Schaft oder Kegel. An den Seiten deſſelben ſteht die Fahne, welche bald auf beiden Seiten gleich breit, bald aber, wie an den großen Flügelfedern, an der äußern Seite ſchmal iſt; man nennt ſie die kleine, ſchmale, oder äußere Fahne; die innere aber wird die große und breite Fahne genannt. Die Fahne beſteht aus lauter parallel laufenden, und ſchichtweiſe dicht neben einander liegenden Faſern, von welchen aber eine jede wieder einen eigenen

Schaft hat, und mit ähnlichen kleinen Seitenfäſerchen beſetzt iſt.

Die Federn ſind in der Haut des Körpers in abwechſelnden, regelmäßigen Reihen befeſtigt; zwiſchen dieſer liegen die weichern kleinern Federn, Flaumfedern oder Dunen. Dieſe dienen beſonders zur Erwärmung, und die Waſſervögel, die in kältern Ländern wohnen, haben nach der Haut zu faſt lauter ſolche dicke, weiche Dunen. Die Natur ſchenkte den Vögeln dieſe kunſtvolle Bekleidung unſtreitig deswegen, weil ſie mehr Kälte und Feuchtigkeit abhält, als die Haare, da ſie vorzüglich die obere Luft, die kälter und feuchter iſt, bewohnen und durchſtreichen ſollten. Zugleich dienen ſie, ihrer Leichtigkeit wegen, zum Fluge, und die mannichfaltigen, oft glänzenden Farben der Federn, geben dem Körper ein prachtvolles Anſehen.

An der Kehle, dem Halſe, an den Weichen und Schenkeln finden ſich zuweilen längere Federn, als an den übrigen Theilen des Körpers, welche den Federbüſchen ähnlich ſind, und bei manchen Vögeln nichts, als Zierrathen zu ſeyn ſcheinen, bei andern aber, wie beim Storche, zur Erwärmung des empfindlichen Schnabels dienen.

Einige Theile der Haut, welche bei den verſchiedenen Wendungen des Körpers ſehr gedrückt und gerieben werden, ſind von Federn faſt entblößt, damit die Bewegung deſto freier geſchehen könne. Andere Vögel, z. B. die hoch auffliegen, und in kalten Gegenden oder auf den Felſenſpitzen der höchſten Gebirge wohnen, haben auch an den Füßen, wo die übrigen unbefiedert ſind, Federn bekommen, damit ihnen die Kälte nicht ſchaden könne.

Die Federn ſind in Anſehung der Größe, der Bildung und Farbe unendlich verſchieden, und haben daher in der Beſchreibung, verhältnißmäßig zu ihrem Körper,

mancherlei Namen. Sie heißen z. B. lang, kurz, klein, wie beim Staar; mittelmäßig beim Finken; breit beim Eisvogel; Einfach, wenn aus der untern Seite des Kiels keine dunenartige Feder hervorkommt, wie bei der Lerche; doppelt, wie beim Falken, wenn aus der Rinne des Schaftes eine dunenartige Feder wächſt. Ferner heißen ſie weich, hart, rund, ſpitzig, harzförmig, linienförmig, fadenförmig, pinſelförmig ꝛc. Wenn die Federn ſo weich und dünne wie die Haare ſind, z. B. an der Bruſt des Truthahns, ſo nennt man ſie haarförmig.

Die Federn müſſen zuweilen mit Fett beſtrichen werden, damit ſie immer der Näſſe widerſtehen, und die gehörige Leichtigkeit behalten. Wenn ſich daher die Vögel im Sande oder im Waſſer gebadet haben, oder wenn ſie ſonſt naß geworden ſind, ſo drehen ſie den Hals zurück, und drücken mit dem Schnabel ihre Fettdrüſen aus, die ihnen an dem Steiße liegen. Sie ziehen hernach die Federn durch den mit Oel benetzten Schnabel, und diejenigen, welche ſie nicht mit dem Schnabel erreichen können, beſtreichen ſie mit den Zehen, wenn ſie dieſe vorher im Schnabel fett gemacht haben. Dieſe Fettdrüſen werden bei dem zahmen Federvieh und bei den Vögeln, die man in den Zimmern hält, leicht verſtopft, und es entſteht daraus eine Krankheit, die man die Darre nennt, wahrſcheinlich deswegen, weil dieſe kranken Thiere dabei ſehr ſchnell abnehmen, und dürr oder mager werden. Man hebt ſie durch den innern Gebrauch von Eiſenroſt und Safran, den man in's Trinkgeſchirr der Vögel thut. Wenn aber dieſes nichts helfen will, ſo öffnet man entweder dnrch eine Nadel die verſtopfte Drüſe, oder man ſchneidet ſie gar weg. Doch dieſe Heilmethode iſt faſt immer ſehr gefährlich; wenige Vögel leben nach einer ſolchen Opperation länger, als bis zur nächſten Mauſe.

Da die Federn wegen ihrer Feinheit der Zerſtörung des Windes, Staubes und Wetters gar ſehr unterworfen

ſind, ſo können ſie auch nur eine Zeit lang dauern. Die Vögel wechſeln daher die alten Federn gewöhnlich zu Ende des Sommers mit neuen, das heißt: die alten Federn fallen den Vögeln aus, und es wachſen neue; man ſagt in dieſem Falle: die Vögel mauſern ſich. Die Urſach davon iſt: daß die alten Federn vertrocknet ſind, und keine nährenden Theile mehr annehmen. Unter der Haut ſammeln ſich aber die zur Nahrung der Federn beſtimmten Theile, ſtoßen gleichſam die alten Federn weg, und bilden neue.

Die Vögel mauſern ſich, der Regel nach, des Jahres nur einmal; aber die Wachtel, und manche andere, zweimal: nemlich im Herbſte und im Frühjahr.

Die jungen Vögel verlieren gewöhnlich im erſten Jahre, je nachdem ſie früher oder ſpäter ausgebrütet ſind, im Julius, Auguſt, oder wohl noch im September, nur die kleinen Federn, und behalten die Flügel- und Schwanzfedern; im zweiten Jahre aber mauſern ſie ſich ganz. Es giebt aber auch alte Vögel, die ſich zur rechten Zeit nicht ganz ausmauſern, und alſo die zurückgelaſſenen Federn noch im Frühjahr abwerfen.

Der Federwechſel iſt bei den freien Vögeln, wenn üble Witterung einfällt, bei den zahmen Vögeln aber faſt jederzeit, mit einer kleinen Unpäßlichkeit verbunden. Die Singvögel ſind daher zur Mauſerzeit ſtill, und die andern weder luſtig noch ſehr geſellſchaftlich. Die Stubenvögel müſſen zu dieſer Zeit beſonders gutes Futter bekommen, und ihr Trinkwaſſer muß etwas Eiſenroſt erhalten. Daher thut man gewöhnlich in ihr Trinkgefäß einen roſtigen Nagel.

Zu Ende des Auguſts rotten ſich gewöhnlich die meiſten Vögel, welche in der freien Natur leben, zuſammen, und man trifft ſie da an, wo ſie ihre Nahrungsmittel in der Nähe finden, weil ſie wegen der fehlenden und neu hervorſproſſenden Federn nicht gut fliegen kön-

nen. Daher kommt es, daß man zu dieſer Zeit ſo viele Vögel in Hecken und Gebüſchen bei einander antrifft, über welchen ihre Feinde, die Falken, bisweilen zahlreich umherſchwärmen.

Von der Farbe der Federn.

Die Farben der Federn wechſeln bei den Vögeln ſehr mannichfaltig ab, und ſind bei vielen ſo unbeſchreiblich ſchön, daß in dieſer Hinſicht dieſe Thiere über alle andere, einige ausländiſche Schmetterlinge ausgenommen, weit erhaben ſind. Wer bewundert nicht die ſchönen Farben des Eisvogels, der Mandelkrähe, des Blaukehlchens, Pirols ꝛc.? Viele der ausländiſchen ſind noch ſchöner.

Außer den Raubvögeln zeichnet ſich faſt allemal das männliche Geſchlecht durch ſeine körperliche Schönheit vor dem weiblichen aus. Was überhaupt von den organiſirten Körpern gilt, daß ihre Farben in kalten Himmelsſtrichen blaß und matt, in den heißen hingegen lebhafter und höher ſind, das trifft auch bei den Vögeln ein. Denn ob es gleich in unſerm gemäßigten Deutſchland ſchön gefärbte Vögel, wie die eben genannten, giebt, und zwiſchen den Wendekreiſen ſich auch viele unanſehnliche befinden; ſo trifft man doch bei weitem die allerſchönſten Vögel, z. B. Colibri's, Papageyen, ſo wie die ſchönſten der vierfüßigen Thiere, in den heißen Gegenden an.

Die neuen Federn haben ſowohl bei den Jungen, die noch nicht gemauſert haben, als bei den Alten, die eben gemauſert haben, eine ganz andere Farbe, als gewöhnlich. Daher rührt die Verſchiedenheit in den Beſchreibungen, die man von einem und demſelben Vogel in den naturhiſtoriſchen Werken antrifft. Es ſind daher nur eigentlich diejenigen Beſchreibungen gültig, die von

den Vögeln im Frühjahr, oder zur Paarungszeit genommen ſind. Denn die Länge des Winters giebt gewöhnlich erſt den Federn die beſtimmte Zeichnung, Farbe, und den ſchönſten Glanz. Doch iſt die Farbe der ein- und zweijährigen immer im Frühjahr noch ſchwächer, als die der mehrjährigen. Die mehreſten Raubvögel haben aber außerdem in den erſten Jahren eine ganz andere Farbe, als ſie in der Folge aufweiſen.

In der Jugend ſehen ferner die meiſten männlichen Vögel wie die Weibchen aus, und es gehört ein ſehr geübtes Auge dazu, wenn man den feinen Unterſchied, der zwiſchen beiden Geſchlechtern jung aus dem Neſte genommener, oder ausgeflogener Vögel herrſcht, gewahr werden will. Auch manche alte Männchen, vorzüglich der Entenarten, ſehen nach dem Mauſern eine Zeitlang wie die Weibchen aus. Auch daraus ſind falſche Beſchreibungen entſtanden.

Endlich iſt bekannt, daß durch die jährliche Veränderung der Federn dieſelbe Vögelart allezeit ihre alte Farbe wieder erlangt, und daß davon nur einige ausgenommen ſind, z. B. der langgeſchwänzte Ammer, welcher ein halbes Jahr die minder ſchöne Farbe des Weibchens, und einen horizontalen Schwanz bekommt. Weniger bekannt aber iſt, das manche Weibchen im Alter Federn bekommen, wie die Männchen, z. B. der Faſan, der Pfau ꝛc.

Die meiſten Vögel, welche ihrer Art nach ſonſt dieſe Farbe nicht haben, ſind Ausartungen, oder beſondere Naturſpiele, und ſcheinen von bejahrten oder ſchwächlichen Eltern abzuſtammen. Auch können Nahrung, Klima, und andere noch unerforſchte Dinge dazu beitragen, daß ſolche Ausnahmen Statt finden. So hat man weiße Sperlinge, weiße Mäuſe, weiße Hirſche ꝛc. Dergleichen ganz weiße Thiere haben gewöhnlich rothe Augen. So findet man auch Vögel, an denen nur einzelne Theile weiß ſind.

Von den Flügeln.

So wie die kleineren und ſchwächeren Federn zur Deckung des Körpers dienen, ſo befördern die größern, die ſich in den Flügeln und in dem Schwanze befinden, den Flug.

Die Flügel kann man mit den Vorderfüßen der Säugethiere, mit welchen ſie in Anſehung des innern Baues die meiſte Aehnlichkeit haben, vergleichen. Sie machen mit den Füßen die Gliedmaßen der Vögel aus. Beide ſind ſehr fein gebaut, und entſprechen daher der Lebensart der Vögel auf eine vorzügliche Art.

Die Flügel ſind aus 11 Knochen zuſammengeſetzt, wovon einer den Hinterarm, zwei den Vorderarm, zwei die Handwurzel, und zwei die Unterhand ausmachen. An dieſen befindet ſich der Daumen und 2 Finger. Von den Fingern hat einer 1, und der andere 2 Gelenke.

An dieſen 11, mit Fleiſch und Haut überzogenen Knochen befinden ſich die Schwungfedern. Die vordern liegen an der Flügelſpitze, und zwar 4 an den Fingern und 6 an der Unterhand. Dieſe Federn nennt man **Schwungfedern** der erſten Ordnung.

Die Schwungfedern der 2ten Ordnung ſtehen an dem Vorderarme, in unbeſtimmter Anzahl, je nachdem der Flügel lang, oder kurz iſt; ſie ſind kleiner, nicht ſo ſteif, als die vordern, und ihre Fahne iſt faſt zu beiden Seiten gleich breit, da ſie hingegen bei jenen auf der äußern Seite ſchmäler iſt.

An den Daumen ſtehen 3 kleine ſteife Federn, welche den **Afterflügel** ausmachen. Der Hinterarm iſt ohne Schwungfedern, wohl aber mit kleinen Federn bedeckt, die zwar länger, als die Deckfedern der Flügel ſind, aber am Rücken herabliegen, und Schulterfedern heißen. Bei den Waſſervögeln, und auch bei einigen Singvögeln, z. B. bei den Bachſtelzen, befinden ſich an den Seiten des

Rückens noch Schwungfedern, die länger, als die hintern ſind, und dieſe nennt man Schwungfedern der dritten Ordnung. Bei den Enten und bei verſchiedenen Meven liegen noch einige ſteife Federn unter den Achſeln, welche man die Achſelfedern, oder Baſtardflügel nennt.

Die Schwungfedern ſtehen nach außen und nach hinten zu, bilden, wenn ſie der Vogel ausbreitet, gleichſam einen gewölbten Fächer, und paſſen ſo genau an einander, daß ſie keine Luft durchlaſſen; legt er ſie aber zuſammen, ſo werden die mittlern von den erſten und letzten bedeckt, und faſt unſichtbar. Sie ſind von unbeſtimmter Anzahl, und man zählt ſie von außen nach innen, weil ſie durch ihre Zeichnung und andere Bildung gewiſſe Kennzeichen der verſchiedenen Arten abgeben.

Die Flügel ſind auch in Rückſicht ihrer Größe und Breite, je nachdem die Lebensart der Vögel beſchaffen iſt, eingerichtet. So haben die Raubvögel große und ſtarke Flügel, weil ſie mehrere und längere Zeit fliegen müſſen, als die Hausvögel, welche ihre Nahrung auf der Erde finden. Die Natur gab dieſen daher kurze und ſchmale Flügel.

Einige wenige Vögel haben gar keine Schwanzfedern, und können alſo auch nicht fliegen. Dahin gehört z. B. der Strauß; ſein Körper iſt ohnehin ſchon zum Fluge zu ſchwer. Auch manche ausländiſche Waſſervögel kommen nie in die Luft.

Die großen Flügelfedern werden wieder von kleinen bedeckt; dieſe nennt man Deckfedern. Sie ſind oft von ſehr ſchöner Zeichnung, und zuweilen von beſonderer Struktur. Wenn ihre ſchönen Farben einen ſtarken Glanz von ſich geben, ſo bilden ſie einen ſogenannten Spiegel, wie bei vielen Entenarten. Auch der Schwanz hat ſeine Deckfedern, die nach ihrer Lage die Namen der obern und untern, oder Steißfedern und Afterfedern erhalten.

Die Flügel ſelbſt, und ihre Beſtandtheile erhalten in den Beſchreibungen verſchiedene Benennungen: z. B. lang, ſehr lang, kurz, ſehr kurz ꝛc. Die Schwungfedern ſind hart, weich, ſchmal, ſpitzig ꝛc. oder pergamentartig, wie beim Seidenſchwanz; ſichelförmig bei den Hühnern. Eben ſo werden die Schulterfedern lang, ſehr lang, oder mittelmäßig, und die Afterflügel dreifedrig, vierfedrig, oder ſtachlicht genannt.

Von dem Fluge.

Der ganze Körperbau der Vögel iſt zum Fliegen eingerichtet; daher können auch die meiſten fliegen. Der Kopf der Vögel mußte im Verhältniß zu ihrem Körper klein, der Hals lang und beweglich ſeyn. Zum Durchſchneiden der Luft war nöthig, daß der Kopf vorn in einen ſpitzigen Schnabel auslaufen mußte. Der Rumpf iſt eirund, und hat ein ſchaarförmiges Bruſtbein; die Schlüſſelbeine ſind in eine Gabel verwachſen, und die Wirbelbeine und die Rippen ſind feſt in einander verbunden.

Die meiſten Knochen ſind hohl, und nur mit Luft gefüllt, ſo auch der größte Theil der Federn. Die Lungen hängen nicht frei in der Bruſt, ſie ſind auch nicht mit einer dichten Haut umgeben, ſondern hinten an den Rippen angewachſen, und ihre Oberfläche iſt durchlöchert. Dadurch kann die Luft die Bruſthöle erweitern. Die innere Bruſthaut hat an beiden Seiten, wo ſie mit dem Zwerchfelle zuſammenhängt, eine doppelte Verlängerung, und ſie bildet häutige Säcke, die ſich unter dem ganzen Bauche verbreiten. Die Luftröhre hat da, wo ſie ſich in Aeſte theilt, eine Oeffnung, durch welche die Luft in die Bruſthöle kommt, ohne durch die Lunge zu gehen; ſie füllt die häutigen Säcke, dehnt den ganzen Körper aus, und macht ihn auf dieſe Art ſehr

Vermittelſt der ausgebreiteten und bewegten Flügel, die faſt immer im Mittelpunkt der Schwere liegen, ſchwimmt alsdann der Vogel gleichſam in und auf der Luft. Durch die Schwanzmuskeln, und durch die Bewegung des Halſes regiert er die ganze Flugmaſchiene.

Die Größe der Bruſtmuskel, und die Länge der Flügel ſtehen gewöhnlich in einem wechſelſeitigen Verhältniß zu einander, nemlich: wo ſchwache Muskeln ſind, ſind lange Flügel, wie bei den Schwalben; und bei kleinen Flügeln ſtarke Muskeln, wie bei der Wachtel: beide müſſen weite Reiſen machen, und bedürfen daher einer dieſer Eigenſchaften nothwendig. Der Körper wird durch die im Mittelpunkt liegenden Flügel, durch den ausgebreiteten Schwanz, und durch den ausgeſtreckten langen Hals immer im Gleichgewicht erhalten. Bei den Waſſervögeln aber, die ſich nicht viel in der Luft aufhalten, iſt dieſes Verhältniß ſelten da.

Während der Vogel mit den Flügeln fortrudert, verſieht der Schwanz die Stelle des Steuerruders: Kopf und Hals aber halten das Gleichgewicht. Sobald ſich alſo der Schwanz auf die eine Seite dreht, ſo kehrt ſich der Kopf nach der andern: der Flug wird demnach durch den Schwanz regiert, und durch deſſen Hülfe geben die Vögel dem Fluge nach allen Seiten auf- und abwärts die nöthige Richtung.

Ungeachtet alle Vögel nicht mehr, als 2 Flügel haben, ſo hat doch faſt jeder Vogel ſeine eigene Art zu fliegen; weil ſeine Flügel, und der Schwanz entweder lang oder kurz, ſchmal oder breit, rund oder zugeſpitzt ſind, und weil überhaupt die Form der einzelnen Federn, und das Verhältniß der einzelnen Theile eines jeden Vogelkörpers beſonders eingerichtet ſind. Es iſt daher für den Naturfreund kein geringes Vergnügen, die Geſchwindigkeit, die Wendungen und Kräuſelungen der Vögel im Fluge zu beobachten. Einige ſchnellen ſich in verſchiede-

nen Abſätzen fort, und fahren gleichſam ſprung- oder ruckweiſe von einem Ort zum andern, wie die Spechte; andere durchſchneiden gleichſam die Luft mit einem ſteten und gleichen Fluge, wie die Rebhühner. Einige halten ſich immer nahe an der Erde, z. B. die Wachteln; andere fliegen bis an die Wolken, wie die Lerche, der Adler u. a. Einige können ihren Flug verändern, ſie ſteigen bald gerade, bald ſeitwärts, bald im Kreiſe in die Höhe; ſie halten ſich bald unbeweglich, und ſchwimmen, ohne merkliche Bewegung ihrer Flügel, in einem hohen Luftkreiſe umher; bald drehen ſie ſich rechts oder links, kehren wieder zurück, oder ſchießen zuweilen blitzſchnell zur Erde, wie die meiſten Raubvögel. Die Hühnervögel fliegen alle ſtark und ſchnell; allein ihr Flug dauert, wegen der Schwere ihres Körpers, nicht lange. Die Singvögel fliegen nicht weit, aber ſie wiederholen ihren Flug ſehr oft. Die Tauben und Schwalben ſchießen pfeilſchnell durch die Luft. Die großen Sumpfvögel haben einen langſamen Flug, die kleinen aber einen ſchnellen. Dieſe ſtrecken die Füße im Fluge aus, um dadurch die Kürze ihres Schwanzes zu erſetzen. Die Meven fliegen ſegelnd, und die wilden Gänſe in Geſellſchaft in einer ſpitzwinklichen Figur. Einige fliegen mit vielem Geräuſch, andere hört man kaum, und wenn ſie auch noch ſo nahe ſind, wie die Eulen: kurz, faſt jeder Vogel hat ſeinen eigenen Flug, an dem er auch erkannt werden kann.

Von dem Schwanze der Vögel.

Nächſt den Flügeln befördert der Schwanz den Flug der Vögel am meiſten. Er liegt am Ende des Körpers, entſteht aus der Schwanzwurzel, und enthält meiſtens 12 Schwanzfedern, die auch Steuer- oder Ruderfedern genannt werden, weil ſie vorzüglich die Richtung des Fluges leiten. Die Zahl der Schwanzfedern

federn iſt aber nicht allen Vögeln dieſelbe; die Hühner, und einige andere Vögel haben deren 18; der Specht, der Kukuk, und andere auch nur 10. Noch andere haben gar keine, wie einige Taucherarten.

Wenn die Schwanzfedern kürzer, als die Füße ſind, ſo wird der Vogel kurzgeſchwänzt, und ſind ſie länger, langgeſchwänzt genannt. Haben alle Federn gleiche Länge, ſo heißt der Schwanz ganz oder ungetheilt. Manche haben einen keilförmigen Schwanz, wie die Elſter, weil ihre mittelſten Schwanzfedern am längſten ſind, und die äußern nach und nach kürzer werden. Andere ſind gabelförmig, wie die Schwänze der Schwalben.

Bei den meiſten Vögeln ſind die Schwanzfedern, einzeln betrachtet, am Ende weich, und die Fahne ungerundet; bei andern aber, welche dieſe Federn nicht bloß zum Fluge, ſondern auch zur Unterſtützung, wie die Spechte, brauchen, hart und zugeſpitzt. Unter dem Schwanze liegen die ſogenannten Afterfedern.

Wenn die Vögel den Schwanz zuſammenfalten, ſo werden die äußern Federn von den innern bedeckt.

Von den Füßen der Vögel.

Die Lage der Füße iſt bei den meiſten Vögeln ſo, daß ſie den Mittelpunkt der Schwere des Körpers unterſtützen. Bei einigen Schwimmvögeln aber, z. B. bei den Tauchern, liegen ſie faſt am Ende des Körpers, und ſie können damit zwar ſehr gut ſchwimmen, aber ſehr unbequem, oder gar nicht gehen.

Auf dieſen Füßen können nun die Vögel auf verſchiedene Art ſich fortbewegen: ſie hüpfen entweder, wie die Elſter, der Sperling; oder ſie ſchreiten, wie die Raben; oder ſie laufen, wie die Strandläufer; oder ſie klettern, wie die Spechte. Dieſes Gehen geſchieht wieder auf mancherlei Art, entweder gerade, wie die meiſten Vö=

gel; oder ſchief, wie die Meiſen. Die Schwimmvögel ſchwimmen auch damit.

Außerdem iſt die Bildung der Füße, wie bei den Säugethieren, ihrem verſchiedenen Aufenthalte, und der Art ihres Raubes gemäß eingerichtet. Sie ſind entweder ſehr lang, oder mittelmäßig oder kurz. Eben ſo verſchieden ſind die Theile oder die Glieder der Beine befiedert. Die Lenden und die Schenkel ſind wohl bei den meiſten mit Fleiſch und mit Federn bedeckt, nur die Sumpf= und Waſſervögel machen einige Ausnahme. Dagegen ſind die Füße bei den meiſten Vögeln nackt, aber bei verſchiedenen Hühnerarten, Tauben, Eulen und Adlern entweder ganz, oder zum Theil befiedert.

Die Vögel haben meiſt 4 Zehen, wovon gewöhnlich drei vorwärts, eine hinterwärts ſteht, welche man den Daumen zu nennen pflegt. Liegen die Zehen frei, ſo haben die Vögel Gangfüße; iſt die mittlere Zehe mit der äußeren Seitenzehe verwachſen, Schreitfüße; fehlt der Daumen, ſo ſind es Lauffüße, ſind gar nur 2 Vorderzehen, wie beim Strauß, ſo ſind es Rennfüße; wenn 2 Zehen hinten und 2 vorn ſtehen, ſo heißen ſie Kletterfüße; ſind alle 4 Zehen vorwärts gerichtet, ſo nennt man ſie Klammerfüße.

Die Männchen mancher Vögel, z. B. mancher Hausvögel, haben hinten noch einen Sporn, oder einen hornartigen Anſatz. Einige ſind doppelt geſpornt. Die Zehen haben verſchiedene Länge: einige ſind kurz, und manche ſehr lang.

Von den Sinnen der Vögel.

Das Auge iſt bei den Vögeln der ſchärfſte Sinn, womit ſie begabt ſind. Daher bemerkt die Henne einen Habicht in einer Entfernung, wohin das menſchliche Auge nicht reicht, und ein Rothſchwänzchen auf dem Gipfel

des höchſten Baumes ſieht das kleinſte Inſekt ſich im Staube bewegen. Die Eulen ſehen des Nachts, haben die Oeffnung und Erweiterung des Sterns in ihrer Gewalt, wie die Katzen, und ihre Augen leuchten, wie feurige Kohlen. Auch bei den Waſſervögeln, deren Augen ſehr feucht ſind, öffnet ſich der Stern ſehr weit, um die Lichtſtrahlen noch aufzufangen, wenn ſie den Kopf zu Aufſuchung ihres Futters in's Waſſer ſtecken.

Das Ohr iſt bei vielen von vorzüglicher Schärfe; obgleich die innern Gehörwerkzeuge viel einfacher, als bei den Säugethieren ſind. Das feinſte Gehör unter den Vögeln ſollen die Auerhähne und die Eulen haben.

Die Geruchsorgane ſind bei den Vögeln ſehr groß, und reichlich mit Nerven verſehen; daher iſt dieſer Sinn auch gewöhnlich ſehr ſcharf. Krähen, und verſchiedene Raubvögel geben davon einen ſichern Beweis, indem ſie in der größten Entfernung einen ihrem Geſichte verborgenen Raub auffinden. Die Elſtern riechen, bei dem härteſten Froſte, Inſektenlarven, die unter der Erde verborgen liegen. Vögel, die einmal das Schießpulver gerochen haben, fliehen vor der Flinte ſehr weit.

Der Geſchmack ſcheint bei den Vögeln der ſchwächſte Sinn zu ſeyn, doch ſieht man an den Stubenvögeln, daß ſie wohl zu unterſcheiden wiſſen, was ihnen gut oder ſchlecht ſchmeckt. Es haben daher auch alle Vögel im obern Schnabel Geſchmacksnerven, die beſonders bei denen, die ihre Nahrung aus der Erde oder aus dem Schlamm, und aus Sümpfen holen müſſen, ſehr deutlich und ſcharf ſind.

Der Sinn des Gefühls äußert ſich durch den ganzen Körper, daher ein Vogel, ſobald man ihn nur leiſe anhaucht, aus ſeinem tiefſten Schlafe erwacht. Ein angenehmes und feines Gefühl ſcheint ein Vogel beſonders im Nacken zu haben, welches man durch Streicheln an Stubenvögeln bemerken kann. Viele Vögel, z. B.

die gemeinen Finken, ſollen ſingen, wenn man ſie in dieſer Gegend kitzelt.

So wie bei den Säugethieren alle Sinneswerkzeuge mit dem Gehirn in Gemeinſchaft ſtehen, und hier die beſtimmte Empfindung in der Seele hervorbringen, ſo geſchieht es auch bei den Vögeln.

Gedächtniß und Phantaſie.

So wie bei den Säugethieren die Größe und Bildung des Gehirns mit den Seelenkräften derſelben im Ebenmaße ſteht, ſo muß es auch bei den Vögeln ſeyn, denn man findet unter denſelben einige, die ſehr liſtig und klug, andere, die außerordentlich gelehrig, und wiederum andere, die dumm und einfältig ſind. Beſonders iſt die Gelehrigkeit und das Gedächtniß einiger Singvögel ſehr bewundernswürdig. Der braunköpfige Würger (Lanius ruficeps) und der rothrückige (Spinetorquus) hören z. B. den Geſang der Nachtigall nur ein einzigesmal, und ſie ſind im Stande, alle die verſchiedenen Modulationen derſelben, und zwar in der nemlichen Zeitfolge, ohne Anſtoß nachzuſingen; obgleich wegen der ſchwächeren Stimmwerkzeuge nur leiſer. Wer kennt ferner nicht das Gedächtniß des Gimpels, der Schwarzdroſſel, des Hänflings, des Kanarienvogels, der Feldlerche ꝛc. welche verſchiedene Geſänge, und andere Melodien nachahmen können?

Ihre Phantaſie iſt nicht minder bewundernswürdig, und ſie zeigt ſich vorzüglich zur Zeit der Paarung, wo oft das Männchen einen lebloſen Körper für ſein Weibchen hält — wie man nicht ſelten bei Stubenvögeln bemerken kann. Von einer lebhaften Phantaſie zeigen auch ihre Träume, in welchen ihnen oft alle Handlungen vorkommen, die ſie am Tage begehen.

Von der Stimme der Vögel.

Die Stimme der Vögel hängt von der Einrichtung und dem Bau der Luftröhre und der Luftbehälter ab. — Der Ton, den die mancherlei Vögelarten hören laſſen, iſt ſehr mannichfaltig. Bei manchen iſt er einförmig und unangenehm, bei andern geht er in eine gewiſſe Melodie über, und wird angenehm. In letzterer Hinſicht machen ſich vorzüglich die ſogenannten Singvögel merkwürdig, von welchen man aber im eigentlichen Verſtande nicht ſagen kann, daß ſie ſingen, welches nur der Menſch kann, ſondern ſie pfeifen nur Melodien.

Durch dieſes Pfeifen, deſſen Mannichfaltigkeit ſo groß iſt, daß faſt jede Vogelart andere Töne von ſich giebt, zeichnen ſich die Vögel vorzüglich von andern Thieren aus, indem ſie dadurch im Stande ſind, ſich einander ihre Leidenſchaften zu erkennen zu geben. Dieſes können aber nur meiſt Geſchlechts- oder Gattungsverwandte.

Wer nur ein wenig die Vögel beobachtet hat, wird gefunden haben, daß die Aeußerung der Furcht und der nahen Gefahr ein allgemein verſtändlicher Ruf iſt. Jeder Vogel, der zuerſt einen Raubvogel über ſich erblickt, kann durch ſeinen ihm eigenen Warnungs-Ton alle Vögel in ſeiner Gegend aufmerkſam machen, auf ihrer Hut zu ſeyn, und ſich ſo geſchwind als möglich zu verbergen.

So warnt der Zaunkönig den Truthahn, und der Truthahn den Zaunkönig durch einen gewiſſen Ton. Sobald die Blaumeiſe ihre Warnungszeichen giebt, verſtummt auf einige Augenblicke der ganze Wald, und jeder Vogel ſieht ſich nach einem nahen Feinde um, und eilt wohl gar zu Hülfe, wenn Angſtgeſchrei daraus wird. Dieſe letztere Beobachtung wiſſen ſich die Vogelfänger ſehr zu Nutze zu machen. Sie bauen ſich daher eine Hütte,

ſtellen vor dieſelbe einen Raubvogel, und beſtecken die von Aeſten und Zweigen gebaute Hütte mit Leimruthen; alsdann ahmen ſie das ängſtliche Geſchrei eines Vogels, z. B. eines Spechts nach, weil ſich dieſes am weiteſten hören läßt, und ſie ſind ihrer Beute von großen und kleinen Vögeln gewiß, die alle zu der Hütte eilen, und dann gefangen werden.

Nicht weniger verſtändlich ſcheinen auch, wo nicht allen, doch den meiſten Vögeln die Töne der Freude und des Wohlbefindens zu ſeyn, wodurch einer den andern zu ähnlichen frohen Empfindungen anzureizen vermag. Dieſe Freude aber drückt ſich nicht bloß in den bekannten Melodien der Vögel aus, wodurch, wenn einer anſtimmt, oft in kurzer Zeit ein ganzer Wald und ein ganzes Zimmer im vollſten Jubel erſchallt, ſondern auch durch einzelne Töne.

Im Herbſte und im Frühjahr trifft man in Hecken und Gebüſchen eine Menge Vögel von den verſchiedenſten Gattungen und Arten an, die ſich durch nichts, als durch ein gemeinſchaftliches Geſchrei unter einander zu vergnügen ſcheinen. Die Stubenvögel kann man in den Zimmern oft durch kniſterndes Geräuſch, lautes Sprechen, oder durch Muſik zum Geſang ermuntern, in der Natur aber nicht, da werden ſie eher durch dieſe Mittel verſcheucht.

Die verſchiedenen Gattungen haben unter einander ihre eigenen Töne, wodurch ſie ſich gegenſeitig verſtändlich machen. So verſtehen z. B. Raben, Krähen, Dohlen u. dergl. Vögel ihre verſchiedenen Locktöne, und nähern ſich einander, wenn es nöthig iſt, z. B. auf ihren Wanderungen. So fängt der Vogelſteller durch die Lockſtimme eines Goldammers, den Gartenammer, Schneeammer und alle übrige Ammer. Durch das lockende Geſchrei des gemeinen Finken wird der Bergfinken; durch

die Töne des Zeiſigs der Flachsfinken, der Zitronfinken ꝛc. geſangen.

Auch hat jeder Vogel von der Natur, wo nicht einen Geſang, doch einige deutliche Laute erhalten, wodurch er nicht bloß ſeinem eigenen, ſondern auch dem andern Geſchlechte ſeine Begierden zu erkennen geben kann. Dies geſchieht entweder durch einzelne Töne, oder durch einige oder mehrere melodiſche Laute. Jene nennt man die Locktöne, Lockſtimme, oder das Locken, dieſe nennt man den Geſang.

Bei manchen ſind die Locktöne nach den verſchiedenen Leidenſchaften und Bedürfniſſen auch verſchieden; bei andern einerlei. So lockt z. B. der gemeine Fink auf ſeinen Wanderungen anders in der Freude, anders in dem Zorne, und in der Traurigkeit. Die Rabenkrähe hingegen hat in allen dieſen Verhältniſſen einerlei Geſchrei; höchſtens drückt ſie ihren traurigen Laut bei Verſchiedenheit der Leidenſchaften durch größere oder geringere Geſchwindigkeit aus.

Der eigentlich ſogenannte Geſang der Vögel iſt immer der Ausdruck des Wohlbefindens oder der Liebe. Daher ſingt die Nachtigall nur, ſo lange die Begattungs- und Brütungszeit währt; ſie verſtummt aber, ſo bald ſie ihre Jungen zu füttern genöthigt iſt. Hingegen der Staar, Stieglitz und der Kanarienvogel ſingen das ganze Jahr, ausgenommen wenn ſie ſich mauſern.

Der Geſang ſcheint ein beſonderes Vorrecht des Männchens zu ſeyn, entweder um ein Weibchen zu locken, oder ſeine Gunſt zu erhalten. Die Weibchen ſcheinen auch nach der größeren oder geringeren Vollkommenheit oder Annehmlichkeit des Geſanges zu wählen, und ſchenken wohl meiſtens dem beſten Sänger ihre Gunſt. Man kann dieſes am deutlichſten an den Kanarienvögeln und an den Finken wahrnehmen.

Einige Vögel pfeifen die Strophen, oder einzelne

Töne, woraus ihre Liebe beſteht, aus vollem Halſe faſt immer in einerlei Folge aufeinander, und von dieſen ſagt man, daß ſie ſchlagen. So ſchlägt z. B. der Fink, die Nachtigall. Wenn ſie aber die Töne, ohne auf die Zeitfolge zu ſehen, untereinander miſchen, und bald leiſer bald ſtärker pfeifen, ſo nennt man ſie beſonders Sangvögel z. B. die Meiſen, Rothkehlchen ꝛc.

Merkwürdig iſt es, daß faſt alle Sangvögel in der Monogamie leben; immer hat ein Männchen ein beſtimmtes Weibchen. Sie ſind mehrentheils Zug-Vögel, machen des Jahres mehrere Hecken, und ſind meiſtens eßbar.

Unter den Sangvögeln unterſcheidet man noch beſonders die ſogenannten Sänger, die meiſtens Wald-Vögel ſind.

Die Vögel ſingen nicht alle den ganzen Tag, auch nicht alle zu einerlei Zeit. Einige ſingen nur des Morgens, andere des Abends, oder wohl gar des Nachts. Einige lieben bei ihren Geſängen Geſellſchaft, andere ſind während dieſes Geſchäfts gern allein, z. B. die Nachtigall ſchlägt lieber am ſtillen Abend, des Morgens, oder des Nachts, und ſchweigt meiſtens am Tage. Es ſcheint, als wenn ſie als Königinn der Singevögel den Vorzug ihres Talents erkenne, und ihre Melodie nicht durch das Geſchwirr anderer Vögel wolle verderben laſſen.

Die Urſache, warum Ein Vogel ſtärker und beſſer ſingt, als der andere, liegt in der verhältnißmäßigen Größe und Stärke des Kehlkopfs. Bei dem Weibchen iſt der Kehlkopf nicht ſo ſtark, als bei dem Männchen, deswegen ſingen jene wenig oder gar nicht. Bei den Vögeln, welche den ſtärkſten Geſang haben, iſt auch der Kehlkopf am ſtärkſten, wovon die Nachtigall ein Beiſpiel giebt.

So wie die Organe des menſchlichen Körpers vervollkommnet werden, ſo auch die Stimme der Vögel, und

zwar durch gute Nahrung und Pflege, auch dadurch, daß ſie im Geräuſch ihren Geſang hörbar zu machen ſuchen, wodurch ihre Stimme um vieles erhöht, und ſelbſt veredelt wird.

So wie die Sangvögel im Käfige leicht einen fremden Geſang annehmen, Lieder pfeifen lernen, und ſich ſogar zum Accompagnement abrichten laſſen, ſo daß man mit Gimpeln ſchon wirklich Concertchen gegeben hat, wie Bechſtein berichtet; eben ſo kann man andere Vögel als: Papageien, Raben, Elſtern ꝛc. die Menſchenſtimme nachahmen, und Worte nachſprechen lehren. Dieſes iſt ein Vorzug, welcher die Vögel über alle andere Thiere erhebt.

Von den Neſtern der Vögel.

Die Natur bleibt ſich überall gleich. Der Trieb der organiſchen Weſen, ſich fortzupflanzen, und ſich zu erhalten, zeigt ſich auch vorzüglich bei den Vögeln in einem ſehr hohen Grade. Mit Eifer, Liebe und Wärme ſind dieſe Thiere bemüht, nach der erſten Paarung ihre Eier in Sicherheit zu bringen, und für ihre Jungen Neſter zu bauen. Nur das einzige Kukuksweibchen macht eine Ausnahme, welches ſeine Eier in fremde Neſter legt, wie wir in der Folge zeigen werden, wenn von dieſem Vogel die Rede iſt.

Bei den Vögeln, welche paarweiſe bei einander leben, nimmt auch das Männchen Antheil am Neſterbauen, wenigſtens trägt es Baumaterialien herbei, wenn es nöthig iſt, und verpflegt auch in dieſer Zeit, und während des Brütens, das Weibchen. Bei den Vögeln aber, die in Polygamie leben, wie die Hausvögel, bekümmert ſich das Männchen um das Neſterbauen nicht.

Die Vögel wählen nach ihrer verſchiedenen Lebensart, und nach ihren eigenen Bedürfniſſen den Ort, wohin

ſie bauen. Die Raubvögel machen ihre Neſter (Horſte) in einſamen Gegenden auf hohen Felſen und Klippen, und auf den höchſten Bäumen; um von hieraus nicht nur freie Ausſicht nach ihrer Beute zu haben, ſondern auch vor dem ſie ſtets verfolgenden lärmenden Schwärmen der kleinen Vögel ſicher zu ſeyn. Andere, die ſich vorzüglich von Inſekten und Würmern nähren, als Spechte, Dohlen ꝛc. bauen ihre Neſter in die Löcher der Mauern, in hohle und auf niedrige Bäume. Die hühnerartigen Vögel niſten auf gleicher Erde, damit die Jungen, wenn ſie ausgebrütet ſind, bald fortlaufen können. Die Lerchen und andere niſten ihrer Nahrung wegen ebenfalls auf der Erde. Die kleinen Singevögel betten ſich bald hoch, bald niedrig auf den Bäumen, und in's Gebüſche, je nachdem es die Sicherheit oder die Nahrung der Jungen erfordert. Einige Vögel, wie z. B. der Bienenfreſſer, der Eisvogel, die Tannenmeiſe, niſten unter der Erde, in einem Loch. Die Waſſervögel bauen ihr Neſt am Ufer, an Seeklippen, im Schilf, auf feuchten Wieſen, und manche Taucher machen ſogar ein ſchwimmendes Neſt.

Eben ſo ſorgfältig, ja noch ſorgfältiger, als den Ort, wählt jede Vogelart die Materialien zum Neſte. Die Vögel in heißen Himmelsſtrichen, oder die mit überflüſſiger Brütwärme verſehen ſind, nehmen zu ihrem Bau nur leichten und einfachen Stoff, als: Zweige, Stroh, Heu u. dergl. Andere, die ihre nackten Jungen gegen Froſt ſchützen müſſen, nehmen wärmere Materialien, als: Miſt, Moos, Haare, Wolle, von Pflanzen und Thieren. Viele Vögel füttern die Neſter inwendig noch mit beſonders weichen Dingen aus, als: Flaumfedern, Wolle u. ſ. w. Wenige Vögel machen gar keine Unterlage für ihre Eier, und legen ſie auf die bloße Erde, oder in hohle Bäume auf Holzerde.

Die Neſter der Vögel machen gewöhnlich die Weib-

chen, nur bei den Schwalben verſteht auch das Männchen dieſe Kunſt: bei den übrigen Vögeln tragen die Männchen nur die Materialien zu.

Das Weibchen macht zuerſt an dem Orte, wo das Neſt angebracht werden ſoll, mit dem Männchen gemeinſchaftlich eine Unterlage; alsdann ſetzt es ſich auf dieſe nieder, dreht den Kopf und die Füße nach allen Seiten hin und her, mißt den Raum für ſich und ſeine künftige Familie, webt und flechtet dann alle die nöthigen Materialien, die das Männchen herbeiſchafft, durcheinander, und giebt mit dem Schnabel und den Füßen, und durch Herumdrehen des Körpers dem Neſte die Geſtalt und Größe, die ſeinen Bedürfniſſen auf's genaueſte entſprechen.

Die Form der Neſter iſt verſchieden, mehr oder weniger künſtlich. Die Beutelmeiſe und der Pirol machen bei uns unſtreitig die künſtlichſten Neſter. Sie ſind geſchickt mit Hanf und Wolle durchwebt, beutelförmig, und zur Sicherheit vor Raubthieren an dünne Zweige aufgehängt.

Nach dieſen folgen die Finken, und einige andere, welche ein ſehr feines Gewebe machen, und ihren Neſtern eine halbkugelförmige Geſtalt geben. Der Zaunkönig und das Laubvögelchen bauen ihre Neſter in Geſtalt eines Backofens, und weben es aus lauter feingebiſſenem Moos dicht wie Filz zuſammen. Die Elſter und der Waſſerſchwätzer machen eine förmliche Kugel. Andere Vögel aber, wie die Trappen, Schnepfen, Kiebitze ꝛc. machen ſich bloß ein dürres Lager von Reisholz, und einigen Strohhalmen auf der Erde; manche tragen ſich nur ein weiches kunſtloſes Bett in hohle Bäume, oder Mauerlöcher, wie die Spechte, Dohlen, Rothſchwänzchen; und noch andere ſcharren gar eine bloße Vertiefung auf den platten Boden, wie die Rebhühner ꝛc.

Merkwürdig iſt noch, daß nie eine Vogelart von der Auswahl des Ortes, der Form, und den Materialien

abweicht, es müßte denn die äußerſte Noth ſie dazu zwingen. Ferner, daß der junge Vogel, der nie ein Neſt bauen ſah, aus einem geheimen Kunſttriebe immer den Plan befolgt, nach dem ſeine Eltern arbeiteten, und daß alle Vögel von einerlei Gattung doch immer in etwas, es mag auch noch ſo wenig ſeyn, in den Neſtern und ihrer Bauart verſchieden ſind.

Von den Eiern der Vögel.

Sobald das Neſt der Vögel vollendet iſt, legt das Weibchen gewöhnlich noch denſelben Tag ein Ei in daſſelbe, und fährt damit alle 24 Stunden fort, doch ruhet es bisweilen einen Tag dazwiſchen. Dieſes dauert ſo lange, bis es die beſtimmte Anzahl gelegt hat.

Die Anzahl der Eier, welche ein Weibchen legt, iſt faſt eben ſo, wie die Art der Vögel, verſchieden. Viele Waſſervögel legen faſt immer nur ein einziges Ei; die Tauben 2; die Möven 3; die Raben 4; die Finken 5; die Schwalben 6 — 8; die Meiſen 8 — 12; die Rebhühner 12 — 20; die Haushenne aber legt, beſonders wenn man ihr die Eier nach und nach wegnimmt, bis 90. Daſſelbe thun auch die Elſtern, und mehrere andere Vögel. Manche Vögel legen aber auch unbefruchtete Eier, dieſe nennt man Windeier. Liegen in den Neſtern mehr Eier, als es gewöhnlich der Fall iſt, ſo iſt der Ueberſchuß mehrentheils unbefruchtet.

Was die Größe, Geſtalt und Farbe der Eier betrifft, ſo ſind ſie ſehr verſchieden. Große Vögel legen gewöhnlich auch große Eier. Doch findet dieſes Verhältniß nicht immer Statt. So ſind z. B. die Sumpfvögeleier, beſonders die Eier der Strandläufer und Strandpfeifer, im Verhältniß des Körpers immer weit größer. Das Wachtelei iſt faſt immer ſo groß, als das Taubenei, und das Kukuksei iſt gegen den Körper viel zu klein,

denn es iſt nicht viel größer, als ein Lerchenei. Ferner ſind einige Eier faſt kugelrund, andere völlig eirund, wieder andere an einer Seite, und noch andere an beiden Seiten zugeſpitzt. Dieſe Verſchiedenheit ſcheint aber nur von der innern organiſchen Bildung des Weibchens herzukommen, und keine Beziehung auf das im Ei enthaltene Thier zu haben; denn ſie findet nicht nur unter den verſchiedenen Arten ſtatt, ſondern auch oft bei einer und derſelben Art. Eine Henne legt nemlich bald ein rundliches, bald ein längliches Ei, und Bechſtein meint, es ſei wohl weiter nichts, als Aberglaube, wenn der Landmann behauptet, daß die länglichen Eier Hähnchen, die ſtumpfen aber Hühnchen enthielten. Aber dies iſt eine geprüfte Erfahrung, daß aus den Eiern derjenigen Hühner, die lauter längliche, auf beiden Seiten zugeſpitzte Eier legen, auch langgeſtreckte, und beſonders mit langen Hälſen verſehene Junge zum Vorſchein kommen. Bechſtein hat dieſe Erfahrung ſelbſt gemacht.

Endlich, was die Farbe der Eier betrifft, ſo giebt es weiße, und faſt mit allen Farben einfach bemalte Eier; aber auch ſolche, auf welche eine, zwei, drei und mehrere Schattirungen in Streifen, Punkten, Ringen, Wellen, Wolken, und marmorirte Zeichnungen aufgetragen ſind.

Von den Beſtandtheilen und dem Bebrüten der Vogeleier.

Die Beſtandtheile eines Eies ſind von außen eine dünne, aber doch harte kalkartige Schale, welche ſich zerreiben läßt. Betrachtet man ſie durch ein Vergrößerungsglas, ſo ſieht man, daß ſie voller Zwiſchenräume und Luftlöcher iſt. Deſſen ungeachtet iſt ſie aber doch ſo hart, daß der ſtärkſte Menſch nicht im Stande iſt, ein Hühnerei der Länge nach durch einen geraden Druck mit den Händen zu zerquetſchen.

Auf die Schale folgen 4 Häute. Die erſte iſt pergamentartig und ſehr dünn. Die 2te iſt noch dünner; die 3te umſchließt das Weiße im Ei, und die 4te den Dotter.

Das Eiweiß theilt ſich in ein flüſſiges Weſen, welches die äußere Stelle einnimmt, und Eierklar genannt wird, und in ein zäheres Weſen, welches den Dotter umgiebt, und nach der Bebrütung gelblich wird. Dies iſt das eigentliche Eiweis; der Dotter, oder das Gelbei, iſt ein gelber, etwas zäher Körper, an dem ſich unten und oben gleichſam zwei Schnabelbänder befinden, welche der Hagel genannt werden. An dieſem Dotter kommt ein kleiner weißer Kreis, von der Größe einer Linſe zum Vorſchein, welcher die Narbe oder das Köpfchen heißt. In der Mitte dieſer Narbe liegt eine kleine aſchgraue Hülle, in welcher ſich der junge Vogel entwickelt. Sie iſt ungefähr das, was der Keim im Saamenkorne einer Pflanze iſt. Diejenige Stelle des Dotters im Hühnerei, an welcher ſeitwärts der Keim des künftigen Hühnchens eingewickelt liegt, iſt leichter, als die entgegengeſetzte Seite, ſo, daß bei jeder Lage des Eies immer jene leichtere Stelle dem Leibe des brütenden Vogels am nächſten liegt, denn das Schwerere nimmt immer den niedrigen Ort ein. Das kleine Hühnchen im Ei iſt alſo beſtändig dem Bauche der brütenden Henne zugekehrt, das Ei mag liegen, wie es will. Daher iſt die Sorge derjenigen Hausmütter ganz vergeblich, welche den Brüthennen die Eier von Zeit zu Zeit umwenden, damit alle Seiten gleich ſtark erwärmt werden möchten.

Hieraus ergiebt ſich nun von ſelbſt, daß die erſte Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels ſchon im gelegten Ei vermittelſt des Brütens bewirkt werden müſſe. Faſt alle Vögel vollbringen dies durch ihre eigene körperliche Wärme: nur der Kukuk brütet ſeine Eier nicht ſelbſt aus, ſondern überläßt dies Geſchäft

kleinern Vögeln, in deren Neſt, wie ſchon erwähnt worden iſt, er eines von ſeinen Eiern legt. Es iſt alſo nicht nothwendig, daß jede Vogelart ihre eigene Eier ausbrüte. Es haben ſchon Kapaunen, Hunde, und Menſchen dies Geſchäft verrichtet. Auch ſogar durch künſtliche Wärme, durch erhitzten Miſt, durch Lampenfeuer in ſogenannten Brütmaſchienen und in Backöfen können Hühnereier ausgebrütet werden. Dies letztere geht beſonders in wärmeren Gegenden ſehr gut von Statten. Man rechnet jährlich auf 92 Millionen Hühner, welche auf dieſe Art in den ägyptiſchen Oefen ausgebrütet werden. Auch in der Schweiz kennt man dieſe Methode.

Was nun das eigentliche Brüten der Vögel anbetrifft, ſo iſt dieſes wohl nur das Geſchäft des Weibchens. Doch aber nehmen bei vielen Vögeln, beſonders bei denen, die ſich paarweiſe zuſammenhalten, die Männchen daran Antheil, z. B. die Tauben, Bachſtelzen, Meiſen, Sperlinge, Finken ꝛc. Sie wählen dazu die Mittagsſtunden, und laſſen unterdeſſen die Weibchen nach Nahrung fliegen. Der Tauber aber beſteigt das Neſt ſchon Vormittag gegen 9 Uhr, und bleibt darauf bis 3 Uhr Nachmittag. Andere Männchen beſchützen das Neſt ſowohl, während das Weibchen brütet, als auch, wenn es aufſteigt, um Nahrung zu ſuchen. Noch andere überlaſſen zwar dem Weibchen das Brüten ganz allein, verſorgen dieſes aber während der Zeit mit Futter. So machen es die Hänflinge, Stieglitzen, Grünlinge und Kanarienvögel; ja es giebt einige Männchen, die ſo zärtlich ſind, daß ſie auch noch überdies ihre Weibchen einige Stunden des Tages beim Brüten ablöſen.

Wenn die Vögel ihre Eier bebrüten, ſo haben ſie faſt mehr Sorgfalt für ſie und für die Jungen, als andere Thiere. Die Weibchen ſitzen Tag und Nacht in der beſchwerlichſten Lage, ohne ſich zu rühren, auf den Eiern. Sie verſäumen ſogar, ſich Futter zu ſuchen, und werden

oft ganz mager und abgemattet, wenn ſie lange brüten. Müſſen ſie ihre Eier auf eine kurze Zeit verlaſſen, ſo bedecken ſie ſie wohl gar mit Federn, Moos oder anderen weichen Materialien, und eilen, ſo bald als möglich, wieder zu denſelben. Die ſonſt ſcheue wilde Ente und Schnepfe laſſen während des Brütens den Jäger ganz nahe an's Neſt treten. Der Kiebitz ſchwebt verzweifelnd über dem Kopfe deſſen, der ſein Neſt entdeckt hat. Die Singdroſſel und viele andere kleine Vögel laſſen ſich auf dem Neſte mit den Händen fangen. Die Tauben bleiben nicht allein auf dem Neſte ſitzen, ſondern ſchlagen auch mit einem Flügel mit aller Macht auf diejenigen los, die ihrem Neſte zu nahe kommen. Die Henne greift den größten Hund an, wenn ihr unter dem Brüten einer zu nahe kommt. Ueberhaupt iſt ein jeder Vogel gegen die Hälfte oder das Ende des Brütens faſt gar nicht vom Neſte zu bringen.

Bei dem Bebrüten der Eier kommt ſehr viel auf günſtige Witterung, und auf die Ruhe an, die die Vögel dabei benutzen können. Die Vögel, welche in der Freiheit leben, verlaſſen gewöhnlich ihre Eier, wenn ſie von Menſchenhänden betaſtet worden ſind, oder wenn ſie in ihrer Nähe ſehr beunruhigt werden. In naſſen und kalten Jahren iſt es oft ſehr ſchwer, Hühner und Enten zum Brüten zu bringen.

Während des Brütens geht nun die große Veränderung des Eies vor ſich, daß das Junge allmählig gebildet, und von Tag zu Tag mehr zur Reife gebracht wird. Die Dauer des Brütens iſt nach den verſchiedenen Arten ebenfalls ſehr verſchieden. Die großen Vögel brüten gewöhnlich länger, als die kleinen. Der Schwan hat dazu 5 Wochen nöthig; die Gans und Ente 4; die Henne 3 Wochen; die Tauben 17 — 19 Tage, und die kleinern Vögel brauchen 14, wenigſtens 13 Tage.

Die erſte Spur des neuen Vogels zeigt ſich immer

erſt

erſt eine ziemliche Zeit, nachdem das Bebrüten ſeinen Anfang genommen hat.

Beim Hühnerei nimmt die erſte Bewegung kaum vor dem Ende des 2ten Tages ihren Anfang. Es iſt das Herz, welches in dieſer Zeit, kaum wie ein Blutfleck erſcheint. Zu Ende des 5ten Tages ſieht man ſchon das ganze, kleine gallertartige Geſchöpf, das einen großen Kopf, und beſonders ungeheure Augen hat, ſich bewegen. Am 14ten Tage brechen die Federn aus, und die Eingeweide ſind vollkommen gebildet. Zu Anfang des 15ten ſchnappt das Hühnchen ſchon nach Luft, und iſt am 19ten ſchon im Stande, einen Laut von ſich zu geben. Gewöhnlich iſt es zu Ende des 21ſten Tages zum Auskriechen aus dem Ei reif, und durchbohrt dann die Schale vermittelſt eines von der Natur ihm dazu verliehenen knorplichen Aufſatzes auf dem Schnabel, der ihm einige Tage nach dem Auskriechen entweder von ſelbſt abfällt, oder von andern jungen Hühnern abgepickt wird. In den 3 Wochen des Brütens hat ſich alſo das junge Hühnchen vom Dotter und dem Eiweis genährt.

Von den Jungen der Vögel.

Die neugeborenen Jungen ſind entweder mit einzelnen, oder mit mehreren Flaumfedern bedeckt, welche in kurzer Zeit von den ausſproſſenden ordentlichen Federn verdrängt werden. Die Mutter der jungen Vögel pflegt ſie in dieſem Zuſtande immer noch mit der größten Sorgfalt, denn ſie muß gewöhnlich noch einige Zeit über ihnen ſitzen bleiben, und ſie erwärmen, damit dem zarten und nackten Körper die Kälte nicht ſchade, und alsdann auch noch gemeinſchaftlich mit dem Männchen, ſo lange, bis die Jungen fliegen können, für ihren Unterhalt ſorgen.

Nach Verſchiedenheit der Vogelgattung werden den Jungen entweder die Speiſen im Schnabel zum Neſte

gebracht, oder im Kropfe eingeweicht, und ihnen dann eingeflößt. Auch für die Reinigung des Neſtes ſorgen die Alten. Andere hingegen, z. B. die Hausvögel, die meiſten Sumpf= und Waſſervögel, laufen oder ſchwimmen, ſobald ſie aus dem Ei gekrochen ſind, mit den Alten davon, werden von ihnen zum Aufſuchen des Futters angeleitet, von den Flügeln der Alten beſchützt und gewärmt, und gegen die Angriffe der Feinde vertheidigt.

Sobald die Jungen für ihren eignen Unterhalt ſorgen können, verlaſſen ſie die Alten, und dieſe brüten zum zweitenmal, und wenn ihnen eine Brut zerſtört wird, auch wohl zum 3ten mal. Die Tauben brüten ſogar 6 — 7mal. Zug=, Haus=, Sumpf= und Schwimmvögel brüten gewöhnlich nur ein Mal.

Die Erziehungszeit der jungen Vögel iſt nicht gleich, und richtet ſich ſehr nach der Witterung. Wenn z. B. ein Fink ſeine Jungen vom Auskriechen an bis zum Ausfliegen bei gewöhnlichem Wetter in 12 Tagen groß zieht, ſo braucht er bei ſchlechter kalter Witterung 16, und bei warmer nur 8 Tage. Darauf hat alſo der Vogelliebhaber vorzüglich zu achten, wenn er ſich junge Vögel aus den Neſtern aufziehen will. Denn wie oft ſind ſie ſchon ausgeflogen, wenn er ſie noch im Neſte zu finden glaubt. Außer den Raubvögeln werden die meiſten im erſten Jahre mannbar.

Unter den Vögeln findet man ſehr viele Mißgeburten, welche meiſtens aus den überflüſſigen oder fehlenden Theilen des Dotters zu entſtehen ſcheinen. Daher giebt es auch zuſammengewachſene Hühnchen und Gänschen; Hühner und Gänſe mit vier Beinen, mit vier Flügeln, mit doppelten Köpfen, doppelten Schnäbeln, mit einem Beine, mit halben Schnäbeln, mit krummen Flügeln u. ſ. w. In Breslau wurde unlängſt eine Ente mit drei Beinen vorgezeigt.

Von dem Alter der Vögel.

Iſt irgend das Alter einer Thierklaſſe merkwürdig, ſo iſt es das der Vögel. Die Vögel werden ſogar älter, als die Säugethiere, nicht immer in Hinſicht der wirklichen Jahre, ſondern im Bezug ihres Wachsthums. Denn bei den Säugethieren dauert das Leben vier bis ſiebenmal länger, als die Zeit ihres Wachsthums. Bei den Vögeln aber 15 bis 30mal länger, als ihre Wachszeit. Die Urſache ſcheint in ihrem Knochenbau zu liegen. Denn das Gewebe und das Weſen der Vogelknochen iſt lockerer und leichter, und bleibt alſo länger porös, biegſamer, und unverhärtet, als bei den Säugethieren. Die Tauben werden 22 Jahre; ſogar in der Gefangenſchaft werden Gänſe, Finken, Stieglitze über 24 Jahre, Adler und Papageyen über 100 Jahr alt, und von Schwänen erzählt man, daß ſie 300 Jahre ſollen gelebt haben.

Von dem Aufenthalt der Vögel.

Alle Welttheile ſind mit Vögeln verſehen; eben ſo die heißeſten Himmelsſtriche wie die kälteſten und gemäßigten Zonen.

Einige Vögelarten ſind ſehr weit verbreitet, bewohnen nicht nur verſchiedene Welttheile, ſondern auch verſchiedene Himmelsſtriche. Der Singeſchwanz z. B. befindet ſich ſo gut in dem kalten Island, Kamtſchatka, und auf der Hudſonsbai, wie in dem warmen Aegypten, in Kleinaſien, Carolina, und Louiſiana.

Andere Vögel leben nur in begrenzten Bezirken, z. B. die Papageyen bloß in wärmeren Gegenden; die Paradiesvögel auf den Molukiſchen und umherliegenden Inſeln; die weißen Möven nur in Spitzbergen, Grönland, und auf dem Eismeer überhaupt.

Viele Vögel leben im Sommer in einer kälteren,

und im Winter in einer wärmeren Gegend, z. B. die Schwalben und Störche.

Was den Ort ſelbſt anbetrifft; ſo iſt der Aufenthalt der Vögel faſt eben ſo verſchieden, wie bei den Säugethieren. Viele leben bloß auf Bäumen, wie die Papageien, andere auf Klippen, wie manche Raubvögel; oder im Waſſer, wie die Taucher; oder auf der Erde, wie die Rebhühner, oder in den Sümpfen, wie manche Schnepfen.

Andere Arten wechſeln mit ihrem Aufenthalte, und leben auf den Bäumen und der Erde, wie die Elſter und die meiſten Singevögel; auf den Bäumen und im Waſſer, wie die Reiher; auf der Erde und im Waſſer, wie die Gänſe; in Sümpfen und auf dem Trocknen, wie der Kibitz; auf der Erde und auf Dächern, und nur höchſt ſelten oder nie auf Bäumen, wie die Hausſchwalbe. Kein einziger Vogel aber hält ſich in der Erde auf. Manche Vögel (die Strichvögel) verändern auch auf eine kurze Zeit ihren Aufenthaltsort, und begeben ſich etwas weiter. In dieſer Hinſicht theilt man daher die Vögel:

1. in Standvögel,
2. in Strichvögel,
3. in Zugvögel ein.

Unter Standvögel verſteht man ſolche, die weder Kälte, noch Mangel an Nahrung nöthigt, ihren Aufenthalt zu verlaſſen, oder zu verändern; ſondern die Sommer und Winter in einerlei Gegend gefunden werden, und nicht wegziehen. Hieher gehören: Goldammern, Elſtern, Sperlinge, Zaunkönige, Meiſen, Goldhähnchen, Gimpel, Spechte, Schwarzdroſſel, gemeine Würger, Sperber, Rebhühner, und viele andere.

Einige dieſer Vögelarten, die ſich im Herbſte in Horden zuſammen rotten, um im Winter die Kälte, und den etwa eintretenden Mangel mit einander zu theilen, weichen im Winter auf einige Tage von dieſer Regel ab, und begeben ſich im Nothfall, wenn die Lebensmittel

nicht zulangen, oder wenn heftige Stürme eintreten, aus der Gegend, wo ſie gebrütet haben, in eine andere Gegend, wo ſie dieſen Uebeln nicht ausgeſetzt ſind; ſie gehen aber doch nie über etliche Meilen, und kehren ſo bald als möglich wieder zurück. So ziehen z. B. die Blau- und Tannenmeiſen aus erwähnten Urſachen aus einem Walde in den andern. So ziehen die Elſtern, die im Freien leben, bei großer Kälte in die Städte, kehren aber bei gelinderer Witterung wieder auf's Feld zurück.

Strichvögel ſind diejenigen Vögelarten in gemäßigten und kalten Gegenden, welche, ob ſie gleich die Kälte aushalten können, doch ihrer Nahrung halber ihre Heimath auf eine kurze Zeit verlaſſen, in eine benachbarte Gegend ſich begeben, und mehrentheils in großen Schaaren bald da, bald dort ſind. Der Vogelſteller und der Jäger ſagen nun: die Vögel ſtreichen. Dieſes Umherziehen geſchieht nemlich, wenn die Vögel an einem Orte die Nahrung aufgezehrt haben, wie die Zeiſige den Erlenſaamen, die Kreuzſchnäbel den Fichtenſaamen, oder wenn die Vögel vor Schnee und Froſt nicht zur Nahrung gelangen können. Zu den Strichvögeln gehören die Zeiſige, Stieglitze, Hänflinge, Finken, Dohlen, Waldſchnepfen, Haſelhühner, Miſteldroſſeln, graue Bachſtelzen, Haubenlerchen, verſchiedene wilde Entenarten, und noch viele andere. Sie befinden ſich faſt den ganzen Winter hindurch in Zügen, beſonders da, wo ſie die Kälte und der Schnee nicht hindert, ihre Nahrung zu finden. Daher kommt es, daß wir in manchen Jahren den ganzen Winter hindurch gewiſſe Strichvögel haben, und in andern Jahren die ſtrengſten Monate über keinen von dieſen Vögeln ſehen.

So lange der Schnee nicht ſo hoch liegt, daß der Holzheher zu den abgefallenen Eicheln kommen kann, bleibt er im Winter bei uns; außerdem aber verläßt er

unſere Gegend, und zieht in ein wärmeres Land, kommt aber ſogleich wieder zurück, wenn das Hinderniß zur Aufſuchung ſeiner Nahrung gehoben iſt. Dergleichen Vögel können den ganzen Winter über in Deutſchland von dem Jäger auf den Vogelheerden und in Schlingen gefangen werden; und zu Ende März finden ſich dieſe Vögel wieder in ihren alten Gegenden ein.

Die dritte Art ſind die Zugvögel. Dieſe ſind ſolche, welche ſowohl der Kälte als Nahrung halber ihr Vaterland verlaſſen, und weit, in wärmere Gegenden wandern müſſen. Hieher gehören die Schwalben, die Störche, die meiſten kleinen inſektenfreſſenden Vögel, Rothkehlchen, Blaukehlchen, Nachtigallen, weiße Bachſtelzen, Feldlerchen, Bergfinken, Wendehälſe, Baumlerchen, Turteltauben, Staare, Wachholderdroſſeln, Seidenſchwänze, Flachsfinken, wilde Gänſe, und viele andere Vögel. Von dieſen wandern nicht alle in wärmere Länder, ſondern es kommen manche aus den kälteſten nördlichen Gegenden den Winter über in unſer wärmeres Deutſchland, wie wir ſchon an dem Seidenſchwanze gezeigt haben. Andere kommen ebenfalls aus kälteren Gegenden, gehen in wärmere, und kommen nur bei uns durch; wie die Roth- und Singdroſſel.

Zu den Zugvögeln gehören auch manche Raubvögel, welche die kleinen Vögel auf ihren Zügen begleiten, um immer ihrer Beute gewiß zu ſeyn.

Die Wanderungen der Vögel im Allgemeinen geſchehen ſowohl im Herbſte, als auch im Frühjahr, nach den verſchiedenen Nahrungsbedürfniſſen, die jede Vogelart hat. Bei einigen geſchehen ſie früher, bei andern ſpäter, je nachdem ſie im Herbſte Mangel, oder im Frühjahr Ueberfluß an Lebensmitteln verſpüren. Der Vogelſteller hat demnach vorzüglich darauf im Herbſte zu achten, damit er ſeinen Heerd, und das Gelocke danach einrichten kann.

Den Herbſtzug eröffnen ſchon in der Mitte des Julius die Ufer- und Thurmſchwalben; darauf folgen die Pirolen, welche bald nach der Kirſchenzeit abziehen. Gegen Ende Auguſt macht ſich der Kukuk reiſefertig, und ihn begleiten gewöhnlich die Nachtigall, der gelbäugige Sänger und der Storch. Im September zieht ſich alsdann das übrige Geflügel, welches den Winter fürchtet, als Schwalben, Wachteln, Turteltauben, Staaren, Wiedehopfen ꝛc. vollends zuſammen, und verläßt früher oder ſpäter, je nachdem die Witterung iſt, unſere Gegenden. Den Nachtrab zu allen dieſen machen endlich im Oktober die Bachſtelzen, die Rothkehlchen, Lerchen, Singedroſſeln und Kiebitze.

Auf der andern Seite kommen aus kälteren Gegenden im September die Saatgänſe und Flachsfinken; im Oktober die Roth- und Ringdroſſeln, und im November und Dezember die Wachholderdroſſeln und die Seidenſchwänze bei uns an.

Die Reiſen dieſer Vögel geſchehen größtentheils des Nachts beim Mondſchein, wobei man oft im September und Oktober ein lautes Geſchrei hört, das der abergläubige Landmann für furchtbare Geſpenſter hält.

Beim Aufbruch der Reiſen haben die Zugvögel einen beſtimmten Ausdruck in ihrer Stimme, wodurch ſie einander zuſammenrufen; auch ſcheinen ſie Anführer zu haben. Man hört z. B. von den weißen Bachſtelzen zu Anfang des Oktobers, bei einer ſtillen hellen Nacht, in einem Dorfe erſt eine einzige Vogelſtimme von Haus zu Haus erſchallen; nach und nach erheben ſich mehrere, und endlich wird ein allgemeines Geſchrei daraus. Bei anbrechendem Tage ſieht dann der Beobachter, daß alle Bachſtelzen in der Nacht aufgebrochen, und weggereiſt ſind.

Einige pflegen auch ordentliche Zuſammenkünfte, und Uebungen zu halten, ehe ſie ihre Wanderungen antreten, z. B. die Schwalben. Sie fliegen oft der Luft entgegen,

welche ſich ſonſt in ihre Federn legen, ſie ſträuben, und ihren Flug hemmen würde; daher man oft ganze Schaaren nach Weſten, ſtatt nach Süden oder Oſten fliegen ſieht: nur die niedrig fliegende und kurzfedrige Wachtel reiſet mit dem Luftzuge.

Der Gründe, warum die Vögel in Geſellſchaft reiſen, und die meiſten auch im Winter geſellſchaftlich leben, giebt es dreierlei: 1) um ſich im Nothfall vor Kälte zu ſchützen, indem ſie ſich zuſammen ſetzen; 2) um ſich beſſer gegen Raubvögel vertheidigen zu können, und 3) um dem Verirren zu entgehen. Es iſt nemlich bekannt, daß die verirrten Zugvögel leicht Hungers ſterben, oder ſonſt umkommen, und daß ſie überhaupt, wenn ſie zu früh angekommen ſind, und ſchlechte Witterung einfällt, ſich wieder zuſammenrotten, und geſellſchaftlich umherſtreichen, obgleich ſie ſich ſchon vereinzelt, und ihre Sommerſtände bezogen haben.

Von denjenigen Zugvögeln, welche auf ihren Wanderungen nur streckenweiſe fliegen, und immer Halt machen, wenn böſe Witterung einfällt, gehen nur wenige zu Grunde; hingegen von denen, die ihre ganze Reiſe in einem Fluge endigen, ſterben viele bei nochmaliger eintretender Kälte, und dem daraus entſpringenden Mangel an Futter. Zu den Zugvögeln, welche Halt machen, gehören die Droſſelarten, die Rothkehlchen, die Nachtigallen, der Mönch, und viele andere. Zu denen, welche ihre Reiſe ununterbrochen fortſetzen, zählt man die Schwalben, die Störche u. a. m.

Bei einigen Zugvögeln hat man bemerkt, daß ſie zwar im Herbſte ſtrecken- oder fleckweiſe fortwandern, aber im Frühjahr in einem Fluge wieder zu uns kommen, z. B. die Lerche. Allein auch dieſe Vögel fühlen oft bei ihrer unvermutheten Wiederkunft eine unerwartete Kälte. Es ſcheint, als wenn dergleichen Vögel einen größeren Trieb hätten, hier bei uns anzukommen, und

hier zu ſeyn, als dieſe Gegenden zu verlaſſen, wobei ſie ſich ſo viel Zeit als möglich nehmen.

Diejenigen Zugvögel, die bei uns überwintern, nähren ſich mehrentheils von Beeren, und nur ſehr wenige, wie die Gänſe und Enten, von Waſſergräſern und grüner Saat. Auch diejenigen, Inſekten freſſenden Vögel, die uns ſpät verlaſſen, nähren ſich beim Mangel ihrer eigentlichen Nahrung von Beeren.

Sobald im Frühjahr wieder wärmere Tage eintreten, fangen die Zugvögel an, wie die Jäger ſagen, ihren Wiederzug zu halten, oder in ihr Vaterland zurückzukehren, um daſelbſt die ihrer Natur vorzüglich angemeſſene Temperatur der Luft zu genießen, und ſich da fortzupflanzen. — Den Anfang macht die Feldlerche, welche zu Ende des Februars, oder Anfang des Märzes kommt, je nachdem die warme Witterung etliche Tage hintereinander fortdauert. Da ſie ſich nicht bloß von Inſekten, ſondern auch von Körnern, Sämereien, und grüner Saat nährt, ſo kann es ihr nicht leicht an Nahrungsmitteln fehlen, ſelbſt wenn auch noch Kälte folgen ſollte. Nur tiefer Schnee, und anhaltende trübe Witterung verurſacht, daß ſie zuweilen Mangel leiden muß. Vierzehn Tage nach ihrer Ankunft läßt ſich in Wäldern die Baumlerche mit ihrer lieblichen Stimme hören. Sie genießt faſt die Nahrung der Feldlerche, muß aber ihre Ankunft deswegen weiter hinaus ſchieben, weil in den Wäldern der Schnee ſpäter ſchmilzt. Faſt zu gleicher Zeit kommt die weiße Bachſtelze bei uns an, der es, ob ſie ſich gleich bloß von fliegenden Inſekten nährt, doch deswegen nicht an Nahrung gebrechen kann, weil ſie ſich nahe an den Häuſern, oder nahe den Weidenbäumen aufhält, wo ſie immer einen hinlänglichen Vorrath von lebenden und ſchlafenden Fliegen findet. Hierauf folgt der Staar; dann der Storch, die wilde Taube, die Singdroſſel, und zu Ende des März unſer Rothkehl=

chen, und mit dieſem das Rothſchwänzchen ꝛc. Diejenigen Vögel, welche bei uns überwintert haben, z. B. die Wachholderdroſſeln, Seidenſchwänze, und Saatgänſe verlaſſen in dieſem Monate ebenfalls unſere Grenzen, und gehen in ihre nördliche Heimath zurück; und andere, z. B. die Rothdroſſel, die Singdroſſel, ziehen wieder bei uns durch.

Bewundernswürdig iſt bei dieſer Wiederkunft der Vögel, daß Männchen und Weibchen eigene Heere bilden, und daß allemal die Männchen etliche Tage, ja zuweilen eine ganze Woche und länger vorher, als die Weibchen ankommen. Daher fangen die Vogelſteller bei den erſten Zügen lauter Männchen, bei den letztern aber oft nichts, als Weibchen. Bechſtein erzählt von einem Storch, der alle Jahre in einem Dorfe niſtete, daß er im März angekommen ſey, einige Tage ſich da aufgehalten habe, und dann wieder fort geflogen, 10 — 14 Tage weggeblieben ſey, und dann ſein Weibchen mitgebracht habe. Es ſcheint alſo, als wenn auch bei den Vögeln die Männchen das Geſchäft der Reiſeſorgen, und der Einquartierung der Weibchen übernommen hätten, und Vorſorge für ihren Empfang tragen müßten.

Auch iſt noch anzuführen, daß die Zugvögel ordentliche Heerſtraßen in der Luft zu haben ſcheinen, nach welchen die in einer Gegend wohnenden Vögel ziehen, und auf derſelben hin und her fliegen. Dieſes bemerkt man vorzüglich an den gemeinen Finken, die nach den verſchiedenen Gegenden auch verſchiedene Schläge oder Geſänge haben. Dieſe Straßen muß der Vogelſteller merken, und ſeinen Heerd darnach einrichten, wenn er viele Vögel fangen will. Gewöhnlich ſchicken ſich zur Anlegung der Vogelheerde Thäler in Gebirgsgegenden, Abhänge, oder vorſtehende Berge, und im flachen Lande lichte Waldſtellen oder niedriges Gebüſch.

Die Zugvögel kommen in verkehrter Ordnung wie-

der, als ſie weggegangen ſind, ſo zwar, daß diejenigen zuerſt wieder kommen, welche am ſpäteſten wegwandern, und umgekehrt; weil dieſe härter ſind, und nur die ſtrengſten Wintermonate bei uns nicht vertragen können, dahingegen andere ihrer Empfindlichkeit wegen mehrere Monate abweſend ſeyn müſſen. Ferner hat man bemerkt, daß jeder Vogel wieder den Platz oder Stand nimmt, den er das vorige Jahr bewohnte. So ſucht z. B. der Fink die nemlichen Bäume wieder auf, die er voriges Jahr beflog, die Nachtigall denſelben Garten oder Buſch, die Schwalbe das vorjährige Neſt, der Storch denſelben Schornſtein, den er vorher bewohnt hatte.

Was wir in den vorhergehenden Bemerkungen über den Zug und den Aufenthalt der Vögel geſagt haben, muß man nicht als unabänderliche Regel anſehen. Es giebt, wie es mit aller Klaſſifikation und mit allen Regeln in der Naturgeſchichte der Fall iſt, auch hier viele Ausnahmen. So iſt z. B. die Rabenkrähe in Deutſchland in einigen Gegenden ein Standvogel, in andern Gegenden aber ein Strichvogel; die Nebelkrähe iſt in verſchiedenen Gegenden ein Zug=, Stand= und Strichvogel. Es wird nicht unnöthig ſeyn, hier noch einige Bemerkungen für die Liebhaber der Stubenvögel beizufügen, die den Aufenthalt dieſer Vögel in der Stube betrifft.

Der Raum, den man dieſen Vögeln zu ihrem Wirkungskreiſe anweiſt, muß ihrer Natur und ihrem Zwecke angemeſſen ſeyn. Alle befinden ſich in einem großen Zimmer, frei untereinander herumfliegend, ſehr wohl, und ein ſolches Zimmer beſetzt man mit Tannenbäumchen, die im Winter abgehauen ſind, und alſo die Nadeln nicht leicht fahren laſſen, und mit einzelnen Stängelchen in den Ecken. Vorzüglich giebt man Vögeln einen ſolchen großen Spielraum, die man ihrer Schönheit und ihres artigen Betragens halber hält. Aber die mordſüchtigen

Kohlmeiſen dürfen bei einer ſolchen Vogelgeſellſchaft nicht ſeyn.

Die eigentlichen Singevögel ſperrt man lieber in kleinere, als größere Käfige. Die Lerche und die Nachtigall will einen großen — Finken, Stieglitze, Hänflinge, und andere wollen einen kleinen Käfig, und dies kommt gewöhnlich auf die mehrere oder wenigere Lebhaftigkeit ihres Naturels an. Diejenigen, die gar nicht, oder nur wenig auf Bäume auffliegen, erhalten einen Käfig ohne Springhölzer; im entgegengeſetzten Falle aber mit Springhölzern.

Reinlichkeit iſt bei den Stubenvögeln die Hauptſache. Sie müſſen daher alle Woche, einmal oder zweimal ihren Käfig gereinigt erhalten; wobei man ihnen zugleich die Füße behutſam putzen muß; denn ſie leiden gar zu leicht an dieſen Theilen durch die Unreinlichkeit Schaden; man trifft auch nicht leicht einen alten Stubenvogel an, der ſeine Zehen vollkommen hat. — Auch giebt es Liebhaber, die in den Gärten große Strecken mit Drath überziehen, und unter einem ſolchen Vogelhauſe vielerlei Vögelarten frei umherfliegen laſſen.

Von der Nahrung der Vögel.

Die Nahrungsmittel der Vögel ſind ſo verſchieden, daß man faſt von jeder Vogelart behaupten kann, daß ſie neben den Speiſen, die ſie mit mehreren Vögeln gemein hat, noch eine beſondere, nur bloß für ſie beſtimmte Nahrung zu ſich nehme. Kennten wir dieſe, ſo würden wir nicht nur einen großen Schritt weiter in unſern Naturkenntniſſen ſeyn, ſondern wir würden auch einen tiefern Blick in den Zuſammenhang der natürlichen Dinge thun können; wir würden die Glieder der eigentlichen und wahren Naturkette beſſer an einander zu hängen im Stande ſeyn, und über den Werth der natürlichen Dinge

richtiger urtheilen, wir würden auch den Nutzen und Schaden der Vögel, und überhaupt den natürlichen Werth, den ſie für die Menſchen haben, oder haben ſollen, beſſer würdigen können.

Um nur einige Beiſpiele hier anzuführen, ſo frißt die weiße Bachſtelze nie einen Regenwurm, welchen das ihr ſo ähnliche Blaukehlchen mit Begierde verſchluckt. Der Goldammer frißt die Kohlraupe, und ihre Geſchlechtsverwandte, die Schnee- und Rohrammer, berühren ſie nie. — Nach der beſondern Leitung dieſes Triebes ſuchen die Vögel allezeit diejenigen Oerter auf, wo die für ſie beſtimmten Speiſen gefunden werden. Sind ſie Zugvögel, ſo kommen ſie alsdann erſt von ihren Wanderungen zurück, wenn ſie dieſelben zu finden glauben, und gehen wieder weg, ſobald ſie ihnen fehlen.

Im allgemeinen nähren ſich die Vögel theils aus dem Thierreiche, theils aus dem Pflanzenreiche, und manche aus beiden zugleich.

Die Raubvögel leben von allerhand Thieren, die ſchwächer, furchtſamer, und gewöhnlich kleiner, als ſie ſind. Die Schwimmvögel freſſen Fiſche, und deren Laich; auch Waſſerinſekten und Waſſerpflanzen. Die Spechte haken die Larven der kleinen und großen Käfer zwiſchen den Rinden der Bäume hervor. Der Kukuk ſucht Raupen auf, die Schwalben Waſſerinſekten, die Schnepfen gehen nach Würmern.

Andere nähren ſich aus dem Pflanzenreiche: ſo freſſen die Papageyen Obſt, die Kreuzſchnäbel Fichtenſaamen; die Hänflinge Rübſaamen, die Lerchen Körner und Saat.

Zu denen, welche ſich aus dem Thier- und Pflanzenreich nähren, gehören die Hühner- und Krähenarten. Die Krähen ſcheinen überhaupt unter allen Vögeln diejenigen zu ſeyn, welche das vermiſchteſte Futter zu ſich nehmen können; ſie nähren ſich von Inſekten, Fleiſch

und allerlei Pflanzentheilen, und haben hierin mit den Schweinen unter den vierfüßigen Thieren viel Aehnlichkeit.

Alle Vögel haben eine ſtarke Verdauungskraft, und daher einen ſehr guten Appetit. Sie nehmen in Vergleichung mit andern Thieren, die Raupen und Maden der Inſekten etwa ausgenommen, die größte Quantität von Speiſen zu ſich; und es iſt nichts ungewöhnliches, daß ein Vogel in einem Tage die Hälfte ſo viel Nahrungsmittel zu ſich nimmt, als er ſelbſt ſchwer iſt. Vorzüglich zeichnen ſich hier die Bachſtelzarten, die Droſſeln, die Seidenſchwänze, und auch das Blaukehlchen aus.

Auch die Art und Weiſe, ihre Nahrung zu ſich zu nehmen, iſt ſehr verſchieden. Einige Vögel löſen z. B. die Saamenkörner aus ihren Schaalen, und verſchlucken ſie, wie die Hänflinge, Stieglitzen, u. dergl. Andere verſchlucken ſie ganz, wie die Hühnerarten. Noch andere zerreißen ihre Speiſen, wie die Raubvögel, und wiederum andere lecken ſie bloß hinein, wie die Meiſearten.

Auch in Anſehung der Zeit, wenn die Vögel ihre Speiſen aufſuchen, ſind ſie ſehr verſchieden. Die meiſten Vögel ſuchen ihre Nahrung zwar bei Tage auf, aber doch giebt es noch viele, z. B. die Eulen, und der Ziegenmelker, welche des Abends und in der Nacht ihre Speiſen aufſuchen. Dieſe Vögel haben dazu ein beſonders eingerichtetes Auge.

Die Vögel wählen faſt alle zu ihrem Tranke friſches Waſſer, welches ſie auf mancherlei Art zu ſich nehmen. Einige pumpen es gleichſam in ſich, wie die Tauben, andere ſchlürfen es ein, wie die Raben, noch andere müſſen den Kopf in die Höhe heben, wenn es im Schlunde hinabgleiten ſoll, wie die Gänſe ꝛc. Faſt alle Vögel verlangen Waſſer, nur die Raubvögel ſind mit friſchem Blute, und ſaftreichern Fleiſche zufrieden.

Die Vögel haben auch zuweilen ein Bad nöthig,

welches ſie theils im Sande, theils im Waſſer, theils in beiden zugleich nehmen. Die Hühnerarten baden ſich z. B. im Sande, und im Staube. Die Ammer und Sperlinge ſowohl im Waſſer, als auch im Staube. Es iſt faſt kein Vogel, der ſich nicht eines dieſer Reinigungsmittel bediente.

Die Stubenvögel, die keine Gelegenheit haben, alle Tage ſich zu baden, befinden ſich bei weitem nicht ſo wohl, und leben auch nicht ſo lange, als diejenigen, die ſich baden können.

Sobald ſie das Bad genommen haben, bringen ſie mit dem Schnabel und den Füßen alle Federn wieder in Ordnung, und beſtreichen ſie mit dem Fette, das ſie aus ihrer Fettdrüſe am Steiße nehmen.

Da ſich die Erhaltung und das Wohlbefinden der Vögel vorzüglich auf ihre Nahrungsmittel, die ſie in ihrer Freiheit genießen, gründet, ſo kann man ſie in dieſer Hinſicht in vier Klaſſen theilen: 1) Solche, die ſich bloß von Sämereien nähren, z. B. Kanarienvögel, Stieglitze, Zeiſige, Hänflinge, Gimpel ꝛc. 2) Solche, die Sämereien und Inſekten freſſen, als: Wachteln, Lerchen, Finken, Goldammern, verſchiedene Arten von Meiſen. 3) Die ſich von Inſekten und Beeren nähren, als: Nachtigallen, Rothkehlchen, Droſſeln, und verſchiedene Graſemückenarten. 4) Solche, die ſich nur von Inſekten nähren, z. B. die weißen und gelben Bachſtelzen, die Schwalben, und andere mehr.

Die Vögel der letztern Klaſſe ſind am ſchwerſten in Stuben zu erhalten, und belohnen mehrentheils, durch ihren eben nicht ausgezeichneten Geſang, nicht die Mühe und Pflege, die man auf ſie wenden muß.

Bei der Wartung und Nahrung der erſten Klaſſe, hat die Erfahrung gelehrt, daß die Kanarienvögel ein Gemiſch von Kanarienſaamen, zerdrückten Hanf- und Sommerrübſaamen am liebſten freſſen; die Stieglitze

und Zeiſige lieben den Mohn, zuweilen mit etwas zerquetſchtem Hanf vermiſcht; Hänflinge und Gimpel bekommen Rübſaamen. Alle verlangen dabei zuweilen etwas Grünes, als Kohl, Salat, Brunnenkreſſe, und Waſſerſand, den man nur auf den Boden des Käfigs, oder ſonſt auf ihren Aufenthaltsort ſchütten darf, und der ihnen zur Stärkung ſo äußerſt nöthig iſt.

Von denjenigen Vögeln, welche Saamen und Inſekten freſſen, verlangen die Wachteln, wenn ſie in Stuben gehalten werden, Weizen, Semmel, und Brotkrumen; die Lerchen in den Stuben, Gerſtenſchrot mit gehacktem Kohl, oder Brunnenkreſſe, Mohn und Brot vermiſcht, und im Winter Hafer; daſſelbe Futter verlangen auch die Goldammern, doch ohne Vermiſchung mit dem Grünen. Die Finken begehren Sommerrübſaamen, wozu im Sommer bisweilen etwas Hanf gemengt wird. Der Kohlmeiſen Stubenfutter iſt: Hanf, Brot, Semmel, Fleiſch, Speck, Haſel- und Wallnüſſe, Hafer, Fichtenſaamen; die Blaumeiſen und Tannenmeiſen verlangen daſſelbe. — Daß alle Vögel, die im Freien entweder von Sämereien allein, oder von dieſen und Inſekten leben, ohne Mühe im Zimmer beim Leben bleiben, wenn ſie nur nicht zur Paarungszeit gefangen ſind, wollen wir nicht, wie Bechſtein behauptet, unterſchreiben.

Für die Vögel welche ſich von Inſekten und Beeren nähren, hat man ein Univerſalfutter. — Man nimmt hiezu eine gelbe Rübe (Möhre), reibt ſie auf einem platten Reibeiſen, das ſogleich wieder rein abgebürſtet wird, quellet eine Semmel in Waſſer ein, drückt das Waſſer aus, und vermiſcht beides mit zwei Hände voll Gerſtenſchrot, der aber ſorgfältig von allen Hülſen gereinigt ſeyn muß, und zerreibt dieſes ganze Gemiſch in einem tiefen Napfe mit einer Holzkeule recht untereinander. Die gelben Rüben kann man zu dieſem Zwecke das ganze Jahr im Keller unter Sand geſcharrt friſch erhalten.

Da-

Damit aber die Vögel dieſes Futter erſt kennen lernen, iſt nöthig, daß man ihnen vorher dasjenige, oder ein ähnliches Futter, welches ſie in der Freiheit genießen, darunter miſche; ſie lernen dadurch dieſes koſten, indem ſie jenes herausſuchen; dies muß man ſo lange thun, bis ſie das Univerſalfutter ohne Umſtände mitfreſſen.

Giebt es zu dieſer Zeit Beeren, die ſie freſſen, ſo miſcht man dieſe unter das beſchriebene Futter. Sind dieſe aber nicht vorhanden, ſo ſind Regenwürmer, Mehlwürmer, und Ameiſeneier das untrüglichſte und ſicherſte Mittel. Kann man auch dieſe nicht haben, ſo nimmt man rohes und gekochtes Rinderherz, ſchneidet es ſo klein, das es wie Würmer ausſieht, und miſcht es darunter.

Am ſicherſten aber geht man, wenn man ſich im Frühjahr eine Menge Fliegen, die an alten Mauern und Fenſtern hängen, ſammelt, ſie dörret, und in einem Topfe aufbewahrt, und ſie dann unter das Futter wirft.

Die Nachtigallen ſind aus dieſer Klaſſe die zärtlichſten. Sie freſſen aber auch, wie alle Vögel, welche Inſekten und Beeren freſſen, fein geſtampften Mohnſamen mit kleingehackter Semmel, Kohl und Salat. Im Sommer müſſen ſie aber friſche Ameiſeneier und Mehlwürmer, oder Rinderherz darunter gemiſcht erhalten. — Diejenigen Vögel, welche Hanf freſſen, dürfen denſelben nie im Uebermaaß, ſondern nur als Delikateſſe bekommen, denn ſie werden vom vielen Hanfe heiſer und blind, und ſterben endlich an der Auszehrung.

Den Vögeln, welche ſich nur von Inſekten nähren, kann man in den Stuben folgende zwei Nahrungsmittel geben. Das erſte beſteht aus Gerſtenſchrot und etwas Semmelkrumen mit etwas Milch angemacht, das aber alle Tage friſch gegeben werden muß, weil es ſonſt ſauer wird, und den Vögeln ſchadet.

Das zweite Hauptnahrungsmittel beſteht darin, daß man ſich, nach Verhältniß der Anzahl Vögel, die man

damit nähren will, auf ein Vierteljahr ungeſalzene Semmeln backen läßt. Dieſe müſſen beim Becker altbacken werden, und wenn abgebacken iſt, noch einmal in den Ofen geſetzt, und mit demſelben kalt werden.

Sie laſſen ſich dann in dem Mörſer ſehr leicht zu Grieß ſtoßen, welcher ſich ein Vierteljahr lang ohne Nachgeſchmack erhält. Von dieſem Grieß nimmt man des Tages auf jeden Vogel einen ſtarken Theelöffel voll, und rührt ihn mit dreimal mehr kalter oder lauer Milch ein. Dies läßt man quellen, und daraus wird ein ſtarker Teig, den man auf einem Brette klar hackt.

Dieſes Univerſalfutter iſt ſehr nahrhaft; es hält ſich in der heißeſten Witterung lange, ohne ſauer zu werden, wird nie klebrig, und bleibt immer trocken und bröcklig.

Alle Arten von Stubenvögeln freſſen dieſe angeführten Nahrungsmittel; zum Ueberfluß und Leckerbiſſen ſtreut man aber noch zuweilen etwas Hanf, Mohn, Rübſamen, Brot und Semmelkrumen für ſie aus.

Damit ſie ſich auch den Durſt löſchen, und ſich baden können, giebt man den Stubenvögeln jeden Morgen friſches Waſſer. Hat man eine große Anzahl Vögel, die frei umher laufen, ſo ſetzt man ihnen ein thönernes Gefäß von 8 Zoll Länge, und 2 Zoll Breite und Höhe hin. Wachteln und Lerchen bedürfen aber auch noch zum Baden Sand, weil manche Vögel ſich auch zum Baden des Sandes bedienen.

Vom Nutzen und Schaden der Vögel.

Die Vögel haben für die menſchliche Geſellſchaft einen weit ausgebreiteten großen Nutzen. Manche verzehren auf den Feldern das Aas, und reinigen dadurch die Luft. Andere freſſen allerhand große und kleine ſchädliche Thiere, als: Mäuſe, Schlangen, und Otterar-

ten, und viele den Menſchen ſehr läſtige Inſekten, ihre Eier und Beeren.

Krähen, Sperlinge, Spechte ꝛc. ſind demnach nicht ſchädlich, wie viele meinen, ſondern nützlich, denn man hat zu der Zeit, und in den Gegenden, wo man dieſe Vögel zu vertilgen bemüht geweſen iſt, eine große Vermehrung des Ungeziefers bemerkt, welche einen weit größeren Schaden verurſachten, als dieſe Vögel.

Andere Vögel, z. B. Hühner, Tauben, Finken, Hänflinge, nähren ſich von den überflüßigen Früchten und Samen, die, wenn ſie liegen bleiben, der eigentlichen Ausſaat hinderlich ſind, und zu Unkraut werden.

Verſchiedene Vögel befördern auch die Vermehrung und Fortpflanzung der Thiere und Gewächſe. So erzählt man von den wilden Enten, daß ſie bei ihren Zügen fruchtbare Fiſcheier in entfernte Teiche trugen, und ſie fiſchreich machten. Daß viele Vögel Samenkörner verſchlucken, die ſie oft ganz und unverdaut an andern Orten wieder von ſich geben, oder auch im Schnabel weit forttragen, wird weitläuftiger bei der Geſchichte der Pflanzen bemerkt werden.

Auch den Menſchen nützen die Vögel unmittelbar, durch den Genuß ihres Fleiſches und ihrer Eier. Wer kennt nicht den ausgebreiteten Nutzen der Federn? Selbſt durch die Häute, Därme, und Knochen mancher Vögel finden verſchiedene Künſtler und Handwerker Stoff zu mancherlei Arbeiten.

Der Schaden, den einige Vögel durch das Tödten der Hirſche, Rehe, Gemſen und Schafe, andere durch das Verzehren der Fiſche und des Fiſchlaichs, noch andere durch den Genuß nützlicher Samenkerne und mancherlei Früchte verurſachen, iſt bei weitem nicht ſo groß, als ihr Nutzen. Giftige, oder auf andere Art ſchädliche Vögel, kennt man gar nicht.

Sonderbarkeiten der Geſtalt und des Baues der Vögel.

Der Vogel Strauß iſt von jeher mit dem Kameele verglichen worden. Und dieſe Vergleichung hat auch ihren Grund. Sein langer Hals, der gebogene Rücken, die merkliche Bruſtſchwiele, die Geſtalt der Füße, und überhaupt ſeine ganze Bildung geben ihm viel Aehnlichkeit mit dem Kameele; daher ihn auch einige Schriftſteller den Kameelvogel, oder Kameelſtrauß nennen, und im Lateiniſchen heißt er eben deswegen auch Struthio Camelus.

Ein anderer Vogel, der ſich durch ſeine ſonderbare Geſtalt auszeichnet, iſt der Dude (Dronte, Tölpel), der einen plumpen, faſt viereckigen Körper hat, und ſo unbehülflich iſt, daß er kaum im Stande iſt, ſich fortzuſchleppen. Sein ganzes Aeußere zeigt Dummheit an. Neueren Nachrichten zufolge, ſoll er *nun ganz* aus der Schöpfung ausgerottet ſeyn, indem man ihn auf den Inſeln Frankreich und Bourbon, wo er ehedem ganz allein lebte, alles mühſamen Nachforſchens ungeachtet, nicht mehr auffinden kann.

Ein noch weit ſonderbareres Geſchöpf aber, iſt der Anhinga, oder Schlangenhalsvogel. Büffon ſagt von ihm: der Anhinga zeigt uns ein kriechendes Thier, das auf den Leib eines Vogels gepfropft iſt. In der That muß Jeder, der nur den Hals dieſes Vogels ſieht, ihn für eine Schlange halten. Die ganze Geſtalt des Halſes, die Farbe, und alle Bewegungen deſſelben, gleichen dem Winden einer Schlange, und ſind im hohen Grade täuſchend. Der Vogel mag ſitzen, ſchwimmen oder fliegen, immer iſt der lange dünne Hals, den er beſtändig bewegt, der hervorſtehendſte Theil ſeines Leibes. Nur im Fluge hält er ihn ausgeſtreckt und unbeweglich, ſo, daß alsdann Kopf und Schwanz eine ſchnurgerade Linie

bilden. Er lebt in Afrika und Südamerika, hat die Größe einer Ente, und nährt ſich allein von Fiſchen. Wenn er auf Beute lauert, ſo rollt er den langen Hals ſpiralförmig zuſammen, und ſchnellt dann den Kopf wie ein Pfeil gegen die Fiſche, die er erſchnappen will.

Die Löffel-Ente hat ihren Namen von ihrem ſonderbar geformten Schnabel, der am Ende wie ein Löffel gebogen, vorn breit, zugerundet und ungekrümmt iſt. — Der Schnabel der Löffelgans (Löffelreiher) kommt der Geſtalt des Löffels noch viel näher. Er iſt nemlich nach der Spitze zu breit, faſt kreisrund, wie ein Kochlöffel, und geplattet. Die Gans klappert damit, wie ein Storch, und zerbricht mit Hülfe deſſelben Waſſerſchnecken, Muſcheln, Krebſe ꝛc. von denen ſie ſich nährt. —

Gehörnte Vögel gehören zu den wunderbarſten Seltenheiten. Es giebt welche, die ein, zwei, und mehr Hörner tragen. Da iſt z. B. der Nashornvogel, deſſen Fuß langer Schnabel oft in Kabinetten vorkommt, und auf der obern Kinnlade einen knöchernen Höcker ſitzen hat, der wie ein Horn vorwärts, in einem Bogen aufwärts gekrümmt, 10 Zoll in der Länge, und am Urſprunge halb ſo viel in der Breite hat. Dieſer Vogel lebt allein im warmen Klima von Oſtindien. Er gehört zu denjenigen Vögeln, die man Kalao's nennt, und die alle mit ſolchen Auswüchſen am Schnabel verſehen ſind. Bei einigen biegen ſich aber dieſelben nicht vorn in die Höhe, ſondern abwärts, nach der Krümmung des Schnabels, ſo daß es ausſieht, als ob der Vogel zwei auf einander geleimte Schnäbel hätte, wie man das an dem malabariſchen Kalao ſehen kann.

In Indien lebt das ſogenannte gehörnte Truthuhn, welches in der Landesſprache Nopol genannt wird. Seiner Geſtalt wegen, in welcher es große Aehnlichkeit mit unſerm Puter hat, wurde es ehedem unter die Truthühner gerechnet. Jetzt zählt man es zu einer eigenen Gat-

tung, die man Penelope nennt. An Größe hält dieſer Vogel die Mitte zwiſchen einem Haus- und Truthahn. Er iſt eigentlich in Bengalen einheimiſch, und hat auf ſeinem Kopfe 2 walzenförmige, ſtumpfe, ſchwielige Hörner, die blau ausſehen, vorwärts gerichtet ſind, und ihm ein poſſierliches Anſehn geben.

Selbſt gehörnte Hühner kann man machen, d. h. man kann den Hühnern mit Gewalt Hörner aufſetzen, und ſie anwachſen laſſen. Der Kamm wird nemlich dieſen Thieren abgeſchnitten, damit er nicht zu der gewöhnlichen, ungeheuren Größe heranwachſe, an den Seiten herabhänge, die Thiere unruhig mache, und in der Maſtung ſtöre. Pfropft man nun, ſtatt deſſelben, die abgeſchnittenen Spornen auf dieſe Stelle, ſo wachſen ſie leicht an, treiben, wie Pfropfreiſer, etliche Zoll in die Höhe, und ſehen wie zwei natürliche Hörner aus. Der Kamiſchy (Hornträger) trägt gar 5 Hörner an ſeinem Körper. Das eine, und zwar das längſte Horn ſitzt oben auf dem Kopfe, und wird 3 — 4 Zoll, und, nach Bechſteins Angabe, zuweilen 2 Ellen lang, und wie ein Bindfaden dick. Es läuft wie eine Nadel ſpitzig zu, beſteht aus einer hornartigen Maſſe, wie die Spornen bei den Haushähnen, und iſt unten mit einem federkielartigen Ueberzuge umgeben. Vorn an jedem Flügel befinden ſich auch 2 aufwärtsgebogene Hörner, welche gerade vorwärts ſtehen, wenn die Flügel im Schwunge ſind, und aus einem der mittleren Flügelknochen entſpringen. Der Vogel lebt im Spaniſchen und Portugieſiſchen Südamerika, wo er in den Sümpfen und Moräſten an dem Amazonen- Orinoco- und Plataflüſſe reichliche Nahrung findet.

Uebrigens haben der Kaſuar, das Perlhuhn, und mehrere andere Vögel, am Kopfe ebenfalls hornartige Auswüchſe, ſo wie der Strauß am Ende jedes Flügels 2 hornartige, etwas über einen Zoll lange Stacheln hat,

deren Gebrauch man nicht weiß. Von den ſogenannten Spornflügeln, deren es 15 bekannte Arten giebt, ſind die Flügel gleichfalls mit ſpitzigen Dornen beſetzt, womit ſich dieſe Vögel gegen ihre Feinde wehren.

Alle Vögel ſind zahnlos, wenn man nicht etwa die ſcharfen Einſchnitte an ihren Schnäbeln Zähne nennen will. Bei den Ammern aber findet ſich etwas, das einen knochigen Zahn vorſtellen kann, nemlich ein harter Geſchwulſt am Gaumen, wie ein knochiger Zapfen, der dem Vogel zum Aufſpelzen der Saamenkörner dienet, und ein Hauptunterſcheidungszeichen der Ammern iſt. — In Rückſicht des äußern Schnabelbaues, iſt der ſogenannte Scheidenſchnabel auf Neuſeeland deshalb merkwürdig, weil ſeinen, etwas gebogenen zuſammengedrückten Schnabel, an der obern Kinnlade eine hörnerne Scheide einſchließt, welche beweglich iſt, ſo daß ſie erhoben, und dichter an den Schnabel angedrückt werden kann.

Die Augen der Vögel ſind bekanntlich kugelrund gebaut, und unterſcheiden ſich dadurch merklich von den Augen der Säugethiere. Nur beim Strauß ſind ſie nicht rund, ſondern oval gebildet, wie bei dem Menſchen, und überdies noch mit ordentlichen Wimpern verſehen, welches letztere man außer ihm, und dem großen Geyer, bei keinem andern Vogel findet.

Der Paradiesvogel hat einen doppelten Schweif, davon einer gerade über den andern ſteht, und die ſcheinbare Größe des Vogels um ein Beträchtliches vermehrt. Denn außer den wahren Schwanzfedern hat er noch eine Menge anderer, 40 bis 50 an der Zahl, welche aus der Gegend, zwiſchen den Flügeln und den Lenden, entſpringen, und noch weit über den wirklichen Schwanz hinausreichen, ein Ganzes bilden, und zur Leichtigkeit im Fliegen ungemein viel beitragen.

Die Manchots und Pinguine, eine ganz ſonderbare Art von Vögeln, gleichſam Mittelgeſchöpfe zwiſchen den

Vögeln und Amphibien, haben nicht einmal ordentliche Schwingen, oder Flügel, wie andere Vögel, ſondern an deren Statt nur floſſenartige Häute oder Lappen, die ihnen zwar beim Schwimmen und Fortrudern auf dem Waſſer gute Dienſte thun, aber zum Fliegen nicht dienen können, und ſchlaff an den Seiten herabhängen. —

Bedeckung.

Bei verſchiedenen Gattungen dieſer Thierklaſſe finden ſich noch gar manche Eigenheiten in Rückſicht ihrer Federbekleidung. Das ſonderbare Gefieder des Strupphuhns, z. B. liegt gar nicht auf dem Leibe an, wie bei den andern Vögeln, ſondern biegt ſich verkehrt vorwärts, welches ſogar der Fall an den Deckfedern und hintern Schwungfedern der Flügel iſt. Die verkehrten Halsfedern ſind etwas länger, als die übrigen am Körper, und bilden gleichſam einen Kragen. Der aufrechtſtehende Schwanz ſieht, der vorwärts in die Höhe gebogenen Federn wegen, ganz kraus aus.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Strupp-Taube (rauhen Taube), bei der alle kleine Federn, ja zuweilen auch die hintern Schwungfedern in den Fittigen, und die Steuerfedern im Schwanze, in die Höhe und vorwärts gebogen ſtehen, wie bei den Strupphühnern.

Man vermuthet, daß das ſtruppige Weſen dieſer Vögel von einem krankhaften Zuſtande herrühre, weil die ſo beſchaffenen Hühner und Tauben nie ſo geſund und munter ausſehen, wie andere. Der Schleiertaube geben die, vom Hinter-Kopfe an der Seite des Halſes, bis zur Bruſt herablaufenden langen verkehrten Federn ein ſonderbares Anſehen. Sie bilden ein zurückgekraustes Federhalstuch, das auch mit einem antiken Weiberſchleier verglichen worden iſt.

Beim Wollhuhn ſind die Federn, womit der Vogel

bedeckt iſt, ſo ſchlicht, daß ſie der Wolle und den Haaren der Säugethiere ähneln.

So iſt auch die Kehle und der Hals des Straußes mit weißer haarähnlicher Wolle beſetzt. Den übrigen Körper dieſes Rieſenvogels bedecken weiße und ſchwarze, und bei dem Weibchen aſchgraue Federn, wovon aber jede Faſer der Fahne wieder eine eigene kleine Feder ausmacht, welches wir bei keinem andern Vogel finden.

Sein nächſter Verwandter, der Kaſuar, zeichnet ſich ebenfalls durch manche Eigenheit ſeines Gefieders aus. Die Flügel deſſelben beſtehen nemlich aus bloßen nackten Federkielen, ohne Bart, die wie geſchliffen ausſehen, und röthliche Spitzen haben. Jeder Flügel hat 5 dergleichen Kiele, wovon der mittelſte der längſte iſt; die übrigen aber an beiden Seiten ſtufenweiſe abnehmen, beinahe wie die Finger an einer Hand. — Die Federn am übrigen Körper ſind auch von beſonderer Art; denn es entſpringen aus einem gemeinſchaftlichen Kiele meiſtens 2 Schafte, und die Bartfedern, die zu beiden Seiten daran ſitzen, ähneln den Pferdehaaren. Ueber dem After hängen die längſten dieſer ſonderbaren Haarfedern herab, vertreten zugleich die Stelle eines Schwanzes, und geben dem Vogel das Anſehen eines zottigen Thieres.

Bei den Paradiesvögeln entſtehen in der Gegend der mittlern Schwanzfedern 2 ſehr lange, dünne Federn, welche weit über den Schwanz hinausreichen, und von einer ebenfalls ungewöhnlichen Beſchaffenheit ſind. Sie ſind nemlich nur an ihrem Urſprunge ein wenig mit Faſern beſetzt, ſonſt aber kahl, bis auf die Spitzen, die wieder, aber nur auf einer Seite, gewöhnliche Fahnen haben, und ſich ſpiralförmig krümmen. Die weichen Federn hingegen, die ſich weit über den Schwanz erſtrekken, und gleichſam einen zweiten Schweif bilden, haben überaus dünne Fahnen, ſind wie Flor durchſichtig, und

gleichen zuſammengenommen einem feinen durchſichtigen Gewebe.

Auch finden wir wirklich Haare bei einigen Vögeln. Das Truthuhn hat z. B. auf dem Kopfe hin und wieder einzelne Haare, und die Bruſt des Männchens iſt mit einem 4 Zoll langen Büſchel harter, ſchwarzer Haare beſetzt. Einige Vögel haben einzelne, oft ganz beträchtliche federloſe Stellen an ihrem Körper.

So iſt z. B. bei den Geyern der Kopf, bei dem Geyerkönig der Kopf und der ganze Hals kahl: die Pinguine haben, anſtatt der Flügel, nur häutige Lappen ohne Federn, und ſind daher ſammt dem Strauß und dem Kaſuar, denen ebenfalls die Schwungfedern fehlen, zum Fluge ungeſchickt.

Ja den Kaſuaren, Taucherchen, und einigen wenigen andern fehlen ſogar die Schwanz- oder Ruderfedern gänzlich, deren doch alle übrige Vögel 16 bis 24 haben. —

Größe und Schwere.

Der Strauß ragt als ein Rieſe über die andern Vögel hervor, wiegt wohl 3 Zentner, wird 8 bis 10 Fuß hoch, und übertrifft demnach ſelbſt das Kameel an Höhe, ſo daß er, ohne von der Erde ſich zu erheben, ſeinen Kopf bequem auf den Kopf eines zu Pferde ſitzenden Menſchen legen kann. Seine Schenkel ſind auch ſeiner Größe vollkommen angemeſſen, denn ſie haben die Dicke der Mannsſchenkel.

Vergleichen wir damit den kleinſten Kolibri, der nur die Größe einer Hummel erreicht, und ſammt dem Neſte nicht mehr, als einen Skrupel, oder ein drittel Quentchen wiegt.

Einige Vögel, beſonders von denen, die ſich vom Raube nähren, zeichnen ſich durch die ungewöhnliche Größe ihrer Flügel aus. Bei dem Lämmergeyer z. B.

meſſen die ausgeſpannten Flügel von einer Spitze zur andern, über 10; bei dem Albatros gegen 11; bei der Fregatte, die höchſtens die Größe einer Gans hat, mehr als 14, und bei dem Greifgeyer (Condor) gar gegen 18 Fuß in die Breite.

In den Reiſen nach den Südländern, von Hawkesworth, wird eines zu Port-Deſire gefundenen gemeinen Adlers gedacht, deſſen Flügelbreite 12 Fuß betragen haben ſoll. —

Unter den Tauben iſt die Kronentaube in Neuguinea die größte von allen; denn ſie gleicht an Größe einem erwachſenen Truthahne.

Die Sperlingstaube im ſüdlichen Amerika hingegen iſt nur ſo groß, wie eine Lerche, und folglich die kleinſte Taube in der Welt. —

Alter.

Die Vögel erreichen, in Vergleichung mit den Säugethieren, ein ſehr hohes Alter.

Nach Hallers Beobachtung kann ein Huhn 10 Jahre, ein Pfau nicht über 24 Jahre, die Nachtigall und Lerche 16 bis 18 Jahr, ein Kanarienvogel über 22, eine Gans 50 Jahr alt werden. Doch giebt es auch Vögel, deren Alter über 100 Jahre hinausreicht. Ein Schwan kann 50 bis 100, ja, wie einige glauben, gar 200 Jahr alt werden. Man hat davon viele Erzählungen, deren Richtigkeit aber zweifelhaft iſt. Zu Alkmar, einer Stadt in Nordholland, iſt, der Sage nach, 1672 ein Schwan, welcher der Stadt gehörte, geſtorben, auf deſſen Halsbande die Jahreszahl 1573 geſtanden; der alſo ein Alter von 100 Jahren erreicht hat.

Ein Adler kann über 100 Jahr alt werden. Im Jahre 1719 ſtarb einer zu Wien, der 104 Jahre zuvor war gefangen worden. Und wer weiß, wie alt er damals war, als man ihn fing! Er wurde vor Alter ganz

weiß, und der Schnabel ſoll ihm zuletzt ſo krumm geworden ſeyn, daß er faſt gar keine Nahrung mehr zu ſich nehmen konnte.

Ein Herr in England hatte ſeit 9 Jahren einen Adler, der ſchon vorher 32 Jahre im Beſitze desjenigen geweſen war, der ihm ein Geſchenk damit gemacht hatte. Dieſer hatte ihn aus Irland erhalten, und man wußte nicht, wie alt er damals war. Er hätte noch länger gelebt, wenn ihn die Bedienten nicht hätten verhungern laſſen, indem ſie ihn zu füttern vergaßen. —

Steinadler hat man ſchon in Menagerien über 100 Jahre erhalten.

Daß die Falken eben ſo, wie die Adler, ein ungemein hohes Alter erreichen, beweiſet folgende Anekdote:

Herrn Sekivand in London wurde ein Falke zugeſchickt, den man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gefangen hatte. Er hatte ein goldenes Halsband mit der Inſchrift: „Dieſer Falke gehört Sr. Majeſtät, dem Könige James von England zu. A. D. 1610. Es waren alſo, ſeit ſeiner erſten Gefangenſchaft, 182 Jahre verfloſſen. Wie alt mag er geweſen ſeyn, als er dem Könige James (Jakob) in die Hände gerieth! Er war von der größern Art, und beſaß noch viel Munterkeit und Stärke; doch bemerkte man, daß ſeine Augen etwas dunkel, und die Halsfedern weiß geworden waren."

Ein Papagey kann, wie die Erfahrung gelehrt hat, 110 Jahr alt werden.

Auch die Raben ſollen 100 Jahre und drüber alt werden. In Spanien, bei Ronda, ſoll ein Rabe, den man an einigen weißen Federn in den Flügeln und am Schwanze erkannt haben will, ſeit 300 Jahren alle Jahre wiedergekommen ſeyn. Allein dieſe und andere dergleichen Erzählungen ſind ſicher übertrieben. —

Körperkraft.

Bei den Vögeln liegt die vorzüglichſte Stärke im Schnabel, in den Flügeln, und in den Füßen.

Der Seeadler kann mit dem Schnabel die härteſten Knochen entzweibrechen, woher er auch den Namen Beinbrecher erhalten hat.

Das Männchen des ſtummen Schwans hat in ſeinen Flügeln ſo viel Kraft, daß es einem Menſchen Arm und Bein damit zerſchlagen kann.

Der Strauß kann mit ſeinen ſtarken nervigten Füßen einen Hund in die Höhe ſchleudern, und mit ſeinen 2 Spornen einem Menſchen den Leib aufreißen. Mit den vorwärtsgerichteten Zehen aber, kann er, ſo wie auch der Kaſuar, zolldicke Bretter durchtreten.

Auch geben die Strauße, in Rückſicht der körperlichen Stärke, dem beſten Pferde nichts nach. Sie können ohne Beſchwerde 2 Menſchen auf ihrem Rücken tragen und mit denſelben ſo ſchnell laufen, daß darauf ſitzende Reuter in Gefahr kommen, zu erſticken, und kein anderes Thier auf der Erde ihnen im Lauf gleichkommen kann. Es lohnte wohl der Mühe, nachzudenken, wie man ſie, gleich Pferden, lenken, regieren und gebrauchen könnte.

Zwei Condors, die größten Raubvögel der Erde, ſollen eine Kuh überwältigen, tödten und aufzehren können.

Eine ihnen verwandte Art, die man Bartgeyer oder Lämmergeyer nennt, fällt nicht nur Lämmer, Ziegen, Rehe u. ſ. w. an, ſondern ſchleppt auch kleine Kinder mit ſich in die Luft fort, und wehrt ſich ſelbſt gegen Erwachſene muthig, daher in der Schweiz auf ſeinen Kopf Preiſe geſetzt ſind. Die Stein- und Goldadler wagen ſich auch bisweilen an junge Rinder, Pferde u. ſ. w., und tragen ihren Jungen Haſen, Lämmer, junge Rehe u. d. m. reichlich auf die höchſten Gipfel der Berge

zu, welchen Vorrath ſich dann diejenigen armen Menſchen, die ein ſolches Neſt entdeckt haben, fleißig zu Nutze machen.

Selbſt die Falken nehmen junge Haſen, Kaninchen, Birkhühner, Haſelhühner, Faſanen u. d. m. wenn ſie ihnen nicht zu ſchwer ſind, mit ſich in die Luft, um ſie in ihre Wohnplätze zu tragen, welches die ſteilſten Klippen von Europa und Nordamerika ſind. —

Bei den Würgern erſetzt die außerordentliche Kühnheit die Größe und Stärke des Körpers, welche ihnen fehlt. Hätten ſie die ſtarken muskulöſen Beine, ſcharfen Krallen, und den ſchnellen Flug anderer Raubvögel, ſo würden ſie den kleinen Vögeln ſehr furchtbar ſeyn, denn ſie fallen alles an, was ſich ihrem Reviere nähert, aber meiſtentheils ohne glücklichen Erfolg. Nur der ſogenannte tyranniſche Würger in Nordamerika iſt in der Brutzeit ſo kühn, daß er ſogar an den Adler ſich wagt, ſich ihm auf den Rücken ſetzt, und ihn ſo lange mit Hacken und Schreien verfolgt, bis er ſich von ſeinem Wohnplatze entfernt; und doch gleicht er an Größe nur einer Singdroſſel. —

Stimme.

Auch in dieſer Klaſſe giebt es außerordentliche Schreier. Das Geſchrei des Uhu, der zu den geöhrten Eulen gehört, kann man des Nachts eine halbe Stunde weit hören.

Noch weit ſtärker iſt das Geſchrei des Rohrdommels, welches er, bei Veränderung des Wetters, oft ganze Nächte durch hören läßt. Es klingt dumpf und ſtark J — prump, Hu, hu! Man vernimmt es eine halbe Meile weit, und es hat ſchon manchem Wanderer Schrecken eingejagt.

Seiner Stimme wegen heißt er vermuthlich auch Waſſerochs, Jprump, weil ſie von einigen mit dem Brül-

len eines Ochſen verglichen wird; Andre vergleichen ſie mit dem Getöſe einer Trommel, daher der Name Rohrdommel.

Der Strauß hat eine ebenfalls laute, ächzende, klagende Stimme, die dem Wanderer des Nachts Schrecken einjagt. Zuweilen ſollen ſie auch ein ſtarkes abgebrochenes Geſchrei, das dem Brüllen des Löwen ähnelt, ausſtoßen.

Der gemeine Kranich iſt durch ſeinen beſondern Luftröhrenbau, deſſen Beugungen einer Trompete ähneln, im Stande, ein fürchterliches Geſchrei zu erheben, das in der Nähe zum Taubmachen heftig iſt. Im Herbſt und Frühjahr hört man es des Nachts hoch in der Luft, wo es, als das Geſchrei des wüthenden Heeres und des wilden Jägers, den gemeinen Mann noch immer erſchreckt.

Der Auerhahn betäubt ſich ſo durch ſein eigenes Geſchrei, daß er indeſſen weder ſieht, noch hört.

Die Amazonen, eine Art Amerikaniſcher Papageyen, haben das Eigene, daß ſie vom Morgen bis zum Abend in einem fort ſchreien, ohne aufzuhören.

Jede Vogelart hat beinahe ihre eigene Stimme und Sangweiſe. Jedoch giebt es auch einige, die andre Vögel nachzuahmen wiſſen.

Der kleine graue Würger z. B. ahmt nicht nur einzelne Strophen aus den Liedern anderer Sangvögel, ſondern ihre ganzen Geſänge, ohne Zuſatz, bis zur größten Täuſchung nach. Oft glaubt man, wenn er ſingt, eine Nachtigall zu hören.

Beſonders geſchickt hierin iſt die ihm verwandte Art, der Dorndreher. Durch dieſen Vogel grenzen die Raubvögel an die Sangvögel, denn von beiden hat er Eigenſchaften. Z. B. ſein Schnabel ähnelt noch dem Raubvogelſchnabel, und wegen ſeiner Simme kann er ſich mit dem beſten Sangvogel meſſen. Sein Geſang iſt aus den

Liedern der Schwalbe, des Stieglitzes, der Grasmücke, der Lerche, der Nachtigall, des Rothkehlchens, der Wachtel u. d. g. zuſammengeſetzt. Es ſind dies alſo faſt lauter nachgeahmte Melodien, die er in dem nemlichen Augenblicke, da er ſie hört, auch nachzuſingen vermag; und diejenigen Vögel, die um ihn wohnen, bilden allezeit ſeinen anhaltenden und bleibenden Geſang. Auch im Käfige nimmt er alle Geſänge der Stubenvögel an, die um ihn hängen.

Das männliche und weibliche Geſchlecht unter den Vögeln hat die einfachen Töne der Leidenſchaft mit einander gemein, allein der eigentliche Geſang kömmt dem männlichen ausſchließlich zu; nur ſehr wenige Vogelweibchen, z. B. Lerchen, Rothkehlchen, lallen ihrem Gatten die Lieder nach. Das Weibchen des Dompfaffen pfeift beinahe eben ſo ſchön, als das Männchen.

Viele Vögel ähneln mit ihrer Stimme Thieren aus ganz fremden Klaſſen. Die Jungen des gemeinen Pirols- Kirſch- oder Pfingſtvogels mauen, wie die Katzen.

Die Pfauen laſſen beſonders bei Aenderung des Wetters ihr weit ertönendes, unangenehmes Katzengeſchrei hören. Auch das Geſchrei des Nußhehers, und noch mehr das des Falken, gleicht dem Mauen einer Katze, und iſt ſehr widrig. Die Heerſchnepfe ſchreit, indem ſie ſich hoch in die Luft ſchwingt, und wieder, wie ein Pfeil, gerade auf die Erde herabſtürzt, unaufhörlich wie eine Ziege: Mäkkarä, daher ſie auch Himmelsziege genannt wird.

Der gemeine Birkheher, oder die Mandelkrähe, hat eine, dem Laubfroſchgeſchrei ähnliche, unangenehme Stimme, ſo wie auch der Wachtelkönig, deſſen durchdringendes Arp, Schnarp, des Nachts auf den Wieſen und Aeckern gehört wird.

Der Kolibri ſummt, wenn er fliegt, wie eine Biene, und hat keine andere Stimme.

Die

Die Pinguine (Fettgänſe), machen ein ſehr unangenehmes Geſchrei, das faſt wie das Geſchrei des Eſels lautet. Auch der Pelikan, oder die Kropfgans, hat ſeinen lateiniſchen Beinamen von ſeiner Eſelsſtimme.

Die Stimmen der Eulen lauten des Nachts, wenn ſie ſich einander jagen, wie Hundegebelle. Dies hat zu den bekannten Fabeln vom wilden Jäger Veranlaſſung gegeben.

Die Steineulen, Kircheulen, haben eine kreiſchende grauſige Stimme, und ſchnauben unaufhörlich, welches faſt wie das Schnarchen eines ſchlafenden Menſchen klingt. Alle Eulen haben ſonſt die Gewohnheit, ſo zu ſchnauben, wenn ſich ein Menſch oder Thier ihnen nähert, von dem ſie einen Angriff erwarten.

Die Papageyen haben das Seufzen, Lachen, ſich räuſpern, Nieſen und Gähnen mit dem Menſchen in einiger Aehnlichkeit gemein.

Ihrer breiten, fleiſchigen Zunge wegen lernen ſie ſehr vernehmlich, und bis zur Täuſchung, Wörter ausſprechen. In Madrid gab es einſt einen Papagey, der ſpaniſch und franzöſiſch ſprach, und auswendig gelernte Fabeln und Anekdoten im Zuſammenhange herſagte. Er hatte 30 Guineen gekoſtet. Daß außer den Papageyen auch Raben, Dohlen, Staare und Elſtern ſprechen lernen, iſt bekannt.

Der Birkhahn ſpricht, in ſeinem Falzgeſchrei, das Wort Frau ganz deutlich aus.

Uebrigens kommt auch der Geſang einiger Sangvögel dem Sprechen der Menſchen nahe. Im Geſange des gemeinen Finken glaubt man, am Ende jeder Strophe, folgende Wörter zu unterſcheiden: Bräutigam, Reitzug, Meingeb, Gutjahr, Kienöhl, Hochzeitgebühr, Davide, Musketier, Malveſier, Kuhdieb, Ritſcheer u. d. m. Die Kanarienvögel ſind ſogar im Stande, kurze Wörter deutlich nachzuſprechen; ſo auch die Dompfaffen.

Die Nachtſchwalbe (Ziegenmelker) erfüllt beim Mondenſcheine die Luft mit einem eintönigen Geſchrei, welches wie ein ſtarkes Klatſchen mit der Zunge klingt; Andre vergleichen es mit dem Schnurren eines Spinnrades.

Der Cormoran, eine Art von Pelikan, blökt wie ein Kalb.

Der merkwürdigſte unter den Sangvögeln iſt aber unſtreitig die Spottdroſſel, (turdus polyglottus) der Spottvogel. Sie wird in Amerika, ihrem Vaterlande, des angenehmen Geſanges wegen, eben ſo geſchätzt, wie bei uns die Nachtigall, die ſie jedoch noch an Anmuth übertrifft, wie ſie überhaupt der reizendſte Sangvogel auf der Erde ſeyn ſoll. Dabei beſitzt ſie die Geſchicklichkeit, die Stimmen vierfüßiger Thiere, und die Geſänge andrer Vögel täuſchend nachzuahmen, vom Kolibri bis zum Adler; ſogar den Schall lebloſer Dinge weiß ſie nachzumachen. Der Engliſche Naturforſcher Pennant hörte eine, welche, im Käfig eingeſperrt, das Mauen der Katzen, das Geſchrei der Elſtern, und das Knarren der Wetterfahne bei ſtarkem Winde ausdrückte. Die Mexikaner nennen dieſe Vögel deswegen, Vögel mit 400 Zungen.

In den warmen Gegenden von Amerika ſingen ſie unaufhörlich bei Tag und Nacht, vom März bis zum Auguſt, wie bei uns die Ortolane. Sie fangen mit ihrer eigenen Melodie an, und endigen mit den Tönen des ganzen Vögel-Chors. Dabei tanzen ſie gleichſam, indem ſie während des Geſanges ſich mit den Füßen erheben, und mit den Flügeln ſchlagen. Dies thut die Pieplerche bei uns auch. Unter den Papageyen ſind die Amazonen ſolche ewige Schwätzer.

Der Scharfſäger hat ſeinen Namen daher, weil ſein Geſchrei wie das Geräuſch einer Säge klingt, welche hin und her gezogen wird.

Das Müllerchen, (kleine graue Grasmücke) hat ſeinen Namen von den lauten Tönen: Klepp, Klepp, Klepp,

die es in ſeinen leiſen, angenehmen Geſang mit einmiſcht, und welche dem Klappen des Mühlganges nicht unähnlich ſind.

Der natürliche Geſang des Gimpels (Dompfaffen) iſt äußerſt unangenehm, und dem Knirren eines ungeſchmierten Schiebekarrens nicht unähnlich.

Die Kanarienvögel rufen öfter, indem ſie die ſilberhellen Töne einer Octave einzeln herablullen, trompetenmäßig die Sylben „Terteng“ dazwiſchen.

Ein ſonderbarer Vogel iſt auch der ſogenannte Prediger, in Südamerika einheimiſch, der ſeinen Namen von der ſonderbaren Gewohnheit erhalten hat, daß er des Abends, wenn andere Vögel auf den Bäumen um ihn herum ſitzen und ſchlafen, unabläſſig ſchwatzt und klappert, indem er immer den Kopf von einer Seite zur andern wendet. Man meint, er thäte das, um die Raubvögel abzuhalten.

Die Stimme einiger Vögel ähnelt dem Lachen der Menſchen. Die Lachmeve und die Lachtaube haben daher ihre Namen erhalten, und das Geſchrei der Stockeule gleicht ebenfalls einem Hohngelächter, und lautet ungefähr: hoho! hoho! hohohoho!

Der Nachtreiher erfüllt des Nachts die Luft mit einem groben und unangenehmen Geſchrei, das dem Tone nicht unähnlich iſt, wenn ſich jemand zum Brechen anſtrengt, und Quek klingt. Wenn er ſich oft hören läßt, ſo kündigt er trockne und ſchöne Witterung an. Der krächzende Geſang des Wiſtlings klingt als wenn jemand vomiren wollte.

Der Singſchwan, wilde Schwan, hat ſeinen Namen von den melodiſchen angenehmen Tönen, die er durch ſeine, wie eine Trompete, mit Biegungen verſehene Luftröhre von ſich zu geben im Stande iſt, und die die Isländer mit denen der Violine vergleichen.

Noch berühmter iſt aber, ihres Geſanges wegen,

die Pfeifente, Speckente, die die Größe einer Hausente hat, und im Herbſte häufig auf den Entenpfützen angetroffen wird. Sie hat den Namen in der That; denn ſie giebt einen hellen pfeifenden Ton von ſich, welcher in den Novembernächten, wenn ganze Heere ziehen, wo eine tiefer, die andre höher pfeift, Akkorde, und wenn die feine Bildungskraft dazu kommt, ganze Melodien bildet.

Die Dompfaffen lernen ſehr leicht Lieder pfeifen, ja ſie laſſen ſich ſogar leicht zum Akkompagnement abrichten, ſo, daß man, mit mehreren Dompfaffen zugleich, ſchon wirklich kleine Konzerte hat geben können.

Der Auerhahn erregt ein weittönendes Geſchrei, das dem Geräuſch einer Senſe gleicht, die man wetzt, wodurch er ſeine Hennen anlockt.

Alle Sangvögel laſſen nur dann ihren Geſang hören, wenn ſie in ihrer ruhigſten Lage ſind. Die Feldlerchen, nebſt der geſperberten Grasmücke, ſind die Einzigen, die in einem ſenkrecht, oder ſchraubenförmig in die Höhe ſteigenden Fluge ſingen.

Die Trommeltaube drückt ihren Zorn und ihre Zärtlichkeit durch ein, dem Trommeln ähnliches Getöſe aus.

Wenige Vögel ſind ganz ſtumm, wie die Haarſchnepfe, die gar keinen merklichen Laut von ſich giebt, und daher auch die ſtumme Schnepfe genannt wird. —

Lebenskraft.

Unter den Vögeln zeichnen ſich die Mandelkrähe, und der Pfingſtvogel (Golddroſſel) durch ihr hartes Leben aus. Wenn ſie mit grobem Schrot durch und durch geſchoſſen werden, ſo kann letzterer noch einen ganzen Tag leben, und noch in der Todesſtunde um ſich beißen, und die erſtere bringt wohl dann noch einige Tage lebendig zu.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Vögel bilden gleichſam nur eine große Familie. Sie ſind ſich in allen ihren Haupttheilen ſo ähnlich, daß man an einem Exemplare gewiſſermaßen alle erläutern könnte.

Alle ohne Ausnahme haben ein rothes, warmes (bis 34° R.) Blut, und ſind mit Federn von zweierlei Art bedeckt. Zu unterſt die Flaumfedern, welche zartfaſerig, und knotig ſind, und über dieſen die eigentlichen, größeren, härteren, welche ſowohl am Schwanze und den Flügeln, als auch bisweilen anderwärts, beträchtlich auswachſen können. Dieſe Federn beſtehen aus einem Kiel, einem Schaft und einer Fahne, letztere beiden brechen aus dem, anfangs mit Blut gefülltem Kiele hervor. Bei einigen ausgezeichneten Vögeln (z. B. Reiher, Pfau, Paradiesvogel ꝛc.) iſt der Kiel ganz kurz, und die Fahnenbärte treten geſchlitzt auseinander; oft ſind bloß nackte Schäfte (Caſuar, Paradiesvogel, Matmot), und beim wilden Hahn, dem rothen Paradiesvogel und dem Seidenſchwanz erſcheinen ſie an den Spitzen hie und da wie Hornplättchen.

Die beiden Flügel ſind die Vorderarme und Hände der Vögel. Faſt bei allen findet ſich noch ein Daumen, nebſt dem Nagel deſſelben, unter den Federn verborgen. Nur wenige Vögel können nicht fliegen.

Die längeren Flügelfedern werden Schwungfedern, remiges, genannt. Die längeren des Schwanzes heißen Steuerfedern, rectrices, die darüber liegenden Deckfedern, tectrices.

Nächſt den Federn iſt der Schnabel der ausgezeichnetſte Theil. Er iſt das Vordergeſicht, eigentlich Naſe und Maul des Vogels. Die Naſenſpitze iſt es eigentlich, die den Haken bildet. In der Nähe der Naſenlöcher hat der Schnabel bisweilen eine fleiſchige Haut, cèra

genannt. Die Geſtalt des Schnabels iſt ſehr verſchieden, und erfordert eine eigene Terminologie, die unter andern von Illiger am vollſtändigſten gegeben worden iſt, da man darnach die Geſchlechter beſtimmt.

Die Füße der meiſten Vögel ſind vielmehr Hände, denn ſie haben einen, nach rückwärts gerichteten, Daumen, die Klettervögel deren ſogar zwei. Nie haben die Vögel fünf Zehen, faſt immer nur vier. Nach ihnen und den Schnäbeln werden ſie auch am meiſten beſtimmt. Sie heißen: 1) Pedes ambulatorii, Gangfüße, wenn ſie ganz freie, unverbundene Zehen haben, drei vorn. 2) P. gressorii, Schreitfüße, wenn zwei Zehen an der Baſis etwas verwachſen ſind, z. B. beim Eisvogel, Droſſeln u. a. 3) P. scansorii, Kletterfüße, wo zwei Zehen hinten, zwei vorn ſind. 4) P. cursorii, Lauffüße, haben keine Hinterzehe; dergleichen zeigt z. B. der Trappe. 5) P. semipalmati, an der Baſis mit einer kleinen Schwimmhaut verſehen; z. B. die Henne. 6) P. palmati, Schwimmfüße, wo die drei Vorderzehen bis an die Spitze mit einer Schwimmhaut verbunden ſind. 7) P. stegani, Ruderfüße; dieſe ziehen ſogar die vierte Hinterzehe mit dazu, z. B. der Pelikan, und 8) P. lobati, ſind nur mit Schwimmhaut lappig eingefaßt, wie dies z. B. der Streitfuß zeigt. Endlich werden 9) P. pinnati unterſchieden, dergleichen beim Auerhahn u. a. vorkommen.

Bei dem Mauſern werden die Federn durch neue, gewöhnlich vollkommener gefärbte, erſetzt. Gewöhnlich geht es im Auguſt vor ſich, und mancher Vogel wird dann erſt gegen das Frühjahr reif und ausgefärbt. Alsdann kommt die Zeit der Paarung, und einigen (zumal Waſſervögeln) treten dann noch beſondere bunte Federchen am Halſe hervor, die nachmals wieder ausfallen, oder ihr Kopf wird um dieſe Zeit anders gefärbt, u. ſ. w. Dies hat man das hochzeitliche Kleid genannt. Einige

Vögel mauſern ſich aber wirklich zweimal im Jahre, im Herbſte und im Frühling (z. B. der Goldregenpfeifer, Charadrius auratus). Ein Vogel der aus dem Ei gekommen iſt, und ſich noch gar nicht gemauſert hat, wird avis hornotina genannt, und iſt gewöhnlich mißfarbig. Auch nach der erſten Mauſer iſt er gewöhnlich noch nicht völlig ausgefärbt, ſondern erſt im Alter, wenn er reif iſt.

Die größeren Knochen, zumal die des Oberarmes, ſind hohl, und ſtehen mit dem Athem in Verbindung. Dieſe Luftlöcher der Knochen gehen ſenkrecht, und man kann den Zuſammenhang mit der Reſpiration bei gebrochenen Knochen gewahr werden. So lange ein Vogel noch nicht flügge iſt, hat er noch Mark in den Knochen.

Die Bruſtregion iſt überhaupt die größte beim Vogel, und ſein Bruſtbein groß, ſein Fleiſch mager. Die hinten angewachſenen Lungen ſtehen durch Löcher faſt mit dem ganzen Leibe in Verbindung, und die Luftröhre hat eine obere Stimmritze ohne Kehldeckel, und in der untern Theilung noch 2 Stimmritzen (Larynx inferior), welche eigentlich allein die Stimme bilden. Der Magen der körnerfreſſenden Vögel iſt ſehr ſtark und muskulös, dieſe haben auch noch den Kropf (ingluvies), in welchem ſie die Körner erweichen.

Die Eier werden **bebrütet**. Das Küchelchen erleidet eine allmählige Metamorphoſe (Umwandlung), ehe es auskriecht.

Die **Neſter** der Vögel ſind ein bekanntes Produkt ihres Kunſttriebes. Eigentlich machen die Vögel darum Neſter, weil ſie fliegen, d. h. über der Erde wohnen, daher ſie ſich gleichſam einen Grund und Boden hinauftragen. Die Geſtalt derſelben iſt verſchieden; es giebt hängende, offene, bedeckte. Bei den meiſten Vögeln macht es die Sie, der Hahn trägt die Materialien herbei; nur bei den Schwalben arbeiten beide Geſchlechter daran.

Nicht alle Vögel bleiben beſtändig an einem Orte.

Die es thun, heißen Standvögel, wie Sperlinge, Spechte, Rebhühner. Andere dagegen gehen einige Meilen weit ſüdlich, und zwar nur ſo lange, als der Schnee ſie an Nahrung hindert, z. B. Finken, Lerchen; dieſe nennt man Strichvögel. Hingegen wandern mehrere über den halben Erdkreis, die dann Zugvögel genannt werden, als: Störche, Kraniche, Schwalben. Die Männchen kommen ſtets früher wieder an.

Die Vögel ſind ſehr geiſtige, muntere, angenehme Thiere, es giebt keine ekelhafte unter ihnen. Sie haben Gedächtniß, Leidenſchaft und ſchöne Farben, daher ſich dann auch weit mehr Liebhaber für ſie, als für die andern Thierklaſſen (Inſekten und Conchylien etwa ausgenommen) gefunden haben, und ſehr zahlreiche und ſchöne Kupferwerke über die Naturgeſchichte der Vögel vorhanden ſind. Die älteren Werke dieſer Art ſind die von Latham, Büffon, Daubenton, Seligmann und Friſch.

Der Vogelfang einiger nordweſtlichen Länder.

Zu den vorzüglichſten Produkten, wodurch im dürftigen Norden der Schöpfer dem Menſchen ſein Daſeyn erleichtert, gehören u. a. mehrere Vögelarten. Ihr Fleiſch und ihre Eier dienen zur Nahrung; ihre Federn, und oft ihr ganzes Fell zur Bedeckung und zum Handel. Sie ſind und können zufolge der dortigen Natur hauptſächlich nur Waſſer- oder vielmehr Seevögel ſeyn.

Unter ihnen nimmt dann die Eidergans (Anas mollissima L.) mit Recht den erſten Platz ein. Sie findet ſich wohl um den ganzen arktiſchen ſphäriſchen Abſchnitt; allein für den Handel wird ſie am ſtärkſten von Island und Grönland aus benutzt.

Den Isländern iſt ſie aber auf vielfache Art wichtig. Daher ſucht man dort dieſe Vögel auf einige Theile

der Inſel durch Zubereitung ihrer Neſter zum Bauen hin zu locken, indem man auf mehrere Felſen Heu und Moos für ſie hinführt.

Die Eidergans legt ihre Eier vom Anfange des Julius dreimal. Die ganze Brützeit dauert gegen 7 Wochen. Man nimmt ihr die erſte und zweite Brut, läßt ihr aber die dritte. Mit den Eiern nimmt man dann die im Neſte befindlichen Flaumenfedern weg, welche ſie ſich ſelbſt ausgerupft haben. Es iſt hiebei merkwürdig, daß viele dieſer Thiere ſo zahm ſind, ſich gutmüthig die Eier nehmen zu laſſen. Nur, wenn der Vogel merkt, daß man ihm alles nimmt, erhebt er ein klägliches Geſchrei; einige widerſetzen ſich alsdann, und hacken auf den Räuber ein.

Sobald die Jungen ausgekommen ſind, führt ſie die Mutter zum Meere; hier ſetzen ſie ſich ihr auf den Rücken, ſie ſchwimmt mit ihnen fort, taucht plötzlich unter, und ſetzt ſie in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt zu helfen. Das Männchen (der Vater), der bis dahin bei dem Neſte Wache hielt, wohnt dieſem mütterlichen Unterrichte bei, und entfernt ſich hierauf in entlegene Orte.

Die Daunen werden in zwei Klaſſen getheilt. Die erſte nennt man Meergras-Daunen (Thong-Duun), die zweite Gras-Daunen (Gras-Duun). Die erſten tragen ihren Namen von den ſalzigen und wäſſrigen Theilen, welche ihnen, da das Neſt ſehr nahe am Meere liegt, von den Fluthen anhängen. Man trocknet ſie entweder an der Sonne, oder in eigenen eiſernen geheizten Töpfen; hierdurch bekommen ſie aber leicht eine bräunliche Farbe; oder man zieht über einen Tonnen-Reif dünne Seile, legt die unreinen Daunen darauf, und fährt mit einem zugeſpitzten eichenen Holze ſchnell darüber hin und her. Die Unreinlichkeiten fallen dann zu Boden.

Ein Neſt ungereinigter Gras-Daunen giebt etwa

$\frac{1}{6}$ Pfund reine Flaumfedern. In allen drei Neſtern liefert der Vogel gegen $\frac{1}{2}$ Pfund; und 1 Pfund ausgeſuchter Gras-Daunen giebt $\frac{1}{2}$ Pfund reiner Daunen. Ein Pfund Daunen gilt 2 Thaler Däniſch Geld. Im Jahre 1750 verkaufte die Isländiſche Compagnie für 3747 Thaler Daunen.

Dies iſt indeß nur ein einziger Theil der Eiderdaunen, welche in den Handel kommen. Denn die Färoer- Orknei- und Schettlands-Inſeln, beſonders aber Norwegen, ſo wie auch die Inſel Gothland, liefern gleichfalls Daunen.

Aber es kommen bei dieſem Handel auch Seevögel vor, deren Federn faſt um nichts ſchlechter ſind, als die von der Eidergans. Von vorzüglicher Güte ſind, ſowohl in Rückſicht der Eßbarkeit der Eier und ihres Fleiſches, als ihrer Flaumfedern: 2) die Canadiſche Gans (Anas Canadensis L.). 3) die Schneegans, (Anser Hyperboreus Pallas). 4) der Seepapagei, Lunde (Alca arctica L.) und einige andere. Die Federn derſelben werden oftmals ohne beträchtlichen Schaden den Eiderdaunen beigemiſcht.

Zur Erhaltung dieſer Nordländer wies ihnen die Natur verſchiedene andere Arten von Seevögeln an; allein ihre Jagd, oder vielmehr das Aufſuchen ihrer Eier, welche eines der weſentlichſten Nahrungsmittel ausmachen, iſt oftmals mit ſo großen Gefahren verbunden, daß nur der Trieb, ſein Leben zu friſten, dieſe zu überwältigen vermag. Es verdient ſchon einer Bemerkung, wie dieſe hier anzuzeigende Jagd bereits auf den Orkadiſchen Inſeln ihren Anfang nimmt, von dort zu den Schettländiſchen, Färoer'ſchen und zu Island fortgeht, und ſich gleichfalls in Norwegen, beſonders in Nordland wiederfindet. Freilich zeigen die Bewohner einige Verſchiedenheiten in ihren Jagdmethoden, welches auch, zum Theil wenigſtens, durch das Lokal beſtimmt wird. Im

Ganzen beruht ſie aber doch bei den meiſten auf folgenden Punkten.

Die Vögel, welche den Hauptgegenſtand dieſer Jagd ausmachen, ſind von verſchiedenen Geſchlechtern. Es gehören nemlich hieher 2 Seemöven, die braune oder Härings-Möve (Larus fuscus) und die Mantel-Möve (Larus marinus); ferner der Lum oder das Täucherhuhn (Colybas Troile) und auch wohl eine oder mehrere Arten von Papageitauchern oder Alken, z. B. Alca Psittacula. Dieſe Seevögel finden ſich zum Theil in ungeheuren Schaaren auf den nördlichen Küſten, und bauen ihre Neſter gewöhnlich auf und in den Höhlungen ſehr hoher unzugänglicher Felſen und Klippen. Die beiden zuerſt genannten Vögelarten ſind beſonders auf Island der Gegenſtand der Vogeljagd, die dort auf folgende Weiſe angeſtellt wird. Die Isländer fahren mit einem Boote an den Fuß des Berges oder Felſens, der von den Möven, welche bei ihnen Suart und Biargfügl (Schwarz- und Bergvögel) genannt werden, bewohnt wird. Die Vogelmänner führen große Stangen von 11 bis 12 Ellen, welche an dem einen Ende mit einem Haken verſehen ſind. Nachdem man in dem Boote einem der zwei Vogelfänger einen ſehr langen Strick um den Leib gelegt hat, hilft man ihnen auf die nächſten Felſen hinauf. Von hieraus ſuchen dieſe vermittelſt der langen Stangen ſtets höher zu kommen. Sie ſchieben ſich, einer den andern, mit ihren Stangen, auf welche der eine ſich dann gleichſam ſetzt, weiter hinauf, holen, wo ſich nur Neſter in den Höhlungen finden, Eier und Vögel hervor, und laſſen die getödteten Vögel, (denn die Vögel ergreift man leicht, da ſie ihre Neſter höchſt ungern verlaſſen) in das Boot fallen. Suchen aber die Vögel zu entfliehen, dann werfen die Vogelfänger ein eigenes Bügelgarn ihnen entgegen.

Es kommen mehrmals höchſt gefährliche Stellen

vor; oft iſt der Fels locker, oft gliſcht der Mann aus, oft verliert er das Gleichgewicht. Gewöhnlich hilft ihm der um den Leib feſtgemachte Strick, von welchem jeder der beiden Männer ein Ende in der Hand zu behalten ſucht. Indeß ereignet ſich dennoch nicht ſelten der unglückliche Fall, daß beide mit einander hinabſtürzen, und an den Felſen zerſchmettert werden. Daher war in Norwegen, wo ebenfalls dieſe gefahrvolle Vogeljagd ſtatt findet, das Geſetz, dem, der auf dieſer Jagd um das Leben kam, gleich einem Selbſtmörder, das Grab zu verſagen.

Mehrere Klippen ſind indeß von der Waſſerſeite nicht zu erſteigen. Hier ſucht man denn einen Weg über das Gebirge ſelbſt, und wenn die gefährlichen und an Vögeln reichen Felſen tiefer liegen, ſo ſucht man auf folgende Art zu ihnen zu gelangen. In dem Felſen macht man ein 30 Faden langes Tau feſt, hält das andere Ende in der Hand, oder bindet es ſich um den Leib, und wagt ſich nun in die Vertiefungen des Felſens, kriecht darin vor- und rückwärts, und holt auf die Weiſe die Vögel und Eier hervor.

Bei ſehr tiefliegenden Hölen verfährt man aber noch weit kühner. Hierzu bedarf es ſehr viel längerer und ſtärkerer und koſtbarer Taue, welche ſowohl einen Menſchen, als eine gemachte Beute zu tragen vermögen. Auf der an Nord-Island gelegenen kleinen, aber an Vögeln reichen Inſel Drangoe, gehört daher ein ſolches Seil zu dem Inventarium des Biſchoffitzes, und wird alſo auf 20 Species geſchätzt. Es beſteht aus 7 Riemen von den dickſten Theilen der Ochſenhäute geſchnitten, jeder Riem (Taaten) zu 80 Klaftern, alſo überhaupt von 560 Fuß Länge. Das Gewicht des Seiles beträgt 120 Pfd. Sechs bis ſieben eigene Leute werden zu dieſem Fange von dem Biſchofe gehalten.

Ein ſtarker, über den Felſen hervorragender Balken

wird in demſelben feſt gemacht; an ſeinem Ende iſt ein Rad oder eine Rolle, in welcher das Seil läuft. Dieſes hat zum bequemern Sitze des Vogelfängers, den man hier den Sigamand nennt, einen eigenen dickausgefütterten Ring, und geht dabei dem Menſchen um den Leib. Vier bis ſechs Männer laſſen ſodann den Sigamand, der zugleich mit einer großen Vogelſtange verſehen iſt, hinab. Der Setumann (Sitzemann), Wächter des erſtern, ſetzt ſich auf den Balken, um genau auf den Vogelfänger und ſeine Zeichen Acht zu haben. Letzterer hat nemlich noch eine dünne Leine (die Leyne-Vads, das heimliche Seil), wodurch er anzeigt, ob er ſelbſt, oder nur das große Tau hinaufgezogen werden ſoll. Oftmals verläßt nemlich der Vogelfänger ſeinen Sitz, durchkriecht die Höhlungen und Ritzen der Felſen, und läßt dann die getödteten Vögel, die Eier und die Daunen hinaufwinden, und nimmt nachmals wieder ſeinen Sitz im Taue ein, um mit der Jagd fortzufahren.

Auf den Orkadiſchen Inſeln wird dieſe Jagd noch einfacher, aber deshalb noch gefährlicher betrieben. Das große Tau wird dort aber nur von einigen Leuten feſtgehalten, während der Vogelfänger auf einem Querholze, das durch den Strick läuft, reitet. Hat der kühne Jäger auf dieſe Art einen Theil der Felſen durchſucht, ſo bringt man ihn mit ſeinem Stricke und ſeiner Stange zu einem andern hinüber. Oftmals gehen dieſe Menſchen in ihrer Tollkühnheit gar ſo weit, daß ſie den Strick nur einigen Dolchen, die ſie wie Pflöcke in den Felſen treiben, anvertrauen. Wie mancher von dieſen Wagehälſen verliert dabei ſein Leben!

Die beſondere Bildung eines Felſens der dortigen Inſel Roß, der von ihr auf 16 Klafter getrennt iſt, und mit ihr eine gleich furchtbare Höhe hält, die von unten zu beſteigen zu beſchwerlich, und wegen des zwiſchen beiden wildwogenden Meeres ſehr grauſenvoll iſt, hat die

Jäger auf folgende ſinnreiche Methode gebracht. Am Rande der Höhe der Inſel Roß werden ſtarke Stricke mit Pflöcken befeſtigt, von dort von unten zu auf den ihr gegenüberſtehenden Felſen geführt, und auf gleiche Weiſe feſtgemacht. Zwiſchen dieſen parallel laufenden Seilen läßt man eine hölzerne Maſchiene, wie eine Wiege geſtaltet, hingleiten, in welcher ſich der Jäger mit ſeiner Stange befindet. Er durchſucht ſodann den Felſen, und fährt mit reicher Beute mehrmal über das tobende Meer zu der leicht zu erſteigenden Berghöhe der Inſel zurück, um ſich dort zu entladen.

Es iſt kaum glaublich, welch eine ungeheure Menge von Vögeln und Vogeleiern man durch dieſe gefährlichen Jagden erhält. Denn auf Island, und beſonders auf den Färoer- und Orkadiſchen Inſeln dienen ſie Tauſenden von Einwohnern faſt allein zur Hauptnahrung.

Nicht aber bloß die Vögel, die Eier und die Daunen werden benutzt; Vielen dieſer dickbepelzten Thiere vom Geſchlechte der Alken, Möven und Taucher zieht man das Fell ab, und verfertigt daraus treffliche Winterkleider, ſo wie auch, zum Handel mit den kultivirteren Ländern, ſchöne Muffen und Halskragen, oder ähnliche Beſetzungen.

Eintheilung.

Wir folgen der Blumenbach'ſchen Eintheilung, weil ſie die leichteſte Ueberſicht giebt.

A. Landvögel.

I. Accipitres. Die Raubvögel: mit krummen, ſtarken Schnäbeln, meiſt mit kurzen, ſtarken, knorrigen Füßen, und großen, gebogenen, ſcharfen Klauen.

II. Leuirostres. Mit kurzen Füßen, und meiſt ſehr

großen, dicken, aber mehrentheils hohlen, und daher ſehr leichten Schnäbeln, als: Papageien, Tucane ꝛc.

III. Pici. Mit kurzen Füßen, mittelmäßig langen und ſchmalen Schnäbeln, und theils wurmförmiger, theils fadenförmiger Zunge, als: Wendehals, Spechte, Baumkletten, Colibri's ꝛc.

IV. Coraces. Mit kurzen Füßen, mäßig langem, und ziemlich ſtarkem, oben erhabenem Schnabel, als: Raben, Krähen ꝛc.

V. Passeres. Die ſogenannten Sangvögel, nebſt den Schwalben ꝛc. Sie haben kurze Füße, und einen mehr oder weniger kegelförmigen, zugeſpitzten Schnabel, von verſchiedener Länge und Dicke.

VI. Gallinae. Vögel mit kurzen Füßen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleiſchigen Haut bewachſen iſt. Auch die Tauben können dieſer Ordnung zugezählt werden, da ſie weit mehr den Hühnern, als den Sangvögeln verwandt ſind.

VII. Struthiones. Die großen, zum Flug ungeſchickten Landvögel, als: der Strauß, Caſuar und Dudu.

B. Waſſervögel.

VIII. Grallae. Sumpfvögel mit langen Füßen, langem, faſt walzenförmigem Schnabel, und meiſtens langem Halſe.

IX. Anseres. Schwimmvögel mit Ruderfüßen, einem ſtumpfen, mit Haut überzogenen, am Rande meiſt gezähnelten Schnabel, der ſich an der Spitze des Oberkiefers mit einem Häkchen endigt.

A. Landvögel.

I. Accipitres.

Die Vögel dieſer Ordnung haben faſt alle kurze ſtarke Füße, große ſcharfe Krallen, einen ſtarken, gekrümmten Schnabel, der bei den meiſten oben auf der Seite in 2 ſtumpfe ſchneidende Spitzen ausläuft, und an der Wurzel mehrentheils mit einer fleiſchigen Haut (cera) bedeckt iſt. Sie nähren ſich von Aas und lebendigen Thieren, niſten auf Höhen, und haben ein widerliches Fleiſch.

Der Condor. (Vultur Gryphus.)

Eigentlich ſollte man ſchreiben: Cuntur, in Chile heißt er Manque. Er hält vom Kopfe bis zu Ende des Schwanzes etwas über 3 Pariſer Fuß (mittlere Größe) und 9 Fuß in der Weite der ausgebreiteten Flügel, außerordentlich große Vögel halten wohl gegen 14 Fuß. Seine aufrechte Höhe fand von Humboldt 2 Fuß 8 Zoll. Der faſt 2 Zoll lange, ſehr ſtark gebogene Schnabel, iſt von der Wurzel bis zur Mitte bräunlich, ſodann bis zur Spitze weiß; die obere Kinnlade ragt über die untere hervor. In dem ſehr lebhaften Auge iſt der Augapfel purpurfarben; die großen Ohren werden von den Hautrunzeln der Schläfe bedeckt. Kopf und Hals ſind kahl, bräunlichroth, und voll vieler Runzeln; hin und wieder ſtehen einzelne ſtraffe Haare. Die runzlichte Haut verlängert ſich bei den Männchen unten an der Kehle in einem häutigen herabhängenden Lappen von ähnlicher Farbe, faſt wie bei dem Truthahn. Den Scheitel des Männchens bedeckt ein ovaler fleiſchigknorplichter Kamm; er tritt faſt bis zur Mitte des Schnabels hervor, allein ohne dort, wie auf dem Scheitel, feſtzuſitzen, iſt er vielmehr tief ausgeſchnitten, und läßt einen Raum für die Naſelöcher; ohne dieſe Bildung würde der Geruch, der bei dem Thiere von außerordentlicher Stärke iſt, vermindert

mindert werden. Beide Geſchlechter ziert ein ſchöner Halskragen von weißen weichen Federn, er läuft bis zur Bruſt hinab. Oftmals verbirgt der Vogel durch Zurückziehen hierin den Hals. Im Affekt ſchwillt die Nackenhaut, wie beim Truthahn.

Die Hauptfarbe des Thieres iſt ſchwarz, oder doch ſchwärzlich grau. Außer dem Halskragen iſt noch der letzte Theil der Federn, welche die Schwungfedern decken, weiß, bei dem Weibchen hingegen gräulich ſchwarz. Durch dieſen weißen Spiegel zeichnet ſich erſteres ſehr vortheilhaft aus. Der keilförmige kurze Schwanz iſt in beiden Geſchlechten eben ſo dunkel, als der ganze übrige Körper. Die Füße ſind mit bläulich ſchwarzen Schuppen bedeckt, ſie haben 4 Zehen, wovon der eine ſehr viel kürzer iſt, als die übrigen; ſie ſind durch eine Haut mit einander verbunden. Die Klauen oder Krallen ſind ſehr ſtark, aber nicht ſehr gebogen. Die längſte hält 2 Zoll.

Es iſt nicht ſowohl die Größe, als der Muth, und die Stärke, wodurch ſich der Condor auszeichnet, und die außerordentliche Höhe, in welcher er gewöhnlich lebt, giebt ihm noch einen größeren Ruf. Er bewohnt in Geſellſchaft des Llama die größte und höchſte Gebirgskette der Erde, vom Aequator an, bis hinab gegen die Magellans-Straße, auf einer Strecke von 900 Seemeilen; denn in dieſer Straße ward ein Condor geſchoſſen, welcher ſich noch jetzt in einem Muſeum zu London befindet, vielleicht der einzige in Europa. Selbſt ſein Neſt bauet er oftmals auf Felſen, dicht an der Schneelinie. Er liebt überhaupt die höchſten Luftregionen, und verweilt nur ſo lange in den Niederungen, als ihn ſeine Jagd dazu zwingt. Bei heiterm Himmel hält er von einer ungeheuren Höhe gleichſam eine Heerſchau über ein weites Gebiet; aus ſolcher Höhe ſtürzt er, mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit, auf ſeine Beute herab.

Sein Muth iſt ſehr kühn. Zwei Condor greifen ein Kalb, ja den jugendlichen Puma (den ſogenannten Löwen von Amerika, Felis Concolor) an. Sie jagen und verwunden die junge Kuh ſo dauernd, daß das Thier endlich zu Boden ſinkt, und erhitzt die Zunge hervorſtreckt. Dieſe faßt der Condor ſofort, reißt dann der Kuh die Augen aus, und ſo ſtirbt endlich das unglückliche Thier langſam hin.

Hat ſich der Vogel völlig geſättigt, ſo ſitzt er traurig und phlegmatiſch, und erhebt ſich nur ſehr ſchwerfällig. Hierauf gründet ſich die berühmte Jagd, womit man in Peru die Fremden beluſtigt. Eine zu dieſem Zweck getödtete Kuh lockt binnen kurzem mehrere dieſer großen Geier herbei. Sie freſſen mit unbeſchreiblicher Gier, fangen ihr Mahl ſtets mit der Zunge und den Augen an, ſodann reißen ſie das Thier von hinten auf, um ſogleich zu den Eingeweiden zu kommen, und füllen nun ihre Mägen ſo außerordentlich an, daß ſie, völlig überladen, in eine Art von Unbehülflichkeit fallen, die ihnen nicht erlaubt, ſich ſchnell in die Luft zu ſchwingen. Dann brechen die im Hinterhalte laurenden Jäger hervor, werfen Schlingen über ſie, und fangen ſie früher, als ſie ſich von dem Boden erheben können. Oftmals verurſacht der Schrecken, und die heftige Bewegung, wodurch ſie dem Jäger zu entkommen ſuchen, daß ſie ihre gierig verſchlungene Mahlzeit wieder von ſich geben, und, auf dieſe Weiſe erleichtert, glücklich in die Höhe ſteigen. Wehe aber dem Condor, wenn er gefangen wird! Da er den Indiern ſo vielfachen Schaden zufügt, ſo ſuchen ſie dann auch durch grauſame Martern ſich an ihm zu rächen.

In der Gefangenſchaft iſt der Condor anfangs traurig, bald darauf wird er aber bösartig, und es iſt gefährlich, ſich ihm zu nähern. Das Leben des Vogels iſt äußerſt zähe, auch hat die Natur trefflich für ſeine Er-

haltung geſorgt. Humbold ſahe einen Condor würgen, und bei dem Stricke aufhängen. Man zog ihn ſogar in dieſem Zuſtande bei den Füßen. Kaum löſete man die Stricke, ſo ging der Vogel gleich darauf wieder umher. Hierauf feuerte man drei Piſtolenkugeln aus der geringen Diſtanz von vier Schritten auf ihn ab. Alle trafen; er ward am Halſe, in der Bruſt, und im Bauche verwundet, dennoch erhielt er ſich noch aufrecht. Eine vierte Kugel traf den Schenkel, und fiel, zurückgeprellt, zur Erde. Ulloa bezeugt gleichfalls, daß oftmals in den kältern, höhern Regionen bis auf zehn Kugeln den Condor getroffen, ohne ihm ſchädlich geweſen zu ſeyn.

Der gemeine Geyer. (Vultur cinereus.)

Der Nacken iſt kahl und bläulich; die Wolle am Halſe bildet vorne einen herzförmigen Halskragen. Dieſer Vogel bewohnt die hohen gebirgigen Waldungen von Europa, kömmt aber auch im Winter in die niedrigen Gegenden herab. Das Pärchen, von welchem dieſe Beſchreibung entlehnt iſt, wurde im Schaumburgiſchen auf einem Bauerhofe zu Ende des Februars, da es eben mit der größten Gierigkeit das Schaf, welches von ihm niedergeſtoßen war, verzehrte, gefangen. Es wurde ſieben ganzer Jahre in der Kaſſelſchen Menagerie erhalten. Dieſer Geyer iſt auch in andern Gegenden Deutſchlands, z. B. in Schleſien angetroffen worden. Die wahre und genaue Beſchreibung dieſes Vogels, die man nur verworren und unvollkommen in den Büchern über die Naturgeſchichte aufgezeichnet findet, iſt folgende:

An Größe übertrifft er den gemeinen Adler weit. Seine Länge, von der Schnabelſpitze bis zum Schwanzende, iſt nach gemeinem Werkfuß 4 Fuß, die Breite von einer ausgeſpannten Flügelſpitze bis zur andern 9 Fuß.

Der Schwanz iſt 14 Zoll lang, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf zwei Drittheile deſſelben.

Der Schnabel iſt $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, bis faſt zur Spitze gerade, die Spitze ſehr übergekrümmt, die Farbe ſchwärzlich, die Beine ſind halb befiedert, die Nägel flach, gebogen und ſchwarz, die Mittelzehe mit dem Nagel 4 Zoll, und die hintere 3 Zoll lang. Kopf und Hals ſind mit wolligen röthlichen Federn beſetzt; im Nacken iſt ein breiter, bläulicher, kahler Fleck; der Augenkreis und die Wangen ſind dunkelbraun; die Wolle iſt am Hinterkopf aufgerichtet; in Ruhe ſitzend bildet die Halsrolle vorne nach der Bruſt zu einen harzförmigen lichtgrauen Kragen. Der Oberleib iſt dunkelbraun mit helleren Spitzen; Bruſt, Bauch, After und Schenkel ſind heller, als der Oberleib; die Schwungfedern ſchwarz, lichtgrau gerändet, der Schwanz wie der Rücken. Das Weibchen iſt merklich größer und ſchwarzbraun, oder dunkeler von Farbe, als das Männchen. Die Farbe ändert ſich nicht, ſondern bleibt immer dieſelbe. — Seine Nahrung beſteht eigentlich in Aas; außerdem aber ſtößt er auch auf Rehe, Ziegen, Haſen, Schafe u. dergl. Er iſt ſo gefräßig, und auf ſeinen Raub ſo erpicht, daß er ſich leicht dabei fangen und ſchießen läßt. Er heißt noch: der Geyer (ſchlechthin), der große Geyer, braune Geyer, graue Geyer.

Der Bartgeyer, Lämmergeyer. (Vultur barbatus.)

An der Kehle hängt ein haariger Bart herab, der Schnabel iſt fleiſchfarbig, der Kopf mit einer ſchwarzen Linie umgeben, und wollig. Der Bartgeyer iſt der größte Europäiſche Vogel, und auf den Tyroler- und Schweizeralpen, vorzüglich auf den letztern zu Hauſe. Man findet ihn auch, und zwar in größerer Menge, in Afrika, doch iſt dieſer kleiner, als der Europäiſche, und weicht auch etwas in der Farbe von ihm ab. Auch im Ruſſi-

ſchen Reiche brütet er auf den hohen Felſen des Altaiſchen Gebirges, und jenſeits des See's Baikal. Seine Länge beträgt an 5 Fuß, die Breite 9 bis 10 Fuß. Der Schnabel iſt vier Zoll lang, von der Wurzel bis zur gekrümmten Spitze gerade, dunkelfleiſchfarbig, die Naſelöcher, die Seiten des Schnabels und die Kehle mit borſtenartigen ſchwarzen Federn beſetzt, welche einen langen harthaarigen Bart bilden.

Er fliegt nicht in ſo zahlreicher Geſellſchaft, wie andere Geyer, und nährt ſich auch weniger von Aas. Er verfolgt die Heerden der Schafe und Ziegen, die Gemſen, Rehe, Haſen, Murmelthiere, wilden Katzen u. ſ. f. Man erzählt von ihm, daß wenn er an einer ſteilen Felſenwand ein zu großes ſtarkes Thier bemerkt, er ſeinen Stoß auf daſſelbe ſo einrichte, daß er es in den Abgrund ſtürze, und ſich deſſelben auf dieſe liſtige Art bemächtige. Er ſoll zuweilen auch kleine Kinder fortgetragen haben, daher die Hirten ihre Kinder auf der Weide an die Bäume anbinden, um ſie gegen ſeine Entführung zu ſichern, und man will ſogar Beiſpiele von alten Perſonen wiſſen, die er angegriffen hat, und die ſich ſeiner kaum, und nur mit Lebensgefahr haben erwehren können.

Er niſtet (horſtet) in den Felſenhöhlen. Das Weibchen legt zwei Eier, die größer, als Gänſeeier, weiß, von rauher Schaale, und auf beiden Seiten ſtark gerundet ſind. Es giebt ſie in Menagerien (wie z. B. zu Caſſel) auch ohne Begattung im Frühjahr von ſich. Da er in ſeiner Lebensart dem Cuntur (Vultur Gryphus) der auch, unter den Namen Vogel-Greif, in Südamerika wohnt, ſo ſehr gleicht, ſo iſt er oft mit ſelbigem verwechſelt worden. Er heißt noch Goldgeyer (in der Schweitz), weil er am Unterleibe röthlich gelb iſt; weißköpfiger Geyer; Weißkopf; Grimmer.

Der Haſengeyer. (Vultur criſtatus.)

Er iſt röthlich ſchwarz; an der Bruſt mehr zum gelblichen hinneigend, mit nackten Beinen und wolligem Kopfe.

In Deutſchland giebt man Schleſien zu ſeinem Vaterlande an; eigentlich aber bewohnt er die ſüdlichen bewaldeten Gebirge von Europa. Er hat faſt die Größe eines gemeinen Adlers, und ſeine Flügelſpitzen ſtehen 7 Fuß weit von einander. Der Schnabel iſt ſchwarz, die Beine ſind gelblich, die Nägel ſchwärzlich, die Augen häßlich. Der ganze Leib iſt von röthlich ſchwarzer Farbe, die am Unterleibe heller, oder gelblicher wird; der Schwanz iſt lang und gerade. Man würde dieſen Vogel wegen ſeines befiederten Kopfes und Halſes zu den Falken rechnen, wenn er nicht den geraden, nur an der Spitze umgebogenen Schnabel, als das eigentliche Kennzeichen der Geyergattung hätte. Wenn er ruhig ſitzt, ſo ſträubt er die Kopffedern ſo in die Höhe, daß ſie zwei Hörner zu bilden ſcheinen, die man aber im Flug, welcher mit großem Geräuſch verbunden iſt, nicht bemerkt. Wenn er geht, macht er Schritte von ſechzehn Zoll. Er iſt ſo wild, daß man ihn auf keine Weiſe zu bändigen vermag.

Seine Nahrung beſteht in todten und lebendigen Thieren, und er ſtößt nicht nur im Fluge von der Höhe eines Baumes oder Felſens herab, ſondern auch im Laufen auf allerlei Vögel, desgleichen auf Haſen, Kaninchen, Hirſch- und Rehkälber, und auf junge Füchſe. Auch die Fiſche im Waſſer ſind vor ſeinen Nachſtellungen nicht ſicher. So gefräßig er aber iſt, ſo kann er doch ohne Lebensgefahr vierzehn Tage faſten. Er horſtet in den dickſten und entlegenſten Wäldern auf hohen Bäumen, z. B. Eichbäumen. Er heißt auch Aasgeyer; Kibgeyer; Roßgeyer; Gänſeaar.

Der Secretär. (Falco Serpentarius.)

Er lebt vom Kap landeinwärts, auch auf den Philippinen. Aus ſeinen langen Beinen ſollte man ſchließen, daß er zu den Sumpfvögeln gehöre; ſeine Lebensweiſe, und ſein ganzer übriger Körperbau beſtätigen aber dieſe Vermuthung nicht. Er mißt vom Kopfe bis zu den Zehen 3 Fuß; ſein Schnabel ähnelt dem des Adlers. Die Farbe iſt ein bläuliches Aſchgrau, und die beiden mittlern Schwungfedern ſind noch einmal ſo groß, als die übrigen. Ein Federbuſch am Hinterkopf, den er aufrichten, und ſinken laſſen kann, hat ihm ſeinen Namen verſchafft. Er hat an beiden Füßen einige knochenartige Vorſprünge, die ihm als Waffen dienen.

Er frißt Ratten, Mäuſe, Fröſche, Schlangen, und ſelbſt kleine Schildkröten. Vaillant ſahe der Schlangenjagd eines Secretärs auf dem Kap zu. Die Schlange ſuchte zu entfliehen, aber der Raubvogel trat ihr überall in den Weg, wohin ſie ſich wandte. Darauf richtete ſich die Schlange voll Wuth in die Höhe, ziſchte ihn mit funkelnden Augen an, und ſperrte ihren Rachen weit auf, als wollte ſie ihn verſchlingen; ihr Kopf war dabei ſtark angeſchwollen. Der Secretär erneuerte indeß ſeine Angriffe, indem er ſich mit ſeinem Flügel, wie mit einem Schilde, zu decken ſuchte, und verſetzte der Schlange mit ſeinen knöchernen Vorſprüngen ſo lange tüchtige Schläge, bis ſie matt wurde, worauf er ſie durch einen heftigen Schlag mit dem Schnabel tödtete, indem er ihr den Kopf zerbrach. — Nach anderen Erzählungen hebt er ſeinen Raub mit den Krallen in die Höhe, und wirft ihn ſo lange nieder, bis er ohne Bewegung da liegt. Dies ſoll er ſelbſt gezähmt mit den Eingeweiden der Thiere thun, die man ihm vorwirft. Er läßt ſich leicht zähmen, und wird dann oft der Schiedsrichter, wenn Streitigkeiten unter dem übrigen Hausgeflügel entſtehen.

Der Falke. (Falco.)

Der Schnabel iſt hakenförmig, und an der Wurzel mit einer Wachshaut verſehen. Der Kopf iſt dicht mit Federn beſetzt. Die Zunge iſt geſpalten. Die hieher gehörigen Vögel haben theils befiederte, theils nackte Füße; erſtere nennt man insbeſondere Adler, und letztere Falken und Habichte. Die Farbe der Füße kommt mehrentheils mit der Farbe der Wachshaut überein. Sie fliegen überaus hoch, haben ein außerordentlich ſcharfes Geſicht, nähren ſich faſt bloß von lebendigen Thieren, auf welche ſie wie ein Pfeil ſchießen, freſſen bloß im Hunger, den ſie doch lange erdulden können, Aas, und niſten (horſten) meiſt auf hohen Felſen oder hohen Bäumen. Das Weibchen iſt größer und ſchöner, als das Männchen. Die Farbe ändert nach ihrem Alter ſehr ab, und man darf vor dem dritten Jahre auf keine merkliche Feſtigkeit derſelben rechnen. Die Begattungszeit ausgenommen, leben ſie faſt alle zerſtreut, einſam, und jeder geht ſeinen Geſchäften allein für ſich nach. Nach der oben angegebenen ſehr auffallenden Verſchiedenheit unter ihnen, theilt man ſie mit Recht in zwei Familien.

Falken von vorzüglicher Größe mit befiederten Füßen: Adler. (Aquilae.)

Sie fliegen ſchneller und höher, als die andern Raubvögel, und haben ein überaus ſcharfes Geſicht. Sie ſind höchſt raubgierig, und bekämpfen mehrentheils ſolche Thiere, die ihnen Widerſtand leiſten können, und zwar, vermittelſt ihrer vorzüglichen Stärke, mit offenbarer Gewalt. Sie ſorgen anfänglich ſehr für ihre Jungen, treiben ſie aber, ſobald ſie erwachſen ſind, von ſich. Es giebt acht Arten.

Der Goldadler. (Falco Chrysaëtos.)

Er hat am Hinterkopf etwas in die Höhe gerichtete Federn, und die Füße ſind, bis auf die Zehen, mit Federn bekleidet.

So wie man den Löwen den König der Säugethiere nennt, ſo nennt man dieſen Adler den König der Vögel, wegen ſeines edlen Anſehens, hohen Fluges, und ſeiner außerordentlichen Stärke. Er hat auch wirklich ſehr viel phyſiſche und moraliſche Eigenſchaften mit dem Löwen gemein. Er beweiſt eben die Großmuth, die man dem Löwen zuſchreibt. Die geſchwätzige Elſter und der ſchreiende Rabe können ihn lange verfolgen und necken, ehe er ſich entſchließt, ihren Frevel mit einem tödtlichen Streiche zu beſtrafen. Er iſt auch eben ſo mäßig, wie jener, und pflegt faſt nie ſeinen Raub ganz zu verzehren, ſondern läßt großmüthig andern kleinern Raubvögeln und Raubthieren etwas davon übrig. Die Einſamkeit liebt er ebenfalls, und es iſt eine eben ſo große Seltenheit, zwei Adler auf demſelben Gebirge zu ſehen, als zwei Löwenfamilien in derſelben Waldgegend. Sie müſſen ſich auch weit von einander entfernt halten, damit ihnen der Bezirk, den ſie zu ihrem Aufenthalt erwählt haben, immer hinlängliche Nahrung verſchaffen möge.

Der Goldadler bewohnt in der alten Welt die gemäßigten und warmen Gegenden, und iſt daher in Arabien, Mauritanien, und in vielen andern Provinzen von Afrika und Aſien, bis zur Tartarey, auf Frankreichs Gebirgen, auf den Karpathiſchen, Pyrenäiſchen, Irländiſchen und Schwediſchen Gebirgen, in den Wäldern um Danzig, auf den Schweizergebirgen in Deutſchland, und auf den Schleſiſchen und Oeſterreichiſchen Gebirgen zu Hauſe. Da er unter allen Adlern der größte iſt, ſo iſt ſeine Länge 3 Fuß 11 Zoll, die Breite der Flügel 9 Fuß 8 Zoll, die Höhe, wenn er aufrecht ſitzt, 4 Fuß, und das Gewicht 18 bis 20 Pfund. Doch gilt dies alles

nur vom Weibchen, denn das Männchen iſt um vieles kleiner und leichter, und wiegt ſelten über zwölf Pfund. Der Schnabel iſt ſehr ſtark, von der Wurzel an gekrümmt, mit einem großen Haken, 5 Zoll lang, an der Wurzel 2 Zoll breit, mit gelbem Naſenwachs, länglichen, mit einem Häutchen halbbedeckten Naſelöchern, bläulich hornfarben, an der Spitze ſchwarz. Die Augen ſind groß, ſcheinen in einer tiefen Höle zu liegen, und ſind vom obern Augenknochen, wie mit einem Dache bedeckt; der Stern iſt hellgelb, und leuchtet ſehr lebhaft. Der Schlund erweitert ſich in einen anſehnlichen Kropf, der wohl ein volles Nöſel Waſſer faſſen kann. Die Beine ſind 8 Zoll hoch, die Zehen gelblich braun, die großen, ſehr ſpitzigen und gekrümmten Krallen ſchwarz, und die hintere 5 Zoll lang. Der Körper iſt dunkelbraun, roſtfarbig, einzeln weiß gefleckt, wie mit einem Goldglanz überzogen, und die Schwung- und Schwanzfedern ſind ſchwarzbraun, mit aſchgrauen, wellenförmigen Streifen gezeichnet. Am Hinterkopf richten ſich die länglich zugeſpitzten roſtrothen Federn etwas in die Höhe, und an der obern und untern Seite des Halſes ſind alle Federn zugeſpitzt. Die Füße ſind bis an die Zehen mit hellroſtfarbigen Federn beſetzt, die an den Schenkeln (Hoſen) lang ſind, und dicht und häufig über einander liegen.

Die Goldadler haben alle Eigenſchaften grimmiger, grauſamer und furchtbarer Raubvögel. Schnabel und Krallen ſind fürchterlich anzuſehen, der Körper iſt unterſetzt, die Flügel und Beine ſind ſtark, die Knochen feſt, das Fleiſch hart, die Stellung gerade und majeſtätiſch, die Bewegung raſch, und der Flug reißend ſchnell. Sie ſchwingen ſich unter allen Vögeln am höchſten in die Luft. In Anſehung des ſcharfen Geſichts übertreffen ſie alle Raubvögel; in Anſehung des Geruchs aber werden ſie von ihnen wiederum übertroffen. Sie ſollen ein Jahrhundert überleben, und ſogar in der Gefangenſchaft über

hundert Jahre ſich erhalten haben. Sie laſſen zuweilen ein fürchterlich ſtarkes und klägliches Geſchrei hören, gewöhnlich aber ſchreien ſie Krah, krah, krah! hoch und tief.

Sie lieben die hohen gebirgigen Waldungen, und werden daher ſelten in Ebenen angetroffen. Doch unternehmen ſie zuweilen, beſonders im Winter, große Wanderungen von einem Orte zum andern, daher auch faſt keine Gegend in Deutſchland iſt, wo man nicht einen dergleichen Adler einmal erlegt, oder wenigſtens geſehen hat.

Seine Nahrung beſteht in dem Raube kleiner Säugethiere, als: Haſen, junge Lämmer, Ziegen, Füchſe, Gemſen, und Vögel, z. B. Gänſe, wilde Hühner, Trappen, Kraniche, Störche. Er jagt, wie alle Adler, niemals allein, außer zur Zeit, wenn ſein Weibchen brütet, oder die Jungen bedeckt. Weil nun dies gerade zur Zeit der Zurückkunft der Zugvögel fällt, ſo iſt es ihm alsdann leicht, für ſich und ſein Weibchen hinlängliche Nahrung herbeizuſchaffen. In allen andern Jahreszeiten ſcheint er mit dem Weibchen gemeinſchaftlich zu jagen, und man ſieht daher immer zwei Adler zuſammen, wenigſtens in einer geringen Entfernung. Da er bei ſeinen ſtarken Flügeln dennoch ſehr unbiegſame Beine hat, ſo wird es ihm ſchwer, mit Beute beladen ſich in die Höhe zu ſchwingen, er legt ſie daher allemal auf die Erde, und wiegt ſie gleichſam vorher erſt ab, ehe er mit ihr aufſteigt. Junge Hirſch- oder Kuhkälber, auch wohl alte Rehe und Hirſche, fällt er zuweilen an, ſättigt ſich aber auch auf der Stelle von ihrem Fleiſch und Blute, und trägt nur Stücken davon mit ſich zu ſeinem Neſte (Horſte). Er ſpeit, wie alle große Raubvögel, nach der Verſicherung der Jäger, alle Morgen die Feder- und Haarballen (das Gewölle), die ſich in ſeinem Kropfe ſammeln, aus; denn ohne dieſe tägliche Ausleerung würde

er nicht im Stande ſeyn, neuen Raub zu fangen, und zu freſſen. Er geht auf friſches Aas an. Waſſer ſäuft er nie, da ihm das friſche Blut ſeiner Beute den Durſt hinlänglich löſcht. In der Geſangenſchaft frißt er allerlei Fleiſch, ſogar das der Raubvögel, Fiſche, Schlangen, Eydechſen, und ſelbſt Brot.

Er horſtet auf den höchſten Felſen, auf hohen Tannen und Fichtenbäumen, an unzugänglichen Orten. Das Neſt iſt ohne merkliche Vertiefung, fünf bis ſechs Fuß im Durchmeſſer, ein unkünſtliches, aber dauerhaftes Geflechte von trocknen Reiſern, Stäben und Ruthen, mit vielem Schilf, Heidekraut und Raſen bedeckt. Es iſt ſo groß und feſt, daß es nicht allein das Adlerpaar, ſondern auch die Jungen, und eine ganze Laſt nöthiger Nahrungsmittel faſſen und tragen kann, und es ſcheint für die ganze Lebenszeit angelegt zu werden. Das Weibchen legt im März zwei bis drei große, länglichte, doch an beiden Enden ſtumpf gerundete, weiße, ungefleckte Eier, und brütet ſie in 30 Tagen aus. Es zieht gewöhnlich nur zwei Junge auf, und ſoll das gefräßigſte oder ſchwächlichſte derſelben aus Mangel an Nahrungsmitteln umbringen. Dieſe werden auch, ſobald ſie nur zum Fliegen geſchickt ſind, ausgeführt, im Rauben unterrichtet, und wenn ſie dies können, fortgejagt, und dürfen niemals wieder den Bezirk ihrer Eltern betreten. Man nahm die Jungen ſonſt aus dem Neſte, und richtete ſie zur Jagd ab. Sie ſind anfangs ganz weiß, werden hierauf blaßgelb, und am Ende dunkelroth. Alter, Krankheiten und Hunger geben ihnen auch die weiße Farbe wieder.

In Thüringen bringt ſie nur das Ungefähr, oder die Zeit, wenn ſie ihren Raub verzehren, dem Jäger zum Schuß. Da ſie nach der Kirrung auf die Schwanenhälſe und Fuchseiſen gehen, ſo werden ſie zuweilen

an denjenigen Orten, wo es ihnen an anderer Nahrung fehlt, in dieſen Fallen gefangen.

Viele wilde Völker eſſen das Fleiſch, das fett, aber auch faſerig iſt, und nicht den wilden Geſchmack anderer Raubvögel haben ſoll.

Die Jungen, die man aus dem Neſte nimmt, können zur Jagd gebraucht werden, und lernen Haſen, Füchſe und Rehe angreifen. Man erzieht ſie in dieſer Abſicht an dunklen Orten, und ihre erſten Verſuche müſſen ſie an jungen Vögeln machen. Um ſich ihrer zu verſichern, nähet man ihnen die Schwanzfedern zuſammen, oder berupft ihnen die Flaumfedern am Bürzel. Man trägt ſie auf Handſchuhen mit verkappten Augen aus, und ſo oft ſie ein Thier fangen, bekommen ſie zur Belohnung einen anſehnlichen Theil von der Beute.

Die Kirgiſen richten ſie zur Jagd auf Wölfe, Füchſe und Gazellen ab. Die Jäger und Hirten in Spanien und Frankreich wiſſen dieſe Adlersneſter für ihre Küche ſehr gut zu nützen. Sie beſuchen nemlich dieſelben täglich, wenn die Alten entfernt ſind, und nehmen den Jungen das friſch zugetragene Wildpret weg; ja ſie binden dieſe ſogar, wenn ſie bald erwachſen ſind, und ausfliegen wollen, in dem Neſte feſt, damit ſie von den Alten noch über die geſetzte Zeit mit Futter verſorgt werden müſſen.

Ihr vorzüglicher Schaden ergiebt ſich aus ihrer Nahrung. Daß ſie den ſogenannten Adlerſtein (Aetites) ins Neſt trügen, um die große Hitze derſelben beim Brüten zu mäßigen, gehört eben ſo, wie die Sage der Jäger, daß ſie, um die Haſen aufzuſprengen, einen Stein aus der Kralle in das Gebüſch fallen ließen, zu den Fabeln.

Steinadler wird dieſer Adler genannt, weil er ſich immer auf hohen Felſen aufhält, und daſelbſt niſtet. Vorzüglich merkwürdig iſt der weiße Adler (Aquila alba; Falco albus. Linn.), den man gewöhnlich für

eine eigene Art ausgiebt, und den man am Rhein zwiſchen den Felſen, auf den Alpen und in Polen angetroffen hat. Er iſt am ganzen Körper weiß.

Der gemeine Adler. (Falco Aquila.)

Er hat eine gelbe Wachshaut, befiederte Füße, einen geraden kurzen Schwanz, und platten Kopf. Aus dem ſchwarzen Adler (F. Melanaëtos) hat man oft eine eigene Art, und eine zweite aus dem braunen Adler (F. Fulvus) gemacht. Allein ſchon mehrere Naturforſcher haben den zu wenig gegründeten Unterſchied zwiſchen beiden Vögeln bemerkt.

Nur dem Geſchlechte nach ſind ſie verſchieden, ſo daß der ſchwarze Adler das Männchen, und der braune das Weibchen von der Art iſt, die wir den gemeinen Adler nennen.

Er findet ſich in den nördlichen Theilen von Europa, Aſien und Amerika, und iſt alſo weit verbreitet. Er bewohnt die Hudſonsbai, das nördliche Europa bis Drontheim, die höchſten Felſen des Urals, Sibirien, Rußland, Polen, Frankreich, Schottland, die Schweitz, und faſt alle gebirgige waldige Gegenden von Deutſchland.

Er iſt merklich kleiner, als der Goldadler. Die Größe des Männchens iſt 2¾ Fuß, und die des Weibchens 3¼ Fuß, und die Höhe des letztern hat 2½ Fuß, und die Länge des Schwanzes 1¼ Fuß.

Das Gefieder iſt im Ganzen dunkelbraun, am Männchen mehr dunkel, als am Weibchen, der Kopf und Oberhals am Männchen roſtfarben weiß; beim Männchen dunkelbraun, ins rothbraune ſpielend; der Rücken, der Steiß, die Schultern, die Bruſt und der Bauch völlig dunkelbraun; die mittlern Deckfedern der Flügel und die Seiten des Rückens röthlich und aſchgrau braun. Er iſt ſehr ſtark, edel, klug, gelehrig, und kann zur Jagd abgerichtet werden. Seine gewöhnliche Stimme iſt ein tiefes

grobes Kra, Kra! den Raben ähnlich, doch läßt er auch bei Hunger und Furcht höhere Töne hören.

Er bewohnt zwar die gebirgigen Waldungen, liebt aber eben ſo, wie der Goldadler, die Einſamkeit, und man ſieht in einem weiten Bezirk nicht mehr, als ein Paar. Sie ſchweifen, ihres Raubes halber, beſonders im Winter, weit herum, und werden alsdann auch in den ebenen Gegenden Deutſchlands zuweilen geſehen. Vorzüglich wollen ſie gern Flüſſe und Seen in ihrer Nähe haben.

Die Haſen ſind ihre gewöhnlichſte und liebſte Speiſe. Wenn ſie einen aus ihrer Höhe erblicken, ſo ſchießen ſie nicht ſogleich, wie andere Raubvögel, auf ihn herab, ſondern ſenken ſich allmählig, laſſen ihn erſt auf die Ebene, und ſtoßen alsdann, mit einer Art von Mäßigung, in ſchiefer Linie auf ihn los. Sonſt fangen ſie auch andere vierfüßige Thiere, Vögel und Amphibien, und fallen daher auf kleine Pferde, auf Schafe, Kälber, Gänſe, Enten, Trappen, Feld- und Waldhühner, und auf Schlangen. Sie gehen auch mehr auf's Aas, als die Goldadler. Bisweilen ſaufen ſie auch. Sie können ſehr lange, beſonders in der Gefangenſaft, hungern, und man hat Beiſpiele, daß ſie fünf Wochen ohne Nahrung zugebracht haben.

Sie niſten auf Felſen und Bäumen. Ihr Neſt hat vier Fuß in's Gevierte, und iſt flach, aus Stöcken, Heidekraut, Binſen und Reiſern zuſammengeſetzt. Das Weibchen legt nur zwei Eier. Die Jungen werden in ihrer erſten Jugend einige Zeit von ihren Eltern geleitet, und nicht, wie die jungen Goldadler, verjagt. Sie ſind im Neſte wollig und weißgrau, werden alsdann braun, und am Unterleibe weiß und braun bunt. Nach der erſten Federung iſt der weiße Schwanz noch immer unrein, dunkelbraun und weiß gefleckt, und erſt bei der dritten erfolgt der röthlich weiße Kopf, und der weiße

Schwanz mit der ſchwarzen oder dunkelbraunen Schwanzſpitze.

Wenn man ſie zur Jagd abrichten will, ſo muß man ſie jung aus dem Neſte nehmen; denn ein erwachſener Adler iſt nicht nur ungelehrig, ſondern auch unbändig. Sie haben mit den jungen Goldadlern einerlei Behandlungsart. Sie müſſen lauter Wildpret von der Art zu freſſen bekommen, auf welches ſie künftig ſtoßen ſollen, und zu ihrer Abrichtung wird mehr Sorgfalt erfordert, als zur Gewöhnung anderer Raubvögel.

Das Weibchen, das auch bei den Adlern größer, als das Männchen iſt, und in der Freiheit mehr Muth, Herzhaftigkeit und Munterkeit beweiſt, ſcheint in der Gefangenſchaft alle dieſe, zu einem zahmen Stoßvogel nöthigen Eigenſchaften zu verlieren; daher man die männlichen Adler lieber abrichtet, als die weiblichen. Wenn ein Adler, indem er von der Hand gelaſſen wird, erſt gegen die Erde ſinkt, hernach aber in gerader Linie ſich in die Lüfte ſchwingt, ſo iſt dies ein Zeichen ſeiner vorhabenden Flucht. In dieſem Fall muß er, durch Vorwerfung ſeines gewöhnlichen Futters (Aezung) geſchwind wieder zurück gelockt werden. Wenn er ſich aber während ſeines Fluges in einem Kreiſe über ſeinen Herrn herumſchwingt, ohne ſich weit von ihm zu entfernen, ſo iſt dies ein Zeichen der Zuneigung und Ergebenheit. Er ſtößt gezähmt auch gern auf Falken, und andere kleine Raubvögel, welches er in ſeiner Freiheit nicht thut, ob er ihnen gleich ihre gute Beute zuweilen abzujagen ſucht.

Sie werden mehrentheils, wenn ſie ihren Raub verzehren, geſchoſſen, und fangen ſich auch im Winter in Fuchseiſen, die mit friſchem Aas belegt ſind.

Die unabhängigen Tatarn gewöhnen ſie zur Jagd auf Haſen, Füchſe, Antilopen, ja ſelbſt auf Wölfe, und die Sibiriſchen ſollen ihnen beſonders nachſtellen, ſo daß man in einem jeden Zelte einen gezähmten Adler antrifft.

Dies

Dies geſchieht hauptſächlich wegen der Flügel- und Schwanzfedern, welche ſie zur Befiederung ihrer Pfeile für die beſten halten. Sie ſollen daher auch mit denſelben einen anſehnlichen Handel treiben. Von den Jakuten ſagt man, daß ſie dieſem Adler göttliche Ehre anthun, und ſich hüten, denſelben zu tödten. Er wird auch noch dadurch nützlich, daß er Schlangen und Mäuſe frißt.

Man erzählt, daß einmal in einem Adlerneſte 300 Enten, und 40 Haſen wären gefunden worden. Eben ſo wird von einer Varietät in Norwegen, die man den Bergadler nennt, geſagt, daß er zuweilen zwei- und mehrjährige Kinder davon trage.

Haſenadler heißt er, weil dies Wildpret ſeine vorzüglichſte Nahrung iſt. Die Jäger nennen ihn gewöhnlich Stock- oder Steinadler.

Der Seeadler. (Falco ossifragus.)

Die Wachshaut iſt gelb; die Füße ſind zur Hälfte federig; die Schwanzfedern auf der inwendigen Seite weiß, und an den Knieen hängt ein Federbart herab.

Dieſer Adler bewohnt ganz Europa einzeln, das nördliche Amerika und Aſien aber häufig. In Kamtſchatka iſt er ſehr gemein, und im Sommer ſogar an der Arktiſchen Küſte zu Hauſe. Er wird auch in Botany-Bay gefunden. In Deutſchland wird er in Schleſien und Oeſterreich angetroffen, und er iſt daher daſelbſt noch gewöhnlicher, als der gemeine Adler. Er hat faſt gleiche Größe mit dem Goldadler, doch übertrifft ihn jener in der Breite der Flügel. Er iſt 3 Fuß, 6 bis 7 Zoll lang, und die Breite der Flügel 8 Fuß. Der Schwanz mißt 13 Zoll, und die Flügel reichen bis an das Ende deſſelben.

Er hält ſich gern nahe an der Erde, und ſchwingt ſich bei weitem nicht ſo hoch in die Luft, als andere Adler, welches er auch wegen ſeiner kürzeren Flügel nicht

kann. Sein Flug iſt auch nicht ſo ſchnell, und ſein Geſicht nicht ſo ſcharf und weit. Man behauptet ſogar von ihm, daß er des Nachts, wie die Eulen, auf den Raub ausfliege, und ein dunkles Häutchen auf den Augen hätte. Und gewiß iſt es, daß ihn die Jäger oft des Nachts beim Aas, das ſie für die Füchſe hinlegen, antreffen.

Er hält ſich am liebſten nahe an den Ufern des Meeres auf, verachtet aber auch das platte Land nicht, wenn fiſchreiche Flüſſe, Seen und Teiche in der Nähe ſind, und in Thüringen trifft man ihn faſt immer nur in den dickſten Schwarzwäldern an.

Seine Hauptnahrung beſteht in großen Fiſchen, die er mit ſeinen Krallen ergreift. Aber er nimmt auch Gänſe, Haſen, Lämmer und junge Ziegen mit ſich fort, geht Rehkälber an, und beſucht alle Plätze, wo Aas liegt. In den nördlichen Gegenden lebt er von See- und Landvögeln, und von jungen Robben, welche er im Schwimmen ergreift, und aus dem Waſſer zieht.

Er horſtet auf den höchſten Bäumen, beſonders auf den Eichen, macht ein außerordentlich breites Neſt, und legt alle Jahre 2 große abgerundete, ſchwere, ſchmutzigweiße und rothgefleckte Eier, bringt aber oft nur Ein Junges auf, daher ſeine ſchwache Vermehrung.

Das Fleiſch der Jungen ſoll zart und ſchmackhaft ſeyn.

Wie ſchädlich er ſei, ſieht man aus den Nahrungsmitteln, die er zu ſich nimmt. Im Jahre 1791 las man in den Zeitungen, daß in Irland ein ſolcher Adler ein vierjähriges Kind, das mit andern vor der Hütte ſpielte, raubte, und ſeinen Jungen, die in einer ſchroffen Felſenritze ſaßen, die Beute brachte. Der unglückliche Vater des Kindes ließ ſich ſogleich an einem Seile zu dem Neſte hinauf; die jungen Seeadler hatten dem Kinde aber ſchon die Augen ausgehackt, und es ſo zugerichtet, daß es nach 3 Stunden ſtarb.

Der Fiſchadler. (Falco Albicilla.)

Die Wachshaut und die Füße ſind gelb, die Schwanzfedern weiß. — Dieſer große Raubvogel liebt vorzüglich die kälteren Himmelsſtriche. Er wohnt in Europa bis Island, und die Lappmark hinauf, und iſt in Grönland, dem ſüdlichen Rußland, und an der Wolga, ſo weit Bäume wachſen, gemein. Aufmerkſame Jäger treffen ihn in Deutſchland den Winter über nicht ſelten in gebirgigen waldigen Gegenden an, und auf dem Thüringerwalde kennt man ihn ſehr gut.

Seine Länge beträgt 3 Fuß 6 Zoll: der Schwanz hält 1 Fuß, die ausgebreiteten Flügel klaftern 7½ Fuß; und das Gewicht vom Männchen iſt 9 bis 12, vom Weibchen aber 12 bis 15 Pfund. Der Schnabel iſt 3½ Zoll lang, faſt bis zur Spitze, wo ſich ein kurzer, ſcharfer Haken überkrümmt, gerade, mit der Wachshaut, die in die Stirn hineingeht, und dem Kopf ein längliches Anſehen giebt, gelb, an der Spitze gelblichweiß; der Stern blaßgelb, und ſo auch die Füße, welche bis über die Hälfte der Beine kahl ſind, die großen glänzenden Klauen ſchwarz; die Beine 4½ Zoll hoch.

Er lebt in ebenen und gebirgigen Waldungen, und ſcheut die bewohnten Gegenden nicht.

Bei uns beſteht ſeine Nahrung vorzüglich in jungen Hirſchen, in Rehen und Dammhirſchen, welchen er, auf einem Baume ſitzend, auflauert. Er geht auch im Winter an das friſche Aas, das für die Füchſe auf die Fuchseiſen gelegt wird, und fängt ſich. Im Norden aber frißt er Fiſche, beſonders den Lump, und die Karpfenforelle, die Ptarinsgans, die Papageitaucherarten, und die Eidergans. Er ſitzt auf den Gipfeln der Felſen, beobachtet aufmerkſam die untertauchenden Vögel, und haſcht ſie, wenn ſie, um Athem zu holen, herauf kommen. Er ergreift auch die jungen, auf dem Waſſer ſchwimmenden Robben; oft aber, wenn er ſeine Klauen

in eine Alte ſchlägt, wird er übermannt, und unter ſchrecklichem Geſchrei mit unter das Waſſer gezogen.

Sein Neſt (Horſt) macht er auf dicken großen Bäumen oder hohen Klippen aus Zweigen, und füttert es mit Heidekraut, Moos und Federn aus, legt 2 bis 3 Eier, und brütet zu Ende des Mais oder Anfang des Junius. Er iſt ſehr wenig für ſeine Jungen beſorgt, und ſtößt ſie, ſobald ſie nur einigermaßen ſich ſelbſt nähren können, von ſich, und zwar deswegen, weil er nicht gern verdorbenes Aas frißt, ſondern immer friſchen Raub verlangt, den er aber, ſeiner Trägheit wegen, nicht immer, oder doch ſchwerer haben kann. Er jagt nemlich nur einige Stunden des Tages, und ruht die übrige Zeit aus, iſt aber dabei immer fett und ſtark.

In Thüringen wird er zuweilen in Fuchseiſen gefangen; er läßt ſich aber auch nicht ſchwer erſchleichen und ſchießen. Die Grönländer tödten ihn mit Bogen, oder fangen ihn in Netzen, welche im Schnee (da er das ganze Jahr dort bleibt) mit einem eigenen Köder aufgeſtellt ſind; oder ködern ihn mit Robbenfett, welches den Adlern überhaupt ein guter Leckerbiſſen iſt; er wird hievon ſo ſchläfrig, daß er ſich leicht fangen läßt.

Die Grönländer bekleiden ſich mit ſeiner Haut, eſſen das Fleiſch, und tragen Schnabel und Füße als Amulete.

Der Schreier. (Falco naevius.)

Die Wachshaut und die Zähne ſind gelb, der Körper roſtbraun, auf den Oberflügeln weiß gefleckt. Dies iſt der kleinſte Adler. Seine Länge beträgt 2 Fuß 3 Zoll, und die Breite der Flügel 4 Fuß 6 Zoll. Man findet ihn allenthalben in Europa, Aſien und Afrika, bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, allein in den bewohnten Gegenden iſt er nicht zahlreich. In Dänemark und Schweden iſt er gar nicht, deſto häufiger aber in

Rußland und Sibirien bis nach Kamtſchatka. In Deutſchland wird er nur ſehr einzeln in den Schleſiſchen und Oeſtreichiſchen Gebirgen angetroffen.

Die Farbe ſeines Gefieders iſt roſtbraun; die Deckfedern der Flügel und die Schultern haben ſchöne eiförmige weiße Flecken; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die Enden der größeren weiß; die Bruſt und der Bauch von tieferen Farben, als das übrige Gefieder, und mit ſchmutziggelben herunterlaufenden Streifen.

Wenn dieſer Adler ſo edelmüthig, herzhaft, ſtark und klug wäre, als er gelehrig, leicht zu zähmen, und bequem auf der Hand zu tragen iſt, ſo würde man ihn gewiß mehr, als den großen und gemeinen Adler, zur Jagd abgerichtet haben. Die Araber gewöhnten ihn indeß doch ehemals zur Jagd; ſein Raub waren aber bloß Kraniche und andere Vögel. Er läßt ſich ſo zahm machen, daß er unter den Hausvögeln herum geht, ohne daß man Schaden zu befürchten hat, ſein beſtändiges klagendes Geſchrei aber macht ihn unerträglich.

Er liebt waldige und gebirgige Gegenden, wo Flüſſe und Seen in der Nähe ſind.

Der Kranich iſt ſeine beſte Beute, außerdem ſtößt er auf Enten, Tauben und andere kleine Vögel, und vorzüglich auf große und kleine Feldmäuſe. — Er baut ſein Neſt auf hohen Bäumen, und legt 2 weiße Eier, die hin und wieder mit rothen Strichen bezeichnet ſind. —

Der Sperber verfolgt ihn hitzig, gewinnt ihm die Höhe ab, ſchwebt über ihn, packt ihn an, greift ihm mit den Klauen in die Seiten, und ſchlägt ihn mit ſeinen Flügeln ſo lange um den Kopf herum, bis er mit ihm auf die Erde fallen muß. —

Der rauhbeinige Falke. (Falco Lagopus.)

Die Wachshaut und Fußzehen ſind gelb, die Beine bis auf die Zehen befiedert; der Schwanz weiß, gegen

die Spitze zu ſchwarz. — Ein Raubvogel, der ſich im nördlichen Europa und Amerika aufhält, und den man in Deutſchland im Frühjahr und Herbſt auf ſeinen Wanderungen antrifft. Ob er gleich keinem Adler an Größe gleich kommt, ſo zählt man ihn doch, ſeiner ganz rauhen Beine und ſeines ganzen Betragens halber mit Recht zu denſelben. Er fliegt zuweilen in einer außerordentlichen Höhe, und man erkennt ihn ſchon von weitem an dem faſt ganz weißen Schwanz. Bei uns ſtößt er gern auf Tauben, Feld- und Haushühner.

Das Weibchen iſt 2 Fuß 5 Zoll lang, das Männchen nur die 5 Zoll kleiner. Die Breite der ausgeſpannten Flügel iſt bei jenem $4\frac{1}{2}$ Fuß; der Schwanz mißt $9\frac{1}{2}$ Zoll, und die gefalteten Flügel bedecken nur die Hälfte deſſelben.

Der Rücken iſt dunkelbraun und weiß gefleckt, oben am dunkelſten, und mit einigen roſtgelben Flecken, die Steißfedern weiß, mit einzelnen dunkelbraunen Bändern; der ganze Unterleib weißgelb, mit großen dunkelbraunen Flekken, die an der Bruſt am einzelnſten ſtehen, aber am größten ſind, und am Unterbauche kleine unordentliche Querbänder bilden. Er heißt noch: Scheerengeier, Rauchfuß, Moosgeier.

Der Fiſchaar. (Falco Haliaëtus.)

Die Wachshaut und Füße ſind blau, der Körper oben braun, unten und am Kopfe weiß. — Dieſer Vogel kömmt dem ächten Adler, ſeiner Geſtalt und ſeinem ganzen Betragen nach, ſehr nahe. Er iſt in Europa und Afrika allenthalben bekannt, in Sibirien und Kamtſchatka ſehr häufig, und geht im Sommer ſogar bis zur Arktiſchen Zone von Europa und Aſien hinauf. Wahrſcheinlich iſt er auch im nördlichen Amerika zu Hauſe. In Deutſchland trifft man ihn da, wo gebirgige Waldungen in der Nähe von Seen, Teichen und Flüſſen liegen, alle-

mal an, und in den vordern Gebirgen des Thüringer⸗waldes iſt er daher gar nicht ſelten. Die Größe iſt am Weibchen 2 Fuß 5 Zoll, wovon der Schwanz 10 Zoll enthält, und die Breite 6½ Fuß; am Männchen iſt die Größe 2 Fuß, der Schwanz 9 Zoll, und die Breite 6 Fuß.

Der Kopf iſt bis tief im Nacken geblich, weiß und dunkelbraun geſtreift, der Rücken mit den Deckfedern des Schwanzes dunkelbraun glänzend, die obere Hälfte weiß kantirt, die untere gelblich; von den Augen zieht ſich bis an die Flügel herab ein dunkelbrauner Streif; ſchwarze Stachelhaare umgeben die Stirn, der Unterleib iſt weiß, an den Afterfedern gelblich, an der Kehle mit ſchwarzen Schäftchen der Federn, die gleichſam einen Bart zu bil⸗den ſcheinen, an der Bruſt roth und dunkelbraun dreiek⸗kig gefleckt.

Er hat ein außerordentlich ſcharfes Geſicht, und be⸗merkt in der größten Höhe die Bewegungen des kleinſten Fiſches. Sein Flug iſt ſchwebend, und wenn er über Flüſſe fliegt, ſo flattert er, wie ein Thurmfalke, mit auf⸗gerichteten Flügeln und ausgeſtreckten Füßen, um immer in Bereitſchaft zu ſeyn, wenn ſich etwa ein Fiſch, zum Fang bequem, ſehen ließe. Weder Wildheit noch Grau⸗ſamkeit bemerkt man an ihm, und er ſoll ſich leicht zur Fiſcherei abrichten laſſen. Sein Geſchrei, das er beſon⸗ders zur Begattungs⸗Zeit, und wenn er eine gute Beute gemacht hat, hören läßt, klingt: Krauh, krauh.

Er iſt ein Zugvogel, der uns im November, ſobald die Teiche und Flüſſe gefrieren, verläßt, und zu Anfang des Märzes, wenn ſie ſich wieder öffnen, wieder zurück⸗kömmt. Er beſucht die Gegenden des feſten Landes, wo Flüſſe, Teiche und Seen ſind, und wird daher ſeltner an den Meeresufern gefunden.

Seine Nahrung ſind bloß Fiſche, und zwar vorzüg⸗lich Fiſche des ſüßen Waſſers, und unter dieſen liebt er

beſonders die Karpfen und Forellen. Dies weiß man in Thüringen ſehr wohl, wo er in Teichen und Bächen ſehr großen Schaden thut. Die Forellen ſind ſeine Lieblingskoſt; doch machen ſie ihm viel Mühe, und er muß oft eine ganze Stunde über einem Bache herumſchweben, ehe ihm eine zum Stoßen ſchicklich ſchwimmt. Zuweilen wagt er ſich an zu große Fiſche, die ihn, wenn er ſich in ihren Rücken eingehakt hat, mit ſich in die Tiefe ziehen, und erſäufen. Wirklich wurde einſt in einem Teiche ein mächtiger Karpfen ausgefiſcht, der in ſeinem Rücken noch die beiden aufrechtſtehenden Beine des Fiſchaars hatte. Der Körper war abgefault. Wenn er Junge hat, ſo ſieht man ihn beſtändig auf einem hohen Baume neben einem Fluſſe oder Teiche ſitzen, und nach dem Waſſer hinſehen, weil ihm das beſtändige Fliegen zu ſauer werden würde. Von dem zu öftern Untertauchen werden ſeine Hals- und Kopffedern zuletzt ganz abgenutzt, rauh und ſpitzig. Seine Beute verzehrt er niemals auf einem Baum, und löst das Fleiſch ſehr ſorgfältig von den Gräten ab. Sein Fleiſch hat von ſeiner Nahrung einen ſehr ſtarken Fiſchgeruch, und iſt im Herbſte außerordentlich fett.

Er baut ſein Neſt (Horſt) auf dem höchſten Gipfel alter Eichen und Tannen. Es beſteht aus lauter ſtarken Reiſern, iſt ganz flach, und inwendig mit Moos und Raſen ausgefüttert. Man findet gewöhnlich 3, ſeltener 4 weiße, rothgeſtreifte und gewölkte abgerundete Eier in demſelben, welche das Weibchen innerhalb 3 Wochen ausbrütet. Das Männchen trägt ihr unterdeſſen Nahrung zu.

Wenn dieſer Raubvogel mit frohlockendem Geſchrei ſeine Beute durch die Luft führt, ſo verfolgt ihn oft der weißköpfige Fiſchadler (F. Leucocephalus), und greift ihn an, jener läßt den Fiſch fallen, und dieſer ergreift ihn

ſchnell, ehe er das Waſſer oder den Boden erreichen kann. Dennoch niſtet er in ſeiner Geſellſchaft.

Der weißköpfige Adler. (Falco leucocephalus.)

Der Wechſel der Jahreszeiten ſcheint dieſem Adler faſt gleichgültig; er mag die größte Kälte ertragen, und nährt ſich gleichmäßig von See- und Land-Erzeugniſſen. Im ſchnellen Fluge wetteifert er mit dem Sturm, und von den Höhen, in die er ſich emporſchwingt, überſchaut er mit Einem Blick unermeſsliche Weiten, und geht in wenig Minuten vom Sommer zum Winter über, indem er von den Tiefen der Erde in die höchſten Gegenden des Luftkreiſes aufſteigt, wo ewige Kälte herrſcht, und hinwieder aus den höchſten Höhen ſich nach Willkühr in die heißen Tropenländer, oder gegen die mit ewigem Eis bedeckten Polarlande hinabſenkt.

Sein Naturel, das zugleich wild und gemäßigt, gewaltthätig und kühn iſt, entwickelt ſich am vollkommenſten, wenn er auf den Fang, oder vielmehr den Raub von Fiſchen ausgeht, die ſeine Lieblingsſpeiſe ſind. Auf dem abgeſtorbenen Aſt irgend eines Rieſenbaums ſitzend, von dem er eine ausgedehnte Fernſicht über den Ozean und die benachbarten Küſten genießt, ſcheint er mit ruhigem Blick die Bewegungen der gefiederten Stämme zu betrachten, welche tief unter ſeinem Standort ihren gewohnten Beſchäftigungen nachgehen; er ſieht die ſchneeweiße Möwe langſam über dem Waſſer flattern, die behende Schnepfe ſchnell längs dem ſandigen Ufer hinſchreiten, lange Reihen von Enten über die Waſſerfläche hingleiten, die ſtillen und wachſamen Kraniche ihre Beute erwarten, oder Flüſſe und Sümpfe durchwaten; weder die ſchreiende Krähe, noch einer der zahlreichen Vögel, die im flüſſigen Elemente der großen Vorrathskammer der Natur ihre Nahrung finden, entgehen ſeiner Beſchauung.

Aber hoch über ihnen ſchwebt ein anderer Vogel,

der des Adlers volle Aufmerkſamkeit rege macht. An den weiten Kreiſen, die er am Himmel beſchreibt, und an den plötzlichen Pauſen, während welchen er unbewegt in den Lüften zu ruhen ſcheint, erkennet er den Moosweih (nicht die Europäiſche, ſondern eine ihr verwandte Art, Buffons Falco piscator), der in den Fluthen ſeine Beute ſich erſehen hat; ſein Blick ſtrahlt jetzt von Feuer, mit zur Hälfte ausgedehnten Flügeln wiegt er ſich auf ſeinem Aſt, wachſam und geſpannt auf das, was jetzt vorgehen wird. Pfeilſchnell ſtürzt ſich der Moosweih in die See, und verſchwindet; weit umher ertönet ſein Flügelſchlag, und die Fluth ſchäumt, wo er untertauchte. Noch feuriger blitzen nun die Augen des Adlers, ſein Hals verlängert ſich zum Flug, ſobald er den Moosweih mit der ſich ſträubenden Beute aus den Fluthen hervor kommen, und ſich unter Freudengeſchrei wieder in die Lüfte emporheben ſieht. Dies Geſchrei iſt für den Adler ein Zeichen zum Ausflug; bald hat er ſeinen Gegner erreicht, und ſchon ſteht er gegen ihn im Vortheil. Jeder ſtrebt mit allen Kräften, ſich über den andern emporzuſchwingen. Der Adler, mit keiner Laſt beladen, ſchießt auf ſeinen Gegner zum Angriff los, und dieſer hinwieder läßt, mit einem Schrei der Verzweiflung und des gerechten Ingrimms, den Fiſch, welchen er umklammert hielt, niederfallen. Jetzt hält der Adler, um ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen, einen Augenblick inne, ſenkt ſich wie im Wirbelwind hinab, und ergreift den Fiſch mit ſeinen Klauen, ehe er die Waſſerfläche erreicht hat; den übelerworbenen Raub trägt er dann ſchweigend dem Walde zu.

Der Edelfalke. (Falco gentilis.)

Er iſt von der Größe einer Henne, oder auch wohl eines Hahns, und dient den vornehmen Herrn zur Jagdbeluſtigung. Roſtfarbe, graubraun, weiß am untern Theile,

vom Kinn an bis zum Schwanze, oben mit fünf breiten aſchgrauen Bändern geſtreift, ſind die gewöhnlichſten Farben des Falken, die aber nach Verſchiedenheit des Alters, Geſchlechts, des Mauſerns und der Gegend ſich abändern. Ganz weiße Falken kommen aus den nördlichſten Gegenden. Er bewohnt die ſteilſten Klippen der höchſten Berge, und wählt ſich gewöhnlich die Mittagsſeite derſelben, um dort ſein Neſt aus Reiſern anzulegen. Das Weibchen legt im März drei bis vier Eier. Im Mai ſind die Jungen ſo weit, daß ſie die Alten forttreiben können.

Er ſteigt faſt ſo hoch, als der Adler, und hält ſich mehrere Stunden lang ſchwebend. Selbſt auf andere Raubvögel ſtößt er, z. B. auf den Hühnergeier, den er aber nicht würgt, ſondern mit ſeinen Flügeln ſchlägt. — Er ſcheint das aus Luſt, und zu ſeiner Uebung zu thun. Wie der Adler, ſtürzt er ſenkrecht auf ſeinen Raub herab, dahingegen die meiſten andern Raubvögel den Anfall von der Seite thun. Die Schwere ſeines Körpers iſt ſehr gering, und ſeine Flügel ſind ſehr groß. Er verabſcheut alles Aas, und ſelbſt den üblen Geruch deſſelben. Faſanen zieht er allem Wilde vor.

Um den Falken zur Jagd abzurichten, nimmt man denſelben, ſobald er flügge geworden iſt, aus dem Neſte, und behandelt ihn ſo, daß man ſeinen Naturtrieb verwirrt. — Man legt ihm lederne Feſſeln und Schienen an, läßt ihn hungern, ſteckt ihn, wenn er wild wird, mit dem Kopfe ins Waſſer, zieht ihm eine lederne Haube über den Kopf, und nöthigt ihn grauſamer Weiſe zu einem langen widernatürlichen Wachen, indem man ihn in einem hölzernen, frei an einer Schnur aufgehangenen Reif ſetzt, den man, ſobald der Falke ſchlafen will, in Schwingung bringt, wodurch er dann genöthigt wird, ſich feſt anzuhalten, und zu wachen. So behandelt man ihn ununterbrochen drei bis vier Tage und Nächte. — Durch die-

ſes gewaltſame Verfahren wird der Falke wie verrückt. Er beſinnt ſich nicht mehr, und weiß nicht, wer er vorher war; er fühlt nur halb, wozu ihn die Natur beſtimmt hat; er hat den Sinn für Freiheit verloren, und läßt mit ſich umgehen, wie man will, gewöhnt ſich an des Jägers Stimme, und verlangt nicht, frei zu ſeyn. Nur der Trieb, ſich hoch in die Luft zu erheben, und zu ſtoßen, verliert ſich niemals, daher man ihn häufig aufſteigen läßt, jedoch anfangs, bis er ganz eingelernt iſt, an Schnüren, die an den Beinen befeſtigt ſind.

Der Falke iſt durch ſolche Behandlung ſo dumm geworden, daß er ſelbſt in einem Zimmer aufſteigen will, wo er ſich an der Decke den Kopf zerſtoßen würde, hielte man ihn nicht zurück. Auch ſtößt er, nach dieſer Verwirrung, auf Vögel, die er in ſeinem natürlichen Zuſtande nie angreift, z. B. auf den Reiher, deſſen natürlicher Feind er gar nicht iſt, und der ihm ſogar mit ſeinem ſpitzigen Schnabel lebensgefährlich werden kann; auch auf Raben, die im Fluge beiſammen ſind, und mit welchen er ſonſt gar nichts zu ſchaffen hat; ſtößt mitten unter ſie, erfaßt einen, und ſucht ihn zu würgen, aber die andern fallen ihn ſelbſt dagegen an, und zauſen und rupfen ihn mit großem Geſchrei. — So läßt er denn den Erſten fahren, ſteigt aber in ſeiner Hitze aufs neue empor, um einen andern zu holen, wo es ihm ebenfalls nicht beſſer geht, als bei dem erſten. Er treibt dieſe Thorheit ſo lange, bis er ganz erſchöpft iſt, oder die Raben ihn ſo zerzauſt haben, daß er nicht mehr Schaden thun kann. Dann rufen ihm die Jäger zu, damit er ſich umſehe, und werfen ihm auch das ſogenannte Federſpiel in die Höhe — ein etwas geſchnitztes, roth angeſtrichenes, mit einigen Federn bedecktes Holz, welches einem Vogel nur höchſt ſchlecht gleicht. Der dumm gewordene Falke nimmt es indeſſen für einen wirklichen Vogel, läßt die Raben fahren, und ſchießt auf das

Holz herab, das er in ſeiner Freiheit nie würde für ein Feldhuhn, oder irgend ein anderes Wild angeſehen haben.

Bei der Falkenbaize nimmt der Falkenträger den mit einer Lederkappe am Kopf verhüllten Falken, trägt ihn dahin, wo jagdbare Thiere ſind, und nimmt ihm die Kappe ab, wenn ſich ein Thier zeigt, wo er ſodann hoch in die Luft ſteigt, und ſich auf den Raub hinabſtürzt, ihn tödtet, und ſich wieder auf die Hand des Jägers ſetzt. Sollte er ſich einmal verfliegen, ſo hat er für dieſen Fall kleine Schellen an den Füßen, damit man daran wiſſe, es ſey ein Jagdfalke. Seltſam iſt es, daß man noch nirgends darüber eine ſichere Auskunft findet, ob der Falke nach dem Mauſern, wo er bekanntlich zu ſeiner natürlichen Art und Weiſe wieder zurückkehrt, und zur fernern Baitze nicht mehr gebraucht werden kann, ſich nicht aufs neue, durch die Wiederholung des erſten Verfahrens, zur Jagd abrichten laſſe? — Wenigſtens iſt darüber nichts Gewiſſes zu finden.

Vorzüglich geſchätzt ſind die Isländiſchen Falken, die von den Königl. Däniſchen Falkenirern unterſucht und taxirt werden. Die von der allerreinſten Weiße gelten ſiebzehn Thaler, die mittleren und bunten zehn, und die gewöhnlichen braunen nur ſieben Thaler. Man hat in manchem Jahre ſchon hundert Falken nach Dänemark geſendet. Für einen gut abgerichteten Falken ſind ſchon mehr als einmal hundert Thaler bezahlt worden. —

Der Buſſard. (Mäuſefalke.)

Er iſt überall in Deutſchland bekannt, etwa von der Größe einer Henne, mit ſtarken gelben Füßen, am Oberleib aſchgraubraun, am Unterleib geſprenkelt. — Die Farben, die überall bekanntlich kein ſicheres Kennzeichen ſind, verändern ſich auch bei dieſem Vogel. Der junge

Buſſard hat eine dunkle Farbe. — Es ſind träge Vögel, die, in ſich ſelbſt zuſammengedrückt, auf einem Baum ſtundenlang auf einen Maulwurf, Feldmaus, Froſch oder Schlange lauren. Nur ſelten erlangen ſie einen Haſen, oder ein Rephuhn. Sie niſten auf hohen Fichten, oft in einem verlaſſenen Krähenneſte. Das eigen gebaute Neſt iſt verworren aus Reiſig gemacht, und mit Wolle und Moos gefuttert.

Der Wespenfalke. (Bienenfreſſer. Mäuſehabicht.)

Er iſt dem vorigen in Farbe und Lebensweiſe ungemein ähnlich, und nährt ſich von Hamſtern, Feldmäuſen, Maulwürfen, Fröſchen, Eidechſen und Schlangen, aber auch von Haſen, und, wie man vorgiebt, auch von Bienen, Wespen, Raupen und Aas. — Und doch ſoll er im Fluge nichts erhaſchen können, ſondern alles von der Erde aufnehmen müſſen, weshalb er auch einen ſehr ſchnellen Gang habe. Sein Fleiſch ſoll wohlſchmeckend ſeyn. —

Der Wanderfalke. (Bergfalke.)

Er ſucht alljährlich gegen den Herbſt andere Gegenden, iſt von der Größe eines Kolkrabens, wird noch für gelehriger gehalten, als der Edelfalke, horſtet, wie dieſer, und iſt den Waldhühnern ein gefährlicher Jäger.

Der Habicht oder Taubenfalke. (Palumbarius.)

Er iſt ein ſchöner Raubvogel, der dem Sperber ſehr ähnlich, über 2 Fuß lang, und $3\frac{1}{2}$ Fuß mit ausgeſpannten Flügeln breit iſt, mit gelbgrüner Wachshaut, gelben Füßen, braunem Kopf, langem weißlichen Strich über dem Auge. Der Obertheil iſt dunkelbraun, der Unter-

theil mit vielen dunkelbraunen wellenförmigen Querlinien durchzogen, und der Schwanz aſchgrau braun, mit 4 oder 5 ſchwarzen Querſtreifen. Er iſt weder in Europa, noch in den übrigen Erdtheilen ſelten, lebt gern in großen Wäldern, iſt vornehmlich dem Geflügel gefährlich, frißt aber auch Feldmäuſe. — Man richtete ihn ehedem auf Haſen, Kaninchen, Faſanen, Gänſe und Rephühner ab.

Ob es dieſe Art Habichte geweſen iſt, oder eine andere mit dieſem ſchwankenden Namen ebenfalls bezeichnete Art Raubvögel, die einem Manne ſo gefährlich wurde, muß der Verfaſſer dahin geſtellt ſeyn laſſen. Ein Gärtner des Erzbiſchofs York in England hatte auf einem Baume eine Habichtsfamilie ausgeſpäht, die er ausnehmen wollte, ehe die Jungen ſich ihrer Flügel bedienen lernten. Er ſtieg den Baum hinan, wurde aber von den Alten ſehr übel empfangen. Sie griffen ihn heftig an, und hackten und ſchlugen ihn ſo gewaltig in's Geſicht, daß der Mann ſich nicht mehr zu helfen wußte. In der Verwirrung ſtürzte er vom Baume herab, und gab bald darauf ſeinen Geiſt auf.

Der Hühnergeier (Gabelweihe, Weihe. Milvus.)

in der ganzen alten Welt bekannt, iſt viel größer, als der vorige, hat halbbefiederte Beine, und iſt durch ſeinen gabelförmigen Schwanz ſehr kenntlich. Zu ſeiner Trägheit paßt ſein ſanfter Flug; er ſtürzt hoch, faſt ſo hoch, als der Falke, ſchwebt dann in weiten Kreiſen umher, wobei der Schwanz allein Dienſte zu thun ſcheint, und alle Wendungen ordnet, indeſſen die Flügel ruhend ſchweben. Auf dieſe Art ziehen die Weihen meilenweit umher, und holen ſich Feld- und Hausgeflügel, Mäuſe, Fröſche und Schlangen, aber auch Schnecken und Regenwürmer — ſelbſt Aas wird nicht von ihnen verſchmäht, weshalb

ſie auch in Aegypten geachtet ſind. — Das Neſt, angelegt auf hohen Bäumen, hat meiſtens nur 2 Junge.

So groß die Weihe auch iſt, iſt ſie doch nur ein ſehr feiges Thier, welches der viel kleinere, aber kühnere Sperber anfällt, dem ſie zu entfliehen ſucht, indem ſie ſich in Wirbeln immer höher und höher erhebt. Sie wird dennoch vom Sperber erreicht, und ſo ſehr geängſtet, daß ſie überwunden zur Erde herabſtürzt. —

Die Halbweihe, Milane (kleine Weihe, Hühnerfalke, blaue Habicht.),

von der Größe einer Krähe, hat einen eulenähnlichen Kopf, um welchen, beſonders um die Ohren, ein Kranz ſteifer Federn ſteht, und iſt weiß und dunkelbraun gefleckt. — Weib und Mann ſind mehr verſchieden, als bei den verwandten Arten. Das erſtere hat auf dem dunkelbraunen Oberleib alle Federn gelblich gerändert; der weiße Unterleib hat an der Bruſt große hellbraune längliche Flecken, am Bauch aber hellroſtfarbene Querflecken.

Dieſer Vogel hält ſich in der Nähe der Felder auf, und lebt von Feldhühnern, die vor ihm mit gewaltigem Geſchrei fliehen, und auch nur im Stillſitzen von ihm erfaßt werden, denn im Fluge kann er nichts rauben. Er iſt auch mit Mäuſen, Hamſtern und Maulwürfen zufrieden.

Der Thurmfalke,

von der Größe einer Dohle, und etwa 12 bis 14 Loth ſchwer, ſchreit: Kli, kli, kli, und nährt ſich von Sperlingen, und andern kleinen Vögeln, aber auch von Mäuſen; ſchwebt ſehr lange in hoher Luft, wobei er, wenn er einen Raub erblickt, die Flügel hoch aufwärts ſchlägt. Er

Er möchte auch gar gern Vögel aus ihren Käſigen holen, iſt faſt überall in Felſen, Thürmen und verfallenen Mauern wohnhaft, und niſtet auch daſelbſt.

Der Baumfalke (Stoß- oder Lerchenfalke.),

hat die Größe einer Taube, und niſtet auf hohen Bäumen. Mit den Lerchen, auf welche er ſo erpicht iſt, daß er oft darüber den Jäger nicht ſieht, zieht er fort, und kommt mit ihnen wieder. Er iſt auf dem Rücken und den Flügeln ſchwarzbläulich, und auf der weißen Bruſt iſt er ſchwarz gefleckt. Man richtet ihn auf Wachteln, Rephühner und Lerchen ab.

Die Eulen. (Strix.)

Nächtliche Raubvögel, die ſich durch den großen Katzenkopf, große Augen und Ohren, und durch einen Spalt in der Zunge auszeichnen. Das unbewegliche Auge ſieht am Tage ſehr ſchlecht, und nur in der Dämmerung, der Zeit ihres Raubes, ſcharf. Bei völliger Finſterniß ſehen die Eulen eben ſo wenig, als irgend ein anderes Geſchöpf. Ihre Augen funkeln ungemein zur Nachtzeit, und die Unbeweglichkeit derſelben wird durch die große Beweglichkeit des Kopfs erſetzt. Die Oeffnung des Augenſterns erweitert ſich beim Athemholen mit der Ausdehnung der Lunge, und verengt ſich mit dem Sinken derſelben. Ihr Gehör iſt vielleicht ſchärfer, als bei den meiſten andern Thieren, und die weiten, mit Muskeln und Federn verſehenen Ohröffnungen können ſie, wie andere Thiere die Augenlieder, nach Willkühr ſchließen. Zur Nachtzeit hören ſie das leiſeſte Geräuſch einer Maus, und da ſie ohnedies ihres weichen Gefieders wegen einen ſehr leiſen Flug haben, ſo entgeht ihnen ihr Raub ſelten. Die äußere Zehe iſt beweglich.

Ihre Nahrung ſind Haſen, Kaninchen, Fledermäuſe, Vögel, und am meiſten Mäuſe. Haben ſie nach gehaltener

Mahlzeit das Fleiſch verdaut, ſo geben ſie die Haare, Federn, und ſcharfen Knochen — oder das ſogenannte Gewölle wieder von ſich.

Sie niſten auf hohen Thürmen, im alten Mauerwerk, und auch in Bäumen. Seltſam iſt es, daß die kleinen Vögel, welchen ſie des Nachts ſo gefährlich ſind, ſie am Tage necken und verfolgen, gegen welche ſie ſich alsdann nicht einmal wehren können. Man theilt ſie in Ohreulen, welche an beiden Seiten des Kopfes Federbüſchel, wie Ohren ſtehen haben, und in glattköpfige Eulen oder Käuzchen. — Man zählt wohl ſchon an oder über funfzig Arten.

Der Uhu, Schubut, Ohreule (Bubo.),

die größte aller Ohreulen, ſo groß wie eine Gans, und mit ausgeſpannten Flügeln 5 Fuß breit, auf dem Rücken rothgelb, mit ſtarken ſchwarzen Flecken; am Bauche weißgelb, mit länglicht ſchwarzen Flecken, und mit drei Zoll langen ſchwarzen Federohren, wiegt, ihrer Größe ungeachtet, doch nur 3½ Pfund. Das Männchen iſt heller, und hat einen weißen Bart an der Kehle. Die obere Kinnlade iſt hakenförmig gekrümmt, und ſie ſowohl, als die untere iſt, wie bei allen Eulen, und wie bei den Papageien beweglich. Der zwei Zoll lange Schnabel iſt überaus feſt; die anderthalbzölligen Krallen ſind recht zum Zerfleiſchen eingerichtet, und ungeachtet der kürzern Flügel können ſie doch hoch aufſteigen; auch vertragen ſie, nebſt manchen Schleiereulen, das Tageslicht viel beſſer, als die übrigen Eulen, ja in Nordamerika ſoll eine Art Schuhu am hellen Tage auf Raub ausgehn.

Sie überfallen ſchlafende Hirſche und Rehkälber, Lämmer, Haſen, Feld- und Waldhühner ꝛc. gehn aber auch auf Hamſter, Mäuſe, Fröſche und Schlangen. Größere Thiere werden von ihnen in Stücken zerriſſen, kleineren, z. B. Mäuſen, werden nur mit dem Schnabel die

Knochen zerbrochen, um ſie ganz zu verſchlucken. Nie ſcheinen ſie zu ſaufen, denn man hat wohl Schuhus zehn Jahre in der Gefangenſchaft gehabt, ohne daß ſie geſoffen hätten. — Ihr Neſt machen ſie aus Gereiſig mit durchflochtenen biegſamen Wurzeln, legen zwei bis drei Eier, größer als Hühnereier, und bringen den Jungen ſo viel Fraß, daß oft im Neſte dafür nicht Platz genug iſt. Einem jungen gefangenen, noch nicht ganz flüggen Schuhu in Südermannland, in Schweden, den man in ein großes Bauer geſperrt hatte, verſorgten die Alten noch alle Nächte mit Feldhühnern, auch einmal mit einem ſchon faulenden Lamme.

Bisweilen verfolgen ganze Schwärme von Krähen den Uhu. Er hält ihre Anfälle aus, überſchreit ſie alle, zerſtreut ſie oft, und, bricht die Dämmerung ein, ſo zerfleiſcht er einige. Die Jäger brauchen ihn zur Jagd auf Krähen und Raubvögel, die ſich in Scharen um ihn verſammeln, und dann leicht geſchoſſen werden können. Bei dieſen Angriffen macht der Schuhu, wie alle Eulen im ähnlichen Falle, tauſend lächerliche Gebehrden, fährt zuſammen, verdreht und wendet Hals und Kopf aufwärts und unterwärts nach den Seiten, winkt langſam mit den Augenliedern, ſträubt die Federn, knackert mit dem Schnabel, ſchnaubt, zittert mit den Füßen, bewegt die Seitenzehen, und macht mancherlei wunderliche Bewegungen und Verzuckungen. Das alles thut er aber auch, wenn ſich keine Vögel um ihn verſammeln. — Seine großen feurigen Augen, ſein Schnauben, Klaffen, Heulen und Schreien haben ſchon zu manchen Geſpenſtergeſchichten den Anlaß gegeben, namentlich auch zu der Sage vom wilden Jäger. Ein Naturforſcher, der ein paarmal des Nachts Züge von 20 bis 30 Schuhus beobachtete, glaubte das Anſchlagen von Hunden, das Rufen von Menſchenſtimmen zu hören, und ſahe allerlei abſcheuliche Geſtalten mit feurigen Augen. Dieſen Lärm,

den man auch in Nordamerika recht gut kennt, mögen ſie wohl vorzüglich zur Begattungszeit machen, und zuweilen ſoll ihre Stimme wie das Jauchzen eines betrunkenen Bauers klingen. Der gewöhnliche Ton iſt: Uhu, Puhu, der in der tiefen Stille der Nacht fürchterlich tönt. — Selbſt Jäger, die noch nicht hinlänglich mit den Waldbewohnern ihrer Nachbarſchaft bekannt ſind, werden anfangs mehreremal durch die Stimmen dieſer Thiere getäuſcht. Es klingt, wie die Stimme eines in Todesnoth um Hülfe rufenden, oder eines mit Todesgefahr kämpfenden Menſchen.

Die mittlere Ohreule und die kleinſte. (Otus.)

Erſtere, von der Größe einer Krähe, roſtgelb und dunkelbraun am Oberleibe, mit hellaſchgrauen Sprikeln, an Bruſt und Bauche blaßgelb, mit ſchmalen dunklern Streifen, niſtet meiſtentheils in Raben= und Krähen= oder Eichhornsneſtern, worin fünf rundliche Eier gelegt werden.

Die kleinſte Ohreule iſt kaum von der Größe einer Droſſel, und hat an jeder Seite der Ohren nur eine einzige Feder. Sie niſtet gern in hohlen Bäumen, und ſoll an einigen Orten im Winter fortziehen.

Von den glattköpfigen Eulen erwähnen wir:

Die gemeine Eule (Nachteule, große Baumeule. Aluco.),

welche etwa von der Größe einer Henne iſt. Ihr Kopf iſt dick und rund, und ganz in Federn eingehüllt. Beſonders dicht und ſtark iſt der Federkreis um die Augen. Nur im Winter nähert ſie ſich den Wohnungen, und wird gern in den Scheunen geſehen, da ſie ſo vortrefflich Ratten und Mäuſe fängt.

Die Schneeeule (Tageule — weiße Eule. Nyctea.), Fig. 2.

iſt nächſt dem Uhu die größte, und bei weitem die ſchönſte ihres Geſchlechts; milchweiß, mit bräunlichen, an der Bruſt wellenförmig gebänderten Flecken; in den nördlichen Gegenden Europa's, Aſiens, und Amerika's völlig weiß, in den ſüdlichen aber hat ſie einzelne braune Flecken. Sie hat härtere und ſtärkere Schwungfedern, und daher einen rauſchenden Flug, und ſtürzt ſich wie ein Falke auf ihren Raub, junge Haſen, herunter, was bekanntlich die andern Eulen nicht können, auch geht ſie in ihrer Heimath am Tage auf ihren Raub aus. Nur ſelten verliert ſich eine nach Deutſchland.

Die taubengroße Brandeule hat ihren Namen von ihrer Roſtfarbe.

Die Schleiereule (Perleule, Kircheule. Flammea.),

hat etwa die Größe der Vorigen. Der Körper hat weiße perlenartige Punkte, und das Geſicht iſt in dichte, weiße und rothbraune Federn, wie in einen Schleier eingehüllt. Sie macht kein Neſt, ſondern legt ihre Eier, deren etwa drei bis fünf ſind, in Mauerſpalten, ins Kehricht oder in verwitterten Mörtel. Im Winter findet man mehrere in den Löchern alter Mauern, wohin ſie ſich der Wärme wegen Heu und Stroh zuſammengetragen haben. Den Taubenſchlägen ſind ſie gefährlich.

Die Steineule, oder der große Kauz (Ulula.),

wohnt nur in Felſenritzen und Gemäuer, oder in verfallenen Gebäuden. Der Obertheil des Körpers iſt dunkelbraun und ſchwarz gefleckt, mit weiß geſprenkelten Flügeln; die blaßaſchgraue Bruſt hat dunkle Streifen. Sie vertheidigt ſich muthig gegen Katzen, die ihr die Eier rauben wollen. Daß einmal eine ſolche Eule einem Schullehrer in Preußen, der in der Mitternacht über

einen Kirchhof ging, die Perücke vom Kopfe nahm, die nachmals unter dem Kirchdache gefunden wurde, iſt ein eben ſo bekannter, als beglaubigter Vorfall. Zuweilen kommen ſie auch wohl durch offene Fenſter in die Zimmer, ſchlagen die Lichter aus, und nehmen mit fort, was ſie gebrauchen können. — An Größe ſind ſie der vorigen gleich, nur der Kopf iſt kleiner, als bei andern Eulen.

Das Käuzchen (Leichenhuhn, Todtenvogel, Zwergeule.) (Passerina.)

Dieſer Vogel hat den Aufenthalt mit der Steineule gemein, und iſt kaum größer, als die Singdroſſel. Der lichtbraune Obertheil hat weiße runde Flecken auf dem Rücken, auf dem Kopfe aber dergleichen röthlichbraune Flecken. — Ihr klägliches Geſchrei, das wie Hähme, Hähme klingt, hat ſie dem Aberglauben furchtbar gemacht, um ſo mehr, da ſie ſich auf Leichenhäuſern, Todtengrüften und Gräbern ſehen läßt, auch, verleitet vom Lichte, an die Fenſter der Krankenſtuben anfliegt. — Außer den Mäuſen, Grillen, Käfern, mögen dieſe Eulen auch wohl mitunter eine Lerche rupfen, und eine Schwalbe verzehren. — Das Weibchen legt ſeine Eier ſelbſt in die Zuglöcher der Zimmer. Es gehört nicht hieher, mehrere ausländiſche Eulenarten zu beſchreiben.

Der Schuhkuhuh

findet ſich im ſüdlichen Afrika. Er kann, wenn er aufgejagt iſt, auch am Tage ohne Anſtoß fliegen. Er hält das Mittel zwiſchen unſerm Schuhu und der Steineule. — Der Huhul, eine ſehr ſchöne Eulenart Südamerika's, jagt auch am hellen Tage, und iſt im Bau dem Falken ſehr ähnlich. Der Kopf iſt weniger dick, und die Naſelöcher liegen faſt ganz bloß. — Die Steineule mit der Halskrauſe in Surinam, und die eben daſelbſt und in der Nachbarſchaft heimiſche Steineule mit

dem Federbuſche, der längs dem Halſe hin, zu beiden Seiten deſſelben liegt, verdienen ebenfalls angeführt zu werden. Eine andere Art Eule, in gleicher Heimath, ſcheint eine ſchwarze Maske vor dem Geſicht zu haben, welche mit den ſchönen weißen und weichen Flaumfedern des vordern Körpers in großem Abſtich ſteht.

Der Würger. (Lanius.) Neuntödter. (Collurio.)

Dieſe Vögel gehören, trotz ihrer Kleinheit, zu den kühnſten und muthigſten Raubvögeln, und fallen ſelbſt Krähen und kleinere Falken an, von welchen ſie an Größe und Stärke weit übertroffen werden. Hühnergeier, Weihen und Raben ſcheinen ſich vor ihnen zu fürchten. Obwohl manche kaum viel größer ſeyn mögen, als eine Lerche, ſcheuen ſie ſich doch nicht, mit Sperbern und Falken in Geſellſchaft den weiten Raum der Lüfte zu durchſtreichen. Droſſeln und Amſeln, die ſich gefangen haben, dienen zu ihrer Beute, ja ſelbſt junge Haſen fallen ſie an. Sie rupfen den getödteten Raub, zerreißen ihn, und tragen ihn ſtückweiſe in ihre Neſter. — Miſtkäfer, Heuſchrecken, Maulwurfsgrillen, Eidechſen, Mäuſe, Sperlinge und junge Vögel ſind der gewöhnliche Raub dieſer Thiere, die auf Bäumen ein großes Neſt von Heidekraut, Moos und Grashalmen machen, mit Wolle ausfüttern, und 5 bis 7 Eier hineinlegen. — Den Namen Neuntödter gab man ihnen, weil ſie vorgeblich erſt neun Käfer oder Inſekten würgen müßten, ehe ſie ſie zu verzehren anfingen. Man könnte leicht über 60 verſchiedene Arten dieſer Vögel aufzählen.

Von den Arten dieſer Gattung iſt keine größer, als eine Amſel, einige haben nur die Größe einer Lerche, und dennoch gelingt es ihnen, weit größere Vögel zu überwältigen; ja ſie wagen es, ſich größeren Raubvögeln zu widerſetzen. Am berühmteſten iſt

Der tyranniſche Würger. (L. tyrannus.) Fig. 3. in Nordamerika, der, wenn ſein Weibchen brütet, ſogar Adler und Habichte auf eine Viertelmeile von ſeinem Neſte entfernt zu halten weiß. Dennoch beträgt ſeine Länge nur 6 Zoll 7 Linien, vom Schnabel bis zur Schwanzſpitze. Seine Farbe iſt ſchwärzlich braun. Von der Stirn bis zum Nacken geht ein ſchön orangefarbner Streifen hinab, der aber wenig ſichtbar wird. Der Bauch, die Schenkel und der After ſind weiß. — Seine Nahrung ſind Inſekten. Er niſtet in hohlen Bäumen, und hält ſich nur paarweiſe zuſammen. Sein Geſchrei klingt: Titiri.

Der graue Würger, (L. excubitor.),

von der Größe eines Krammetsvogels, hat einen grauen Rücken, ſchwarze, mit einem weißen Flecken bezeichnete Flügel, und einen keilförmigen, weißgerändeten Schwanz. Er macht auf hohen Bäumen ein feſtes Neſt von Heidekraut, und weichen wolligen Pflanzen, und füttert es inwendig mit Moos und Haaren aus. Sie tödten Sperlinge, Lerchen, und ſogar Krähen und Elſtern, und ſind nach Fleiſch ſehr begierig. Sie werden Wächter genannt, weil ſie durch lautes Geſchrei die Erſcheinung größerer Raubvögel ankündigen.

II. Leuirostres.

Die Vögel dieſer Ordnung ſind faſt bloß den wärmſten Erdſtrichen eigen, und werden durch die, theils ſehr großen dicken, aber verhältnißmäßig ſehr leichten Schnäbel kenntlich.

Der Papagei. (Psittacus.)

Die Papageien ſind eins der ſchönſten und zahlreichſten Vogel-Geſchlechter, denn man zählte bereits mehr,

als 150 Arten, welche man in 2 Familien theilt. Zu der erſten gehören die mit langen keilförmigen Schwänzen, zur zweiten die mit kurzen geraden Schwänzen. Alle haben einen etwas dicken, hakenförmigen Schnabel, deſſen Obertheil ſehr beweglich iſt, und den ſie zum Klettern und Anhalten, ſtatt eines Fußes, gebrauchen können. Die breite fleiſchige Zunge läuft vorn ſtumpf aus, und iſt ungeſpalten. Die Füße ſind, wie bei den Spechten, recht zum Klettern eingerichtet, und ein Gattungskennzeichen. Sie niſten in Baumhölen, und nähren ſich von den Samen und Früchten verſchiedener Gewächſe. Sie ſind ſehr poſſierlich, und in ihrem Betragen den Affen ähnlich. Ihre Speiſe bringen ſie mit dem einen Fuße zum Munde, indeß ſie auf dem andern ruhen. Sie freſſen faſt alles, was Menſchen genießen mögen. Sie ſeufzen, lachen, räuſpern ſich, nieſen und gähnen ganz auf die menſchliche Weiſe. Ihre breite fleiſchige Zunge macht ſie fähig, ſehr vernehmlich Worte auszuſprechen, und ſogar zuſammenhängende Worte, ſo daß man oft eine Menſchenſtimme zu hören glaubt. Sie ſind ſehr gelehrig.

Die Papageien der alten Welt theilen ſich in 6 Hauptarten ab, nemlich in 1) Kakadus. 2) eigentliche Papageien. 3) Loris. 4) Perruches mit langem gleichem Schwanze. 5) Perruches mit langem ungleichem Schwanze. 6) Perruches mit kürzerem Schwanze.

Der Kakadu. (Cristatus.) Fig. 4.

Er iſt der größte Papagei der alten Welt, weiß von Farbe, mit einer ſchönen Federkrone auf dem Kopfe. Er lebt im ſüdlichen Aſien.

Die Papageien der neuen Welt werden eingetheilt in 1) Aras. 2) Amazones. 3) Papegais. 4) Criks.

5) Perriches mit langem Schwanze. 6) Perriches mit kurzem Schwanze.

Der Aras, Indianiſche Rabe. (Macao.) Fig. 5.

Er iſt unter allen der gröſste und ſchönſte, denn ſein prächtiges Gefieder glänzt von Purpur und Azur. Er hat ein ſtolzes Anſehen, läſst ſich aber leicht zahm machen. Seine Gröſse, ſein langer zugeſpitzter Schwanz, die weiſse nackte Haut um die Augen, und ſein widriges Geſchrei: Ara! Ara! ſind ſeine Kennzeichen.

Der Tukan, Pfefferfraſs. (Ramphastos.)

Der ungeheure Schnabel, der alle Gattungen dieſes ſonderbaren Geſchlechts Südamerikaniſcher Vögel auszeichnet, iſt ausnehmend leicht, und von ungemein weichem Horn. Ihre Zunge iſt eine halbe Spanne lang, wie von Fiſchbein, an der Wurzel kaum eine Linie breit, und an den Seiten vorwärts gezaſert. Das Gefieder variirt ſehr, nach Verſchiedenheit der beiden Geſchlechter, des Alters u. ſ. w.

Dieſer Vogel kann ſeinen Schnabel weder zur Vertheidigung, noch als Nahrungswerkzeug gebrauchen, vielmehr verſchluckt er ſeine Nahrung, die in Früchten beſteht, ganz.

Der Nashornvogel. Calao. (Buceros.)

Die ſämmtlichen Gattungen dieſes, ebenfalls abentheuerlich gebildeten Geſchlechts, ſind in Oſtindien und Neuholland zu Hauſe. Dieſer Vogel hat einen ſehr groſsen, inwendig ſehr lockeren, und deshalb auch ſehr leichten, nach der Stirn zu mit einem ſtark aufwärts gebogenen Auswuchſe verſehenen Schnabel. Der Schnabel ſelbſt iſt roth und weiſsgelblich. Der Vogel hat beinahe die Gröſse eines Truthahns, friſst Ratzen, Mäuſe ꝛc. auch

Aas, und verbreitet einen ſo häßlichen Geruch, daß kein Thier ihm gern nahe kömmt.

Der Pfeffervogel. (Ramphastos Aracari.) Fig. 6.

Seine Länge iſt 16 Zoll 11 Linien. Der Schnabel iſt ſtark, von pergamentartigem Gewebe, an der Wurzel 16 Linien dick, an der Spitze ſtark gebogen, die obere Kinnlade ſtark gezähnt, die untere weniger. Er läßt ſich ſehr leicht zähmen. Seine Nahrung ergreift er mit dem Schnabel, wirft ſie in die Höhe, fängt ſie wieder auf, und verſchlingt ſie ganz.

III. Pici.

Der Specht.

Von dem Geſchlechte der Spechte führt Weigel in Schleſien 7, und Bechſtein in Deutſchland 8 Arten an. Alle haben ein pyramidenförmigen, geraden, an der Spitze keilförmig, ſcharf auslaufenden Schnabel; eirunde Naſelöcher, mit borſtenähnlichen Federn bedeckt; eine lange wurmförmige Zunge, die an der knöchernen Spitze mit rückwärtsliegenden Borſten beſetzt iſt. Sie haben ferner Kletterfüße, an welchen die 2 vordern Zehen bis zur Hälfte des erſten Gelenks zuſammengewachſen ſind. Dadurch werden ſie eben in den Stand geſetzt, an den Bäumen geſchickt auf- und abwärts zu ſteigen.

Der Schwanz der Spechtarten iſt ſteif, elaſtiſch, und beſteht aus 10 bis 12 zugeſpitzten Federn, an denen der Schaft an den Spitzen meiſt ausgeſchnitten iſt, wodurch die Feder zweiſpitzig wird. Der Schwanz dient zur Unterſtützung und zum Gegenſtemmen an den Bäumen, wenn ſie die Holzinſekten aus der Rinde oder aus dem Holze der Bäume holen. Daher iſt der Schwanz derjenigen Arten am ſteifſten, die ihre Nahrung bloß an der

Rinde ſuchen; weicher hingegen iſt er bei denen, die ihre Nahrung zum Theil auf der Erde ſuchen.

Ganz beſonders merkwürdig iſt das Zungenbein der Spechte. Es endiget ſich in 2 lange federartige Knorpel, die von hinten nach oben, und von hinten nach vorne, unter der Haut, über den Hirnſchädel fortlaufen, und an der Stirne feſtſitzen. Dieſe Knorpel ſtellen elaſtiſche Federn vor, vermöge welcher dieſe Vögel ihre fadenförmige und wurmförmige Zunge hervörſchnellen, und damit Inſekten fangen können.

Ferner zeichnen ſich die Spechte durch das geſchickte Auf- und Abklettern an rauhen Baumſtämmen vor andern Vögeln aus. Hiezu dienen ihnen beſonders die ſtarken kurzen **Kletterfüße**, mit ihren großen ſtarken Klauen. Mit dieſen können ſie ſich nach allen Seiten hin feſthalten, und ihre Arbeit verrichten. Dieſe Arbeit beſteht darin, daß ſie ſtets bemüht ſind, Löcher in die Bäume, zum Theil auch in die Erde zu machen, um entweder darin zu niſten, oder ihre Nahrung, die Holzwürmer, darin aufzuſuchen.

Es iſt allen Spechten eigen, wie die Erfahrung lehrt, daß ſie nie in einen ganz geſunden Baum hacken, oder Löcher darin machen: allemal fallen ſie nur einen von Fäulniß angegriffenen Baum an, und wenn er wirklich äußerlich geſund zu ſeyn ſcheint, iſt er im Kern faulig. Dies beweiſt einen ſehr feinen Geruch der Spechte, durch welchen ſie nicht nur die zwiſchen den Ritzen ſitzenden Inſekten, ſondern auch den faulen Kern des dickſten Baums riechen, und in demſelben mit Recht Inſekten vermuthen. Sie brauchen keinen ganzen Tag, um ein ziemlich tiefes und und großes Loch in einen Baum einzuhauen. Sie ſpalten fußlange und zollbreite Splitter ab, und der Schall davon iſt zuweilen ſo laut, daß man einen Holzmacher in der Gegend, wo ſie arbeiten, vermuthet. Alle Spechte fangen jederzeit von unten bis

zu der Spitze des Baums an hinauf zu laufen, und wenn oben noch etwas angebracht iſt, ſo laufen ſie auch da vollends hinauf, ſtürzen ſich dann herab, und fangen wieder unten an einem andern Baume an.

Uebrigens leben die Spechte ſehr ungeſellig, und ſind der Nahrung wegen neidiſch; denn wenn einer einen andern hacken hört, ſo fliegt er herbei, und der ſchwächere muß nach einigem Kampfe die Flucht ergreifen, und die vorhandene Nahrung ſeinem Sieger überlaſſen. Sonſt ſind ſie ſcheu und liſtig. — Folgende Arten ſind beſonders merkwürdig.

1. Martius. Der Schwarzſpecht, gemeine Specht, die Hohlkrähe. Er lebt im mildern Europa und nördlichen Aſien.
2. Viridis. Der Grünſpecht, Grasſpecht.
3. Major. Der große Bunt- oder Rothſpecht.
4. Minor. Der kleine Bunt- oder Rothſpecht.

5. Der gelbe Specht. (Picus flavicans) (exalbidus.) Fig. 7.

Er hat ein ſchönes hellgelbes Gefieder, und am Hinterkopf einen Federbuſch. Flügel und Schwanz ſind braun. Seine Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzſpitze iſt 9 Zoll 3 Linien. Die Flügel bedecken, zuſammengelegt, über ein Drittheil des Schwanzes. — Der Schnabel iſt gerade und keilförmig, der Rücken ſcharfkantig. Die Füße ſind Kletterfüße, vierzehig, die äußeren Vorderzehen rückwärts gerichtet. Kopf, Hals, Rükken, Steiß, Bruſt, Bauch und After ſind gelblich; vom Mundwinkel zieht ſich auf beiden Seiten ein rother Streif an die Ohrgegend hin; die kleinen Deckfedern der Flügel ſind braun mit gelblichen Rändern, die größeren gelblich mit braunen Flecken; die Schwungfedern ſind dunkelbraun, die äußeren Fahnen der größten und der kleinſten aber rothbraun, der Schwanz dunkelbraun.

Das Vaterland dieſes Spechts iſt Cajenne, wo er gemein ſeyn ſoll. Seine Nahrung beſteht in Inſekten und deren Larven, welche er unter der Rinde der Bäume hervorſucht. Sein Neſt macht er in alte Bäume, die innen ausgefault ſind, indem er mit ſeinem Schnabel ein Loch von Außen hineinhackt, anfangs in horizontaler Richtung; ſobald er aber den noch geſunden Theil durchbrochen hat, zieht er ſich ſo weit hinabwärts, daß er zuletzt 1½ Schuh unter der erſten Oeffnung zu ſtehen kommt. Das Weibchen legt drei runde weiße Eier, und die Jungen ſollen im Anfang des Aprils ausſchlüpfen.

Er klettert, wie ſeine Gattungsverwandte, an den Bäumen herum, um Nahrung zu ſuchen, und ſitzt ſelten ſtill.

Der Baumläufer. (Certhia.)

Die Gattungskennzeichen ſind: ein dünner, gebogener, ſtumpf dreikantiger, und ſpitziger Schnabel, und Gangfüße.

Der Mauerſpecht. (Certhia muraria.) Fig. 8.

Dieſer Specht, der hier um ⅔ ſeiner Länge und Breite verkleinert erſcheint, gehört deswegen zu den ſeltenſten Deutſchen Vögeln, weil er auch da, wo er im ſüdlichen Deutſchland, ſo wie in der Schweiz einheimiſch iſt, doch nur in geringer Zahl ſich findet, da er einſiedleriſch am liebſten in ödem Gemäuer, auf Thürmen ꝛc. hauſt. Daß er in Menſchenſchädel zu niſten pflege, iſt eine Sage, die nur auf einer einzigen Erfahrung beruht; übrigens iſt dieß ſehr möglich, da wohl eher ein Bienenſchwarm in einen Menſchenſchädel gezogen iſt, und ihn voll gebauet hat.

Certhia Coccinea.

Dieſer ſchön gefiederte Baumläufer hat ungefähr Sperlingsgröße, und ſeine ferne Heimath ſchränkt ſich

bloß auf die, nach dem Lord Sandwich benannten Inſelgruppe des ſtillen Weltmeers ein, die auf Cooks letzter Weltreiſe entdeckt wurde. Die Bewohner dieſer Inſeln wiſſen mehrere, bewundernswürdig kunſtreiche Arbeiten aus den Federchen dieſes kleinen Geſchöpfs zu verfertigen. So z. B. ein Götzenbild, und den Helm eines Kriegers, beide aus einer Art von Korbgeflecht, außen mit unzähligen Federn dieſes Vogels überzogen, und einen dicht mit ſolchen Federn beſetzten Mantel von einer filetartigen Unterlage, in welche die Federn künſtlich eingeflochten ſind.

Der gemeine Wendehals. (Iynx torquilla.)

Er iſt etwas größer, als eine Lerche, und hat ſeinen Namen von der ungemeinen Gelenkſamkeit ſeines Halſes. Man findet ihn in ganz Europa, und er iſt die einzige Art ſeiner Gattung, welche ſich durch einen rundlichen, zugeſpitzten Schnabel, eine wurmförmige, ſehr lange und ſpitze Zunge, und durch Kletterfüße auszeichnet. Er hält ſich meiſtens an und in hohlen Bäumen auf, wo er die Inſekten und ihre Larven aufſucht.

Die Spechtmeiſe. (Sitta.)

Der Blauſpecht (Sitta Europaea) iſt die einzige, in Europa einheimiſche Art derjenigen Gattung, welche wegen mancher Aehnlichkeit mit den Spechten gewöhnlich Spechtmeiſe genannt wird. Der Schnabel des Blauſpechts iſt pfriemenförmig, rundlich, an der Spitze zuſammengedrückt, der Oberkiefer etwas länger, als der Unterkiefer. Er hat die Größe einer Feldlerche, und niſtet in hohlen Bäumen, deren Oeffnung er mit Lehm verklebt, wenn ſie zu groß iſt. Er klettert, gleich den Spechten, an den Baumſtämmen herum, und nährt ſich, wie dieſe, von Inſekten und deren Larven.

Der Eiſsvogel. (Alcedo Jspida.)

Er findet ſich faſt in der ganzen alten Welt. Seine Nahrung ſind Fiſche. Er vertrocknet nach dem Tode leicht, ohne in Fäulniß überzugehen. Dieſe Gattung zählt mehr, als 40 Arten. Gattungskennzeichen ſind: ein dreieckiger, dicker, gerader und langer Schnabel, eine ſehr kurze, fleiſchige, flache und ſpitzige Zunge, und eine bewegliche Vorderzehe. In Deutſchland findet ſich nur der gemeine Eisvogel; die übrigen Arten ſind ausländiſch, und wenn ſich der gehaubte (cristata) auch zuweilen am Rhein hat ſehen laſſen, ſo niſtet er doch nicht hier.

Der gemeine Eisvogel iſt von Farbe einer der ſchönſten einheimiſchen Vögel. Der Scheitel und die Deckfedern ſind tiefgrün und laſurblau gefleckt; von den Naſelöchern läuft bis hinter die Augen ein orangefarbener Streif; der Schwanz iſt kurz. Die Hauptfarbe des Rükkens iſt glänzend himmelblau, des Unterleibes orangeroth, die Kehle röthlich-weiß. An Größe gleicht er den Sperlingen, an Geſtalt den Spechten. Auf Bäumen und Geſträuchen am Ufer lauert er auf ſeine Beute, erſpähet ſie ſogleich, und ſchießt pfeilſchnell darauf hinab. In ſtrengen Wintern muß er daher verhungern; ſo lange er aber kann, macht er ſich die Eislöcher der Fiſcher zu Nutze.

Der Immenwolf, Bienenfreſſer. (Merops Apiaster.)

Der gemeine, welcher ſich zuweilen bei uns in kleinen Schaaren ſehen läßt, hat ungefähr die Größe des Staars, ſieht auf dem Rücken rothbraun, am Bauche und Schwanze grünlich blau, an der Kehle gelb aus, und hat 2 lange Schwanzfedern. Er gleicht in vielen Stücken dem Eisvogel, und macht ſein Neſt von Moos in Höhlen, unter der Erde. Heuſchrecken, und andere Inſekten, vorzüglich aber Weſpen und Bienen ſind ſeine Nahrung. Mit ſeiner langen Zunge weiß er ſie geſchickt

zu fangen, indem er damit in die Ritzen der Bienenſtöcke hineinfährt, und wenn ſich die Bienen darauf ſetzen, ſie ſchnell einzieht. Auf der Inſel Candia fangen die Knaben dieſe Vögel in der Luft, indem ſie Heuſchrecken an leichte Angelhaken ſtecken, welche an Zwirnsfäden befeſtigt ſind. So laſſen ſie die Heuſchrecken flattern, und indem die Bienenfreſſer nach der Beute ſchnappen, fangen ſie ſich. Ihr Fleiſch iſt ſchmackhaft.

Der Wiedehopf, Kothhahn. (Upupa epops.)

Er hat einen bogenförmig gekrümmten Schnabel, der ein wenig zuſammengedrückt und ſtumpf iſt, und Gangfüße. Der gemeine hat ein röthlichgelbes Gefieder, mit braunſchwarzen Flecken. Der Kopf iſt mit einem anderthalb Zoll langen Federbuſche geſchmückt, den er nach Gefallen aufrichten und niederlegen kann. Wird er gejagt, oder erſchreckt, ſo richtet ſich der Federbuſch in die Höhe. Er lebt in dichten Wäldern. Inſekten und Würmer, die er aus dem Miſte hervorſucht, ſind ſeine Nahrung, daher hält er ſich am liebſten an unreinen Orten auf.

Gegen den Winter zieht er in die wärmeren Gegenden von Europa. Man kann ihn zahm machen, und im Hauſe herumlaufen laſſen, da er dann Spinnen und andere Inſekten wegfängt. In Italien wird ſein Fleiſch gegeſſen.

Colibri, Honigſauger, Blumenſpecht. (Trochilus.)

Das ganze Geſchlecht iſt in Amerika zu Hauſe. Es beſteht aus den kleinſten und ſchönſten unter allen Vögeln, und begreift beinahe 70 Arten in ſich.

Dieſe werden in 2 Familien getheilt. Zu der erſten rechnet man alle die, welche einen gebogenen Schnabel haben, zu der zweiten die mit durchaus geradem Schnabel (curvirostres und rectirostres). Die

Schönheit der Colibri's iſt unbeſchreiblich groß. Grün, roth, blau und goldgelb ſind die Hauptfarben ihres Gefieders.

Der Topaskolibri (T. pella) iſt einer der ſchönſten und größten der Gattung. Er hat ungefähr die Größe des Zaunkönigs. Die Hauptfarbe iſt ein ſchönes Roth. Der Kopf iſt braun, die Kehle goldgelb, der Steiß grün, die mittleren Schwungfedern ſind ſehr lang.

Der kleinſte Fliegenvogel (T. minimus) aus der 2ten Familie hat kaum die Größe einer Hummel, und wiegt aufgetrocknet nur gegen 30 Gran. Sein Neſt iſt von Baumwolle, und hat die Größe einer Wallnuß, und ſeine Eier etwa die einer Zuckererbſe. Der röhrenförmige Schnabel hat die Dicke einer ſtarken Nadel, und die Zunge liegt wie eine Feder darin. Sie ſchwärmen, wie die Bienen, mit einem ſummenden Geräuſch um die Blumen, und ſaugen den Saft derſelben ein, welcher ihre einzige Nahrung iſt. In die größeren Blumenkelche kriechen ſie ſo tief hinein, daß man ſie öfters darüber ertappt und fängt. Sonſt fliegen ſie außerordentlich ſchnell, ſo daß man ſie kaum ſehen kann, und mit gerade ausgebreiteten Flügeln, wie die Bienen. Sie ſind ſehr streitbar und herzhaft, und fallen weit größere Vögel an. Ihr gefährlichſter Feind iſt die Buſchſpinne. Dieſen zarten Vogel kann man nur fangen, indem man ihn mit Waſſer oder Sand beſchießt, auf jede andere Art würde er gänzlich zerſtört werden. Man trägt ihn in Amerika, einbalſamirt, als Ohrgehänge.

Der Juwelen-Colibri (Mosquitus) hat daher ſeinen Namen, weil Stirn und Scheitel des Männchens mit rubinrothem Feuer glänzen, und ſeine Kehle glühendes Gold zu ſeyn ſcheint.

IV. Coraces.

Die Vögel dieſer Ordnung haben einen ſtarken, oben erhabenen Schnabel, von mäßiger Größe, und kurze Füße. Sie leben theils von Getreide und Pflanzenſamen, theils von Inſekten, und auch von Aas, und haben mehrentheils ein wilderndes unſchmackhaftes Fleiſch.

Der Madenfreſſer. (Crotophaga.)

Von dieſer Gattung iſt vorzüglich die Art zu bemerken, welche Ani (Crot. Ani) oder der Afrikaniſche Madenfreſſer heißt, ob ſie gleich auch in Weſtindien gefunden wird, wo dieſer Vogel geſellig lebt, indem mehrere Weibchen ſich zuſammenhalten, und gemeinſchaftlich ein Neſt bauen, auch mit einander brüten ſollen. Dabei ſoll kein Paar ſeine eigenen Jungen unterſcheiden, ſondern die Fütterung allgemein geſchehen. Ihr Neſt ſoll einen ſo anſehnlichen Bau ausmachen, daß gegen 1000 Vögel darin Platz haben könnten. An Größe und Farbe gleichen ſie den Amſeln.

Der Rabe. (Corvus.)

Der Schnabel iſt erhaben rund, meſſerförmig; die Wurzel mit vorwärtsliegenden borſtenartigen Federn beſetzt, welche die Naſenlöcher bedecken. Die Zunge iſt knorpelartig und geſpalten. Die Füße ſind Gangfüße.

Zu dieſer Gattung gehören alle Krähenarten, Heher, Dohlen, und Elſtern, da ſie die Lebensart und die angegebenen Kennzeichen mit einander gemein haben. Der Kopf iſt groß, und die Flügel ſind lang. Sie nähren ſich von allerlei Inſekten und Gewürmen, auch von Getreide, Früchten und Samen der Bäume, z. B. der Kirſchbäume und Eichen. Einige ſcheinen, wenn ſie in zu großen Geſellſchaften leben, dem Menſchen ſchädlich zu ſeyn; doch iſt ihr Nutzen durch Ver-

minderung mancherlei ſchädlicher Inſekten weit beträchtlicher, und die Jäger ſcheinen ſie mit wenig Recht als Raubvögel zu behandeln. Es giebt in Deutſchland zehn, und in Thüringen acht Arten.

Der gemeine Rabe. (Corvus Corax.)

Er iſt dunkelſchwarz, der Schwanz keilförmig zugerundet, der Schnabel und die Beine ſind gleich lang, länger als die Mittelzehe.

Dieſer bekannte große Vogel, der größte dieſer Gattung, bewohnt ganz Europa bis Finnmark, Island und Grönland hinauf, in Aſien, Sibirien, Kamtſchatka, bis Syrien herab, das nördliche Amerika bis Neuſpanien, und Afrika bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung herunter.

An Größe gleicht er einem Kapaun, iſt 2 Fuß 3 Zoll lang, und 4 Fuß breit. Der keilförmig abgeſtufte Schwanz mißt 9½ Zoll, die zuſammengelegten Flügel reichen bis an's Ende deſſelben, und das Gewicht iſt 10 Unzen. Der ganze Vogel iſt ſchwarz, oben mit einem violetten, unten und an den Schwungfedern, auf dem Schwanze und an den großen Rückenfedern mit einem grünen Glanze, und an der Kehle ins Aſchgraue fallend. Das Weibchen iſt nur wenig kleiner, hat aber ſonſt die Größe des Schnabels und die Farbe mit dem Männchen gemein.

In nördlichern Gegenden, wo dieſe Vögel häufig angetroffen werden, ſind ſie dunkelaſchgrau, zuweilen gar weißlich, in ſüdlichern aber werden ſie immer ſchwärzer. Dieſe ganze Vogelgattung iſt wegen ihres außerordentlich ſcharfen Geruchs merkwürdig; doch ſollen dieſe Raben unter allen Vögeln den feinſten haben, und das Aas eine Stunde weit wittern. Sie ſind auch ſchlau, und laſſen den Jäger, wenn er ſich nicht verbergen kann, ſelten ſo nahe, daß er ſie zu ſchießen im Stande iſt. Wegen ihres hohen, ſchönen, oft wirbelförmigen Fluges ſind

ſie bekannt genug, und wenn ſie dabei ihr tiefes, heiſeres, krächzendes Krack, krack! und Kruck, kruck! hören laſſen, ſo ſoll es bei gutem Wetter ſchlechtes, und bei ſchlechtem gutes bedeuten. Im Frühjahr hört man bei der Paarung noch andere quakende und krächzende Töne von ihnen, und ſieht alsdann auch, beſonders bei heiterm Himmel, Männchen und Weibchen mit einander ſpielend ſehr ſchöne Kreiſe in der hohen Luft beſchreiben. Bewundernswürdig ſchwenken ſie ſich auch oft ſtundenlang auf dieſe Art über einem gezähmten oder gelähmten Kammeraden, den ſie auf einem Hofe, oder in einem Garten bemerken, und ſchreien ihm dabei freundſchaftlich zu, um ihn zur Flucht zu reizen. Alte und Junge laſſen ſich zähmen, und lernen leicht Worte nachſprechen. Daher findet man ſie auch in Thüringen zuweilen in den Gaſthöfen, wo ſie die Gäſte mit Schimpfnamen, als Schelm, Spitzbube u. dergl. empfangen. Als der Kaiſer Auguſtus von einem Siege zurück kam, ſo ſoll ihm ſogar einer entgegen gerufen haben: Ave Caesar, Victor, Imperator! (zu deutſch: Willkommen Kaiſer, Sieger, Herrſcher!) Und es iſt allerdings gegründet, daß ein Rabe mehrere Worte behalten und ausſprechen kann. Man löſt ihnen zur Erleichterung das Zungenband, ob es gleich im Grunde nur wenig beiträgt, ihre Redegabe zu erhöhen und zu vermehren. Man behauptet auch, daß ſie ſich zum Vogelfang abrichten ließen, und alsdann auf Rephühner, Faſanen, andere Raben, und auf Tauben, wie die Falken, ſtießen. Außer ihrer Paarungszeit ſind ſie geſellſchaftlich, doch nicht in ſo großen Schaaren, wie die Dohlen, Rabenkrähen und Saatkrähen. Mit den Raubvögeln leben ſie beſtändig im Streit, und es iſt ihnen keiner zu groß, daß ſie nicht mit ihm anbänden. Dieſe fürchten ſich auch in der That vor ihnen, ſuchen ihnen anfangs die Höhe abzugewinnen; wenn ſie aber nur einige Stöße von ihrem ſtarken Schnabel empfangen ha-

ben, ſo eilen ſie, ſich durch die Flucht zu retten, oder in's Gebüſch oder in dichte Bäume zu verbergen. Der herzhafteſte Raubvogel muß auch ohnehin ſogleich die Flucht ergreifen, wenn ihn mehrere zu gleicher Zeit anfallen. Man ſchilt ſie Diebe, und hat von ihnen das Sprichwort entlehnt: „Wie ein Rabe ſtehlen"; und zwar deswegen, weil ſie, wie alle ihre Gattungsverwandten, alles, was Glanz hat, in ihr Neſt tragen, oder ſonſt aufheben. Sie erreichen ein hohes Alter, ja ſie ſollen über hundert Jahre alt werden.

Im Sommer lebt dieſer Rabe in bergigen und ebenen Wäldern, auch in großen Feldhölzern. Im Winter aber zieht er allemal nach den Ebenen, geht dann nach den Angern, Miſthaufen, und gangbaren Straßen, um da ſein Futter zu ſuchen. Er gehört eigentlich unter die Strichvögel, weil er mehrentheils im Oktober ſeinen Sommeraufenthalt verläßt, und bis zum März allenthalben in kleinen Geſellſchaften von zweien bis ſechſen herumſtreift, ob er gleich in manchen Gegenden ein Standvogel iſt. Er fliegt, wenn er wandert, gewöhnlich ſehr hoch, und höher, als ſeine Verwandten, die Krähen und Dohlen, und man erkennt ihn ſowohl an ſeinem langſamen und mehr ſchwimmenden Fluge, als auch an ſeinem zugeſpitzten Schwanze.

Die Sommernahrung des gemeinen Raben beſteht in allerhand Inſekten und in ihren Larven, in Erdwürmern, Schnecken, Fröſchen, Vogeleiern, und jungen Vögeln, Feldmäuſen, Kirſchen, Aepfeln, Birnen, Feigen (in ſüdlichern Gegenden) Kartoffeln, Pferde-, Kuh- und Menſchenkoth, im Winter auch Aas, welches ihm ſein ſcharfer Geruch in dem ſtärkſten Dickige verräth, allerhand Arten von Koth und Miſt, Mäuſen, Haſen und Rephühnern. Letztere fällt er auf dem Schnee wie ein Raubvogel an, kann ſie auch, wie derſelbe, fliegend in den Klauen wegtragen; doch bedient er ſich mehr des

Schnabels. Er holt auch wohl, wenn er Junge hat, junge Hühner, Enten und Gänſe vom Hofe weg. In Norden raubt er gemeinſchaftlich mit dem weißen Bär, dem Arktiſchen Fuchſe, und dem Adler, ſäuft dem Eidervogel und andern Vögeln die Eier aus, frißt den Abfall vom Robben, Uferfiſche, Schaalthiere, wirft die letztern von einer großen Höhe herab, daß ſie zerbrechen, und er das Inwendige bekommen kann, geht nach Beeren und trocknen aufgehangenen Fiſchen und Häuten.

Das Neſt ſteht einzeln auf den höchſten Bäumen, Tannen, Fichten, Eichen, Buchen, unter den Abhängen unerſteiglicher Felſen, und in den Mauerritzen alter zerſtörter Bergſchlöſſer. Auswendig iſt es von Reißig und Raſenſtücken ſchlecht angelegt, und inwendig mit Gras, Wolle, Moos und andern weichen Dingen ausgefüttert.

Das Weibchen legt bei uns im März, in nördlichen Gegenden ſpäter, drei bis fünf, ſelten ſechs Eier, und brütet ſie mit dem Männchen gemeinſchaftlich in zwanzig Tagen aus. Sie ſind faſt ſo groß, wie die Eier von jungen Hühnern, an einem Ende ſtumpfer, als am andern, ſchmutzig grün mit kleinen braunen Strichen und Flecken. Das Männchen ſchläft des Nachts dicht neben dem Neſte, wo ſein Weibchen brütet, und bewacht es ſorgfältig. Auch die Jungen hilft es treulich mit verſorgen, fliegt oft ins Feld, und holt in ſeiner Geſellſchaft in dem weitem Schlunde Nahrung für dieſelben. Anfangs ſind dies bloß Regenwürmer und weiche Inſektenlarven, alsdann aber auch Mäuſe und junge Vögel; letztere bringen ſie aber nicht im Schlunde, ſondern im Schnabel. Die kleinern Speiſen würgen ſie ihnen, wenn ſie noch nicht ſehen können, wie die Tauben ein, nachher ſpeien ſie ſie ihnen nur vor; die größern aber zerreißen ſie, und geben ſie ihnen ſtückweiſe. Sie lieben ihre Jungen gar ſehr, und wenn ſie ihr Gekrächze hören, wiederholen ſie es ſo emſig, als ob ſie ihre Stimme bewun-

derten, und nähern ſich ihnen, mit den Flügeln zärtlich flatternd. Wenn ſie flügge ſind, ſo begleiten ſie ſie in's Feld, und weiſen ſie ſo lange an, bis ſie ſich ſelbſt ernähren und vertheidigen können. Alsdann machen ſie, wenn die Witterung günſtig iſt, noch zu einer zweiten Brut Anſtalt, bauen ſich aber dazu wieder ein neues Neſt, weil die Jungen das alte ſo verunreinigt haben, daß es zum Brüten untauglich iſt. Dieſe ſehen in ihrer Jugend nicht ſo kohlſchwarz aus, wie im Alter. Diejenigen, welche man zähmen will, befinden ſich bei gekochtem und rohem Fleiſche und Brot ſehr wohl. Sie laufen ihrem Fütterer, wie die Hunde, nach, fliegen Viertelſtunden weit weg, in Gärten und Wälder, und kehren wieder zurück, vertheidigen ſich gegen Hunde und Katzen, und lauern den Feld- und Hausmäuſen, wie die Katzen, auf.

Die Stein- und Baummarder nehmen ihnen die Jungen aus, und von grauen kleinen Läuſen werden ſie, ſo wie alle mit ihnen verwandte Vögel, die Krähen und Dohlen geplagt.

Man fängt ſie auf verſchiedene Art, mit Netzen, Schlingen und Fallen, wobei man ſie immer durch eine Lockſpeiſe betrügt. Am leichteſten fängt man ſie, wie die Krähen, Dohlen und Elſtern, mit papiernen Düten, welche inwendig mit Vogelleim beſtrichen ſind, und in welchen ein Stück Fleiſch liegt; wenn ſie das Fleiſch herausholen wollen, ſo bleibt ihnen die Düte am Kopfe kleben, blendet ihnen die Augen, und ſie können ergriffen werden. Man ertappt ſie auch des Nachts auf den Bäumen mit Fackeln, deren Licht ſie blendet. Im Winter werden ſie auf Miſthaufen, bei Aas, und auf der Krähenhütte geſchoſſen. Sie werden auch mit Falken gebaizt. In Grönland werden ſie mit den Händen auf folgende Art gefangen. Die Grönländer verſtecken ſich in einer in den Schnee gegrabenen Höle, und bedecken

die Oeffnung, über welche die Lockſpeiſe angebracht wird, ſehr dünne mit Schnee. So wie der Rabe mit den Füßen aufſitzen will, und durchfällt, greifen ſie zu, und fangen ihn.

Obgleich ihr Fleiſch einen unangenehmen Geruch hat, und die Haut von den ſchwarzen Kielen ſchwärzlich gefärbt iſt, ſo eſſen es doch die nördlichſten Völker, und ſchätzen die Haut gar ſehr zu Kleidern. — Den Juden waren die Raben eine verbotene Speiſe. — Die Flügelfedern (Rabenkiele) dienen zum Zeichnen und Schreiben, und die Tangenten am Clavecin damit zu befeſtigen; weswegen auch ihre Federn ſehr ſtark geſucht werden. Sie haben einen angenehmen Geruch, und unterſcheiden ſich dadurch von den Krähenfedern. Man ſpaltet auch im Norden die Federkiele, und macht Angelſchnüre daraus, und die Flügel braucht man zu Bürſten.

Die Akankas, ein wildes Volk in Nordamerika, machen aus einem ausgeſtopften Raben eine Gottheit, die ſie Monitu nennen, und in allerlei Fällen um Rath fragen, z. B. ob ſie in den Krieg ziehen ſollen u. dergl. Andere ſehen ſie als ein Zeichen ihrer zurückkehrenden Geſundheit an. Wenn die Aerzte, oder vielmehr die Zauberer einen Kranken beſuchen, rufen ſie den Raben an, und ahmen ſein Gekrächze nach.

Da ſie die Länder von Aas reinigen, Mäuſe, Erdmaden, u. dergl. ſchädliche Inſekten freſſen, ſo haben ſie in England Schutzfreiheit erhalten, ſtatt daß ſie bei uns wie Raubvögel behandelt, und ihre Füße dem Jäger als Fänger von der Obrigkeit für Geld ausgelöſt werden.

Den Alten war der Rabe ſo heilig, daß ſie bei ſeinem Namen ſchwuren, und er war dem Apollo geheiligt. Zu den Zeiten, wo die Wahrſagerkunſt einen Theil der Religion ausmachte, ſtand derſelbe in einem gar großen Anſehen. Man befliß ſich ſogar, alle ſeine Handlungen, alle Umſtände bei ſeinem Fluge, und alle die verſchiede-

nen Modulationen ſeiner Stimme zu ſtudiren. Von dieſer hat man bis vier und ſechzig verſchiedene Veränderungen gezählt, ohne andere feinere, ſchwer zu beſtimmende, und es fehlte nicht an Leuten, die an ihre Bedeutung glaubten. Einige trieben die Narrheit ſogar ſo weit, daß ſie das Herz und die Eingeweide des Raben aßen, in der Hoffnung, ſeine prophetiſche Gabe zu erhalten.

So viel iſt unterdeſſen gegründet, daß ſie einige Vorempfindung von der Aenderung des Wetters haben, und kurz vor dem Wechſel deſſelben ein lautes Geſchrei erheben; auch, wenn ein Gewitter in der Nähe iſt, vom Felſen zurück in den Wald kehren, aber ohne den geringſten Laut von ſich zu geben.

Unſere Vorfahren brauchten von dem Raben das Fleiſch, die Aſche, das Gehirn, das Schmalz oder Fett, die Eier, den Koth, das Herz, die Galle und das Blut in der Medizin, und wenn noch immer manche Jäger einigen dieſer Theile eine beſondere heilende Kraft zuſchreiben, ſo irren ſie ſich.

Sie freſſen Lerchen, Rephühner und andere Vögel und Vogeleier, fallen auch im Sommer junge, und im Winter alte Haſen an. Sie tödten junge Gänſe und Hühner, und wenn ſie ſo glücklich geweſen ſind, erſt eins wegzuführen, ſo iſt alsdann die ganze Heerde nicht vor ihnen ſicher.

In Island iſt der Rabe ſogar für die Schafe ſehr nachtheilig. Wenn dieſe gebären wollen, ſo lauert er ſo lange, bis der Kopf der Lämmer herausgekommen iſt, und hackt ihnen alsbald die Augen aus; ja er ſchont auch der Mutter nicht, wenn ſie nicht Kräfte genug hat, ſich ihm entgegen zu ſtellen.

Man behauptet ſogar, daß er auf die Ochſen fliege, ihnen die Augen aushacke, und ſie alsdann ſtückweiſe auffreſſe. Allein hier geht er wohl nur nach den Enger=

lingen und andern Inſekten. In Island bleiben auch die Pferde nicht von ihm unangefochten, wenn ſie von den Inſekten Wunden und Beulen auf dem Rücken bekommen, und können auf keine andere Art, als durch Hin= und Herlaufen oder durch Herumwälzen ſich ſeiner entledigen. Bei allgemeinem Viehſterben fürchtet man ſich wohl wegen unvorſichtigen Einſcharrens des Aaſes ohne Grund vor der Verbreitung der Viehſeuche, die er verurſachen ſoll. Die Zahmen ſtehlen alles, was glänzt, Geld, Ringe, Löffel ꝛc., und zerreißen Papiere und andere Sachen; die Wilden hingegen ſammeln alles Glänzende, und bewahren es in ihren Neſtern auf; in welchen man daher zuweilen Geld und dergleichen Dinge findet. —

Die Rabenkrähe. (Corvus Corone.)

Sie iſt kleiner, als der gemeine Rabe, bläulich ſchwarz, der Schwanz zugerundet, der Schnabel ſtark, und die Naſenlöcher ſind mit Borſten bedeckt.

Beim erſten Anblick unterſcheidet ſie ſich durch nichts vom gemeinen Raben, als durch die Größe. Man trifft ſie in Europa, doch mehr in Süden, als Norden an, in Sibirien, im nördlichen Amerika, auf den Philippiniſchen Inſeln, in Neu=Guinea, Neuholland, Neu=Kaledonien und auf der Inſel Madera. In Thüringen gehören ſie unter die allergewöhnlichſten Vögel, und in manchen Gegenden von Deutſchland, z. B. in Sachſen und Böhmen, werden ſie Sommer und Winter in Schaaren angetroffen. Das ganze Gefieder iſt ſchwarz, am Oberleibe mit violettem Glanze. Es gehört ein gar geübtes Auge dazu, um das Weibchen vom Männchen zu unterſcheiden, doch iſt es etwas kleiner, hat einen ſchwächern Kopf und Schnabel, einen gebücktern Gang, und weniger Glanz.

Die Rabenkrähen haben, ſo wie der gemeine Rabe, die Nebelkrähe, Sandkrähe und die Dohle, einen ſchreitenden, hin= und herſchwankenden, aber doch dabei ſtol=

zen Gang, und einen langſamen, aber feſten und gewiſſen Flug, der auch den ſtärkſten Windſtoß aushält. Die Schwingen ſind dabei an ihren Spitzen wie Finger ausgeſpreitet, und nicht, wie bei andern Vögeln, an einander gefügt und geſchloſſen. Sie wiederholen fliegend und ſitzend ihr rauhes Grab, Grab! das ſie mit großer Anſtrengung ausſtoßen müſſen. Im Frühjahr haben ſie ein heiſeres Geſchrei, das ungefähr Krä! Krä! klingt, womit ſie ſich einander zur Paarung locken, und welches das Weibchen öfter auf der Spitze eines hohen Baumes ſitzend ausſtößt, als das Männchen. Bei der Paarung, die unter allerhand Liebkoſungen auf der Erde geſchieht, giebt das Männchen noch überdies allerlei quäkende Töne von ſich. So klug, und wohl noch klüger, als die gemeinen Raben, ſind dieſe. Dem Ackermann nähern ſie ſich z. B. ungeſcheut, ſo bald ſich aber ein anders gekleideter Menſch neben den Pflug ſtellet, ſo weichen ſie auf 2= oder 300 Schritte weit, und kommen nicht eher wieder in die Furche, und wenn ſie die köſtlichſten Speiſen in derſelben zu finden wüßten, bis der vorige Pflüger die Pflugſterze wieder in die Hand nimmt. Ihr Geruch iſt auch ſehr fein, denn ſie wittern das Aas weit, die Maden und Mäuſe ſogar unter der Erde, und ſuchen ſich ihrer zu bemächtigen.

Sie verfolgen alle Raubvögel ſehr hitzig, lieben die Geſellſchaft ihres Gleichen noch mehr, als die gemeinen Raben, indem ſie ſich Sommer und Winter zuſammen halten, können, ſo wie jene, gezähmt werden, und Worte nachſprechen lernen, und tragen gezähmt und frei alles, was glänzt, zuſammen. Sie werden ſehr alt, daher der Krähentod zum Sprichwort geworden iſt. Bei den Alten waren ſie der Juno geheiligt, der Minerva aber zuwider.

Sie ſind Strich= und Standvögel, je nachdem ihr Sommeraufenthalt beſchaffen iſt. Diejenigen, welche in

kleinen Feldhölzern wohnen, ſchlagen ſich im Herbſt in großen Schaaren zuſammen, ziehen am Ende des Oktobers, wenn ſehr ſtürmiſches und regneriſches Wetter eintritt, von einer großen Wieſe zur andern, und lagern ſich gern des Winters über am Tage in bergigen Gegenden in den Wieſengründen, wo warme Quellen offene Plätze laſſen, auf den Feldern, wo Miſt hingefahren wird, und ziehen des Nachts mit großem Geſchrei in die Wälder dahin, wo ſie Schutz vor Sturm und Wetter haben. Im März gehen ſie wieder in ihre Heimath zurück. Sie haben gern die Dohlen in ihrer Geſellſchaft. Diejenigen hingegen, die am Fuße eines waldigen, vorzüglich mit Schwarzholz beſetzten Kettengebirgs wohnen, wie z. B. in Thüringen, ziehen niemals weg. Im Oktober begeben ſich einige Familien derſelben zuſammen, und wählen, wie es ſcheint, einen Anführer, oder Familienvater, der ſie des Morgens ins Feld, und des Abends wieder nach Hauſe führt.

Ihre Haupt-Nahrung beſteht in Regenwürmern, die ſie alle Morgen von Wieſen und Rieden aufleſen, in Erdmaden, beſonders den ſchädlichen Engerlingen, und in Maulwurfsgrillen, die ſie hinter dem Pfluge finden, auch in Feldmäuſen, denen ſie vor ihren Löchern aufpaſſen. Außerdem freſſen ſie nackte Erdſchnecken, Waſſerſchnecken, um welcher willen ſie ſich bei abgelaſſenen Fiſchteichen einfinden, große Krebſe, Käfer, Vogeleier, beſonders der Taubenarten, junge Vögel, Haſen, allerhand Aas, Pferde-, Rinder- und Menſchenkoth, ausgeſäetes Getreide, Graskeime und Graswurzeln, verpflanzte Kohlpflanzen, Kirſchen, Birnen, Oliven u. dergl. Wenn dieſer Vogel im Winter über einer Heerde (Kette) Rebhühner ſchwebt, ſo ergiebt ſich ſogleich das Schwächſte freiwillig, kauert ſich im Schnee hin, und wird von ihm mit dem Schnabel getödtet, indeß die übrigen ſich unter ängſtlichem Geſchrei auf die Flucht begeben. Wenn ſie

einen Krebs fangen, und denſelben beſonders ihren Jungen bringen wollen, ſo beißen ſie ihm ſogleich beide Scheeren ab, um vor Verletzung ſicher zu ſeyn. Sie verſtecken auch zuweilen, wenn ſie Ueberfluß, z. B. an Aas haben, Stücken unter Moos und Laub, wie die Füchſe, und ſehen fleißig zu, ob es noch da iſt, laſſen es aber gewöhnlich nicht über einen Tag vergraben liegen.

In gelinden Wintern machen die einheimiſchen ſchon zu Ende des Februars Anſtalt zum Neſt, ſonſt im März, ſo wie diejenigen, welche in Schaaren herumgeſtrichen ſind. Die Standvögel bauen einzeln, die Strichvögel aber zuſammen in Feldhölzern. Es giebt Gegenden in Thüringen, und beſonders im Herzogthum Altenburg, wo ſich in kleinen Eich- und Kiefernwäldchen, wie bei den Saatkrähen, 20 bis 30 Neſter auf einem großen Baume befinden, welche oft mit ihren Unterlagen, die gewöhnlich aus Dornen beſtehen, untereinander, und mit denen auf den nahe ſtehenden Bäumen verbunden ſind. Die zweite Lage eines Neſtes ſind Wurzeln, die dritte Schalen, die vierte Moos, und die Ausfütterung Schweinsborſten, Kuh- und Haſenhaare. Das Weibchen legt 4 bis 6 Eier. Männchen und Weibchen brüten ſie in 18 bis 20 Tagen gemeinſchaftlich aus, verſorgen ihre Junge treulich, führen ſie ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt ernähren können, an, und machen alsdann gewöhnlich zur zweiten Brut Anſtalt. Die Jungen, welche vor dem erſten Mauſern noch keinen beſondern Glanz haben, gehen dem Pfluge nach, wo ſie immer Nahrung finden, und freſſen auf den abgemäheten Wieſen und Viehtriften allerlei Würmer, auch Küh- und Pferdemiſt. Sie laſſen ſich mit Fleiſch und Brot ſehr leicht auffüttern, und ſo zahm machen, daß man ſie ausfliegen laſſen kann; ja ſie ſollen ſogar, wie die Tauben und Schwalben, zu Briefträgern gebraucht werden können.

Die Landleute in manchen Gegenden ſagen, daß das Fleiſch der Jungen ſo gut, wie Taubenfleiſch ſchmeckt; ja ſie eſſen ſogar die Alten, ob ſie gleich ſehr unangenehm riechen. Beſſer ſind die Eier. Ihre Flügelfedern werden zum Zeichnen, und Verkielen muſikaliſcher Inſtrumente gebraucht. Vorzüglich nützen ſie durch ihre Nahrung, da ſie ſehr viel Feldmäuſe freſſen, (weswegen man ihnen auch Büſche auf die Aecker trägt, damit ſie bequem auf ſie lauern können), die Richtplätze und Anger von Aas reinigen, und Erbfeinde der Engerlinge ſind. Die gemeinen Türken richten ſie zur Jagd ab. — Bei den Alten waren ſie das Zeichen eines geſchäftigen Menſchen, welcher ſogar beim Eſſen arbeitet, weil man vorgab, daß ſie ihre Jungen ſogar im Fluge fütterten; welches wohl von den Schwalben gilt, aber nicht von den Rabenkrähen. —

Die Nebelkrähe. (Corvus Cornix.)

Sie iſt grau; Kopf, Kehle, Flügel und Schwanz aber ſind ſchwarz. Dieſe Krähe, welche in ihrer Lebensart mit der Rabenkrähe faſt alles gemein hat, bewohnt Europa und Aſien, von beiden mehr die nördlichen, als die ſüdlichen Gegenden, und ſoll auch in dem nördlichen Amerika angetroffen werden. In Europa geht ſie bis zu den Feroerinſeln und der Lappmark hinauf, und iſt in Rußland und Sibirien ſehr gemein. Jenſeits des Ob iſt ſie ſehr groß, und artet oft gänzlich ſchwarz aus. Im nördlichen Deutſchland iſt ſie einer der bekannteſten Vögel, und man hält ſie für häßlich und verächtlich, — in den ſüdlichen Gegenden hingegen, wo ſie ſelten, oder nur des Winters über iſt, findet man ſie ſchön. Der Kopf, die Kehle, der Unterhals, die Flügel und der zugerundete Hals ſind ſchwarz, mit violettem und grünem Wiederſchein. Die Farbe der übrigen Theile iſt ſanft

und hellaſchgrau, und ſticht gar ſchön gegen die glänzend ſchwarze Farbe des Kopfes und der Glieder ab.

Die Nebelkrähen ſind weder ſo ſchlau, noch ſo ſcheu und furchtſam, als die andern, ihnen ähnlichen Vögel, und laſſen den Jäger leicht an ſich. Sie haben eine unangenehme heiſere Stimme, und ihr Ruf Krää, Krää! muß ihnen ſehr ſauer werden, weil ſie dabei mit Kopf und Hals eine gar tiefe, ängſtliche Beugung machen. Uebrigens paßt das mehreſte, was von den Sitten und Betragen der Rabenkrähen geſagt worden iſt, auch auf ſie.

Den Sommer über leben ſie einzeln, gewöhnlich in ebenen Gegenden im Gehölze und in Gärten, die an's freie Feld ſtoßen; im ſüdlichen Europa aber, z. B. in Italien, ſollen ſie auch die Wälder der mittleren Gebirge bewohnen, und im Herbſt erſt in die Ebenen herabkommen. Sie ſind Zug=, Strich= und Standvögel zugleich; erſteres beides da, wo ſie nicht hinlängliche Nahrung zu finden glauben, und in Menge wohnen, letzteres, wo jenes beides nicht ſtatt hat. Zu Anfang des Oktobers kommen ſie aus den nördlichen Gegenden in großen Schaaren in Thüringen an, und verlaſſen uns im März wieder. Sie ziehen entweder allein, oder in Geſellſchaft der Rabenkrähen und Dohlen. In einem Bezirk von etlichen Stunden zerſtreut ſich im Winter eine Heerde auf die Felder und Landſtraßen, und ſammelt ſich alle Abend in der Dämmerung entweder in einem Garten auf etlichen großen Bäumen, oder in Städten und Dörfern auf den Schlöſſern, Kirchen, oder den Dächern großer und hoher Häuſer. Wenn die Kälte groß iſt, kommen ſie auch ungeſcheut in die Städte und Dörfer, und laufen in den Gaſſen und in den Höfen herum.

Hier ſuchen ſie Knochen, Kartoffeln, Ueberreſte von Kraut und Rüben, Kuh= und Pferdemiſt auf, freſſen mit den Schweinen, wiſſen die Garküchen= Wirthshaus= und

Schloß=

Schloßhöfe, wo immer aus den Küchen etwas für ſie herausgeworfen wird, ſehr gut zu finden, zupfen die Aehren, die auf den Dörfern aus den Scheunen unter dem Dache hervorragen, ab, freſſen überhaupt alles, wovon ſich Menſchen und Thiere nähren, und ſind die gefräßigſten und unekelſten unter allen Vögeln ihrer Gattung. Die übrige Jahreszeit gehen ſie dem Pfluge nach, und leſen die ſchädlichen Inſekten, Larven und Gewürme auf, welche aufgeackert werden. Die Raupen, Heuſchrecken, Fröſche, Mäuſe, Muſcheln und Schnecken haben an ihnen Feinde, aber auch die jungen Fiſche, jungen Hühner, Enten, Faſanen, Rephühner, Wachteln, Lerchen, und andere junge Vögel, und die Eier, woraus ſie entſtehen. Im Herbſte gehen ſie auch die Weinbeeren, Birnen und Wallnüſſe an, faſſen letztere zwiſchen die Füße, und hacken ſie mit ihrem ſtarken Schnabel auf. Aas, und abgeſtandene oder erfrorene Fiſche ſind ihre Lieblingsgerichte. Sie verfolgen die Falken und Weiher, um ihnen ihren Raub abzujagen, oder das Uebriggelaſſene zu bekommen. Sie jagen auf ſchwachverwundete Vögel, und müde gehetzte Haſen, ja fallen ſolche wohl ſelbſt in Geſellſchaft von allen Seiten an, ſo daß der Haſe nicht weiß, wohin er laufen ſoll, und ſich ergeben muß.

Sie niſten gern in lebendigen Hölzern, auch in Gärten, des Jahres zweimal. Ihr Neſt ſteht nicht allemal hoch auf den Obſt- und Wald-Bäumen, iſt aus kleinen Zweigen und Reiſern zuſammengebaut, und inwendig mit Wolle und Haaren ausgefüttert. Es ſteht einzeln, und die eine baut hier, die andere dorthin. Vier bis ſechs längliche, hellgrüne, mit feinen braunen Strichen und Flecken verſehene Eier liegen in demſelben, die 18 Tage gebrütet werden. Die Alten ſchleppen ihren Jungen im Mai und Junius zuweilen kleine junge Hühner und Enten in's Neſt, und verſorgen ſie reichlich mit Gewürmen, Mäuſen, Fiſchen, Muſcheln und Schnecken.

Wo ſie an Flüſſen, Seen und Meeren wohnen, ſind ſie daher immer am Ufer, und ſuchen für ſich und ihre Jungen Nahrung. Wenn die Jungen ausgeflogen ſind, ſo halten ſie ſich noch einige Zeit auf dem Felde zu den Alten, und laſſen ſich ſo lange füttern, als dieſe es nur immer thun wollen; die von der erſten Brut aber werden immer eher ſich ſelbſt überlaſſen, als die von der zweiten. Nicht nur fallen zuweilen ganz weiße, ſchwarz und weißbunte, ſondern auch ganz ſchwarze aus; und es giebt Geſchlechter, die viele Jahre hindurch nichts, als weiße hervorbringen. Man zähmt dieſe letztern ſehr gern, und wenn man ſie alsdann wieder unter die andern fliegen läßt, ſo vermiſchen ſie ſich nicht mit ihnen, ſondern kehren allezeit wieder zu dem Hauſe ihres Wohlthäters zurück. Einige unſerer glaubwürdigen Jäger behaupten nicht ohne Grund, daß die Rabenkrähen und Nebelkrähen ſich im Nothfall zuſammen paaren.

Die Saatkrähe. (Corvus frugilegus.)

Die Wurzel des Schnabels und die Naſelöcher ſind nackt, und der Schwanz etwas zugerundet. Sie lebt faſt in ganz Europa, und iſt in Deutſchland an manchen Orten ſehr häufig. Ihre Länge beträgt 1 Fuß 7 Zoll, der Schwanz $7\frac{1}{2}$ Zoll, und die ausgeſpannte Breite 3 Fuß 7 Zoll. Die Flügel reichen bis faſt an's Ende des Schwanzes. Ihrer Geſtalt und Farbe nach hat ſie die größte Aehnlichkeit mit der Rabenkrähe; doch unterſcheidet ſie ſich in folgenden Stücken von derſelben:

Der ganze Leib iſt ſchwarz, faſt überall in's Purpurrothe glänzend, die Schwanzfedern und erſte Reihe Schwungfedern ausgenommen, die dunkelgrün ſchimmern. Der ganze Leib ſcheint geſtreckter, die Flügel und der Schwanz daher länger, und der Kopf dünner und ſpitziger zu ſeyn, als an der vorigen Art. Auch ſind die Spitzen der Schwanzfedern breit und abgerundet. Das

Weibchen unterſcheidet ſich durch nichts, als durch weniger Muth und Lebhaftigkeit vom Männchen. Ihr Geſchrei, das ſie unaufhörlich hören läßt, klingt tiefer und heiſerer, als das der Rabenkrähe, und Krä, krä!

Da dieſe Vögel furchtſamer, als die meiſten andern Gattungen ſind, ſo halten ſie ſich auch ſtets in großen Geſellſchaften zuſammen. Sie ziehen daher im Herbſt nicht nur in Schaaren weg, ſondern leben auch in der Brutzeit ſo nahe beiſammen, wie wenig andere Vögel. Die Feldhölzer, Baumreihen und Dörfer herum, Gärten mit hohen wilden Bäumen, auch alte Thürme und hohe ſteinerne Gebäude ſind ihr Sommeraufenthalt. Im Oktober verlaſſen ſie meiſt alle, in Geſellſchaft der Dohlen, das nördliche Deutſchland, im ſüdlichen aber bleiben ſie mehrentheils das ganze Jahr hindurch, und halten ſich in Dörfern, beſonders aber auf ſolchen Wieſen auf, die durch warme Quellen immer von Schnee und Eis entblößt ſind.

Im Winter beſteht ihre Nahrung aus Gras und Graswurzeln, aus Inſekten und Miſt; auch gehen ſie auf's Aas. Im Sommer folgen ſie, in Geſellſchaft der Dohlen, dem Pfluge, und leſen alle ausgepflügte Inſekten und Würmer, als Maikäfer, Maikäferlarven ꝛc. und die Regenwürmer auf; verfolgen aber auch Roßkäfer, Heuſchrecken, Raupen und Schnecken.

Im April kommen diejenigen, die ihre Heimath im Winter verlaſſen haben, wieder zurück. Die Alten ſuchen ihre verlaſſenen Neſter wieder auf, und die Jungen bauen ſich neue. Auf einem Baum findet man oft, wie bei den Rabenkrähen, 16 und mehrere Neſter, die durch kleine Zweige, Dornen und anderes Geniſt, als Grundlage mit einander verbunden ſind, und oft unter ſich mehrere Bäume, die neben einander ſtehen, vereinigen. Dieſe gemeinſchaftliche Grundlage der Neſter wird mit vielem Geſchrei und Zank verfertigt, und jedes Paar ſcheint

über die Wahl des Platzes des andern neidiſch zu ſeyn. Alle ſuchen aber, ſo viel als möglich, ihre Stelle zu behaupten, indem ein Gatte um den andern wechſelsweiſe Wache hält, umlegen ſich ein Plätzchen mit Dornen und Reiſern rund um, und füttern es mit Moos, Wolle und Haaren aus, und wohnen dann, wenn ſie ihren Bau vollendet haben, ruhig bei einander. Sie ſcheinen deswegen ſo geſellſchaftlich bei einander zu niſten, um mit gemeinſchaftlichen Kräften (da ſie einzeln zu ſchwach ſind) wenigſtens durch ein betäubendes Geſchrei die Raubvögel, die ihrer Beute ſo ſehr nachſtellen, zu verſcheuchen. Zu Ende des Mais und Anfang des Junius fliegen die erſten Jungen ſchon aus; und zu dieſer Zeit iſt das Geſchrei, das die Alten und Jungen, beſonders des Morgens und Abends verurſachen, unerträglich. So lange ſich nicht Rabenkrähen oder Elſtern an einem ſolchen Platze einniſten, oder das Holz gefällt wird, verlaſſen ſie einen einmal gewählten Wohnort nicht, und wenn ſie von Menſchen noch ſo ſehr verfolgt würden. Sie niſten auch, wie die Dohlen, zwiſchen den kleinen Säulen und Thürmchen an den alten Thürmen, Kirchen und andern Gothiſchen Gebäuden.

Die Dohle. (Corvus Monedula.)

Der Hinterkopf iſt lichtgrau, der übrige Körper ſchwarz, unten etwas heller. Die Dohle iſt in Europa, in Sibirien und Perſien zu Hauſe; doch ſcheint ſie mehr die kalten, als warmen Länder zu lieben, da ſie im ſüdlichen Deutſchland ſchon nicht ſo häufig, als im nördlichen und mittlern angetroffen wird. Sie hat ungefähr die Größe einer Taube. Ihre Länge beträgt 1 Fuß $3\frac{1}{4}$ Zoll, und die Breite 2 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schwanz iſt $5\frac{3}{4}$ Zoll lang, ſtufenweiſe zugerundet, die Seitenfedern um ein merkliches kürzer, und die Flügel reichen gefaltet bis einen Zoll vor ſeine Spitze.

Die Dohlen ſind, ob ſie gleich ſo nahe bei den Menſchen wohnen, ſcheue, furchtſame Vögel, und dem Jäger ſchwer zu ſchießen. Vermöge ihres ſchlanken Körperbaues und der ſehr zugeſpitzten Schwingen können ſie hurtiger, als die ihnen ſonſt ſo ähnlichen Rabenkrähen und Saatkrähen fliegen. Doch lieben ſie Beider Geſellſchaft, ſo wie ſie überhaupt geſellſchaftlich ſind, und fliegen, ihnen zu Gefallen, auf ihren Zügen, weit langſamer, als ſie ſonſt wohl brauchten. Ueberhaupt ſind ſie viel lebhafter, und in allen ihren Bewegungen viel hurtiger und munterer. Denn wenn man ſie einzeln fliegen ſieht, ſo ſind ſie ſo ſchnell, wie die Tauben, denen ſie auch im Fluge mehr ähneln, als jenen. Sie ſtoßen unaufhörlich ihr helles Jack! Jack! aus, und man kann ſie bei ihren Zügen durch dies Geſchrei ſehr gut von den Krähen und Raben unterſcheiden, wenn man einen Schwarm hoch in der Luft ſpielen oder ziehen ſieht.

Unerachtet dieſer großen Geſellſchaftlichkeit zanken und ſtreiten ſie ſich doch beſtändig unter einander, und Nachbaren, die zunächſt beiſammen wohnen, müſſen ſich erſt einander fürchten lernen, ehe ſie in Frieden bei einander wohnen können. Auch ihnen ſchreibt man ein hohes Alter zu, und vorzüglich die gute oder böſe Gewohnheit, alles Glänzende zuſammen zu tragen. Sie ſträuben zuweilen die Kopffedern, und daher kommt es wohl, daß man ihnen einen dicken Kopf zuſchreibt, und davon ihre Liſt und Verſchlagenheit herleiten will. In nördlichen Gegenden ſind ſie Zugvögel, die ihre Heimath, ſobald die Ernte geendigt iſt, verlaſſen, bei uns hingegen bloß Strichvögel, oder auch Standvögel. Zu Ende des Oktobers ſieht man ſie des Abends und Morgens in unüberſehbaren Schaaren, wovon immer eine die andere zu verfolgen ſcheint, mit einem unaufhörlichen Geſchrei über den Thüringerwald ziehen. Faſt jede halbe Stunde ſchneidet jeder abgeſonderte Schwarm ſeine Zirkel in der

Luft, und es ſcheint dies eine Art des Wartens und der Sammlung auszudrücken, damit die Letztern und Schwächern ſich nicht zu weit entfernen, und immer bei dem ganzen Zuge bleiben mögen; denn der darauf folgende Schwarm macht eben dergleichen Schwenkungen, und faſt, oder immer auf derſelben Stelle. Wo ſich eine ſolche Heerde, die aus mehrern Tauſenden beſteht, niederläßt — und das thun ſie gern an den kahlen Vorderbergen des Thüringerwaldes — da färbt ſie einen großen Hügel ganz ſchwarz. In Thüringen ſuchen dieſe Zug-Dohlen des Winters über die Wieſen zwiſchen den Gebirgen auf, die wegen des warmen Quellwaſſers nicht zufrieren, zerſtreuen ſich aber auch auf die Felder, wo Miſthaufen zerlegt ſind. Im März kommen ſie wieder zurück; und es iſt bemerkenswerth, daß ſie allezeit im Herbſt gegen Abend über den Thüringerwald ziehen, und im Frühjahr von Abend gegen Morgen wieder über demſelben zurückwandern.

Sie ſuchen alte Gothiſche Gebäude auf, in deren Hölen, Ritzen und Klüften ſie niſten, und wo dieſe nicht ſind, trifft man ſie auch nicht an. Sie ändern auch ihren Aufenthalt oft, und eine ganze Geſellſchaft zieht, beſonders wenn ihre Brut zerſtört wird, in eine andere Stadt, und ſie beſuchen die vorige in vielen Jahren nicht wieder.

Sie freſſen Regenwürmer und Erdmaden, und folgen deshalb dem Fluge, ſpringen den Schafen und Schweinen auf den Rücken, um die Läuſe abzuſuchen, gehen Getreide, Hülſenfrüchte und die grüne Saat an, nehmen Kirſchen und anderes Obſt ab, zupfen Gras- und andere Wurzeln aus, ſuchen die Rephühner- und Lercheneier auf, und freſſen im Winter Aas und Miſt. Auf den Gerſtengelagen und Graben ſieht man ſie in der Ernte, wie die Tauben, ſitzen und freſſen; den Weizen verachten ſie auch nicht, aber den Hafer rühren ſie nicht

an. Im Winter laufen ſie wohl auch in den Städten auf den Straßen herum, und ſuchen ihr Futter, ſind aber nicht ſo dreiſt, wie die Nebelkrähen.

Da ſie geſellſchaftlich leben, ſo brüten oft mehrere in einer Kluft auf alten Thürmen, Schlöſſern, Kirchen und Stadtmauern; doch ſieht es jedes Paar lieber, wenn es eine eigene Höle finden kann, und vor derſelben ſitzt zur Brutzeit das Männchen immer, und bewacht ſein Weibchen und Neſt. Selten niſten ſie in Baumhölen, und dies ſcheinen nur immer diejenigen zu thun, welche an keinem alten Gebäude in der Stadt ankommen können, und doch die Gegend, in der ſie geboren und erzogen ſind, und die Geſellſchaft, mit der ſie wandern, nicht verlaſſen wollen. Bei dem Bau ihrer Neſter rauben ſich die benachbarten Paare einander die Baumaterialien, welche aus Reiſern, Wurzeln, Haare und Wolle beſtehen, und es entſtehen deshalb oft heftige Kämpfe, wenn der Eigenthümer einen ſolchen Dieb ertappt. Sie legen 4 bis 7 Eier, welche ſchön oval, grün, und mit dunkelbraunen oder ſchwarzen Flecken beſtreut ſind, die oft am obern Ende zuſammenfließen. Die Jungen kommen bald aus ihren Neſtern hervor, ſetzen ſich vor die Hölen an die Sonne, und laſſen ſich füttern. Wenn ſie zum Fliegen geſchickt ſind, gehen ſie mit auf's Feld. Wo ihrer viel wohnen, iſt zur Zeit, wenn ſie Junge haben, ein beſtändiges Zu= und Abfliegen, und alsdann ſind ſie auch den Feldern am nützlichſten, durch Vertilgung mancherlei ſchädlicher Inſekten, als der Maulwurfsgrille und Maikaferlarve. Man findet zuweilen weiße, auch ganz ſchwarze Junge in den Neſtern, oder ſchießt ſie, wenn ſie ausgeflogen ſind. Die Jungen ſind im Nacken ſchwärzlicher, als die Alten, laſſen ſich leicht zähmen, zum Aus= und Einfliegen gewöhnen, und lernen Worte nachſprechen, und an dieſen bemerkt man beſonders den großen Hang, alles, was glänzt, zuſammen zu tragen und zu verſtecken.

Der Steindohle. (Corvus Graculus.)

Sie iſt violetſchwarz, mit röthlichorangegelben Schnabel und Füßen. Sie lebt in Aegypten, Candien, Perſien, Schottland, England, auf den Schweizeriſchen und Noriſchen Alpen. Sie hat die Größe der Dohle, iſt 15½ Zoll lang, und 2 Fuß 9 Zoll breit; die Länge des Schwanzes iſt 4½ Zoll, die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf drei Viertheile des Schwanzes. Uebrigens iſt die Farbe, wie ſchon erwähnt worden, an den bloßen Gliedern rothgelb, und am Leibe tief ſchwarz mit einem violetten Wiederſchein. Ob ſie gleich wild, lebhaft und unruhig iſt, ſo läßt ſie ſich doch in einem gewiſſen Grade zähmen, und lernt ſogar ſprechen. Anfangs ernährt man ſie mit einem Gemiſche von Milch, Brot, Saamen ꝛc. in der Folge bequemt ſie ſich auch zu allen Gerichten, die auf den Tiſch kommen. Sie ſchwingt ſich wirbelförmig in die Luft, macht ein unangenehmes, weittönendes, häufiges Geſchrei, läuft hurtig, zankt und neckt mit ihres Gleichen, eine raubt der andern ihre Speiſe, ſpielt mit Hunden und Füchſen, und wenn eine getödtet, oder ein ſchwarzer Hut in die Höhe geworfen wird, ſo kehrt der ganze Schwarm wieder zurück. Sie liebt die Felſen hoher Gebirge, und kömmt nur im Herbſt, nach der Grummeternte, ſchaarenweiſe auf niedrige Wieſen, und nährt ſich von Heuſchrecken. Sonſt frißt ſie gern Wachholderbeeren, ausgeſäetes und in der Erde erweichtes Getreide, Inſekten, und unter dieſen beſonders Schaben (Kakerlaken).

Ihr Neſt findet man in ſteilen Felſenritzen und alten abgelegenen Thürmen mit vier bis fünf Eiern belegt, welche weiß und ſchmutziggelb gefleckt ſind. Man trifft auch Steindohlen an, die im Herbſte ſchwarze Füße bekommen. —

Der Holzheher. (Corvus glandarius.)

Er iſt purpurröthlichaſchgrau und gefleckt, die Deckfedern ſind blau, weiß und ſchwarz geſtreift. Dieſer Vogel geht in Europa bis Sandmor hinauf, und man trifft ihn in Aſien in allen Zonen an, die den Europäiſchen gleich ſind. In den Thüringiſchen Vorhölzern wohnt er in großer Zahl. Seine Länge beträgt 15½, und die Breite der Flügel 22½ Zoll. Der Schwanz iſt 7 Zoll lang, ein wenig keilförmig zugerundet, und die Flügel reichen zuſammengelegt bis auf die Mitte deſſelben.

Es iſt einer der ſchönſten Europäiſchen Vögel. Alle kleine Federn ſind dunenartig geſchliſſen, und wie Seide anzufühlen. Beinahe der ganze Körper fällt ins purpurröthlichaſchgraue, doch ſind Rücken, Bruſt und kleinere Deckfedern der Hinterflügel mehr purpurröthlichaſchgrau, und Nacken, Hals, und Seitenfedern mehr aſchgräulich purpurroth; die Kehle iſt weißlich, der Bauch röthlichweiß, und After und Steiß weiß. Die Deckfedern der erſten Schwungfedern haben auf ihrer Außenſeite ſchmale, ſchöne, glänzende, weißblaue, hellblaue, und blauſchwarze Queerſtreifen, deren Farben, wie beim Regenbogen, ſanft in einander fließen.

Es iſt ein verſchlagener, vorſichtiger, unruhiger und gelehriger Vogel, und ob er gleich gezähmt nicht ſo kirre wird, als Raben und Krähen, und immer in einem Käfig gehalten ſeyn will, ſo lernt er doch leichter, als jene, Worte nachſprechen. Wenn man ihm nahe kömmt, ſo fliegt er mit einem gräßlichen lauten Geſchrei, das Gäák, Gäák! klingt, fort, doch nicht weit, denn er fliegt ſchwerer, als die Elſter, welches wohl von ſeinem dickeren Kopfe herrührt. Seine Stimme hat noch mehrere Modulationen, z. B. Krätſch! er ahmt auch wohl den Ruf anderer Vögel nach, und wenn er ſitzend ſchreit, ſo verbeugt er ſich allezeit.

Er iſt in den Waldungen der Schwarz- und Laub-

hölzer zu Hauſe, ſowohl in bergigen als ebenen Gegenden. Da er unter die Strichvögel gehört, ſo wandert er vom Ende des Oktobers an bis im März in Geſellſchaften von zweien bis ſechſen, wo immer einer hinter dem andern, nicht neben dem andern, herfliegt, von einem Eichwalde zum andern, und ſucht auf und unter den Eichbäumen Eicheln zu ſeiner Nahrung auf. Dies iſt auch ſeine vorzüglichſte Koſt, wovon er ſich vom Oktober an bis zum März ernährt, und die er ſehr gut, durch Hülfe ſeines feinen Geruchs, unter dem Schnee herauszuſuchen weiß.

Er niſtet auf Eichen, Buchen, und Fichten, hoch und niedrig. Sein Neſt iſt eine offene Halbkugel, aus dürren Reiſern und Heidekraut zuſammen geflochten, und mit zarten Wurzeln ausgefüttert. Das Weibchen legt im May fünf bis ſieben Eier. Die Jungen ſchlüpfen in ſechszehn Tagen aus, werden mit allerhand Inſekten, Roßkäfern, Raupen, Maden, jungen Vögeln u. dergl. gefüttert, und es fallen oft weiße, weißliche, weißgelbe und bunte aus. Zum Sprechen wird ihnen das Zungenband gelöſet.

Man ſieht den Holzheher auch als einen Baumpflanzer an, indem er die in ſeinem Schlunde erweichten, in die Erde verſteckten Haſelnüſſe und Eicheln oft vergißt, und dieſe alsdann ausſchlagen. Er ſoll auch durch ſeine Nahrung, die er von Raupen, Puppen, Eidechſen, Aas, Schlangen, und Fröſchen nimmt, nützen. Er verräth zuweilen dem Jäger einen Fuchs oder eine große Eule; denn wenn er eines dieſer Raubthiere entdeckt, ſo erhebt er ein lautes und ängſtliches Geſchrei, und alle ſeine Kameraden, die in der Gegend ſind, eilen herzu, fliegen um daſſelbe herum, und ſtimmen in ſein Geſchrei mit ein. Mit den ſchönen Deckfedern der Flügel haben ſich wohl ſonſt die Damen geputzt, und die Kleider damit beſticken laſſen. —

Der Tannenheher. Nußheher. (Corvus Caryocatactes.)

Er iſt ſchwarzbraun, und weiß punktirt. Dieſer, wie ein Staar gefleckter Vogel, erſtreckt ſich in Europa bis zum ſüdlichen Schweden, bewohnt das nördliche Aſien, und das ſüdliche Deutſchland mehr, als das nördliche, ob er gleich im Thüringer Walde nicht ſelten iſt. — Der Schnabel iſt 1 Zoll 10 Linien lang, länger, gerader, ſtumpfer, als bei den andern Arten dieſer Gattung, aus zwei gleichen Stücken zuſammengeſetzt, wovon das obere nur etwas über das untere vorragt, an den Seiten etwas zuſammengedrückt und ſchwarz. Die Augen ſind nußbraun, die Beine 2 Zoll hoch, an den Zehen ſtark beſchuppt, bewaffnet, und ſchwarz; die Mittelzehe 16, und die Hintere 12 Linien lang; die Naſelöcher rund, mit zurückgeſchlagenen ſteifen, weiß und braun geſtreiften Federn bedeckt; die Zunge lang, pergamentartig, und an der Spitze geſpalten.

Der Leib iſt ſchwarzbraun, oben heller, unten dunkler; der Kopf, Nacken und Bürzel ſind einfärbig; vor den Augen ein weißer Fleck; an den Wangen und Seiten des Halſes eine Menge weißer, kleiner, eirunder Flecken; auf dem Rücken einzelne größere; an der Kehle nur einzelne Strichelchen; an der Bruſt häufige, große, eirunde, am Bauche etwas ſparſamere, aber größere, und faſt dreieckige Flecken.

Er liebt die gebirgigen ſtillen Schwarzwälder, wo Quellen und Wieſen nahe ſind. Hier hält er ſich vom März bis in die Mitte des Septembers auf, alsdann aber ſtreicht er einzeln und auch in Schaaren nach den lebendigen Feldhölzern, die mit Eichen, Buchen, und Haſelbüſchen bewachſen ſind, und man trifft ihn daher im Winter auch in einzeln liegenden Feldhölzern und auf den Straßen an. In Thüringen iſt er daher ein bloßer Strichvogel, ob er gleich in kältern Ländern mit Recht zu den Zugvögeln mag gerechnet werden können.

Die Tannenheher nähren ſich im Sommer von verſchiedenen Inſekten und deren Larven, als Miſtkäfer, Bienen, Wespen, von Regenwürmern, von Tannen- und Fichtenſamen, im Herbſt von Haſelnüſſen, denen ſie den ganzen September und Oktober durch nachfliegen, von Buchecken, Eicheln, Ebereſchenbeeren. Dieſe letztern, den Fichtenſaamen, und die unverdauten Haferkörner in dem Pferdemiſte, ſuchen ſie den ganzen Winter hindurch auf. Auch ſollen ſie ſich im Herbſt den reifenden und reifen Hanfſamenäckern nähern.

Sie haben einen weiten Schlund, in welchem ſie etliche Haſelnüſſe und Eicheln zugleich aufbewahren können. Sie knacken und verſchlucken die Nüſſe daher nicht immer ſogleich, ſondern tragen ſie im Kropfe mit ſich weg, und verſtecken ſie auch wohl, wenn ſie nicht mehr hungrig ſind. Sie können mit leichter Mühe eine Haſelnuß öffnen, und es knackt ſo ſtark, daß man ſie oft im Haſelgebüſche eher hört, als ſieht.

In den tiefſten gebirgigen Gegenden, z. B. des Thüringer Waldes, niſten ſie in hohlen Bäumen, und legen fünf bis ſechs Eier. Die Jungen fliegen bald aus, und laſſen ſich noch lange, ganz ſtill auf einem Baumzweige der Reihe nach ſitzend, von den Alten füttern. Dieſe tragen ihnen dann lauter Inſekten, Inſektenlarven, und Regenwürmer zu. Sie ſind ſo einfältig, daß ſie ſich faſt mit den Händen von ihrem Zweige nehmen laſſen. —

Die Elſter. (Corvus Pica.)

Sie iſt ſchwarz und weißbunt, mit keilförmigem Schwanze. — Die Elſter iſt in ganz Europa bekannt genug, und geht bis zum ſiebzigſten Grade nördlicher Breite hinauf. In dem nördlichen Aſien wohnt ſie in einigen Gegenden in Menge, kommt bis Japan hinab, und man trifft ſie in Kamtſchatka und auf den Inſeln, in

Amerika, in der Hudſonsbai und ſelbſt auf der Inſel Madera an. In Thüringen wird ſie allenthalben gefunden, in andern Gegenden von Deutſchland hingegen, z. B. in einigen Gegenden von Heſſen, im Waldeckiſchen u. ſ. f. trifft man ſie gar nicht an. Der Schnabel iſt $1\frac{1}{3}$ Zoll lang, ſchwarz, der Oberkiefer an den Seiten etwas über den untern ſchlagend, und nach der Spitze zu abwärts gebogen; die runden Naſelöcher mit Borſtenfedern bedeckt, und der Mundwinkel mit Borſtenhaaren beſetzt; die Klauen ſind ſtark und groß.

Die Federn der Flügel nehmen nach hinten zu ſtufenförmig ab, und ſchlagen daher im Fluge beſtändig und ſchnell zuſammen. Um den ſchönen Schwanz nicht zu verunreinigen, trägt ſie ihn im Sitzen und Hüpfen immer etwas in die Höhe, und bewegt ihn beſtändig, wie eine Bachſtelze; auch läßt ſie im Stillſitzen die Federn am Unterleibe locker herabhängen, und nimmt dabei ein liſtiges und ſtolzes Anſehen an.

Im Zorn laſſen ſie ein kreiſchendes Quaaks hören, z. B. wenn ſie eine Katze, oder einen Raubvogel in der Gegend ihres Neſtes bemerken. Sie tragen auch, wie die meiſten Vögel ihrer Gattung, glänzende Dinge zuſammen. Ihre Fähigkeit, menſchliche Worte nachſprechen zu lernen, hat ſie auch in manchen Häuſern beliebt gemacht, und ſie können ſogar zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden. Man hat Beiſpiele, daß gezähmte Elſtern 4 Tage von ihrem Hauſe weggeblieben, und dennoch wieder zurückgekehrt ſind. Sie müſſen ein hohes Alter erreichen, denn man bemerkt nicht nur ein Paar ſehr viele Jahre hindurch in einerlei Gegend, ſondern die gezähmten dauern auch ſechszehn bis zwanzig Jahre aus.

Nur von den Amerikaniſchen behauptet man, daß es Zugvögel wären; die Europäiſchen ſind Standvögel. Dies geht ſo weit, daß Männchen und Weibchen Jahr aus Jahr ein gepaart beiſammen bleiben. Sie halten ſich

gern nahe bei den Städten, Dörfern, und Bauerhöfen auf, wenn Gärten, Erlen, Weidenbäume und Wieſen in der Nähe ſind. Im Herbſte ziehen ſich alle Jungen, die um ein Dorf wohnen, in eine kleine Geſellſchaft zuſammen, und ſuchen ſo vereinigt den Winter über ihr Futter. Im Februar, wenn das Wetter anhaltend ſchön iſt, ſetzen ſie ſich dann auf die höchſten Erlenbäume, beſprechen ſich gleichſam, paaren und trennen ſich zum Neſterbau.

Im Winter freſſen ſie Mäuſe, Miſt, Koth, Puppen, Aas, Graswurzeln, und fangen kleine unwehrſame Vögel; im Sommer aber ernähren ſie ſich von Regenwürmern, Miſtkäfern und Larven, Raupen und andern Inſekten, allerhand Wurzeln, Obſt und Eicheln, nehmen Eier und Junge aus den Vogelneſtern, und tragen zuweilen junge Hühner, Faſanen, Gänſe, und Enten weg. Ihr Geruch iſt ſo fein, daß ſie im Winter beim härteſten Froſt die Puppen unter dem Moos und in der Erde riechen, und ſie mit ihrem harten Schnabel aushacken. Gezähmt nehmen ſie mit Brot und gekochtem Fleiſch vorlieb.

Die Elſter iſt einer von den erſten Vögeln, die im Frühjahr ihr Neſt bauen. Sie bauen zuweilen ſchon im Februar, wenigſtens doch im März. Man ſieht es am öfterſten auf Erlenbäumen, dann auf Weiden-, Obſt- und andern Bäumen, die nahe bei Häuſern, in Gärten, Hecken oder Wäldchen ſtehen. Faſt immer niſten ſie hoch in den Gipfeln, ſelten tief in Feldhölzern. Auf einem hohen und dichten Strauch machen ſie ein Neſt von großem Umfange. Die Unterlage iſt von Erde und Dornen, in der Mitte mit dünnen Reiſern durchflochten, und inwendig mit den kleinſten weißen Wurzeln ausgefüttert. Der Deckel (Haube) von Dornen, dient zur Sicherheit vor Hagel und Raubvögeln, da es mehrentheils in einem Gipfel frei ſteht, und der Eingang iſt zur Seite. Sie legt drei bis ſechs längliche Eier, welche in zehn Tagen

ausgebrütet werden. Die Mutter führt die Jungen noch einige Zeit, wenn ſie ausgeflogen ſind, und warnt ſie bei jeder Gefahr durch ein unaufhörliches Geſchrei. Wenn ſie 8 Wochen alt ſind, haben ſie den ſchönen Schwanz ihrer Eltern, und ſind auch in der Größe wenig von ihnen verſchieden; alsdann machen die Eltern Anſtalt zu einer zweiten Brut.

Die Mandelkrähe, Nebelkrähe (Coracias garrula.)

Dieſer Vogel läßt ſich in der Erntezeit, wenn die Frucht in Mandeln ſtehet, haufenweiſe auf den Feldern ſehen, und hat daher vielleicht ſeinen Namen erhalten, nicht deswegen, weil dieſe Krähe ein Gefieder hat, welches einem grauen Mantel ähnlich iſt. Sie iſt in unſeren Gegenden die gemeinſte unter den Krähen, und findet ſich durch das ganze mildere Europa, und in Nordafrika. Das Neſt baut ſie in Gebüſchen, und ſelbſt in Obſtgärten. Das Weibchen legt 4 bis 6 hellgrüne, braungefleckte Eier. Die Alten rauben junge Hühner und Enten, und tragen ſie ſogar lebendig den Jungen zu, laſſen ſich aber auch Mäuſe, Würmer und Fiſche gefallen. Man ſieht ſie häufig auf feuchten Wieſen, an Flüſſen und Sümpfen, um Nahrung zu ſuchen. Im Winter laſſen ſie ſich in Städten und Dörfern ſehen, wo ſie auf den Miſthaufen Futter ſuchen. Aas wittern ſie ſehr weit, und es iſt ihre liebſte Nahrung. Auf friſch gepflügte Aecker fallen ſie haufenweiſe, und reinigen ſie von Inſekten und Gewürmen. In eben der Hinſicht ſind ſie auch den Wieſen nützlich, indem ſie unzählige Heuſchrekken, Raupen und Raupenlarven verzehren. Ihr dumpfes und heiſeres Krächzen kündigt eine Veränderung des Wetters an. Bei Sturm und Regen ſcheinen ſie ſich wohl zu befinden, denn man ſieht ſie alsdann am lebhafteſten, ſie tummeln ſich in der oberen Luft umher,

und laſſen ſich ohne Scheu vom Winde eine Strecke fortführen.

Der Indiſche Staar. (Gracula religiosa.)

Das Geſchlecht der Atzeln oder Aelſtern, wozu dieſer Staar gewöhnlich gezählt wird, hat einen erhabenen meſſerförmigen Schnabel, die Zunge iſt ungetheilt, ſpitzig und fleiſchig, die Füße ſind Gangfüße. Seine Farbe iſt ſchwarz, in's Violette ſpielend. Auf den Flügeln iſt ein weißer, und am Kopfe ein kahler gelber Flecken. Dieſer Staar übertrifft ſelbſt den Papagei in der Gelehrigkeit und Sprechfertigkeit, und überhaupt alle die Vögel, welche ſich zum Sprechen abrichten laſſen, auch ſingt er nicht übel, und man hört ihn den ganzen Tag plaudern und ſingen. Die Achtung, welche ihm die Indier erweiſen, mag ihm ſeinen Beinamen erworben haben.

In Nordamerika lebt Gracula Quiscula, der Maisdieb.

Der Paradiesvogel. (Paradisea.) Fig. 9.

Dies ganze Geſchlecht, welches zahlreiche Gattungen hat, ſcheint bloß auf Neu-Guinea zu Hauſe zu ſeyn, und ſtreicht nur von da nach den Molucken, und andern benachbarten Inſeln. Noch jetzt ſchneiden die Papus dieſen Thieren, die wegen ihres prachtvollen Gefieders in Indien als Putz getragen werden, die Füße ab, um ſie dann zu dieſer Abſicht zu verkaufen. Daher die Fabel der Alten, daß der Paradiesvogel keine Füße habe.

Der gemeine Paradiesvogel (Apoda.),

unterſcheidet ſich beſonders durch einen großen ſchwanzförmigen Federbuſch am Bauche, der noch einmal ſo lang iſt, als der Vogel ſelbſt; noch länger ſind die beiden mittleren fadenförmigen Schwanzfedern. Seine Größe übertrifft nicht die der Feldtaube, aber er ſcheint wegen

ſei-

nes langen Gefieders viel größer zu ſeyn. Der obere Theil des Kopfes und der Nacken hat den wahren Goldglanz; der Unterhals iſt goldgrün, der übrige Leib aber heller, unten dunkler kaſtanienbraun, mit prächtigem Schimmer. Die langen Federn, welche aus den Weichen kommen, haben eine zarte, aber ungewöhnliche Bildung, und ſo lockere und feine Fahnen, daß ſie dem Flor gleichen. Sie bilden einen großen Büſchel, der hinten zuſammenfällt. Noch länger, als dieſe, ſind zwei nackte Federn, die über dem Steiße ihren Urſprung haben, und nur an den äußerſten Spitzen einigermaßen bärtig erſcheinen. Von ihrer Lebensart weiß man ſo wenig, daß es ſogar noch ungewiß iſt, ob ſie ſich von Schmetterlingen, oder Früchten, oder von kleinen Vögeln nähren. Man kennt jetzt acht Arten. Darunter übertrifft der Königsvogel oder Gottesvogel (P. regia), der nur die Größe einer Lerche hat, den gemeinen an Pracht der Farben. Seine langen Schwanzfedern krümmen ſich an der Spitze ſpiralförmig.

Der grüne Kuruku. (Trogon viridis.)

Die Kuruku's ſind in heißen Gegenden zu Hauſe, und haben ihren Namen von ihrem Geſchrei. Der grüne Kuruku iſt 11 Zoll lang. Die Hauptfarbe des Gefieders iſt ein glänzendes, verſchieden nüancirtes Grün. Bruſt und Bauch ſind gelb, Kopf und Hals ſchwärzlich braun, die Flügel und der Schwanz ſchwärzlich, mit weißer Einfaſſung. Der Schnabel iſt gelb, und einigermaßen dem Papageiſchnabel ähnlich, aber an der Grundfläche mit Borſten beſetzt. Sein Vaterland iſt Südamerika, und beſonders Guiana.

Der Kuruku mit dem Streif. (Trogon faſciatus.)

Dieſer findet ſich auf Ceylon. Er iſt etwa 10 Zoll lang, mit ſchwarzem, dicht mit Borſten beſetztem Schna-

bel. Kopf und Hals ſind dunkelbraun. Ueber die Bruſt geht eine weiße Binde. Der Unterleib iſt ſchmutzig orangefarben, der Rücken erdbraun, Schwanz und Flügel dunkelbraun, mit ſchmalen weißen Streifen.

Der Bartvogel. (Bucco.) Fig. 10.

Er findet ſich auf Sierra Leona, und hat die Größe eines Buchfinken.

Der Pirol. (Oriolus.)

Der Schnabel dieſes Vogels iſt kegelförmig, erhaben, rund, gerade, ſehr ſpitzig, die obere Kinnlade etwas länger, und ausgeſchnitten. Die Zunge iſt geſpalten und ſpitzig. Die Füße ſind Schreitfüße. Die Pirols machen meiſt künſtliche, ſackförmige Neſter, die ſie an die äußerſten Zweige flechten. Sie wohnen mehrentheils in Amerika, nur eine Art in Deutſchland.

Der gemeine Pirol, die Golddroſſel oder Goldamſel. (Oriolus galbula.)

Er iſt gelb. Zügel, Schwanz und Flügel ſind ſchwarz, die Schwanzſpitzen gelb. Dieſer ſchöne Vogel wohnt in Europa und im Orient, geht nördlich bis nach Schweden hinauf, und iſt in Deutſchland hie und da häufig genug anzutreffen. Er iſt an Größe faſt der Amſel gleich, 10 Zoll lang, der Schwanz $3\frac{3}{4}$ Zoll, die Flügelbreite 18 Zoll. Die Flügel bedecken zuſammengelegt drei Viertheile des Schwanzes. Kopf, Hals, Rücken, Kehle, Unterhals, Bruſt, Bauch, Seiten und untere Deckfedern der Flügel ſind ſchön goldgelb; an der Kehle und dem Bauch etwas heller, und am Steiß etwas ins Grüne fallend; zwiſchen dem Schnabelwinkel und den Augen ein ſchwarzer Fleck; die Augenlieder ſind geſäumt; die Flügel ſchwarz; die zweite Schwungfeder bis zur vierten weiß kantirt, die übrigen an den Enden etwas weißlich, die

erſte und letzte aber ganz ſchwarz; die Deckfedern der erſten Ordnung mit bleichgelben Spitzen, welche einen gelben Fleck auf den Flügeln machen; der Schwanz gerade, die zwei mittelſten Federn bis auf ein Säumchen am Ende ganz ſchwarz, die übrigen nur von der Wurzel an bis zur Hälfte, das Ende goldgelb, doch ſo, daß die äußern Federn mehr gelbes, als die innern haben, und die äußerſte auf der ſchmalen Fahne ganz ſchwarz iſt.

Das Weibchen hat im geringſten nicht das ſchöne Anſehen des Männchens. Nur an den Enden der olivengrünen Schwanzfedern und an den untern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel iſt es goldgelb; übrigens auf dem Oberleibe zeiſiggrün; auf dem Steiß in's Goldgelbe übergehend, auf dem Unterleibe ſchmutzig weißgrünlich, und mit braunen Streifen gemiſcht, und an den Seiten gelb überlaufen, die Flügel ſchwärzlich grau, an den Enden der Schwungfedern weiß, und an den Enden ihrer Deckfedern blaßgelb, der Schnabel dunkelbraun.

Es iſt ein muthiger, ſchwerfliegender, zänkiſcher und ſcheuer Vogel. Sein Geſang hat Aehnlichkeit mit der Miſtdroſſel, doch iſt ſeine Stimme reiner, obgleich nicht ſo melodienreich. Er verbirgt ſich, wenn er ſingt, und hält oft den ganzen Tag an, beſonders wenn es ſchwül und gewitterhaft iſt. Die Töne der Zärtlichkeit, womit ſich beide Gatten wechſelsweiſe zuſammen rufen, ſind ein flötendes, wiederholtes: Yo! oder Püloh! das Angſtgeſchrei aber, das Alte und Junge von ſich geben, klingt gräßlich: Krääk! Er iſt faſt gar nicht, oder äußerſt ſchwer zu zähmen, und lebt nie länger in einem großen Vogelhauſe, oder in einer Kammer frei herumfliegend, als ein halbes Jahr.

Als Zugvogel iſt er einer von denjenigen, die Deutſchland am erſten, nemlich ſchon im Auguſt famil-

lienweiſe verlaſſen, und erſt im Mai, wenn die Bäume ſchon ausgeſchlagen ſind, wieder ankommen. Er überwintert wahrſcheinlich in Afrika. Bei uns wohnt er in einzelnen Feldhölzern, und in den Vorhölzern großer Waldungen, wo dichtes, hohes, lebendiges Holz ſteht, und hat es ſehr gern, wenn es mit einzelnen Schwarzholzbäumen untermiſcht iſt. Wenn die Kirſchen reif ſind, begiebt er ſich auch in die Gärten.

Er nährt ſich daher vorzüglich von Kirſchen, die er ohne die Kerne verſchluckt, aber auch von Vogelbeeren, Hollunderbeeren, Himbeeren, Erdbeeren und Feigen, ſucht auch Inſekten auf, füttert ſich und ſeine Jungen damit, wenn er jene Nahrung noch nicht haben kann, und muß wohl unter denſelben nur ſolche Arten wählen, die nicht vor dem Mai da, und im Auguſt ſchon wieder weg ſind; weil doch gewiß nichts, als der Mangel an Nahrungsmitteln ſeine ſpäte Ankunft, und baldige Abreiſe verurſachen kann. Bei genauer Beobachtung findet man denn auch, daß es vorzüglich Nachtfalter und ihre Raupen ſind, die er aufſucht.

Wenn man ihm anfangs lauter friſche Kirſchen giebt, und nach und nach dieſelben mit in Milch geweichten Semmeln und Ameiſeneiern, oder mit dem gewöhnlichen Nachtigallenfutter vermiſcht, ſo kann man ihn wohl einige Zeit im Zimmer lebendig erhalten.

Da die Pirole ſo ſpät ankommen, und ſo früh wieder wegziehen, ſo niſten ſie auch nur einmal des Jahrs (daher ſie immer unter die ſeltenen Vögel gehören), machen aber, ſobald ſie im Mai erſcheinen, dazu Anſtalt. Sie beſitzen ſehr viel Kunſttrieb, und hängen ſehr geſchickt ihr beutelförmiges Neſt in die Gabel eines Aſtes auf einen hohen Baum oder Strauch. Es gleicht einem Korbe mit 2 Handhaben, welchen die beiden Zweige der Gabel ausmachen. An dieſe iſt es mit Baſtfäden, die ſowohl die Zweige ſelbſt umgeben, als auch in das Ge-

webe des Neſtes dringen, ſo feſt umwunden, daß es allen Stürmen Trotz bietet. Das äußere Gewebe beſteht aus Baſt, Stroh und Grashalmen, das innere aus zarten Grasſtengeln und Wurzeln, und die Zwiſchenwand aus Moos, Baumflechten, Spinnegewebe und Raupengehäuſen. Am Rande iſt es rings umher ſtark eingeſäumt, und etwas einwärts gebogen.

Das Weibchen legt 4 bis 5 ſpitzig zulaufende weiße, am ſtumpfen Ende einzeln ſchwarzgefleckte und punktirte Eier. Männchen und Weibchen brüten ſie in 15 Tagen wechſelsweiſe aus, doch ſo, daß erſteres letzteres nur etliche Stunden am heißen Mittag ablöſt, um es freſſen, und ſich abkühlen zu laſſen.

Die Jungen ſind ſehr gefleckt, und ſehen dem Weibchen bis zum Mauſern gleich, worauf erſt die auszeichnend gelbe Farbe an denen, die männlichen Geſchlechts ſind, merklich ſichtbar wird. Ueberhaupt verſchönert ſich beim männlichen Geſchlecht die gelbe und ſchwarze Hauptfarbe bis in's dritte Jahr. Die erſte Nahrung der Jungen ſind kleine, grüne, glatte Raupen, die zweite, größere glatte Raupen, Larven und Nachtſchmetterlinge, dann andere Inſekten, und ſobald ſie ausgeflogen ſind, werden ſie von den Alten in die Kirſchgärten und in die Beeren geführt, und ſie begleiten ſie auch auf ihrer Reiſe. —

Der Kukuk. (Cuculus.)

Der Schnabel iſt faſt rund, nach vorne etwas umgebogen, an den Seiten gedrückt. Die Naſelöcher ſind gerändert, d. i. ſie haben einen über den Schnabel etwas erhöheten Rand. Die Zunge iſt pfeilförmig, ganz und flach. Die Füße ſind Kletterfüße, an den Seiten mit ſcharfen Klauen.

Der gemeine Kukuk. (Cuculus canorus.)

Der Oberleib iſt taubenhälſig, der Schwanz ſchwärz-

lich mit weißen Flecken. Dieſer merkwürdige Vogel bewohnt Europa und Aſien, beide bis innerhalb des Arktiſchen Kreiſes hinauf. In Deutſchland iſt er allenthalben gemein.

Er hat ungefähr die Größe einer Turteltaube, nur giebt ihm ſein längerer Schwanz eine größere Länge. Seine Länge iſt 1 Fuß $3\frac{3}{4}$ Zoll, und die Breite 2 Fuß 3 Zoll. Der Schwanz iſt faſt 8 Zoll lang, und die zuſammengelegten Flügel bedecken drei Viertheile deſſelben.

Der Schnabel iſt 1 Zoll lang, und fängt ſich an der Wurzel allmählich zu krümmen an; die obere Kinnlade geht ein wenig über die untere her, und iſt ganz, d. h. nicht ausgehöhlt. Seine Farbe iſt oben ſchwarz, unten bläulich grün, die Winkel ſind ſaffrangelb, der Rachen orangeroth. Die Naſelöcher ſind rund, klein, gerändet und unbedeckt; der Stern und der Rand der Augenlieder gelb; die Füße, Zehen und Nägel gelb; die Beine 1 Zoll hoch.

Die beſtimmte Farbe des Männchens iſt am Kopf, Hintertheil des Halſes, Rücken, Steiß, und an den Deckfedern der Flügel dunkelaſchgrau, beſonders auf dem Rükken und Deckfedern der Flügel in's grünlich kupferfarbene ſpielend; denn der Unterleib iſt vom Schnabel bis zur Hälfte der Bruſt hellaſchgrau, von da wird die Grundfarbe an der Bruſt, dem Bauch, den Seiten und langbefiederten Schenkeln ſchön weiß, mit vielen ſchwarzgrauen wellenförmigen Querſtreifen; die Afterfedern ſind gelblich weiß, und haben nur einzelne dunkelbraune Querſtreifen. Die Flügel ſpitzen ſich, wie bei den Raubvögeln, ſcharf zu, die dritte Schwungfeder iſt die längſte, und die erſtere merklich kürzer. Der Schwanz iſt keilförmig und ſchwarz, alle Federn mit weißen Spitzen, die beiden mittelſten nur mit einigen weißen Punkten auf dem Schafte, die übrigen aber mit größeren eirunden

Flecken auf dieſen Theilen, und mit einigen länglichen am innern Rande.

Das Weibchen iſt kleiner, oben dunkelgrau, mit ſchmutzigbraunen, verwachſenen Flecken, am untern Halſe aſchfarben und gelblich gemiſcht, mit ſchwarzbraunen, wellenförmigen Querſtreifen; am Bauche ſchmutzig weiß, und dunkelbraun in die Quere geſtreift.

Es iſt ein unruhiger und ſcheuer Vogel, mit einem ſchnellen, Sperberartig ſchwimmenden, kurzen, unterbrochenen, und niedrigem Fluge.

Der Kukuk gehört unter die Zugvögel, und das Männchen läßt ſich zu Ende des Aprils mit dem einförmigen Geſchrei Kukuk! hören, das zwiſchen durch mit heiſern, krächzenden, an einander hängenden Tönen begleitet wird, die man aber nur in der Nähe hören kann. Dies Geſchrei währt ſo lange, als die Zeit ſeiner Fortpflanzung; er hebt dabei regelmäßig den Schwanz in die Höhe, und ſitzt gewöhnlich auf einem Baumzweig nahe am Stamm, thut es aber auch zur Paarungszeit im Fluge, beſonders wenn er ſein Weibchen von weitem erblickt. Dieſes krächzt nur, kann aber nicht Kukuk ſchreien. Daß er den Winter hindurch, wie die kaltblütigen Haſelmäuſe, in eine Art von Schlafſucht verfalle, ſich in hohlen Bäumen verberge, und hier zuweilen ſogar unbefiedert angetroffen werde, gehört unter die Fabeln, womit ſeine Geſchichte ſo ſehr verunſtaltet iſt. Noch bis jetzt iſt es von keinem heißblütigen Vogel erwieſen, daß er den Winter hindurch der Erſtarrung unterworfen ſey, am wenigſten vom Kukuk. Dieſer entfernt ſich allezeit im September, und iſt alſo einer von den erſten Vögeln, die unſere Gegenden verlaſſen.

Der Stand, den Männchen und Weibchen während ihres Aufenthalts bei uns einnehmen, hat ungefähr eine Stunde im Umfange. In dieſem Bezirke leiden ſie keinen Vogel ihres Gleichen, und durchſtreifen denſelben

täglich geſellſchaftlich. Sie lieben vorzüglich waldige Gegenden, wo in der Nähe Wieſen liegen, und in dieſen ziehen ſie, wo es ſeyn kann, wiederum die Nadelhölzer dem Buſchgehölze vor. Sie machen ihre Wanderungen in Geſellſchaft, und man trifft daher im Frühjahr auf den Waldwieſen ſehr viele Kukuke an, die ſich auf einzelne Sträucher und Pflöcke ſetzen, und den Regenwürmern, die aus der Erde hervorkriechen, und anderen Inſekten aufpaſſen, und ſie fangen.

Die Urſache, warum ſie ſpäter, als andere Zugvögel, wieder in unſeren Gegenden eintreffen, iſt nicht ſowohl, um der Kälte auszuweichen, denn ſie ſind dicht mit Flaumfedern bekleidet, als vielmehr abzuwarten, bis ſie bei uns ihre eigentliche, für ſie beſtimmte Nahrung finden können. Dieſe beſteht vorzüglich bis zum Auguſt in einer purpurrothen Raupe, welche ſich in dieſen Monaten an den Stämmen der Bäume aufhält. Um dieſe wegfangen zu können, hat ihnen die Natur zwei Hinterzehen (Kletterfüße) gegeben, mit welchen ſie, wie die Spechte, wenn ſie dieſelben an dem Stamme wegnehmen wollen, ihren Körper unterſtützen können. Dieſe Raupen färben ihnen den weithäutigen und faltigen Magen ganz roth, und man findet bei der Oeffnung immer die rothen Bälge mit dem ſchwarzen Kopfe in demſelben. Sobald ſich jene zu verpuppen anfangen, und in einen kleinen Nachtſchmetterling verwandeln, ziehen ſich dieſe nach den Teichen und ſumpfigen Gegenden, und fangen an den Orten, wo Schilf wächſt, Mücken, Schnecken und Hafte, oder leſen andere kleine Raupen und Käfer von den Bäumen, vorzüglich von den Kirſch- und Pflaumenbäumen ab.

In dieſer Angabe der Nahrungsmittel, die ihnen die Natur bei ihrer großen Gefräßigkeit doch ſo ſparſam, und in ſo kleinen Portionen reicht, läßt ſich vielleicht der wahrſcheinlichſte Grund finden, warum ſie ihre Jungen der

Pflege anderer Vögel überlaſſen müſſen; denn die beſondere Lage des Magens tief im Unterleibe, die ſie zum Ausbrüten der Eier untüchtig machen ſoll, haben ſie mit mehrern hierzu tüchtigen Vögeln z. B. der Mandelkrähe, dem Thurmfalken, und der Europäiſchen Nachtſchwalbe gemein.

Daß das Kukuks-Weibchen ſeine Jungen nicht ſelbſt ausbrüte, iſt längſt außer allem Zweifel. Männchen und Weibchen laſſen ſich zur Paarungszeit gewöhnlich auf dem Gipfel der höchſten Bäume mit einem anhaltenden heiſern, krächzenden Geſchrei hören. Sie ſtreifen hierauf in ihrem Reviere von einem Orte zum andern, und ſuchen die Neſter verſchiedener Motacillen, als der Rothkehlchen, Weidenzeiſige, Zaunkönige, der gemeinen und grauen Grasmücke, der Mönche, der Baſtardtnachtigallen, der weißen und gelben Bachſtelzen zu entdecken. Die befruchtete Mutter beobachtet bei ihren Streifereien die Baumeiſter dieſer Neſter täglich, um zu wiſſen, wann der Bau vollendet, und das letzte Ei gelegt iſt, damit ſie zu gehöriger Zeit das ihrige unterbringen kann. Hier trifft nun das Loos, Pflegemutter zu werden, denjenigen von den obigen Vögeln, der gerade dann, wenn das Kukuksei im Mutterleibe zu gehöriger Reife gelangt iſt, ſein eigenes letztes Ei gelegt hat. Zu Anfang des Junius bringt ſie das erſte Ei, welches rundlich, ſchmutzig weiß, und an der obern Hälfte braun und braungrau gefleckt iſt, und legt es vorzüglich gern in ein Rothkehlchen- oder Zaunkönigsneſt. In die Neſter der übrigen Motacillen, die nicht auf die Erde bauen, und über deren Neſt ſie ſich wegen ihrer eigenen Größe nicht ſetzen kann, trägt ſie ihr Ei mit dem Schnabel. Auch darin, daß ſich die Eier nicht geſchwind genug in ihr zu gehöriger Vollkommenheit entwickeln, um ſie zuſammen ausbrüten zu können, liegt vielleicht eine Urſache, warum ſie dies Geſchäft andern Vögeln auflegen

muß. Zu bewundern iſt es, mit welchem großen Vergnügen dieſe Vögel die Kukuksmutter ſich ihrem Neſte nähern ſehen. Anſtatt daß ſie ſonſt ihre Eier verlaſſen, wenn ein Menſch, oder ſonſt ein lebendiges Geſchöpf ihrem Neſte zu nahe kommt, oder vor Betrübniß wie ohnmächtig und todt zur Erde niederfallen, ſind ſie hier im Gegentheile ganz außer ſich vor Freuden. Das kleine Zaunkönigsmütterchen z. B., das über ſeinen Eiern brütet, fliegt ſogleich, wenn der Kukuk bei ſeinem Neſte ankömmt, von demſelben herab, und macht ihm Platz, daß er ſein Ei deſto bequemer einſchieben könne. Es hüpft und ſpielt unterdeſſen um ihn herum, und macht durch ſein frohes Locken, daß das Männchen auch herbei kömmt, und Theil an der Ehre und Freude nimmt, die ihnen dieſer große Vogel macht. Der Kukuk wirft alsdann die Eier, die dem ſeinigen im Wege liegen, entweder ſelbſt aus dem Neſte, oder die Pflegemutter thut es, um das fremde Ei deſto beſſer bedecken zu können. Größere Vögel brüten zuweilen ein, oder zwei von ihren eigenen zugleich mit dem Kukuksei aus; allein die Jungen ſterben doch in den erſten ſechs Tagen, weil ihnen der große gefräßige Stiefbruder alle Nahrung wegnimmt. Wie abgemattet wird nicht ein ſo kleines Vögelchen, wie der Zaunkönig iſt, durch das beſchwerliche und längere Brüten, und vorzüglich durch die Ernährung des großen Vogels mit den kleinſten Inſekten, z. B. Schnecken, Mücken und Räupchen. Doch hält es geduldig aus, und ſcheint im Gegentheil immer vergnügter zu werden, je größer unter ſeiner Pflege das Thier wird, das es ſelbſt ganz ſo hervorgebracht zu haben glaubt. Die rechte Mutter bekümmert ſich unterdeſſen gar nicht um ihre Nachkommenſchaft, ſondern begnügt ſich bloß damit, ihr Ei gelegt zu haben.

So wie der junge Kukuk, der oben dunkelbraun, und entweder mit verloſchenen rothbraunen und weißen Queer-

ſtreifen, oder bloß mit weißen Endkanten, an der Bruſt und am Bauche aber weiß, mit ſchwärzlichen Wellen gezeichnet iſt, größer wird, dehnt er ſein Neſt weiter aus, und erweitert ſpielend die enge Oeffnung deſſelben, um beim Ausfliegen deſto bequemer durchbrechen zu können. Wenn er ausgeflogen iſt, ſetzt er ſich auf einen nahen Baum, ſtreckt ſich einigemal aus, zieht die Federn durch den Schnabel, und läßt ſeine rauhe ſchnarrende Stimme zum erſtenmal hören. Sobald das hohe kriſchende Girrke! Girrke! nur einigemal in der Gegend erſchollen iſt, ſo kommen alle kleine Vögel zuſammen geflogen: das Rothkehlchen, die Grasmücke, der Weidenzeiſig, die Baſtardtnachtigall, die Braunelle, ſchwärmen um ihn herum, begrüßen ihn, beſehen ihn von allen Seiten, freuen ſich über ihn, und tragen ihm alsdann aus allen Kräften Nahrung zu. Er kann nicht genug den Schnabel öffnen, ſo häufig wird ihm Futter gebracht. Es iſt ein großes Vergnügen, zu ſehen, wie jeder Vogel vor dem andern den Vorzug haben will, gegen dieſen Unbekannten gefällig zu ſeyn. Und ſo wie er nun von einem Baume zum andern fortzieht, um ſich im Fliegen zu üben, ſo ziehen ihm auch dieſe Vögel nach, und ernähren ihn ſo lange, bis er ihrer Unterſtützung entbehren kann.

Das iſt nun eine ſehr weiſe Einrichtung der Natur; denn da ſich die eigentlichen Eltern gar nicht um ihr Junges bekümmern können, ſo würden, ohne dieſe beſondere Hülfe, nicht nur die kleinen Pflegeeltern, die jetzt für einen ſo großen Vogel nicht genug Futter herbei ſchaffen können, ſondern der junge Kukuk ſelbſt umkommen müſſen.

Man könnte alſo das Geſchrei der kleinen Vögel, das ſie hören laſſen, wenn ſie einen Kukuk gewahr werden, nach dem, was ich alles von dem guten Vernehmen, das zwiſchen den eigentlichen Eltern, Pflegeeltern, und den Vögeln, die ihm zur Erhaltung ſeiner Nachkommen-

ſchaft ſo unentbehrlich ſind, obwaltet, geſagt habe, vielmehr als ein Freudengeſchrei betrachten, das dieſe Vögel von ſich geben. Vielleicht wollen ſie ihn gar herbei locken, um ihnen auch ein Junges zur Erziehung anzuvertrauen. Wer die Sprache der Vögel verſteht, wird vielleicht dieſe Bemerkung gegründeter und wichtiger finden, als wenn man dieſe Töne für ein Angſtgeſchrei ausgeben wollte, welches die Täuſchung hervorbrächte, weil ſie den Kukuk wegen ſeiner Sperberſchwingen und ſeines Sperberfluges beim erſten Anblick für einen wirklichen Sperber hielten, der dieſen kleinen Vögeln ſo fürchterlich iſt. Denn daß niemand den Kukuk, wenn er ihn nur einmal geſehen hat, für einen Raubvogel halten wird, glaube ich nicht erinnern zu dürfen. Die Waffen, die er als Raubvogel brauchen müßte, würden kaum hinreichen, mit einem Hirſchkäfer fertig zu werden.

Der alte Kukuk ſtirbt ſogleich, wenn man ihn in ein Zimmer bringt, und will außer ſeinen natürlichen Nahrungsmitteln kein gekünſteltes Stubenfutter annehmen. Die Jungen aber kann man aus dem Neſte nehmen, und ſie anfangs mit allerlei Raupen und Schmetterlingen, die ſie allemal erſt durch den Schnabel ziehen und tödten, füttern, alsdann aber auch an das gewöhnliche Nachtigallenfutter, an Rinderherz und anderes Fleiſch gewöhnen.

Nicht leicht nach der erſten Mauſer, die in ſüdlichen Gegenden geſchieht, erhalten die Jungen ihre eigentliche feſte Farbe, ſondern erſt nach der zweiten; doch kann man ſchon deutlich Männchen und Weibchen unterſcheiden, denn das Männchen ſieht immer auf dem Rücken dunkelaſchgrau aus, hat aber allenthalben noch weiß eingefaßte Federn.

Der rothbraune Kukuk. (Cuc. rufus.)

Dieſer Kukuk, der in Deutſchland, und beſonders in

Thüringen nicht ſelten iſt, indem man ihn bei ſeinem Durchzuge zu Ende des Aprils antrifft, unterſcheidet ſich von dem vorhergehenden gar ſehr, denn er iſt merklich kleiner, hat einen ſtärkeren, faſt viereckigen Kopf, ſchlankeren Leib, kürzere Beine, die faſt ganz mit Federn bedeckt ſind, einen kürzeren, und an der Wurzel ſtärkeren Schnabel, und beſonders eine auffallend verſchiedene ſchöne Farbe.

Kopf, Hals und Rücken ſind ſchön braunroth, mit ſchwarzen, auf jedem Theil gleich weit entfernten Queerbinden gezeichnet. Kehle und Hals ſind gelblich, und von hier verläuft ſich dieſe gemiſchte Farbe in die einfache ſchneeweiße, bis zu den unteren Deckfedern des Schwanzes, die langen Schenkelfedern (Hoſen) mit eingeſchloſſen. Der ganze Unterleib iſt mit ſchmalen ſchwarzgrauen Wellen gezeichnet.

Der Honigkukuk. (Cuc. Indicator.)

Er lebt im ſüdlichen Afrika, vom Kap landeinwärts, und hat ſeinen Namen von der Fertigkeit, mit welcher er, gleich dem Honig-Dachs, ſeine liebſte Nahrung aus den Neſtern der wilden Bienen zu holen weiß. Er wird hiedurch gleichſam der Angeber dieſer Bienen, und weiſt dem Menſchen ihre Neſter an.

V. Passeres.

Die Lerche. (Alauda.)

Ein allbekannter Vogel, der faſt überall zu Hauſe iſt. Er hat eine geſpaltene Zunge, und einen Hinterſporn, der länger iſt, als die Zehe. Die bekannte Feld- oder Ackerlerche baut ihre Neſter in kleinen Vertiefungen auf der Erde, begiebt ſich aber auch da, wo freie Wald- und Wieſenplätze ſich finden, in's Holz, und ſetzt ſich auf Sträucher. Gegen den Oktober zieht ſie, in Schaa-

ren, wärmeren Gegenden zu. Auf dieſen Zügen wird ſie, ihres Fleiſches wegen, in Garnen und Netzen gefangen. Sind viel Nebeltage, wo die Lerchen nicht ziehen, ſondern ſtille ſitzen, ſo ſind ſie fetter, um ſo mehr, da ſie den Samen des Wegekrauts, oder Vogelknötrichs (polygonum aviculare) freſſen.

Die etwas kleinere Wald- und Baumlerche hat einen kurzen Schwanz, und einen kleinen Federbuſch. Sie ſingt vorzüglich ſchön, niſtet unter Heidekraut, zieht ebenfalls fort, und wird auch gegeſſen.

Die Wieſenlerche, heller und kleiner, als die Feldlerche, die man auf Feldrainen, Wieſen und Fahrwegen trifft, ſingt nicht, ſchreit aber, wenn ſie in der Luft wirbelt, Zirhü und Dazida.

Die Piplerche (Heidelerche) pipt, wenn man ſich ihrem Neſte nähert, und hat übrigens einen artigen Geſang, wenn ſie ſich von den Büſchen in die Höhe erhebt. Sie iſt nur etwas größer, als das Rothkehlchen, und nährt ſich mehr von Gewürm und Inſekten, als vom Geſäme.

Die Hauben- oder Federbuſchlerche iſt durch ihren Namen bezeichnet, und bewohnt die Gebüſche, die an Felder grenzen, niſtet unter Erdſchollen, auf Lehmwänden, und ſelbſt auf Strohdächern; wandert nicht fort, ſondern ſtreicht nur von einem Orte zum andern, und rettet ſich im ſchlechteſten Winterwetter in Stadt und Dorf, auf Straßen und Höfe. Ihr Geſang iſt ſchön, aber ihr Fleiſch weniger ſchmackhaft, als das von den übrigen Lerchen. Sie iſt, nebſt der Alpen- Berg- oder Schneelerche, die aus höherem Norden nur im Winter nach Deutſchland kommt, und deren Fleiſch als das ſchmackhafteſte gilt, größer, als die Feldlerche.

Wenn dieſe, und ſo viele andere Vögel ſo gern im Sande und Staube baden, ſo geſchieht es vielleicht, um beſchwerliche kleine Inſekten los zu werden. Es iſt merk-

würdig, daß einige Lerchen bei uns überwintern. Wenn es nicht die Berglerche iſt, ſind es vielleicht die Lerchen der letzten Brut.

Eine weiße und eine ſchwarze Lerche ſind Spielarten. Die tartariſche oder ſchwarze Steppenlerche hat die Größe eines Staars.

Der Staar. Die Sprehe. (Sturnus vulgaris.)

Auch dieſe luſtigen, plauderhaften, ewig beweglichen und unruhigen Vögel, die man in Stuben ſo häufig hält, ſind eben dadurch bekannter, als ſie durch eine Beſchreibung werden könnten. — Die ſpitze Zunge iſt am Rande eingekerbt. Die Nahrung beſteht aus Inſekten; das Neſt mit 4 bis 6 Eiern wird in Hölen gemacht; der Arten rechnet man 16. — Im Winter zieht der Staar davon, und nährt ſich, während des Sommers, von Raupen, Maden, Maulwurfsgrillen u. ſ. w., die er zum Theil hinter den Furchen des Pflügers aufſucht. Im Zimmer frißt er alles, auch Fleiſch, recht gern. Daß er namentlich den Schafen auf den Rücken fliegt, und ihnen die Schafläuſe abſucht, weiß Jedermann. Wenn dieſe Vögel im Herbſte fortziehen, fängt man ſie in Netzen, beſonders in den Schilfteichen, wo ſie ſich in Schaaren niederlaſſen, und ißt ſie.

Der Waſſerſtaar bleibt bei uns, lebt von kleinen Schnecken, von Waſſerinſekten, und ſelbſt, nach Art und Weiſe des Eisvogels, von kleinen, unter dem Eiſe hervorgeholten Fiſchen. Bei Waſſerfällen und Wehren macht er am Ufer ſein Neſt.

Die Droſſeln — Krammetsvögel (Turdus.)

deren man ſchon gegen 130 Arten zählt, mit faſerig ausgeſchnittener Zunge, und mit kurzen ſteifen Haaren an der Kehle beſetzt, nähren ſich von Inſekten und Beeren,

haben ein wohlſchmeckendes Fleiſch, und die heimiſchen ſind meiſtentheils Zugvögel.

Die Miſteldroſſel. Ziemer, Schnarre, (Viscivorus.), iſt bei uns die größte, etwa von der Größe einer Turteltaube, wohnt am liebſten in Schwarzwäldern, und niſtet, im Neſte von Moos und Heidekraut, auf Sträuchern oder niedrigen Bäumen. Des Sommers frißt ſie Inſekten und Würmer, im Herbſt Vogel- und Wachholderbeeren, und im Frühjahr, wo ſie ſehr zeitig wiederkehrt, ſind die Beeren der Miſtel ihr liebſter Fraß. — Zweimal des Jahrs legt das Weibchen 5 bis 6 Eier in das auf mäßig hohen Bäumen gebaute Neſt — Man fängt ſie im Herbſt in Schneißen. — Es iſt wenigſtens möglich, ja ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß die Droſſel den Samen der Miſtel durch den After wieder von ſich giebt, der dann auf dem Baume ſitzen bleibt, und aufkeimt, oder aber, daß ſie den Miſtelſamen mit dem Schnabel an einen Baumaſt abſtreicht. Auf eine oder die andere Weiſe ſollen nicht nur die Muskatnußbäume auf den Molukken durch einige Arten Tauben, ſondern auch andere Baumarten durch andere Vögel fortgepflanzt werden. Etwas Gewiſſes iſt aber hierüber nicht bekannt.

Die kleinere Wachholderdroſſel. Ziemer, Krammetsvogel. (Pilaris.), kommt aus nördlichern Gegenden im Winter nach Deutſchland, und läßt ſich, wo es Wachholderbeeren giebt, ſchaarenweiſe nieder. Ihr Fleiſch wird als ein Leckerbiſſen ſehr geſchätzt.

Die Sing- oder Zipdroſſel. (Iliacus.), iſt auch kleiner, als die Schnarre, der ſie doch übrigens im Aeußern und in der Lebensart ſo gleich iſt, wiewohl

die Farben etwas dunkler ſind, namentlich iſt der Oberleib dunkler. Das Neſt klebt ſie mit Lehm und Kuhmiſt aus, und legt 4 bis 6 grünliche Eier hinein, die in 14 Tagen ausgebrütet ſind. Ihr vortrefflicher Geſang ertönt in der Morgen- und Abenddämmerung in den Wäldern, verſtummt aber auch im Käfig nicht.

Die kleinere Weindroſſel,

die auch erſt im Herbſt von nördlichern Gegenden herkommt, und die Weinberge plündert, heißt, wegen ihrer Farbe unter den Flügeln, auch Rothdroſſel.

Die Schwarzdroſſel oder Amſel. (Merula.),

deren Schnabel und Augenkreiſe goldgelb ſind, hat eine ſchwarze, des Weibchen aber eine braune Farbe. Faſt in allen Erdtheilen iſt ſie heimiſch. Ihr Geſang iſt lieblich, und leicht lernt ſie allerlei Lieder pfeifen. Ihr Moosneſt wird inwendig mit Lehm ausgeklebt.

Die Schildamſel, mit grauweißem Schilde auf der Bruſt, iſt bei uns ſelten, und wird nur zuweilen in den Schneiſſen gefangen, und zwar, wie alle übrige erwähnte, im Herbſte. Am erſten wird die aus ſehr kalten Gegenden kommende Ringdroſſel gefangen, die über der Bruſt eine weißliche, in's Röthliche ſchielende Binde hat. Sie zieht nur durch.

Die Steinamſel (blaue Droſſel) wohnt auf den Alpen und Pyrenäen. Das Weibchen hat man, der Verſchiedenheit der Farben wegen, oft für einen Neuntödter gehalten.

Die Rohrdroſſel,

nicht größer, als eine Lerche, hält ſich in Schilf- und Sumpfgegenden auf, und ſingt mit der Singdroſſel zu gleicher Zeit; und die roſenfarbige oder Ackerdroſſel, von der Größe eines Staares, mit einem Federbuſch,

die nur im ſüdlichern Deutſchland angetroffen wird, baut ihr Neſt zwiſchen Felſen, und hat ein ſehr beliebtes Fleiſch. —

Der Seidenſchwanz. (Ampelis.),

mit kurzem, an der längern obern Kinnlade gekrümmtem Schnabel, ſpitzer Knorpelzunge, die geſpalten iſt. Man kennt gegen 12 Arten.

Der gemeine Seidenſchwanz. (Garrulus.),

von der Größe einer Rothdroſſel, hat am Hinterkopf einen beweglichen Federbuſch, ſchwarze Kehle, graulichen Rücken, und ziegelrothe Bruſt und Bauch. Er kommt im Herbſt und Winter als Zugvogel in Schaaren zu uns, und hält ſich da auf, wo Wachholderbeeren ſind, wo er dann leicht geſchoſſen und gefangen wird. Er iſt ſehr träge, und nimmt mehr zu ſich, als er verdauen kann.

VI. Loxia.

Der Kreuzſchnabel. Krinitz, Grünitz. (Curviroſtris.),

iſt durch ſeinen papageyartigen, an den Spitzen über's Kreuz gehenden Schnabel ſehr kenntlich, und ein ſchöner Vogel. In der Jugend iſt er hellroth, mit ſchwarzen Schwung- un Schwanzfedern, nachher gelblich grün. Er wohnt in Tannenwäldern, wo er ſich faſt nur von Fichtenſamen nährt, welchen er mit dem ſeltſamen Schnabel aus den Zapfen herausholt, und mit welchem er auch an dieſen Zapfen herumklettert. Sein Neſt baut er hoch auf den Bäumen von Fichtenreiſern, und füttert es erſt mit gröberm, dann mit feinerm Mooſe aus. Höchſt merkwürdig iſt, daß er dieſes Neſt in den erſten Wintermonaten des Jahrs (Januar bis März) baut, und ſeine Eier darin ausbrütet, alſo zwar in der kälteſten,

aber gerade zu der Zeit, wo der Fichtenſame noch in Menge in den Zapfen enthalten iſt, indem derſelbe erſt ſpäterhin ausfällt. — Er wird leicht gefangen, und man ißt ſein wohlſchmeckendes Fleiſch. An einigen Orten werden ſie, in kleine Fäſſer geſchichtet, wie die Lerchen verſandt. — In der Gefangenſchaft lernt er Lieder pfeifen, und verliert ſein Gefieder nicht.

Der gemeine Kernbeißer. (L. coccothraustes.)

Dieſer Vogel, der auch Kirſchfink und Dickſchnabel heißt, wohnt in einigen Gegenden Europa's, und brütet auch in Deutſchland. Die kleinen Deckfedern der Flügel ſind ſchwarz, die größern, vorn nach den Flügeln hin, weiß, nach hinten umbrafarben, die Schwungfedern ſchwarz, an der Spitze ſtahlblau glänzend. Die Hauptfarbe des Oberleibes iſt umbrafarben. Er hat die Größe eines Krammetsvogels. In ſeinem dicken Schnabel hat er eine außerordentliche Stärke, denn er beißt nicht nur Kirſchkerne mit einer großen Leichtigkeit auf, ſondern wehrt ſich auch in der Gefangenſchaft damit gegen Hunde und Katzen, wenn er von ihnen geneckt wird. Er wohnt in Buchwäldern, wo er im April auf den Gipfeln der höchſten Bäume niſtet, und 4 bis 5 Junge ausbrütet. Wenn die Kirſchen reifen, ſo plündert er die Kirſchbäume. Das Fleiſch läßt er fallen, und zerbeißt die Kerne in der Fuge. Nachher lebt er von dem Samen der Roth- und Weißbuchen, von Eicheln, Schlehen u. ſ. w. Gegen den Winter nähern ſie ſich den Wohnungen der Menſchen, und ſuchen ihr Futter kümmerlich zuſammen. Man mäſtet ſie auch in Vogelhäuſern, weil ihr Fleiſch ſehr wohlſchmeckend iſt. Selten läßt dieſer Vogel ſeine Stimme hören.

Der Kernfreſſer oder Fichtenhacker. (L. enucleator.), wird für den größten unter allen Kernbeißern gehalten,

denn er hat die Größe eines Seidenſchwanzes, wohnt aber nur im höhern Norden, und ſogar bis Lappland hin. Man hält ihn ſeines ſchönen Geſanges, und fängt ihn ſeines angenehmen Fleiſches wegen. Seine kleineren Flügeldeckfedern fallen in's Orangegelbe, die übrigen ſind dunkelbraun, mit 2 weißen Querlinien. Im nördlichen Europa verkauft man ſie auf den Märkten in Menge.

Der Dompfaff. (L. Pyrrhula.)

Er gehört zu der Gattung der Kernbeißer, welche man an dem dicken, kegelförmigen, erhabenen, und am Seitenrande des Unterkiefers eingebogenen Schnabel erkennt. Seine Artkennzeichen ſind: Schnabel und Beine ſchwarz; die Deckfedern des Schwanzes und die hintern Schwungfedern weiß. Die ſonderbare Benennung Dompfaff hat vermuthlich ihren Grund in der Zeichnung des Oberleibes; denn der Kopf iſt gleichſam mit einer ſchwarzen Kappe bedeckt, und Flügel und Schwanz ſind mit einem ſchwarzen Mantel umhüllt, welchen einige weiße Streifen, wie Säume zieren. Das Wort Gimpel (ebenfalls eine Benennung dieſes Vogels) bedeutete ehemals einen Schleier der Weiber, und kann alſo eine ähnliche Beziehung haben, wie das erſte. Da indeß der Vogel wirklich ein etwas einfältiges Anſehen hat, ſo nannte man nachher einen einfältigen Menſchen Gimpel. — Die Bruſt und der vordere Theil des Bauchs ſehen bei dem Männchen roth, bei dem Weibchen röthlich grau aus; jenes iſt etwas größer, als eine Feldlerche, dieſes kleiner. Man findet dieſe Vögel in ganz Europa, in Deutſchland, vornemlich in gebirgigen Waldungen. Sie bauen ihr Neſt auf niedrigen Gebüſchen und jungen Schlägen, die ſo dick ſtehen, daß man kaum durchkommen kann. Vier bis ſechs Eier brüten ſie in 14 Tagen aus, und füttern die Jungen aus dem Kropfe, wie die Hänflinge.

Ihre Nahrung beſteht in allerlei Samen und Beeren; doch ſollen ſie von den Beeren auch nur den Samen herausſuchen, und das Fleiſch liegen laſſen. Sie ziehen im Winter nicht weg.

Der Dompfaff iſt ein ſtiller, melancholiſcher Vogel, der auch ſelbſt in der Freiheit wenig Lebhaftigkeit zeigt. Seine Stimme gleicht einem ſanften Flötentone; er wechſelt aber mit einem nicht ganz angenehm abgebrochenen Geſchrei ab. Durch Unterricht läßt ſich die Stimme noch ſehr verbeſſern; auch lernt er fremde Melodien pfeifen, und Worte ausſprechen. Das Weibchen pfeift beinahe eben ſo ſchön, wie das Männchen; ein ſeltener Fall! Sie werden in der Gefangenſchaft ungemein vertraulich, und leben bei Hanf und andern Sämereien einige Jahre im Käfig. Man kann ſie ſicherer und länger erhalten, wenn man Weibchen und Männchen beiſammen läßt, denn Freundſchaft und Liebe äußern auf dieſe gutmüthigen Geſchöpfe einen wohlthätigen Einfluß.

Der rothſchnäbliche Kernbeißer. (L. sanguinirostris.) Fig. 11.

Der Schnabel und die Füße ſind roth, Stirn Wangen und Kehle ſchwarz, der Oberleib ockerbraun, dunkler gefleckt, der Unterleib hellockerfarben.

Die Länge iſt 4 Zoll 1 Linie. — Der Schnabel iſt gerade, kegelförmig, dick, und ſehr ſtark, weit nach der Wurzel hin kahl, die obere Kinnlade reicht eine Linie über die untere hinaus, und iſt an beiden Seiten etwas ausgeſchweift, die Farbe iſt roth.

Die Stirn, die Stelle um die Augen, die Wangen und die Kehle ſind ſchwarz; der Hinterkopf, und ein Saum um das Schwarze iſt hellockerbraungelb; Bauch, Schnabel und After etwas heller; der Rücken, die Flügel und der Schwanz ockerbraun, mit dunkelbraunen Schaftflecken.

Das Vaterland dieſes Vogels iſt Afrika und Aſien. Er frißt allerlei Samen. Er iſt ein munterer Vogel, ſein Geſang iſt aber nicht angenehm, und gleicht beinahe dem des Kreuzſchnabels.

Die Loxia gregaria am Kap iſt merkwürdig wegen der Art, wie ſie ihre Neſter anlegt. Heerden von mehreren Hunderten bauen nemlich ihre Neſter nur auf Einem Baume dicht zuſammen, und bedecken das wunderbare Gebäude mit einem gemeinſchaftlichen überhangenden Dache.

Auch Loxia pensilis findet ſich am Kap, und bauet eines der wunderſamſten Neſter am Waſſer, faſt retortenförmig, mit einer abwärts hangenden Nebenröhre zum Ein- und Ausflug, deren Mündung nahe über der Waſſerfläche zu hängen kommt.

Die Loxia cardinalis, der Indianiſche Haubenfink, auch die Virginiſche Nachtigall genannt, lebt in Nordamerika, und wird wegen ſeines rothen Gefieders und hübſchen Geſanges häufig nach Europa gebracht.

Der Grünfink, der Grünling. (L. chloris.)

Ein ganz gemeiner Vogel (mit dem vorigen zu Einer Gattung gehörig) der ſich durch nichts beſonderes in ſeiner Lebensart auszeichnet. Die Hauptfarbe iſt gelblich grün; die Schwungfedern der erſten Ordnung vorn grau; die vier äußern Schwanzfedern, von der Mitte an, hochgelb. Er niſtet in dichten Geſträuchen, und legt 6 blaßgrüne, etwas rothgefleckte Eier. Seine Nahrung beſteht größtentheils in Körnern und Geſäme. Im Winter hält er ſich an den Zäunen und Landſtraßen auf, kömmt auch wohl mit den Goldammern in die Höfe. Man fängt ſie häufig, und ißt ſie. Zur Frühlingszeit ſingen ſie doch auch, wiewohl nur ſchwach.

Die Ammer. Der Ortolan, und andere Arten ſeiner Gattung. (Emberiza.)

Auch dieſer Vogel iſt als ein Leckerbiſſen auf den Tafeln der Reichen bekannt. Die Kennzeichen dieſer Art ſind: Ein faſt kegelförmiger Schnabel, die obere Kinnlade an der Spitze ungleich, und ein wenig zuſammengedrückt; die untere an den Seiten eingezogen oder verengert; jene iſt auch ſchmaler, als dieſe, und beide ſtehen von einander ab.

Der Ortolan (E. hortulana), auch Gartenammer und Fettammer genannt, hat ſchwärzliche Schwung- und Schwanzfedern; von jenen ſind die drei erſten am Rande weißlich, von dieſen die beiden Seitenfedern nur nach außen ſchwarz. Das übrige Gefieder ändert in der Farbe ab; doch ſind Bruſt und Bauch mehrentheils weißgelblich oder gelbbraun. Der Vogel hält ſich in den wärmern Gegenden von Europa und Aſien auf, und gehört zu den Zugvögeln. Man trifft ihn häufig in Gärten (daher ſein Name hortulana) in Weinbergen und auf beſäeten Feldern an. Er liebt vorzüglich Hirſe und Heidekorn, und wird davon außerordentlich fett. Gewöhnlich kommen dieſe Vögel mit, oder kurz nach den Schwalben an. Sie bauen ihr Neſt auf Zäunen und Geſträuchen, auch wohl auf der Erde ganz nachläſſig, und legen 4 bis 5 Eier. Mehrentheils brüten ſie zweimal im Jahre, in Deutſchland aber nicht, wo ſie überhaupt ſeltener, als in den mehr ſüdlichen Ländern Europens ſind. Ihr Fang geſchieht am beſten durch einen Lockvogel auf dem Vogelheerde, im Julius und im Anfange des Auguſts, ſpäterhin ziehen ſie fort. Man mäſtet ſie an verſchiedenen Orten mit Hafer und Hirſe, und ſetzt ſie zu dem Ende in ein völlig dunkles Zimmer, welches bei Tage und bei Nacht durch einen ſchwachen Lampenſchein nur ſo viel Licht erhält, als ſie brauchen, um das Futter finden zu können. Hier legen

ſie bald ſo viel Fett an, daß ſie zuweilen erſticken. Ein ſo gemäſteter Ortolan wird in Deutſchland mit 4 bis 8 Groſchen, und in Schweden gar manchmal mit einem Dukaten bezahlt. Auf der Inſel Cypern werden unſtreitig die meiſten gefangen, und da ſind auch dieſe Vögel ein wirklicher Handelszweig geworden. Um ſie aufbewahren zu können, ſchneidet man ihnen dort Kopf und Beine ab, läßt den aufgeweideten Leib in heißem Waſſer leicht aufwallen, und legt ihn dann mit Gewürz in Eſſig. So ſollen ſie ſich ein ganzes Jahr halten. Man packt ſie auf die Weiſe in Fäßchen, und verſendet ſie nach England, Holland und Frankreich. Es hat Jahre gegeben, wo 400 ſolche Fäßchen, jedes mit 3= bis 400 Stück angefüllt, von dieſer Inſel ausgeführt werden konnten. Man pflegt aber auch die Ortolane des Geſanges wegen im Käfig zu halten. Sie ſingen beinahe Tag und Nacht. — Noch andere Arten dieſer Gattung ſind:

Der Schneeammer, (E. niualis). Von den Schwungfedern iſt die erſte Ordnung zur Hälfte weiß, nach der Spitze hin ſchwarz, die folgenden ſind weiß, mit einem kleinen ſchwarzen Striche an den Spitzen, und die drei letzten ſchwarz, mit röthlich brauner Einfaſſung; die Federn des gabelförmigen Schwanzes theils ſchwarz, theils weiß. Er wohnt im äußerſten Norden, und kommt auf ſeinen Zügen oft nach Deutſchland. An Größe iſt er ungefähr einem Sperlinge gleich.

Der Goldammer (E. citrinella) hat ſchwärzliche Schwanzfedern; die beiden äußerſten ſind auf der innern Seite mit einem keilförmigen weißen Flecken bezeichnet. Bauch und Kopf ſind hochgelb; der Rücken graugelblich; die Bruſt braun, grün und gelb gemiſcht. Er niſtet auf Wieſen unter einer Erdſcholle, und brütet im März oder April, und zum zweitenmale im September. Den Sommer über frißt er Raupen und anderes

Ungeziefer; im Winter kommt er mit den Sperlingen auf die Höfe und in die Scheunen.

Der Rohrammer (choeniclus, der Rohrſperling), macht ein künſtliches Neſt, zwiſchen Schilfhalmen, und hält ſich auch mehrentheils im Schilf auf. Die Schwungfedern ſind dunkelbraun; der Schwanz iſt ſchwärzlich, mit keilförmigen großen weißen Flecken an den beiden äußerſten Federn. Sonſt iſt ſchwarz und grau die herrſchende Farbe des Leibes. Er ſchlägt den Schwanz immer auf und nieder, noch lebhafter, als die Bachſtelze. Im Winter verbergen ſich dieſe Vögel unten im Rohr, und nähren ſich vom Samen deſſelben, von Inſekten, deren Puppen und Eiern. Sie ſingen im Sommer, beſonders des Abends, ſehr angenehm; wenn ſich aber ein Menſch oder ein Thier ihrem Aufenthalte nähert, ſo lärmen und ſchreien ſie gewaltig, mit einem Ton, der dem Geſchrei der Sperlinge ähnlich iſt, daher das Sprichwort: Er ſchimpft, wie ein Rohrſperling.

Der graue Ammer (miliaria) hat dieſen Namen von der Grundfarbe ſeines Gefieders; der Unterleib iſt ſchwarz gefleckt; der Rand der Federn hat eine röthliche Einfaſſung. Er iſt dabei über den ganzen Leib mit kleinen ſchwarzen Punkten, wie mit Hirſekörnern, beſtreut, und heißt deshalb auch Hirſenammer. — Alle dieſe Arten ſind eßbar.

Ein ausländiſcher, hieher gehöriger Vogel, wird die Wittwe (paradisea) genannt, weil die Zeichnung deſſelben einige Aehnlichkeit mit der Trauerkleidung einer Frauensperſon hat. Der Kopf iſt ſchwarz und weiß geſtreift, der Oberleib ſchwarz, die Bruſt braun; zwei Schwanzfedern ſind 13 Zoll lang, und krümmen ſich wie Hahnenfedern. Der Vogel wird der Seltenheit wegen zuweilen aus Afrika zu uns gebracht. Man hat ihm auch den Namen Paradiesammer gegeben.

Die Paradies-Merle. (Tanagra Tatao.) Fig. 12.

Ihr Oberleib iſt ſchwarz, der Kopf grün oder gelb, die Kehle blau, der Hinterrücken und Steiß beim Mann feuerfarben, beim Weib und jungen Mann orangefarben.

Die Länge iſt 4 Zoll 1 Linie. Die Flügel bedecken zuſammengelegt kaum den fünften Theil des Schwanzes.

Der Schnabel iſt ſtark, geſtreckt, beinahe kegelförmig, die obere Kinnlade ſanft gebogen, ſehr ſpitzig, und reicht mehr als eine Linie über die untere hinaus. Die Farbe iſt ſchwarz. Die Naſelöcher ſind am Schnabelgrunde klein, rund und frei. Die Füße ſind ſchwarzbraun. Der feuerfarbene untere Theil des Rückens und des Steißes, die ſchönglänzende blaue Kehle, und das Meergrün des Vorderhalſes, der Bruſt, des Bauches, des Schnabels und des Afters geben dem Vogel ein ſchönes Anſehen. Der Scheitel mit ſeinen goldgelben Federn iſt auch keine geringe Zierde dieſer Merle.

Sie iſt in Guiana ziemlich gemein, und zwar in bewohnten Gegenden. Sie erſcheint in großen Zügen in den Gegenden der Inſel Cayenne, zuerſt im September, und hält ſich auf einer, bisher noch unbekannten Art großer Bäume auf, die um dieſe Zeit gerade in der Blüthe ſtehen. Dort bleibt ſie gewöhnlich 6 Wochen, und zieht dann wahrſcheinlich tiefer in's Land hinein, kommt aber im April und Mai wieder, um welche Zeit die Früchte dieſer Bäume reifen, welche ihre Nahrung ausmachen. Sie verläßt dieſe Art Bäume nie, und man trifft ſie niemals auf anderen Bäumen an. Sie ſoll keinen Geſang, ſondern nur ein kurzes, ſcharfes Geſchrei haben. Nach Alter und Geſchlecht ändert ſie in ihren Farben.

Der Fink. (Fringilla caelebs et montifringilla.) Buchfink und Bergfink.

Der Name Fink ſoll aus dem einfachen Tone Pink,

Pink, welchen dieſer Vogel oft hören läßt, entſtanden ſeyn. Von den Arten, welche den Namen Fink führen, bemerken wir nur den Bergfinken (fr. montifringilla), und den Buchfinken (fr. caelebs). Bei dem erſten ſind die großen Flügeldeckfedern und die hintern Schwanzfedern ſchwarz; die vordern Schwungfedern ſchwärzlich mit einem kleinen weißen Flecken, wenn ſie zuſammengelegt ſind. Er iſt überhaupt ſchöner gezeichnet, als der Buchfink, hat aber eine ſchlechte einförmige Stimme, daher ihn einige Quäker nennen. Im Sommer hält er ſich in gebirgigen nördlichen Gegenden auf, und brütet auch da; im Herbſt kömmt er zu uns, weil ihn vermuthlich die allzuheftige Kälte und der Schnee aus ſeiner Heimath vertreibt. Sie nähren ſich von allerlei Geſämen in Wäldern, und auf dem Felde, ſtreichen, wenn tiefer Schnee fällt, aus einer Provinz in die andere, und kehren gleich wieder zurück, ſobald der Schnee geſchmolſen iſt. Weil ſie keine Wärme vertragen können, ſo verlaſſen ſie im Frühjahr unſer Land, um im kältern Norden zu niſten.

Der Buchfink (Gartenfink, Rothfink), iſt unter uns bekannter, als der vorhergehende, und wird in ganz Europa angetroffen. Die geſchilderten Beine ſind ſchwarzbraun; Flügel und Schwanz ſchwarz, mit weißen Flecken. Seinen muntern Geſang fängt er noch zeitiger an, als die Nachtigall. Das Weibchen macht zwiſchen den Aeſten und an den äußerſten Zweigen der Bäume ein ſehr feſtes künſtliches Neſt, und legt im Mai fünf bis ſechs Eier. Die Jungen werden mit Raupen und andern Inſekten gefüttert, welche die Alten nebſt Körnern und Sämereien ebenfalls freſſen. Einige bringen den ganzen Winter bei uns zu, die meiſten aber ziehen im September und Oktober nach Italien, und in andere mildere Gegenden. Die Muthmaßung, daß nur die Weibchen fortzögen, und die Männchen zurückblieben, hat ſich noch nicht beſtätigt. Im Frühlinge, wenn die Männchen anfangen zu ſingen,

werden alle Farben an ihnen lebhafter, und der Schnabel färbt ſich himmelblau. In ihrem Geſange herrſcht ungemein viel Mannichfaltigkeit und Abwechſelung, daher man eine Menge Namen erfunden hat, um das Charakteriſtiſche jeder Singart damit zu bezeichnen; dergleichen ſind z. B. Reitzu, Mitſoviel, Zitzigall, Malvaſier, Disderet u. ſ. w. Faſt in jedem Bezirke von etlichen Meilen hört man einen andern Finkenſchlag, ja zuweilen hat ein Fink drei bis vier Abänderungen ſeines Geſangs. Außerdem drücken ſie Traurigkeit, Zorn und Freude mit verſchiedenen Tönen aus, und kündigen Veränderung des Wetters mit einer zirkenden Stimme an. Künſtliche Melodien lernen ſie nicht. Man hält ſie aber ihres natürlichen Geſanges wegen im Käfig, und da ſie weit ſtärker ſchlagen, wenn ſie blind ſind, ſo begeht man zuweilen die Grauſamkeit, und blendet ſie auf eine ſehr ſchmerzhafte Weiſe. Man berührt nemlich die Augen etlichemal mit einem glühenden Drath, doch ohne den Augenapfel zu beſchädigen, worauf ſie ſich zuſammenziehen, und ſich ganz verſchließen. Beſonders bedient man ſich ſolcher geblendeten Finken als Lockvögel auf Vogelheerden, weil ſie unermüdet ſingen, und vor nichts erſchrecken. Sie werden in großer Menge gefangen. Ihr Fleiſch ſchmeckt zwar bitter, ſoll aber doch geſund ſeyn.

In der Gefangenſchaft füttert man ſie mit Lein- oder Rübſamen; denn ob ſie gleich den Hanf gern freſſen, ſo bekömmt er ihnen doch nicht wohl. Im dunklen Käfich ſchlagen ſie ſo ſtark, als wenn ſie geblendet ſind.

Der Stieglitz. (Fringilla carduelis.)

Von Farbe einer der ſchönſten inländiſchen Vögel. Stirn und Kehle ſind ſcharlachroth; die Schwungfedern vorn gelb; die zwei äußerſten Schwanzfedern in der Mitte, die übrigen an der Spitze weiß. Er hat mit den Finken gleiches Vaterland, und heißt auch Diſtelfink,

weil er den Diſtelſamen liebt. Den Namen Stieglitz leitet man ebenfalls von dieſem Gewächſe her, daher ſollte man ihn, dieſer Ableitung gemäß, eigentlich Stichlitz oder Stechlitz (von Stechen) ſchreiben. Doch iſt wohl die Ableitung des Namens von dem Locktone, der wie Stiegliets klingt, richtiger. — Sein Neſt gleicht dem Finkenneſte, und er befeſtigt daſſelbe auch an den äußerſten Zweigen. Das Weibchen brütet im Jahre zweimal, und bringt jedes Mal 3 bis 4 Junge aus.

Ihr Geſang iſt nicht ſo anmuthig, wie der Geſang der Hänflinge; ſie lernen aber allerlei Künſte, und ſind deshalb beliebt. Man richtet ſie z. B. ab, ſich zu ſtellen, als ob ſie todt wären, eine kleine Kanone abzufeuern, ihr Futter in einem Eimer in die Höhe zu ziehen, u. ſ. w. Da ſie nicht Sämereien allein, ſondern auch Inſekten freſſen, und die Bäume von Blattläuſen reinigen, ſo ſollte man dieſe nützlichen Vögelchen nicht ſchießen, und unnöthig fangen, denn zum Eſſen ſind ſie zu klein.

Der Zeiſig. (Fringilla spinus.)

Ein kleiner niedlicher Vogel, der bei uns meiſtens nur im Herbſte bemerkt wird. Die Schwungfedern ſind in der Mitte erdfarben, die vier erſten ohne Flecken; die Schwanzfedern nach der Wurzel zu gelb, an der Spitze ſchwarz. Die Hauptfarbe des Oberleibes iſt gelblich grün; der Unterleib fällt ins Weißgelbliche. Seine liebſte Nahrung beſteht in dem Samen der Erlen, daher heißt er auch Erlenfink. Er hängt ſich, wie die Meiſe, an Baumzweige und Samenkapſeln und Gewächſe, und ſtreuet durch das Aufhacken den Samen umher. Im Hopfengarten thut er viel Schaden, wenn er etwas zeitig ankömmt. Von ſeinem Sommeraufenthalte hat man widerſprechende Nachrichten. Einige wollen ihn mitten in Deutſchland das ganze Jahr hindurch, und alſo auch im Sommer geſehen haben. Andere meinen, er ziehe

im Frühjahre von uns in nördliche Länder, und brüte daſelbſt. Vermuthlich iſt beides richtig, denn man weiß auch von andern Zugvögeln, daß nicht alle jedesmal die gewöhnliche Reiſe mitmachen. Von den zurückbleibenden Zeiſigen behauptet man, daß ſie zwar hier niſten und brüten, aber daß ihr Neſt noch nie, oder doch höchſt ſelten entdeckt worden ſey. Der gemeine Aberglaube träumt daher von einem Steine, vermöge deſſen ſie das Neſt unſichtbar machen könnten. Im Thüringer Walde pflanzen ſie ſich häufig fort. Sie niſten in Schwarzwäldern, auf den Spitzen der höchſten Baumzweige, ſelten auf Erlenbäumen am Bache. Das Neſt iſt halb kugelförmig, und von außen mit Spinngewebe, Puppenhülſen u. dergl. bekleidet. Man findet zur Brütezeit darin vier bis ſechs grauweiße Eier mit purpurbraunen Flecken.

Die Zeiſige laſſen ſich ebenfalls zu verſchiedenen Künſten abrichten, lernen Lieder nachpfeifen, Worte ſprechen, und werden außerordentlich kirre. In der Gefangenſchaft zeigt einer für den andern viel Zärtlichkeit und Freundſchaft. —

Der Bergfink. (Montifringilla.)

Die innern Deckfedern der Flügel ſind hochgelb, die Bruſt und Schultern orangegelb. Der Bergfink kommt zwar an Größe und Geſtalt dem gemeinen Finken gleich, iſt aber noch weit ſchöner gezeichnet. Der Schnabel iſt einen halben Zoll lang, ſtark, gelb, im Sommer an der Spitze ſchwarzblau, im Winter braun; der Augenſtern braun; die geſchilderten Beine ſind mit den Zehen dunkelfleiſchfarbig, die Krallen dunkelbraun, die mittlere Zehe neun Linien, und die hintere acht Linien lang.

Der Bergfink verbreitet ſich über ganz Europa, wenigſtens auf ſeinen Zügen, lebt aber eigentlich des Sommers in den nördlichen Gegenden, doch bleibt er auch zu dieſer Jahreszeit einzeln auf dem Thüringer Walde und

auf dem Harze. Auch iſt er gemein in den Fichtenwäldern von Rußland und Sibirien.

Wir ſehen dieſe Vögel vorzüglich vom Anfange des Oktobers bis zu Ende des Märzes in unſern Gegenden. Zu Anfange des Oktobers kommen ſie einzeln in Geſellſchaft der gemeinen Finken, und fliegen mit denſelben in die Haferſtoppeln; in der Mitte dieſes Monats aber ſieht man ganze Schaaren, welche die Buchwälder aufſuchen, und ſo lange in denſelben bleiben, bis der hohe Schnee ihnen dieſes Nahrungsmittel entzieht, wo ſie alsdann unſere Gegenden verlaſſen, und in ſüdlichere ziehen, ſobald ſich aber der Schnee verliert, wieder bei uns eintreffen. Ob ſie aber gleich ihre Nahrung im Winter in Buchwäldern ſuchen, ſo übernachten ſie doch nicht in denſelben, ſondern fliegen allezeit in die Schwarzwälder, und wenn ſie alle Tage einen Weg von vier Meilen machen ſollten, ſchlafen hier dicht zuſammen gedrängt in den dichteſten Zweigen der Fichten und Tannen, kommen alle Abend mit der Nacht an, und fliegen des Morgens mit der Dämmerung wieder weg. Man findet den Boden an ſolchen Orten, wo ſie ihr Nachtquartier halten, von ihrem Unrathe ſo weiß, wie mit Schnee bedeckt. Einzeln ſind ſie unter den gemeinen Finken, Goldammern und Sperlingen den ganzen Winter auf den Höfen vor den Scheunen und Ställen anzutreffen. Im März ziehen ſie wieder in die nördlicheren Gegenden zurück, und nur einzelne Paare bleiben, wiewohl ſelten, bei uns auf dem Thüringer Walde, und in andern gebirgigen und waldigen Gegenden Deutſchlands. —

Der Hausſperling. (Fringilla domestica.)

Der Scheitel iſt aſchgrau, die Flügel und der Schwanz ſind dunkelblau, der Rücken ſchwarz, und rothblau gefleckt, und über die Flügel läuft eine weiße Binde. Seine Länge iſt 6½ Zoll, der Schwanz iſt etwas geſpal-

ten, und mißt 2¼ Zoll, und die Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben.

Ungeachtet der Hausſperling ſo nahe um die Menſchen lebt, ſo ſcheut er ſie doch ſo ſehr, daß er ihnen ſchon zu entfliehen ſucht, wenn nur ihre Augen auf ihn gerichtet ſind, und er wird durch wiederholte Verfolgungen ſo ſchlau und liſtig, daß er den meiſten Fallſtricken glücklich zu entgehen weiß. Nur lange anhaltender Genuß der Ruhe kann ihn etwas vertrauter mit den Menſchen machen, und er ſcheint es bald zu bemerken, wo er ſicher iſt, und zieht ſich beſonders im Winter in Heerden nach ſolchen ſtillen Wohnungen. Weder ſeine Geſtalt, noch Stellung, noch ſein Geſang, machen ihn als Haus- oder Stubenvogel ſonderlich angenehm. Er hat ein niedriges trauriges Anſehen, trägt die Beine ſo flach, daß der Bauch faſt auf der Erde zu ruhen ſcheint, und hüpft ungeſchickt. Sein Flug iſt ſchneller. Der Geſang beſteht aus einigen abgebrochenen lauten Tönen, die er in Geſellſchaft von mehrern, in den erſten warmen Frühlingstagen, bei hellem Sonnenſchein hören läßt, und es ſind die Töne Dieb, dack, zack! die oft, aber ohne alle Melodie wiederholt werden. Auch im Kämpfen um ein Weibchen oder Neſt ſtößt er ſie aus. Sein vorzüglicher Lockton unter noch einigen andern, die man zur Paarungszeit hört, iſt Dieb! daher er auch bei uns von den Kindern den Namen Dieb erhält. Er hat ein zähes Leben, läßt ſich daher leicht zähmen. Im Freien ſowohl, als im Zimmer hält er ſich acht und mehrere Jahre, und der Kopf wird im Alter mehr blau, und die Bruſt mehr ſchwarz.

In Deutſchland iſt der Hausſperling gemein. Ueberhaupt bewohnt er ganz Europa bis Drontheim hinauf, Aſien von Perſien bis Sibirien, ſo weit es mit Getreide bebaut iſt, Syrien, Aegypten, und die Gegenden des Fluſſes Senegal.

Allenthalben, wo Wohnungen der Menſchen, und bebaute Felder ſind, trifft man auch Sperlinge an. Ja, ſo wie ſich die Cultur des Erdbodens durch Menſchenhände erweitert, ſo verfolgen ſie dieſelbe, und man weiß gewiß, daß ſie in dem größten Theil Sibiriens noch unbekannt waren, ehe ſie die Ruſſen durch Anbau des Getreides herbei lockten. Die einzelnen Oerter mitten in Wäldern, die keinen Feldbau haben, fliehen ſie, deſto lieber und häufiger aber ſind ſie in Städten und Dörfern, die in Ebenen und flurreichen Gegenden liegen. Im Sommer und Winter ſind ſie immer in Städten, Dörfern und Gärten, im Herbſte aber ſchlagen ſie ſich in größere Schaaren zuſammen, und beziehen die nahen Hecken und Gebüſche an den Erntefeldern. Nur während der Zeit ihrer Fortpflanzung leben ſie einzeln, ſonſt immer familien- und heerdenweiſe.

Durch ihre Nahrungsmittel werden ſie zugleich wohlthätig und ſchädlich. Sie freſſen Inſekten und Getreide. Im Frühjahr durchſtreifen ſie alle Obſtbäume, leſen die Raupen von den Blüthen und Blättern ab, und tödten eine außerordentliche Menge Maikäfer, womit ſie beſonders ihre Jungen füttern, wenn ſie ihnen vorher die harten Flügeldecken abgelöſt haben. Im Sommer gehen ſie nach dem Salat-, Kohl-, Spinat- u. dergl. Samen, nach den unreifen Zuckererbſen, nach den Kirſchen, Wein- und anderen Beeren u. ſ. f. Sobald aber das Getreide zu reifen anfängt, ſo ziehen ſie in's Feld, lagern ſich in Feldbäumen und Büſchen, und freſſen eine große Menge reiſenden und reifen Getreides, als Weizen, Hirſen und Gerſten, ſuchen zum Hafer auf die Böden, und in die Scheunen zu kommen, leſen die unverdauten Haferkörner aus dem Pferdemiſte, ſuchen den ausgeflogenen Erlenſamen auf, und freſſen überhaupt dann alles, was nur Sämerei heißt. Sie baden ſich im Waſſer und Sande. Die alten Hausſperlinge niſten dreimal des Jahres, und machen

ſchon im März ihr Neſt zurecht; die jungen aber nur zweimal, bleiben daher bis in der Mitte des Aprils in Heerden, ehe ſie ſich zur Paarung trennen. Sein Neſt legt er unter den Dachſparren, in den Löchern der Mauern, und in den Dachrinnen, unter den Ziegeln, und in jeder Höhlung, die er an einem Gebäude findet, an, auch in den Taubenhölen und in den Neſtern der Hausſchwalben. Man entdeckt es ſehr leicht, denn er trägt zur Unterlage eine Menge Stroh und Heu zuſammen, davon lange Halmen vor dem Eingange hängen, das Innere füttert er aldann mit einer tiefen Lage Federn und Haaren aus. Er kann ſein Neſt in einem Tage fertig bringen, wenn es ihm zerſtört worden, und das Weibchen die Eier nicht länger mehr zurückhalten kann. Die Schwalben beißt er zuweilen aus ihren Neſtern, um ſie für ſich zuzurichten; es iſt aber wohl eine Fabel, daß die Schwalben ſich bemüheten, ihn mit Koth einzumauern. Sie wehren ſich vielmehr etliche Tage, rufen auch andere Schwalben zu Hülfe, und ſuchen ihn zu vertreiben, verlieren aber mehrentheils, und ſehen ſich genöthigt, ein neues Neſt zu bauen. Er liebt dieſe Schwalbenwohnung ſo ſehr, daß er ſie allen andern vorzieht. Aber nicht nur in Hölen an den Häuſern ſucht er ſeine Wohnung aufzuſchlagen, ſondern auch oft auf den Bäumen, in den Hölen der Linden- und Obſtbäume, und zwiſchen ihren dichten Aeſten. Sie legen gewöhnlich 5 bis 6, manchmal auch 7, ja wohl gar 8 Eier. Beide Gatten bebrüten ſie wechſelsweiſe 14 Tage, und füttern die Jungen mehrentheils mit Raupen, Heuſchrecken und Maikäfern auf, die ſie ihnen im Schnabel zutragen. Dieſe ſchreien dabei ſehr, fliegen bald aus, laſſen ſich aber alsdann noch 8 bis 14 Tage lang von den Alten füttern, und verfolgen ſie daher beſtändig. Bei uns fliegt gewöhnlich die erſte Brut in der Mitte des Mais aus; die zweite in der Mitte des Julius, und die dritte zu Ende des Auguſts. Wenn

eins von den Neſtern zerſtört wird, ſo legt das Weibchen auch wohl viermal des Jahres, und es iſt ſonderbar, daß der, ſonſt ſo ſchlaue Sperling, faſt allemal ſein Neſt wieder an die nemliche Stelle ſetzt, wo es ihm kurz vorher zerſtört worden war.

Den größten Nutzen leiſten ſie durch die Vertilgung unzähliger ſchädlicher Inſekten, der Maikäfer, Erbſenwürmer, Raupen, beſonders der grünen Wickelraupe und Heuſchrecken, womit ſie ſich und ihre Jungen das ganze Jahr hindurch ernähren; ſie ſind gewiß nicht die ſchädlichen Thiere, wofür man ſie ausſchreit, leiſten im Ganzen gewiß mehr Nutzen, als Schaden; ob es gleich gewiß iſt, daß ſie oft auf ſolchen Aeckern, die nahe an den Dörfern und Städten liegen, große Verwüſtungen anrichten. Es giebt aber abgeſonderte Landgüter, wo man ſie ihrer Schädlichkeit halber gänzlich austilgte; die Folge war, daß die Eigenthümer niemals Obſt bekamen, und wenn die Bäume in ihrer Nachbarſchaft noch ſo reichlich trugen, weil nun die Raupen nicht von den Sperlingen ausgerottet wurden. Durch Schaden wurde man klug, und ſetzte ſogar die Sperlinge wieder an.

Der Feldſperling. (Fringilla montana.)

Der Kopf iſt ſchön rothbraun, Flügel und Schwanz ſind dunkelbraun, der Rücken ſchwarz und roſtfarben gefleckt, und über die Flügel laufen 2 weiße Linien. Der Feldſperling iſt kleiner, als der Hausſperling, $6\frac{1}{4}$ Zoll lang. Der Schwanz mißt $2\frac{1}{2}$ Zoll, und die Flügel bedecken nur ein Drittheil deſſelben.

Der Feldſperling iſt nicht ſo ſcheu, als der Hausſperling, aber weit muthiger, munterer, und unruhiger. Er läßt ſeinen Körper keinen Augenblick ohne Bewegung, und ſchwenkt ihn bald auf dieſe, bald auf jene Seite; auch der Schwanz wackelt beſtändig. Sein Flug iſt

ſchnell und niedrig; ſein Gang aber wegen ſeiner niedrigen Beine ſchlecht und hüpfend. Er ruft faſt wie der Hausſperling, doch heller: Tzieb, tzieb, tzieb! und ſingt auch, wie dieſer, einige unangenehme Sylben, wie tzieb, zarr, zarr, zwohr! Mit dieſem Geſchrei kündigt er den Frühling an, und unterhält ſein Weibchen. Er wird ſo leicht, wie der Hausſperling, zahm, ſucht ſich unter dem Ofen einen Winkel aus, in demſelben liegt er den ganzen Tag, unterhält ſeinen Beſitzer mit ſeinem unangenehmen Geſang, und bewegt ſich dabei ſo ſchwerfällig, daß man deutlich ſieht, wie ſauer es ihm wird, ſich hören zu laſſen. Er lebt 8 und mehrere Jahre, und ſcheint von dauerhafterer Natur, als der Hausſperling zu ſeyn.

Der Feldſperling bewohnt Europa bis Schweden hinauf, das öſtliche Sibirien und nördliche Amerika. In Deutſchland iſt er in einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, faſt ſo häufig, wie der Hausſperling.

Dieſe Sperlinge lieben die Geſellſchaft ihres Gleichen ſo ſehr, daß ſie, ihre Fortpflanzungszeit ausgenommen, in Heerden beiſammen leben. Sie halten ſich gewöhnlich im Felde, wo Hecken, Bäume, und Gärten in der Nähe ſind, oder in gebirgigen und waldigen Gegenden, die mit Aeckern abwechſeln, auf, nur in denjenigen Dörfern, die mit Bäumen bepflanzt ſind, trifft man ſie auch im Sommer an; im Winter aber miſchen ſie ſich gern unter die Hausſperlinge, und beſuchen die Miſtſtätten und Bauerhöfe. In Städten aber ſieht man ſie faſt gar nicht. Sie ſchlafen in den dichteſten Hecken oder Weidenbäumen. — Die Amerikaniſchen Feldſperlinge ſollen Zugvögel ſeyn, welche in Norden wohnen, im Herbſt aber nach Süden gehen.

Die Sommernahrung dieſes Vogels beſteht aus ſchädlichen Inſekten, Raupen, Heuſchrecken, Maikäfern u. dergl., im Herbſte aber geht er in Menge auf die reifenden Weizen-, Gerſten- und Hirſenfelder, und verzehrt

auch ſonſt allerhand Getreide und Sämereien, als: Hafer, Hanf und Rübſamen.

Im Winter findet er im Pferdemiſt ſeine Nahrung, oder er geht auf die Bauerhöfe vor die Scheunen. Im Frühjahr begiebt er ſich unter die Erlenbäume, und lieſt den ausgeflogenen Erlenſamen in Geſellſchaft der Zeiſige auf. Es muß dies ein ſehr angenehmes Futter für ihn ſeyn, da er dieſe Ernte nie verſäumt. Sein Bad iſt Waſſer und Sand. —

Der Schneefink. (Fringilla nivalis.)

Der Kopf iſt aſchgrau; der Rücken graubraun; die hintern Schwungfedern, die Deckfedern der Flügel und die äußeren Schwanzfedern ſind weiß. — Der Name dieſes Finken kann theils von ſeiner weißen Farbe, theils von ſeinem Aufenthalte auf den höchſten Gebirgen, theils von der Aehnlichkeit herkommen, die er mit dem Schneeammer hat.

Der Schneefink bewohnt in Europa die hohen ſüdlichen Gebirge der Schweiz und Frankreichs, und kommt auch zuweilen nach Deutſchland. Weiter findet man ihn auf den ſchneeigen Spitzen des Gebirges Kaukaſus, und auf den Perſiſchen hohen Gebirgen. Nur im Winter geht er in die Ebenen herab. Er iſt von der Größe einer Feldlerche.

Seine Farben gewähren einen angenehmen Anblick. Scheitel, Wangen und Schläfe, Genick, Nacken und Seiten des Halſes ſind dunkelaſchgrau; die Halfter des Oberkiefers ſchwarzbraun; die Zügel grau und weiß gefleckt; der Rücken und die Schultern graubraun, dunkel und hell gewäſſert; die mittelmäßigen Steißfedern ſchwarz mit untermiſchten weißen Federn, die ihn weißbunt machen; die Kehle ſchön ſchwarz und weiß gefleckt; die Gurgel und Oberbruſt weißgrau; der übrige Unterleib weiß.

Der gemeine und Blut-Hänfling.
(Fringilla Cannabina et Linota.)

Die vordern Schwungfedern und die Schwanzfedern ſind ſchwarz; an beiden Rändern weiß. Seine Länge iſt 6 Zoll. Die Stirn iſt blutroth; der übrige Kopf röthlichaſchgrau, auf dem Scheitel mit einigen ſchwärzlichen Flecken, an den Wangen, an den Seiten des Halſes, und um die Augen herum ein röthlich weißer Flecken; der Oberrücken roſtbraun, die Schulterfedern mit helleren Federrändern; der Unterrücken weiß und grau gemiſcht; die obern Deckfedern des Schwanzes ſchwarz und röthlichweiß eingefaßt, bei ſehr alten auch wohl blutroth beſpritzt; die Kehle und der Unterhals gelblichweiß.

Der Hänfling hat einen ſehr angenehmen lauten und flötenartigen Geſang, der aus vielen aneinanderhängenden Strophen beſteht, und deſto ſchöner iſt, je öfter einige hellrauſchende Töne, die man ſein Krähen nennt, vorkommen, weil ſie mit dem Hähngeſchrei Aehnlichkeit haben. Er ſingt Sommer und Winter, — die Mauſerzeit allein ausgenommen — im Fluge, und auf den Bäumen ſitzend. Dieſe vorzügliche Eigenſchaft hat ihn auch zu einem Stubenvogel gemacht, und er befindet ſich in Geſellſchaft der Menſchen ſehr wohl, ob er gleich, wenn man ihn erwachſen gezähmt hat, nicht ſo kirre, wie andere Vögel wird. Wenn man ihn aus dem Neſte nimmt, und mit eingeweichtem Rübſamen und Semmeln auffüttert, ſo lernt er nicht nur den Geſang aller Vögel, die er im Zimmer hört, z. B. der Nachtigallen, Lerchen, Finken ꝛc., ſondern auch, wenn er allein hängt, Melodien von Arien und Tänzen, die man ihm vorpfeift, nachahmen, ja er lernt ſogar Worte nachſprechen. Unter allen Vögeln pfeift er, wegen ſeiner natürlichen Flötenſtimme, die Melodien am reinſten und ſchönſten nach, und ſteht deshalb in vorzüglichem Werth. — Die Weib-

chen ſingen nicht, lernen es auch gewöhnlich nicht, und können nur die verſchiedenen gemeinſchaftlichen Locktöne hervorbringen.

Ihr Gang iſt hüpfend; ihr Flug ſehr ſchnell, und in einer Linie gerade fort, ohne ſich wechſelsweiſe zu heben, oder zu ſenken. Im Zimmer kann man ſie 8, und ſogar 16 Jahre am Leben erhalten.

Man findet ſie in ganz Europa bis Drontheim hinauf, im ſüdlichen und weſtlichen Rußland, in den nördlichen Theilen von Nordamerika, in Deutſchland, und in den vordern Gebirgen des Thüringerwaldes in Menge.

Sie ſind nur Strichvögel; denn ſo lange kein hoher Schnee liegt, findet man ſie allenthalben auf den Stoppel= und Brachäckern; ſobald aber ein ſolcher Schnee fällt, daß die Erde völlig bedeckt iſt, ſo verſchwinden ſie, wie in einem Augenblicke; ſind aber auch eben ſo geſchwind wieder da, wenn der Schnee ſchmilzt. Wahrſcheinlich begeben ſich dieſe ſchnellfliegenden Vögel, welche leicht 12 — 24 Meilen in kurzer Zeit zurücklegen, unterdeſſen in Gegenden, wo ſie die Erde noch entblößt finden. Sie lieben die Geſellſchaft ihres Gleichen ſo ſehr, daß man ſie alsdann nie allein antrifft; ſie ſetzen ſich alle auf einmal nieder, und fliegen alle auf einmal wieder auf, ſingen, wenn ſie ſitzen, gemeinſchaftlich, und locken, wenn ſie fliegen, ebenfalls alle zuſammen. Im Winter ſchlafen ſie des Nachts in Feldhölzern, in den dicken, noch mit trockenem Laube verſehenen Eichen= und Buchenbüſchen. —

Der Flachsfink. (Fringilla Linaria.)

Die Schwung= und Schwanzfedern ſind dunkelbraun, über die Flügel laufen 2 weiße Querſtreifen, und die Kehle iſt ſchwarz. — An Farbe gleicht er faſt dem Hänfling, an Größe und Lebensart aber mehr dem Zeiſig; doch iſt er, zum Unterſchied von beiden, ſchlanker und

ſchöner gebaut. Er iſt 6 Zoll lang, und 9 Zoll breit. Der Schwanz iſt merklich geſpalten, und $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, und die Flügelſpitzen reichen bis auf die Mitte deſſelben.

Im Zimmer verliert ſich an dieſem Vogel die rothe Farbe an der Bruſt gleich beim erſten Mauſern, und beim zweiten auch gewöhnlich die rothe Scheitelfarbe, welche grünlich wird. Er iſt leicht zu zähmen, wird ſehr kirre, daher ihn die Vogelſteller im Frühjahr und Herbſt in großer Menge fangen. Er iſt ſo einfältig, daß er oft auf die Leimruthen und Netze fällt, wenn man dabei ſteht, und ſeine gefangenen Kameraden ausnimmt, wird durch ſeines Gleichen herbeigelockt, fängt ſich aber auch auf den Ruf der Zeiſige. Auf ſeinem Zuge und im Fliegen ſchreit er immer Pivit, ſeine Lockſtimme aber iſt Kreck, kreck, hoid! und ſein Geſang kein ſonderlich angenehmes leiſes Gekirre. Er läßt ſich noch leichter, als der Stieglitz, zum Futterziehen an einem Kettchen gewöhnen, und lernt noch allerhand ähnliche Künſte. Wenn man Weibchen und Männchen zuſammen im Zimmer hält, ſo ſind ſie ſo zärtlich gegen einander, daß ſie ſich unaufhörlich ſchnäbeln, auch thun ſie dies mit dem Hänfling, Stieglitz, Kanarienvogel und Zeiſig. Ihr Flug iſt ſchnell, ihr Gang aber lahm und hüpfend; deſto beſſer aber können ſie an den Zweigen der Bäume mittelſt ihrer ſcharfen und großen Klauen herumklettern. Im Zimmer leben ſie 8 und mehrere Jahre, im Freien müſſen ſie alſo noch älter werden können.

Der Flachsfink bewohnt Europa von Italien an bis zu dem nördlichſten Rußland, das nördliche Aſien, bis Kamtſchatka, und in Amerika Grönland, die Hudſonsbai und andere Gegenden. In den mehreſten Gegenden Deutſchlands iſt er auf ſeinen Zügen, in Thüringen aber auch ſonſt bekannt genug.

Seine eigentliche Heimath ſind die nördlichen Länder, z. B. Schweden, Lappland, Grönland. Hier hält er

ſich des Sommers über in ſumpfigen Gegenden im Geſträuche auf. Bei uns bleibt er aber auch, wiewohl nur einzeln, hält ſich in Fichtenwäldern auf, und zwar auch da, wo Sümpfe, Bäche und Teiche ſind. Als Zugvogel kommt er in der letzten Hälfte des Oktobers und Novembers in großen Schaaren zu uns, hält ſich vorzüglich alsdann an denjenigen Orten auf, wo es vielen Erlenſamen giebt, fliegt mit lautem Geſchrei bald da bald dorthin, entweder für ſich allein, oder in Geſellſchaft der Zeiſige, und der größte Theil verläßt uns im März wieder.

Er nährt ſich von Fichten-, Hanf-, Flachs- und Kanarienſamen, Leindotter, Diſtelſamen, Rübſamen, und im Winter faſt einzig und allein vom Samen der Erlen, und ihren Blüthenknospen, an welche er auch wie eine Meiſe herumklettert. Er iſt, wie ſein Kamerad, der Zeiſig, faſt unerſättlich, daher er auch den ganzen Tag an den Erlen herumfliegt und frißt.

Der Kanarienvogel. (Fringilla Canaria.)

Das eigentliche Vaterland dieſer Vögel, die jetzt faſt in ganz Europa, ſelbſt in Rußland und Sibirien wegen ihrer ſchönen Farbe, niedlichen Bildung, ausgezeichneten Gelehrigkeit, und beſonders wegen ihres vortrefflichen Geſanges in Häuſern gehalten und erzogen werden, ſind die Kanariſchen Inſeln, wo ſie ſich an den Ufern kleiner Flüſſe und Gräben fortpflanzen. Schon ſeit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts kennt man ſie in Europa, und ihre urſprüngliche graue Farbe, die am Unterleibe in's Grüne fällt, und der Hänflingsfarbe faſt gleich kömmt, hat ſich durch Zähmung, Klima und Vermiſchung mit andern Vögeln, die durch Geſtalt und Lebensart mit ihnen verwandt ſind, auf ſo mannichfaltige Weiſe, wie bei allem zahmen Geflügel, abgeändert, daß

man jetzt Kanarienvögel faſt von allen Farben hat. Doch bleiben Grau, Gelb, Weiß, Schwärzlich und Rothbraun immer die Hauptfarben, welche aber einzeln in verſchiedenen Graden der Schattirung, oder zuſammengeſetzt unzählige Verſchiedenheiten geben.

Diejenigen, welche am Oberleibe ſchwarz, grau oder graubraun, wie ein Hänfling, und am Unterleibe grüngelb, wie ein Grünling, ausſehen, ſind die gewöhnlichſten und dauerhafteſten, kommen der urſprünglichen Farbe ihrer Stammeltern am nächſten, und haben dunkelbraune Augen. Die Gelben und Weißen haben mehrentheils rethe Augen, und ſind ſchwächlicher. Die Rothbraunen ſind die ſeltenſten, haben graubraune Augen, und ſtehen in Abſicht der Dauerhaftigkeit und Stärke zwiſchen jenen beiden mitten inne. Da aber die Zeichnung der meiſten Kanarienvögel aus einer Miſchung dieſer Hauptfarbe beſteht; ſo iſt ein Kanarienvogel um deſto koſtbarer, je regelmäßiger die Zuſammenſetzung dieſer verſchiedenen Farben iſt, die er aufzuweiſen hat. Derjenige, der gelb oder weiß am Körper iſt, und iſabellfarbne Flügel, Kopf, (beſonders wenn dieſer gekrönt iſt) und Schwanz hat, wird jetzt für den Allerſchönſten gehalten. Nächſt dieſem folgt der Goldgelbe mit ſchwarzem oder ſchwarzgrauem Kopfe (mit oder ohne Holle) Flügeln und Schwanz; alsdann giebts noch ſchwärzliche oder graue mit gelbem Kopfe, oder Halsband, gelbe mit ſchwarzen oder grüngelb gehaubten Kopfe, welche im vorzüglichen Werthe ſind.

Die übrigen unregelmäßig gefleckten, bunten oder geſchäckten, werden weniger geachtet, und ihr Werth hält mit den einfarbigen ſchwarzgrauen oder graubraunen faſt das Gleichgewicht. Die Baſtarde, die aus der Vermiſchung verwandter Vögel entſtehen, haben eine gemiſchte Zeichnung von den Farben ihrer Eltern. So findet man welche, die den ganzen Kopf, Flügel und Schwanz

des Stieglitzes, und den übrigen gelben Leib des Kanarienvogels haben.

Das Weibchen iſt vom Männchen kaum zu unterſcheiden; doch ſind die Farben des letztern immer lebhafter, als bei erſterm; der Kopf iſt etwas dicker, geſtreckter und heller, der Körper ſchlanker gebaut; der Hals länger; die Beine ſind höher und gerade.

An dieſen Vögeln kann man beſonders die Verſchiedenheit im Karakter und Temperament, die ſich bei den Vögeln eben ſo, wie bei den vierfüßigen Thieren findet, ſehr genau bemerken. Es giebt traurige und luſtige, zänkiſche und friedfertige, gelehrige und ungelehrige Kanarienvögel.

Vorzüglich haben ſie ſich durch ihren anmuthigen, ſtarken und abwechſelnden Geſang (Schlag), der faſt das ganze Jahr hindurch (bei manchen ſelbſt die Mauſerzeit nicht ausgenommen) fortdauert, beliebt gemacht, und man ſchätzt diejenigen vorzüglich, die des Nachts bei Licht ſingen, welches aber die wenigſten thun.

Diejenigen werden für die beſten Sänger gehalten, die mehrere Strophen des Nachtigallſchlages in ihre Melodien miſchen; man nennt ſie Tyrolerſänger, weil ſie aus Tyrol, wo viele Vögel dieſer Art gezogen werden, abſtammen ſollen; nach ihnen kommen die Engliſchen, die den Geſang der Baumlerche (Alauda arborea) nachahmen.

In Thüringen ſingen diejenigen am anmuthigſten, die wenig ſchmetternde Strophen hören laſſen, aber dafür die einzelnen Töne einer Oktave hell ſilbertönend herablullen, und dazwiſchen zuweilen trompetenmäßig: Terteng! rufen. In der Heckzeit ſchreien ſie zuweilen ſo anhaltend und ſtark, daß ſie ſich die zarten Adern der Lunge zerſprengen, und plötzlich mitten im Geſange vom Springholze herabfallen, und todt ſind.

Dieſe Vögel zeichnen ſich auch noch beſonders durch ihr gutes Gehör, durch die vorzügliche Geſchicklichkeit, die Töne aller Art nachzuahmen, und durch ihr treffliches Gedächtniß aus. Sie ahmen nicht nur alle Vogelgeſänge, die ſie in ihrer Jugend hören, nach, und vermiſchen ſie mit dem ihrigen, woher eben die außerordentliche Mannichfaltigkeit ihres Geſanges, der ſich familienweiſe fortpflanzet, ſondern lernen auch 2 bis 3 mit dem Munde vorgepfiffene, oder durch eine Flöte oder kleine Orgel in ihrer Jugend vorgeſpielte Lieder und Arien im natürlichen Tone und taktmäßig nachſingen, ſogar kurze Wörter deutlich ausſprechen. Selbſt die Weibchen können zuweilen abgerichtet werden, vorgeſpielte Arien nachzupfeifen. — Ihr Alter erſtreckt ſich, wenn ſie in der Hecke gebraucht werden, ſelten über 7 bis 10 Jahre, ſonſt aber, bei guter Wartung, wohl bis 20 Jahre.

Die Reinlichkeit verhindert bei dieſen *zärtlichen* Vögeln die meiſten Krankheiten, daher verſieht man die Böden ihrer Wohnungen mit Schiebern, die man wenigſtens alle Woche einmal herausnehmen und reinigen, und mit groben Waſſerſand beſtreuen kann. Da es Vögel aus einem wärmern Himmelsſtriche ſind, und der beſtändige Aufenthalt im Zimmer ſie nicht abhärten kann, ſo darf man ſie im Winter nie in ungeheitzten Zimmern laſſen, oder der kalten Luft ausſetzen, (ſo zuträglich ihnen auch im Sommer die friſche Luft iſt), denn ſie würden ſonſt leicht krank werden, ja wohl gar erfrieren. Sie müſſen, auch im Käfig hängend, wenn ſie gut ſingen ſollen, immer helles Tageslicht haben, und wo möglich der Sonnenwärme ausgeſetzt ſeyn, welche ihnen beſonders beim Baden gar ſehr erſprießlich iſt.

Das vorzüglichſte Futter iſt Sommerrübſamen (Brassica Napus). Bei dieſem Futter allein befinden ſie ſich ſchon, wie die Hänflinge, ſehr wohl; man ver-

miſcht es ihnen aber des Wohlgeſchmacks halber mit etwas zerquetſchtem Hanfſamen, Kanarienſamen (Phalaris canariensis) und Mohn, beſonders im Frühjahr, wenn man ſie zur Fortpflanzung brauchen will. Will man ſie beſtändig etwas beſſer füttern, ſo giebt man ihnen ein Gemiſch von Sommerrübſamen, ganzen Hanfkörnern mit Hirſen oder etwas Kanarienſamen vermengt.

Außerdem giebt man Weibchen und Männchen noch im Sommer zuweilen etwas grünen Kohl, Salat, Rübſat, gemeine Kreuzwurz, Brunnenkreſſe, wenn man dieſe Kräuter vorher durch Waſchen von ſchädlichen Thauen gereinigt hat, und im Winter Stückchen von ſüßen Aepfeln und Kopfkraut.

Zu Zuchtvögeln erwählt man Männchen vom zweiten bis zum ſechsten, und Weibchen vom erſten bis zum fünften Jahre, und wenn man ältern Weibchen junge Männchen zugeſellet, ſo entſcheidet die Erfahrung, daß man auch mehr junge Männchen, als Weibchen erhält. Die Alten kennt man an den hervorſtehenden ſchwärzlichen Schuppen der Beine, und an den ſtarken langen Klauen. — Gute Heck-Vögel ſind ſelten und koſtbar; denn es giebt phlegmatiſche Männchen, die immer traurig ſind, wenig ſingen, dem Weibchen nicht gefallen, und alſo für die Hecke untauglich ſind; Andere beißen und jagen die Weibchen beſtändig, ja tödten ſie, und ihre Jungen oft; wieder andere verfolgen das Weibchen, wenn es brütet, zerreißen das Neſt, und werfen die Eier heraus.

Auch die Weibchen haben ihre Fehler. Einige legen bloß, und verlaſſen ſogleich die Eier, wenn ſie ſie gelegt haben, um ſich auf's neue zu begatten; andere füttern die Jungen ſchlecht, beißen ſie, oder rupfen ihnen alle Federn nach und nach aus, daß ſie oft elend ſterben müſſen; noch andere legen mit vieler Anſtrengung und Mühe, und ſind alsdann, wenn ſie brüten ſollen, krank, oder legen zu ſpät hinter einander weg.

Am beſten iſt es, man entfernt ſogleich ſolche fehlerhafte Vögel, und läßt nur diejenigen zur Begattung, die keine von dieſen nachtheiligen Eigenſchaften haben.

Um in Rückſicht der Farbe ſchöne junge Vögel zu bekommen, ſo paart man gern rein und gleichgezeichnete zuſammen. Dies geht vorzüglich in Käfichhecken an; bunte und ſchäckige fallen in großen Hecken, wo ſich die dunklen und hellen Vögel von ſelbſt zuſammenpaaren, ohnehin von ſelbſt aus. Grünliche und Bräunliche mit Hochgelben gepaart, erzeugen gern ſchöne Sammt- Agath- oder Kameelfarbige. — Eine beſondere Vorſichtigkeitsregel beſteht noch darin, daß man nur hollige und glattköpfige zuſammenſteckt; denn paaret man 2 kuppige Vögel zuſammen, ſo bekommt man gewöhnlich kahlköpfige, oder gar ſolche, die einen Fehler am Scheitel, z. B. ein Geſchwür haben.

Nur zu nahe Schüſſe, ſtarkes Zuſchlagen der Thüren, Pochen, und anderes ſchreckendes Geräuſch können zuweilen äußere Urſachen ſeyn, warum die Jungen in den Eiern ſterben; ſonſt iſt es nur eine ſchlechte Mutter. — Sobald die Jungen ausgekrochen ſind, ſetzt man den Alten neben ihr gewöhnliches Futter noch ein irdenes Gefäßchen mit einem Viertheil von einem hartgekochten Ei, ſowohl Gelbes als Weißes, klein gehackt, und mit einem Stück Semmel, das in Waſſer geweicht, und wieder ausgepreßt iſt, hin, und in einem andern etwas Rübſamen, welcher 2 Stunden vorher einmal aufgekocht, und im friſchen Waſſer wieder abgewaſchen iſt, um ihm alle Schärfe zu benehmen. Statt der Semmeln nehmen auch einige Zwieback, allein es iſt nicht nöthig. Hierbei iſt nun vorzüglich zu beobachten, daß dieſe weichen Speiſen nicht ſauer werden, denn ſonſt ſterben die Jungen, und man weiß oft nicht warum.

Jetzt tritt das Hauptgeſchäft des Männchens bei der Erziehung der Jungen ein, und es verſieht auch wirklich

das Geſchäft der Fütterung faſt ganz allein, um ſich das Weibchen vom Brüten erholen zu laſſen.

Bis zum 12ten Tage ſind die Jungen noch faſt ganz nackt, und müſſen von dem Weibchen bedeckt werden; nach dem 30ſten aber freſſen ſie ſchon völlig allein, und wenn ſie 4 Wochen alt ſind, kann man ſie ſchon aus der Hecke nehmen, in eigene Käfiche, die aber noch weit ſeyn müſſen, thun, und ihnen neben dem Futter der Alten noch etliche Wochen, auf die oben beſchriebene Art, eingeweichten Rübſamen geben; denn wenn man ihnen zu plötzlich das weiche Futter entzieht, ſo ſterben ſie mehrentheils im Mauſern.

Wenn die Jungen 12 bis 14 Tage alt ſind, ſo macht die Mutter ſchon zum zweiten Gehecke Anſtalt, baut ſich ein neues Neſt, und hat gewöhnlich, ehe jene Junge ausgeflogen ſind, ſchon wiederum Eier.

Man kann auch die Kanarienvögel mit andern Vögeln, die ihrer Natur nach mit ihnen verwandt ſind, paaren, und fruchtbare Baſtarde erzeugen. Hierzu ſind vorzüglich die Gierlitze, Zitronenfinken, Hänflinge, Flachsfinken, Stieglitze und Zeiſige, wie wir ſchon oben geſehen haben, am tauglichſten. Doch hat man auch mit den Grünlingen und Gimpeln glückliche Verſuche gemacht.

Auch dieſe Baſtarde (vom Stieglitz und Zeiſig iſt es gewiß) zeugen wieder untereinander Junge. Doch bemerkt man den Unterſchied, daß ſie im erſten Jahre ganz kleine Eier legen, und ſchwächliche Junge bekommen.

Der Fliegenfänger. (Muscicapa.)

Es ſind Zugvögel, die ſpät bei uns ankommen, und bald wieder wegziehen, nur einmal niſten, ſich hauptſächlich von Fliegen nähren, und dieſe ſehr geſchickt im Fluge zu fangen wiſſen. In Deutſchland giebt es 5 Arten.

Der gefleckte Fliegenfänger. (Muſcicapa griſola.)

Er iſt oben graubraun, unten weißlich, am Halſe, der Länge nach, gefleckt. — Er iſt der größte unter den inländiſchen Arten. Seine Länge iſt 6½ Zoll.

Der Vorderkopf iſt grau und aſchgrau geſprenkelt, indem jede Feder am Rande etwas heller iſt; der übrige Oberleib, grau nach den Deckfedern des Schwanzes zu in's röthlichgraue fallend; der Unterleib weißlich; Kehle, Hals, Bruſt und Seiten röthlichgrau geſtreift; die Flügel graubraun.

Er iſt, wie faſt alle Vögel ſeiner Gattung, ein trauriger, ſtiller, mit wenig Fähigkeit begabter Vogel. Er ſingt nicht, ſondern ruft, wenn er auffliegt, ein heiſeres St! St! In Wäldern liebt er die höchſten Baumgipfel, und fliegt ſchnell, aber nicht weit, ſeiner Nahrung halber, in der Luft, und ſetzt ſich dann wieder auf ſeinen alten Platz, oder einen andern nahen Gipfel.

Dieſer Europäiſche Vogel, der bis Schweden hinauf geht, iſt in Thüringen ſehr gemein, und im ſüdlichen Rußland häufig. Er kömmt in der erſten Hälfte des Mais, ſeltner noch im April, von ſeiner Winterreiſe, die er allemal in der Mitte des Septembers antritt, und liebt bei ſeinen Zügen die Geſellſchaft. Er hat ſeinen Aufenthalt gern in den vordern Schwarzwäldern, doch trifft man ihn auch nahe an Städten und Dörfern in den Gärten an.

Seine Nahrungsmittel ſind Fliegen, Bienen, Weſpen, Bremſen, Mücken, Schnaken, Viehbremen u. dergl. Inſekten. Sie zu fangen, ſitzt er in Wäldern auf den höchſten Baumgipfeln, in Gärten auf freien Aeſten, oder dergleichen Orten, und ſieht ſich um. Sobald er eins in der Luft gewahr wird, fliegt er darnach, fängt es, und ſetzt ſich gewöhnlich wieder an ſeine vorige Stelle. Im Auguſt zieht er, beſonders wenn kalte Witterung einfällt, familienweiſe nach den Teichen, und paßt daſelbſt

ſelbſt den Mücken auf. Er geht auch nach den Kirſchen, und muß im Nothfall auch Beeren freſſen, denn man fängt ſie in Schneußen, wo Ebereſchen vorhängen.

Er niſtet, weil er ſo ſpät ankömmt, und ſo bald wieder weggeht, nur einmal des Jahres, und baut in Fichtenwäldern ſein kunſtloſes Neſt auf dicke Aeſte am Stamme an, ſonſt auf hervorſtehende Balkenenden unter die Dächer, auf ausgehöhlte dicke Aeſte der Obſtbäume, in Mauerlöcher ꝛc.

Er ſcheut die Menſchen ſo wenig, daß er es gewöhnlich da hinſtellt, wo ſie immer vorbeigehen; daher es in Wäldern immer am Wege ſteht. Es iſt auswendig mit Erdmoos, Korallenmoos, Heide, oder anderm Geniſte ſchlecht zuſammengewebt, und inwendig mit einigen Klümpchen Wolle weich gemacht.

Sie müſſen auch zuweilen einen jungen Kukuk erziehen. Die Jungen ſehen bis zum Mauſern am ganzen Oberleibe und der Bruſt gelblichweiß, und gelblichgrau geſprengt, am Bauche ſchmutzigweiß, und am Schnabel und Beine hellblau aus.

Der Fliegenfänger mit dem Halsbande.
(Muscicapa collaris.)

Ein ſchönes Schwarz und Weiß ſind ſeine Hauptfarben, doch ſind dieſe ſo vortheilhaft vertheilt, daß er beſonders im Fluge ein vortreffliches geſchäcktes Anſehen erhält. An der Stirn iſt ein großer weißer Fleck; Kopf und Backen ſind ſchwarz; hinter dem Genicke iſt ein breiter weißer Halskragen; der Rücken iſt ſchwarz; die Schultern, die kurzen Steißfedern und der Unterrücken oder Bürzel weiß überlaufen, ſo daß hier ein verloren gezeichnetes weißes Querband queer über den Rücken zu gehen ſcheint; der ganze Unterleib weiß; die Flügel dunkelbraun.

Man findet ihn nur einzeln in Europa und Deutſch-

land; in den tiefen Gebirgen des Thüringerwaldes noch am häufigſten. Seine Heimath muß ſüdlich ſeyn, da man ihn mehrentheils auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung antrifft, und unter den Chineſiſchen Gemälden bemerkt. Nordwärts geht er bis Schweden, und in Rußland hat man ihn zwiſchen den Flüſſen Kaira und Savare bemerkt.

Sein Neſt legt er einmal des Jahres in hohlen Eichen und Buchen an, oder, wenn keine Löcher da ſind, auf niederen Buchenäſten, und die Materialien dazu ſind bloß Moos, mit einigen Thierhaaren vermiſcht. Aus 4 bis 6 bläulichgrünen, braungefleckten Eiern, ſchlüpfen in 14 Tagen die anfangs ſchmutzig ſchwarz und weißen Jungen aus, an deren Stirne man, ſtatt der weißen Farbe, nur eine ſchmutzig bräunliche bemerkt. Die Jungen ſehen im Neſte etwas bläſſer aus, wie die jungen Schwalben, werden aber noch vor dem Mauſern ſchwarz, wie die Alten. — Verſchiedene Raubvögel, auch die Wieſeln und Haſelmäuſe, vermindern ſeine ohnehin ſchwache Vermehrung.

Nur im Frühjahr und Sommer kann man dieſen ſcheuen Vogel mit Schießgewehren in ſeiner Heimath erlegen; im Herbſte verliert er ſich unverſehens. — Er ſcheint zur Vertilgung mancher ſchädlichen Inſekten da zu ſeyn. —

Der ſchwarzrückige Fliegenfänger.
(Muscicapa atricapilla.)

Obgleich dieſer Fliegenfänger in Schweden angetroffen wird, ſo iſt er doch in den ſüdlichen Gegenden mehr einheimiſch. — In Thüringen kömmt er in der letzten Hälfte des Aprils, oder der erſten Hälfte des Mais, etliche Tage nach der vorhergehenden Art, in Geſellſchaft von 12 bis 20 an, und hält ſich 6 bis 10 Tage in den Feldhölzern auf, alsdann vertheilt er ſich paarweiſe in

die dickſten Gegenden des Thüringerwaldes, die mit lebendigem Holze bewachſen ſind, und am Waſſer liegen. Im Anfang des Septembers verſchwindet er unvermerkt. Seine Nahrung beſteht aus ähnlichen Inſekten, wie die vorige Art genießt, und ſein Neſt macht er in hohlen Eichen, Rothbuchen, Hornbäumen, und beſonders in Zitterpappeln. Doch trifft man es auch auf den dichteſten und verworrenſten Aeſten auf hohen Bäumen frei an. Es beſteht nur aus einer Unterlage von Moos und Haaren, und die 4 bis 6 Eier, welche darin liegen, ſind bräunlich gewäſſert.

Der ſchwarzgraue Fliegenfänger.
(Muscicapa muscipeta.)

Er iſt der ſcheueſte und flüchtigſte Fliegenfänger, hat Flügel und Schwanz immer in Bewegung, und ſchlägt ſie bei dem jedesmaligen Niederſetzen ſo ſchnell auf und nieder, wie wenn er ſich im höchſten Grade freute. Er ſchwatzt bloß Tzack! tzack! — Da er die Geſellſchaft ſeines Gleichen gar nicht liebt, ſo ſieht man ihn immer einzeln herum fliegen.

Er iſt in gebirgigen Gegenden von Deutſchland, beſonders in Heſſen, nicht ſelten. Er kommt als Zugvogel in der erſten Hälfte des Maies, etliche Tage nach der vorhergehenden Art, an. Man trifft ihn dann einzeln auf den Feldbäumen, in Alleen und Gärten, und in gebirgigen Gegenden, wo Hölzer, Bäume und Hecken ſind. Er ſetzt ſich nicht ſo frei, wie die mit ihm verwandten Arten, ſondern verſteckt ſich gern in den belaubten Aeſten, und hüpft ſchnell von einem Zweige zum andern. In der Mitte des Oktobers verläßt er uns wieder, dahingegen die andern ſchon weit früher wegziehen. Auf ſeinem Wegzuge kömmt er auch den Häuſern, da, wo Gärten liegen, nahe, und fängt auf den Häuſern die Fliegen und andern Inſekten weg.

Alle Inſekten, die unter dem Schatten der Bäume Zuflucht ſuchen, werden ihm zur Beute. Er fängt ſie nicht nur, wie die andern Fliegenfänger, in der Luft weg, ſondern lieſt ſie auch von den Blättern und Zweigen der Bäume ab, indem er mit der größten Schnelligkeit auf ſie zufliegt. Fliegen und Schnaken machen ſeine Hauptnahrung aus.

Er niſtet in den Hölen der Rothbuchen, des Hornbaums, der Eichen, Linden ꝛc., und verklebt ſein Neſt nach Art der gemeinen Spechtmeiſe mit Erde, ſo daß nur eine ſo kleine Oeffnung bleibt, daß er mit Noth aus= und einkriechen kann. Er iſt außerordentlich zärtlich gegen Weibchen, und man ſieht der Paarung mit Vergnügen zu.

Der Sänger. (Motacilla.)

Der Schnabel iſt gerade, pfriemenförmig, dünn zugeſpitzt, mit faſt gleichen Kinnladen, wovon die obere mehrentheils einen Ausſchnitt hat. Ihre Nahrung beſteht hauptſächlich in Inſekten. Sie halten ſich theils im Walde, theils in Hecken und Gebüſchen, theils in ſteinigen Gegenden auf. Sie ſind faſt alle Zugvögel, da ihnen im Winter die Nahrungsmittel bei uns fehlen, und ſie die Kälte ſcheuen. Man zählt in Deutſchland 30 Arten, die man in folgende Familien eintheilen kann:

Erſte Familie.

Sänger mit einem runden, faſt gleich ſtarken Schnabel und ſtarken Füßen. Sie genießen Inſekten und Beeren, und niſten im Gebüſche. Grasmücken.

Die Nachtigall. (Motacilla Luscinia.)

Sie iſt oben röthlichgrau, unten hellgrau, und der Schwanz braunröthlich. — An Größe gleicht ſie dem Hausſperling, iſt 6 Zoll 10 Linien lang, und 10 Zoll

6 Linien breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll 9 Linien, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben. Das Gewicht iſt eine halbe Unze. — Der Schnabel iſt 8 Linien lang, gerade, hinten etwas breit, vorn ſpitzig, der Oberkiefer etwas vorſtehend, oben dunkelbraun, unten hell graubraun, und an der Wurzel fleiſchfarben, inwendig gelb; der Augenſtern nußbraun; die geſchilderten Füße braunfleiſchfarben, die Klauen dunkelbraun, die Beine 9 Linien hoch, die Mittelzehe 8 Linien, und die hintere 6 Linien lang.

Der Oberleib iſt graubraun roſtfarben überlaufen, bei den Alten röthlich aſchgrau; der Steiß braunroth; die Kehle, der Bauch und die langen Afterfedern weiß; die Bruſt und Seiten weißlich aſchgrau; die Kniebänder grau; die größten Deckfedern der Flügel mit kleinen weißlichen Spitzen; die Schwungfedern graubraun roſtgelb eingefaßt; die breiten geraden Schwungfedern ſchmutzig braunröthlich. Das Weibchen iſt nur dem Kenner kenntlich; denn äußerlich hat es kein deutliches Merkmal, außer daß die Kehle nicht ſo ſchön weiß iſt. Wer aber auf Gang, Stellung und äußeres Betragen der Vögel zu merken gewohnt iſt, der wird es gar bald vom Männchen unterſcheiden können.

Die größte Aehnlichkeit haben die Nachtigallen mit dem Weibchen des gemeinen Rothſchwänzchens (Motacilla Erithacus), welche auch oft für Nachtigallen verkauft werden; man muß daher die Unterſcheidungsmerkmale beider gehörig kennen, um nicht hintergangen zu werden. Das Rothſchwanzweibchen iſt nemlich immer kleiner; ſeine Farbe dunkler; die dünnen Füße und der Schnabel ſchwärzlich; die Farbe des Schwanzes heller, und die 2 mittlern Federn deſſelben ſchwärzlich. Es zittert auch in einem weg mit dem dünnen und längern Schwanze, da ihn hingegen die Nachtigall nur zuweilen, z. B. wenn ſie einige Schritte gehüpft iſt, in die Höhe

ſchlägt, und ihn faſt immer über die Flügelſpitzen erhaben trägt. Sie zeigt auch in ihren Geberden und Stellungen mehr Stolz, und in ihren Handlungen mehr Ueberlegung, als das Rothſchwänzchen, denn ſie trägt ſich immer hoch und aufgerichtet, hat einen hüpfenden Gang, und beobachtet in demſelben ein gewiſſes Maaß und Ordnung. Wenn ſie eine Anzahl Sprünge gethan hat, ſo bleibt ſie ſtehen, ſieht ſich bedeutend um, bewegt die Flügel, ſchlägt den Schwanz mit einem gewiſſen Anſtande in die Höhe, und breitet ihn ein wenig aus, beugt ſich etlichemal mit dem Kopfe, erhebt den Schwanz, und hüpft nun erſt wieder weiter. Die Gegenſtände, welche ihre Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, ſieht ſie meiſt nur mit Einem Auge, den Kopf auf die Seite haltend, an. Nach den Inſekten, die ihr zur Nahrung dienen, hüpft ſie zwar geſchwind hin, ergreift ſie aber nicht gleich gierig, wie andere Vögel, ſondern bleibt mehrentheils erſt ein Weilchen vor ihnen ſtehen, betrachtet ſie, als wenn ſie überlegte, ob es auch rathſam ſei, ſie zu verzehren. Ueberhaupt iſt ihr ganzes Betragen bedächtig, ernſthaft, und freilich zuweilen etwas unvorſichtig, weil ſie faſt unter allen Vögeln am leichteſten in die Schlinge geht, die ihr gelegt wird. Man nennt ſie deshalb neugierig; allein dies iſt ſie in der That nicht, denn man kann ihr allerhand ungewohnte Dinge hinſetzen, und ſie wird ſie nie des Anſehns würdigen; wenn man aber freilich die Erde entblößt oder aufgräbt, ſo eilt ſie ſogleich herbei; aber aus gar gegründeten Urſachen, weil ſie aus natürlichem Triebe und langer Erfahrung weiß, daß ſie an ſolchen Orten Inſekten antrifft, die ihr ein beſonderer Leckerbiſſen ſind. Dies thun aber auch andere Sänger, z. B. der Mönch, das Rothkehlchen, der Rothſchwanz, Braunelle u. dergl. Ihre verſchiedenen Leidenſchaften giebt ſie durch mancherlei Töne zu erkennen. Der unbedutendſte Ruf ſcheint ein pfeifender Ton Witt

zu ſeyn, wenn ſie ihn einzeln hören läßt. Wird aber noch die ſchnarrende Sylbe Krr! daran gehängt, ſo iſt das Witt-Krr der Laut, durch welchen Weibchen und Männchen ſich einander anzulocken pflegen. Wenn ſie ihren Unwillen oder ihre Furcht zu erkennen geben, ſo rufen ſie das Witt vielmal hurtig und laut hinter einander aus, ehe ſie einmal Krr dazu ſchnarren. Wenn ſie vergnügt und zufrieden ſind, z. B. über eine gute Mahlzeit, oder über die Freundlichkeit des Gatten, ſo laſſen ſie ein leiſes Fied oder Tack hören, welches letztere man nachahmen kann, wenn man die Zunge gegen den Gaumen drückt oder ſchmatzt. Das Männchen zeichnet ſich noch beſonders durch ſeinen ſchönen Geſang, den man ſeiner Stärke und der abgeſetzten Strophen halber einen Schlag nennt, vor andern Sangvögeln aus, und heißt mit Recht der König derſelben. Es iſt erſtaunend, wie viel Kraft er in den Werkzeugen ſeiner Stimme beſitzt, da er in der Nähe dem Zuhörer ein Schmettern und Gellen in den Ohren verurſachen kann. Wirklich ſind auch bei ihm die Muskeln der Kehle ſtärker, als bei jedem andern Sangvogel. — Aber nicht nur die Stärke der Stimme, ſondern vorzüglich die vielen und anmuthigen Abwechſelungen, und die ſchöne Harmonie in dem Geſange machen die Nachtigallen für jeden Menſchen, der nicht ganz unempfindlich iſt, ſchätzbar. Bald ziehen ſie Minuten lang eine Strophe einzelner melancholiſcher Töne hin, die leiſe anfangen, nach und nach immer ſtärker wachſen, und ſterbend ſich endigen; bald ſchmettern ſie eine Reihe gerader, ſcharfer Noten haſtig aus, und ſchließen dann dieſe, und viele andere Strophen, woraus ihr Lied beſteht, mit den einzelnen Tönen eines aufſteigenden Akkords. Vier und zwanzig und mehr verſchiedene Strophen hat ihr Geſang, die kleinen Varietäten nicht mitgerechnet.

Alle ſchlagen in ihrer Art vortrefflich; jede findet

ihren Liebhaber, und es iſt ſchwer, einer unter ihnen den Vorzug zu geben. Freilich giebt es zuweilen Virtuoſen unter denſelben, die alle Vollkommenheiten der Melodie und der Stimme in ſich vereinigen. Dies ſind gewöhnlich Vögel aus dem erſten Gehecke, die, bei ihren guten natürlichen Anlagen der Stimme und des Gedächtniſſes, in einer Gegend erzogen ſind, wo es viele Nachtigallen giebt, ſo daß ſie aus dem Geſange der einen dieſe, aus dem der andern jene angenehm klingende Töne ſich zueignen, und dadurch dem ihrigen diejenige Vollkommenheit geben können, die wir an demſelben ſo ſehr bewundern.

Wenn die Männchen von ihren Wanderungen zurückkommen, welches allezeit 6 bis 8 Tage vor der Ankunft des Weibchens geſchieht, ſo ſingen ſie Alle des Nachts vor und nach Mitternacht, um bei hellen Nächten die vorbeiſtreichenden Weibchen zu ſich zu locken. Sind ſie ihres Wunſches gewährt, ſo hört man ſie nicht alle mehr des Nachts ſchlagen, ſondern viele begrüßen nur den herannahenden Morgen mit ihren Liedern, und ſetzen ſolche den Tag über abwechſelnd fort. — Es giebt aber auch Nachtigallen, die dabei bleiben, wie ſie angefangen haben, immer vor und nach Mitternacht ſingen, und Nachtvögel genannt werden. Man kann daher nur in der Folge erſt, wenn eine Nachtigall ſich ſchon etliche Tage an einem beſtimmten Orte aufgehalten hat, ſagen, ob ſie ein Tag- oder Nachtvogel ſei.

Schade iſt es, daß ihre Singzeit nicht lange dauert, denn ſie ſchlägt in ihrer Freiheit nicht volle 3 Monate, und dieſe kurze Zeit über nicht mit gleich viel Eifer. Wenn ſie ankömmt, iſt ſie am fleißigſten, und dies währet, bis die Jungen aus den Eiern geſchlüpft ſind. Alsdann muß ſie die meiſte Zeit auf die Verſorgung derſelben verwenden; man hört ſie alſo ſchon ſeltener. Erhebt ſie zuweilen ihre Stimme wieder, ſo geſchieht es doch nicht mit dem Feuer, welches ihren Geſang bei ih-

rer Ankunft belebt. Kommt endlich Johannistag herbei, ſo hört ſie gar auf, und man hört, von dieſer Zeit an, bloß das Zwitſchern der Jungen, die den Geſang ihres Vaters zu lernen anfangen, welches man ihr Dichten nennt.

Im Zimmer ſingen ſie länger, fangen zuweilen im November an, und hören nach Oſtern auf. Dies thun diejenigen, die man erwachſen gefangen hat; die jungen aufgezogenen aber ſchlagen wohl 7 ganze Monate, müſſen aber allein hängen, und von einer Alten unterrichtet ſeyn, ſonſt werden ſie Stümper, ſchlagen nicht nur ihren natürlichen Geſang nicht gut, ſondern nehmen auch etwas von den Geſängen anderer Vögel an, die ſie hören; haben ſie aber einen guten Vorſänger und ein gutes Gedächtniß, ſo ſingen ſie dieſen nicht nur nach, ſondern vervollkommnen auch, wie alle aufgezogne Stubenvögel, noch ihr Lied.

Im Zimmer erreichen ſie höchſtens ein Alter von 8 Jahren; im Freien bemerkt man ſie kaum ſo lange an einem Orte, doch ſchließt dies nicht in ſich, daß ſie nicht älter werden können.

Die Nachtigallen ſind in Europa bis in die Mitte von Schweden, und in ganz Aſien bis zu dem gemäßigten Theile von Sibirien, und ſelbſt an den Ufern des Nils verbreitet. In Deutſchland, wo ſie faſt allenthalben gehegt werden, findet man ſie in manchen Gegenden in großer Anzahl. — Sie wählen zu ihrem Aufenthalte dicht bewachſene ſchattige, und nicht zu kalte Gegenden aus, es mögen dies nun Wälder, Feldhölzer, Gärten, oder auch nur Feldhecken ſeyn. In den Wäldern ziehen ſie das Laubholz dem Nadelholze vor, bewohnen in Kettengebirgen nur die Vorwälder, und vermeiden die hohen rauhen Gebirge. Am liebſten ſind ihnen die Feldhölzer, und andere ebene buſchreiche Oerter, die mit Wieſen und Aeckern vermiſcht ſind. Daß ſie ſumpfige und waſſer-

reiche Gegenden allen andern vorzögen, iſt wohl ungegründet; denn ſie wählen ſolche Gegenden nicht des Waſſers halber, ſondern deswegen, weil ſie mit vielen dichten Gebüſchen bewachſen ſind. Wenn ſich eine Nachtigall einmal einen Standort gewählt hat, ſo beſucht ſie ihn, wie der Fink, alle Jahre wieder, ſie müßte denn unterdeſſen gefangen worden ſeyn, oder die Gegend müßte ihre gehörige Beſchaffenheit verloren haben.

Sie wandern nicht in ganzen Flügen, und in einem Strich fort, ſondern gehen einzeln, und zwar von Strecke zu Strecke, daher ſie auch unter diejenigen Zugvögel gehören, die nicht leicht von der ſchlechten Witterung leiden, wie andere, denen dieſe Vorſicht nicht eingepflanzt iſt. In der Mitte des Auguſts ſtreichen ſie wieder familienweiſe von einem Gebüſche zum andern, und zwar in aller Stille fort. Man fängt ſie alsdann in Sprenkeln, vor welchen Johannisbeeren oder Hollunderbeeren als Lockſpeiſe hängen. Höchſtens bis in die Mitte des Septembers ſind ſie noch in unſerer Gegend; alsdann aber entwiſchen ſie uns ganz unverſehens, und ohne Geſellſchaft, und man kann eigentlich nicht mit völliger Gewißheit ſagen, wie lange ihr Herbſtſtrich daure. Krankheit, ſpätes Ausbrüten, Verirrung, wenn es junge Vögel ſind, die noch keine Reiſe mitgemacht haben, und andere Umſtände machen zuweilen, daß man wohl noch eine Nachtigall im September und Oktober bemerkt. Doch geſchieht dies äußerſt ſelten, und es iſt bei allen Zugvögeln gewöhnlich, daß einige früher wiederkommen, andere ſpäter wegziehen. Andere Vögel, die in großen Geſellſchaften reiſen, wie z. B. die Schwalben, können dem Auge des aufmerkſamen Naturforſchers nicht ſo leicht entgehen.

Ihre Nahrung beſteht in Inſekten, vorzüglich in kleinen grünen Räupchen, die ſich auf den Eichen, dem Weißdorn, und andern Geſträuchen befinden, in kleinen

Nachtſchmetterlingen, in Fliegen und Inſektenlarven, die unter dem Mooſe, und unter der Oberfläche der Erde verborgen ſind, und, wenn dieſe aufgegraben wird, bloß da liegen. Auf ihrer Reiſe genießen ſie auch Johannisbeeren, ſchwarze Hollunderbeeren und Berghollunderbeeren (rothe Hollunderbeeren).

Im Zimmer muß man, ſo bald man eine neugefangene erhält, ſie etliche Tage mit friſchen Ameiſeneiern uud Mehlwürmern füttern, oder wenn man erſtere noch nicht hat, ſo muß man ihnen ein Gemengſel von Rinderherz, harten Eiern und Semmeln, des Tages etlichemal einſtopfen, und auf dies Futter, das im Troge liegt, etliche Mehlwürmer legen. Alsdann nehmen ſie auch mit abgekochtem Rinderherz, magern Rind- oder Schöpſenfleiſch, gelben Möhren, beides klar gemacht, und mit Ameiſeneiern vermiſcht, vorlieb. Wenn ſie aber gut und fleißig ſingen ſollen, verlangen ſie täglich einige Mehlwürmer.

Nach dem Mauſern bäckt man ihnen einige kleine Brötchen aus Erbſenmehl, das mit Eiern angemacht iſt, zerreibt ſie auf dem Reibeiſen, und feuchtet ſie mit Waſſer an. Sie nehmen aber auch, wenn man ſie frei herum laufen läßt, mit Gerſtenſchrot, das mit Semmel und Milch vermiſcht iſt, vorlieb, und befinden ſich wohl dabei. Nur muß dies, wie alles Futter, alle Tage friſch gegeben werden, weil es ſonſt leicht ſauer und ſchädlich wird, und die Krippe täglich gereinigt werden.

Jede Nachtigall behauptet ihr Gebiet, und wo ihrer zur Begattungszeit mehrere zuſammen kommen, führen ſie die hitzigſten Kriege, verfolgen und verjagen ſich unter einander, und die Schwächere muß allemal weichen. Gewöhnlich erfolgen dieſe Kriege zwiſchen Eltern und Kindern, da letztere, in der Gegend erzogen, ſich auch daſelbſt häuslich niederlaſſen wollen. Aber alsdann iſt dieſe ſo nahe Blutsverwandtſchaft aufgehoben, und ſie

kennen ſich einander nicht mehr. Die Nachtigall bauet ihr Neſt in Laubhölzern oder Hecken in einen zuſammengelegten Reiſighaufen, in einen Dornenbuſch, auf einen mit dichtem Gebüſch umwachſenen niedern Baumſtrunk, oder auch auf die bloße Erde, wenn der Ort mit hohem Gras oder dichtem Buſchwerk umwachſen iſt. Es iſt ohne Kunſt verfertigt, beſteht äußerlich aus vielem dürren Laube, nach innen zu aus Graswurzeln und Grashalmen, und hat zuweilen inwendig noch einige Thierhaare zur Ausfütterung. Sie legt 4 bis 6 grünliche, braun angelaufene Eier, und brütet ſie in 14 Tagen aus. Männchen und Weibchen füttern nicht nur ihre Jungen gemeinſchaftlich, vorzüglich mit grünen Raupen, auf, ſondern brüten auch wechſelsweiſe.

Die Jungen verlaſſen das Neſt, ehe ſie fliegen können, und das eine ſetzt ſich in dieſen, das andre in jenen Buſch, und laſſen ſich von den Eltern füttern, die ſie mit einem zwitſchernden Ton herbei locken. Dies geſchieht vermuthlich deswegen, damit die Jungen, da das Neſt ſehr nahe an der Erde ſteht, vor den Raubthieren mehr geſichert ſind. Vor den Augen der Menſchen iſt es faſt immer verborgen genug, aber dem feinen Geſicht und Geruch der Raubthiere mag es wohl nicht ſo leicht entgehen.

Der Mönch, oder die ſchwarzköpfige Grasmücke.
(Motacilla Atricapilla.)

Sie iſt oben dunkler, unten heller grau. Der Oberkopf des Männchens iſt ſchwarz, und der des Weibchens roſtbraun. — Dieſer Vogel wird wegen ſeiner rundlichen, beim Männchen ſchwarzen, und beim Weibchen roſtbraun gefärbten Kappe Mönch genannt; und man hat ihn von jeher als 2 verſchiedene Arten getrennt, den Mönch, oder die Grasmücke mit der ſchwarzen oder mit der rothen Kappe, beſonders da das Weibchen etwas größer,

als das Männchen iſt, welches unter den Motacillen, und überhaupt unter den Singvögeln ſehr ſelten vorkömmt. Sorgfältige Beobachtungen beweiſen unwiderleglich, daß es (wenigſtens in Thüringen und Deutſchland) nicht mehr, als Eine Art der Mönche gebe, und folglich nur dem Geſchlecht nach eine Verſchiedenheit ſtatt finde.

An Größe gleicht der Mönch der weißen Bachſtelze. Seine Länge iſt $6\frac{1}{2}$ Zoll, und die Breite der ausgeſpannten Flügel $10\frac{1}{2}$ Zoll.

Alle kleine Federn ſind an dieſem Vogel geſchliſſen, und daher ſeidenartig anzufühlen.

Er iſt munter, weiß ſehr geſchickt durch alle Büſche zu kriechen, fliegt ſchnell, bewegt den Hintertheil des Körpers, zieht die Kopffedern zu einer Haube, hüpft aber auf dem Boden lahm, und da ſeine Schienbeine mit dem Körper einen ſehr ſpitzigen Winkel machen, und er alſo flach läuft, ſo ſtößt er den aufſtoßenden Schwanz leicht ſtumpf.

Er hält ſich daher auch im Zimmer gern auf einem Tannenbäumchen, das man ihm in einen Winkel geſetzt hat, verborgen, und kömmt nicht viel zum Vorſchein. Beſſer befindet er ſich aber im Käfig, der die Geſtalt des Nachtigallskäfig haben muß; und er iſt es auch werth, daß man ihm einen ſolchen guten Platz anweiſt; denn ob er gleich nicht eine ſo ſtarke und ſprechende Melodie, wie die Nachtigall hat, ſo iſt doch ſeine Stimme weit reiner, ſanfter, und flötenartiger, ſein Geſang mannichfaltiger, aneinanderhängender und abgeſtufter, und er wird daher als Stubenvogel in vielen Gegenden jener vorgezogen. Doch giebt es auch gute und ſchlechte Sänger unter dieſen Vögeln; ſogar die Weibchen ſingen, wie bei dem Rothkehlchen, ein wenig, daher es wohl hauptſächlich gekommen ſeyn mag, daß man die rothköpfigen Männchen für eine beſondere Art gehalten hat. Im

Zimmer ſingt er das ganze Jahr hindurch, und faſt den ganzen Tag; im Freien ſingt er auch ſpät in den Abend hinein, wie die Nachtigall, und erhebt auch des Morgens, vor Tages Anbruch, ſeine Stimme ſchon wieder.

In der Gefangenſchaft zeigt er eine große Abneigung gegen die Nachtigall, beſonders iſt er jung auferzogen ſehr futterneidiſch; behält auch allezeit das Feld, wenn es zum Streit kommt.

Der Mönch iſt in ganz Europa von Italien bis nach Schweden zu Hauſe.

Er bewohnt die Laubhölzer in bergigen und ebenen Gegenden, und die Gärten, die an ſolche Waldungen ſtoßen; vorzüglich findet man ihn in den einzelnen Feldhölzern, die dichtes Gebüſch haben; denn dies verlangt er, wie die Nachtigallen, allenthalben.

Seine Wanderungen tritt er in der letzten Hälfte des Septembers an, er ſtreicht aber ſchon vor der Mitte des Septembers bis im Oktober herum. In der Mitte des Aprils, einige Tage vor der Ankunft der Nachtigall, iſt er wieder bei uns, und belebt das Gebüſch mit ſeinem angenehmen Geſange.

Seine Nahrung beſteht aus kleinen Spinnen und Wickelraupen, aus Fliegen, Mücken, kleinen Nachtſchmetterlingen und andern Inſekten, Inſektenlarven und Puppen, aus Kirſchen, Hollunder- und Johannisbeeren.

Die graue Grasmücke. (Motacilla hortensis.)

Der Oberleib iſt röthlichgrau; der Unterleib weißlich; die Füße ſind bleifarben.

Dieſen vortrefflichen Sänger hört man in Deutſchland nicht ſelten. Sonſt wird er als ein Bewohner Frankreichs und Italiens angegeben.

In ſeinem ganzen Betragen iſt er der vorhergehenden Art ſehr ähnlich, doch in ſeinem Geſange noch vorzüglicher, da ſeine Stimme reiner und flötenartiger, ob-

gleich nicht ſo ſtark und abgebrochen iſt. Seine Lockſtimme iſt ein oft wiederholtes ſchmatzendes Tza! tza! und wenn er böſe iſt, oder etwas fürchtet, ein ſtark kreiſchendes Geſchrei. Es iſt übrigens ein ſtürmiſcher, wilder Vogel, der ſich in der Gefangenſchaft bald den Kopf einſtößt, und nur bei ſtark verſchnittenen Flügeln ſeine Wildheit ablegt. Er iſt etwas kleiner, als die vorhergehende Art, 6 Zoll lang.

Der Oberleib iſt röthlichgrau, kaum merklich olivenbraun überlaufen.

Seine Heimath iſt das mittlere und ſüdliche Europa. — Er kömmt etliche Tage vor der Nachtigall an, zieht in der letzten Hälfte des Septembers wieder weg, und wohnt bei uns in Feldhölzern, in den lebendigen Vorhölzern des Thüringerwaldes, und in den Gärten, die in der Nähe liegen.

Seine Nahrung ſind Räupchen und andere Inſekten, die er von Bäumen und Sträuchern ablieſt, wobei er das ganze Frühjahr hindurch, bis zum Johannistage ſingt. Wenn die Kirſchen reif ſind, ſo ſucht er die Kirſchbäume auf, nagt das Fleiſch von den Kirſchen ab, und ſein Schnabel wird davon roth gefärbt. Er frißt auch Johannisbeeren und rothe und ſchwarze Hollunderbeeren. Er iſt überhaupt ein großer Freſſer, denn wenn man ihn im Zimmer hält, an welches er ſich leicht bei Nachtigallenfutter, oder auch dem gewöhnlichen Stubenfutter gewöhnen läßt, ſo ſitzt er beſtändig beim Troge. Obgleich er aber leichter, als der Mönch, zahm wird, ſo dauert er doch nicht ſo lange, ſelten länger, als etliche Jahre.

In Hecken und Gebüſchen ſetzt er ſein Neſt in einem Weiß- oder Schwarzdornenſtrauch (daher ſein Name Dornreich). Es iſt gut gebaut, beſteht äußerlich aus groben Grashalmen und Würzelchen, und inwendig aus den zarteſten weißen Grashälmchen, ſeltner aus Moos.

Das obere Ende iſt mit Spinngewebe, fliegendem Sommer und Puppenhülſen umwirkt.

Die gemeine Grasmücke oder der Waldſänger.
(Motacilla Sylvia.)

Der Oberleib iſt aſchgrau; die Deckfedern der Flügel roſtfarben gerändert; der Unterleib weißlich, die äußerſten Schwanzfedern mit einem großen keilförmigen weißen Flecken.

Den Namen Grasmücke, der ſo vielen hier beſchriebenen Vögeln beigelegt wird, führt nur dieſer Vogel mit Recht, da er unter allen, wo nicht ganz allein, doch am meiſten, im Graſe und niedrigen Gebüſchen herumkriecht.

Seine Länge beträgt 6⅓ Zoll; der Schwanz 3 Zoll. Der Kopf iſt aſchgrau, die Wangen, der Hals, Rücken, Bürzel, die Schultern, die obern Deckfedern des Schwanzes und die kleinern der Flügel aſchgrau, bräunlich überlaufen, am Rücken am ſtärkſten; die Kehle, der Bauch, der Augenkreis, und die inwendigen Achſelfedern ſchön weiß; die Bruſt, die Seiten und die Afterfedern weiß, röthlich-fleiſchfarben überzogen; die Flügel dunkelbraun.

Die Grasmücke gehört unter die lebhafteſten und fröhlichſten Vögel, ſitzt immer oben auf einem Zweige, und ſingt bis in den ſpäten Abend ihren angenehmen, aus vielen, hurtig auf einander folgenden Strophen beſtehenden Geſang, wobei ſie ſich, gleichſam als wenn es jedermann hören ſollte, eine kleine Strecke in die Luft erhebt, ſich in einen kleinen Bogen dreht, und dann ſetzt. Sie läßt ſich ſo leicht, als die Nachtigall, zähmen, verlangt aber auch eben die Wartung und Fütterung.

Dieſe Vögel werden in ganz Europa, ſelbſt in Schweden und Rußland angetroffen. Sie durchkriechen die Gebüſche und das Gras mit der äußerſten Geſchwindigkeit. In der letzten Hälfte des Septembers, oder

wenn

wenn die Witterung beſtändig ſchön iſt, auch wohl erſt im Anfang des Oktobers ziehen ſie zerſtreut wieder weg, und durchfliegen dabei die Hecken und Feldhölzer ihrer Nahrung halber.

Dieſe beſteht in Fliegen, Käfern, und beſonders in kleinen Inſektenlarven, die ſie im Graſe und niedrigen Gebüſche finden, und in grünen Räupchen, die an dem Weiß- und Schwarzdorn ſitzen; daher ſie auch ſo ſpät ankommen, und ſo früh wieder wegeilen. In Gärten ſind ſie nützlich, da ſie viel Raupen ableſen. Nur wenn kalte Witterung ihnen dieſe Nahrungsmittel verſagt, fliegen ſie auch nach den Hollunderbeeren, und in Gärten nach den Johannisbeeren.

Das Rothkehlchen. (Motacilla Rubecula.)

Die Kehle und Bruſt ſind orangeroth. Seine Länge iſt 6½ Zoll, und die Breite 9 Zoll. Der Schwanz iſt 2 Zoll 8 Linien lang.

Der Schnabel iſt rund, der Oberkiefer etwas übergehend, hornbraun, die Wurzel der untern Kinnlade, ſo wie der Rachen, hellgelb.

Die Stirn, Wangen und Unterleib bis zum Bauch ſind tief orangeroth; der Oberleib und die Deckfedern der Flügel ſchmutzig olivengrün; die kurzen Steißfedern und die Seiten heller; die Seiten der Bruſt und des Halſes, vom hintern Augenwinkel an, ſchön aſchgrau.

Die Lockſtimme des Rothkehlchens Siſi! ſiſi ſri! ſo wie ſein feierlicher, melancholiſcher, abgebrochener Geſang, womit es dem Menſchen im Zimmer das ganze Jahr hindurch, im Freien an den ſchönen Frühlings- und Sommerabenden und Morgen erfreut, iſt allenthalben bekannt. Es hat ein ſehr munteres Naturel, iſt beſtändig in Bewegung, hüpft und fliegt bald hier, bald dorthin, auf den Bäumen, Sträuchern, und auf der Erde, ſchlägt den Schwanz in die Höhe, macht beſtändig Verbeugungen,

faſt bei jedem Sprunge, und ruft dazu ſein Siſri! In der Stube iſt es ſogleich zahm, wenn man es hineinbringt, wird oft ſo dreiſt, daß es aus der Schüſſel frißt, und hält 8 und mehrere Jahre aus. Wenn man es in den Käfig ſteckt, will es beſſeres Futter haben, und ſingt, wenn es mit der Nachtigall gleich gefüttert wird, ſehr angenehm und ſtark, dauert aber nicht ſo lange, als wenn es frei herumlaufen darf. Jung aufgezogen lernt es leicht den Nachtigallengeſang. Es iſt außerordentlich zänkiſch, leidet ſeines Gleichen nicht neben ſich, und ſowohl in der Gefangenſchaft, als in der Freiheit, beißt eines das andere gar todt, und auch diejenigen Vögel, die mit ihm aus einerlei Gefäß freſſen, werden von ihm beſtändig verfolgt, wenn nicht immer großer Ueberfluß da iſt. Zum Aus- und Einfliegen läßt es ſich im Winter von allen Vögeln am leichteſten gewöhnen.

Es bewohnt ganz Europa bis Drontheim hinauf, und Madera hinab. Auf ſeinem Zuge trifft man es in Menge in allen Hecken und Gebüſchen an, im Sommer aber nur in großen Waldungen, beſonders in den Kettengebirgen, ſie mögen mit Nadel- oder Laubholz bewachſen ſeyn. Im Oktober durchſtreichen ſie alle Gebüſche, und gehen wieder langſam weg, doch bleiben einige bis zum November, und einzelne gar den ganzen Winter bei uns; letztere aber müſſen ihre Saumſeligkeit gewöhnlich mit dem Tode bezahlen.

Merkwürdig iſt noch, daß man keinen Flug von ihnen durch die Luft ſtreichen ſieht, ob ſie gleich in ziemlicher Anzahl beiſammen ziehen müſſen; da man in einer Nacht viele Hecken voll ſieht, und des andern Tags faſt nicht Eins mehr. Entweder müſſen ſie alſo des Nachts ſehr hoch in der Luft, oder ſehr tief von einer Hecke zur andern ziehen.

Seine Nahrung ſind Inſekten, Fliegen, Mücken, Hafte u. dergl., Regenwürmer und allerhand Beeren,

Heidelbeeren, Johannisbeeren, Bergholderbeeren, und im Nothfall, und beſonders im Winter, Pfaffenhutsbeeren.

Im Zimmer nimmt es mit allem, was man ihm hinwirft, vorlieb, und frißt beſonders den friſchen Käſe ſehr gern. Auf den Dörfern läßt man es in der Stube herum fliegen, und die beſchwerlichen Fliegen wegfangen, und in den Kammern herumlaufen, um ſie von Flöhen zu reinigen. Es verlangt nicht allein täglich friſches Waſſer zum Trinken, ſondern auch zum Baden; wo es ſich zuweilen ſo naß macht, daß man gar keine Farbe mehr an den Federn erkennen kann.

Man zieht ſie gern jung auf, und hängt ſie neben Nachtigallen, von deren Geſange ſie einige Strophen lernen, und aus dieſen, verbunden mit ihrem eigenthümlichen Geſange, ein ſchönes Lied zuſammenſetzen. Sie hüpfen bald aus dem Neſte, vermuthlich der Gefahr zu entgehen, der ſie in Wäldern auf der bloßen Erde von den vielen Raubthieren ausgeſetzt ſind.

Der Feigenfreſſer. (Motacilla Ficedula.)

Der Oberleib iſt bräunlich, der Unterleib weiß, mit einem braunen Anſtriche auf der Bruſt, und auf den Flügeln iſt ein weißer Fleck. — Der Feigenfreſſer, der eigentlich die ſüdlichen Provinzen von Europa bewohnt, kommt doch im Sommer einzeln bis Schweden hinauf. In Deutſchland muß er ſelten ſeyn. Seine Länge beträgt $5\frac{3}{4}$ Zoll, und die Breite 8 Zoll. Sein Flug geſchieht ſtoßweiſe, und ſein Gang iſt hurtig. Er bewohnt die Gärten und bebauten Plätze, zieht zu Ende des Auguſts in großer Menge weg, und kommt im April wieder an.

Seine Nahrung ſind Inſekten und Gewürme, Weintrauben, und in den ſüdlichen Gegenden von Europa Feigen, wodurch eben das Fleiſch die vorzügliche Zartheit erhalten ſoll. Auch ſoll er den Samen vom Bingelkraut

(Mercurialis) freſſen. Er ſoll im Holze, und in Schweden im Hanf niſten. Man findet keine Beſchreibung von ſeinem Neſte, weil er ſo ſchwer zu finden ſeyn ſoll.

Er iſt in dem ſüdlichen Deutſchland als ein ſehr ſchmackhafter Vogel berühmt, der ſonſt von der Inſel Cypern, da ſie noch den Venetianern gehörte, in Töpfen, mit Weineſſig und wohlriechenden Kräutern eingemacht, nach Venedig zu 1000 bis 1200 Töpfen alle Jahre verſendet wurde. Noch jetzt ſollen die Italiener dieſen Vogel ausnehmend gern verſpeiſen.

In manchen Gegenden ſoll er auch von den Landleuten häufig in der Stube gehalten werden, um die Fliegen, Spinnen, und andere Inſekten wegzufangen. Er heißt noch: der braune Fliegenſchnepper; die braun gefleckte Grasmücke.

Die geſchwätzige Grasmücke. (Motacilla Curruca.)

Sie führt auch den Namen Müllerchen von ihrem Geſange, in welchem einige Töne vorkommen, die dem Klappern der Mühle ähnlich ſind. Sie wohnt in Europa und in dem nördlichen Aſien. Als Zugvogel kommt ſie in der Mitte des Aprils an, und verläßt uns in der Mitte des Septembers wieder. Sie hält ſich gern in den Hecken der Gärten, in der Nähe der Städte und Dörfer auf. Ihre Nahrung beſteht beſonders in kleinen Raupen, ſie frißt aber auch Johannis- und Hollunderbeeren. — Ihr Oberleib iſt grau, und roth überlaufen, der ganze Unterleib weiß, die Kehle am weißeſten.

Im Vogelbauer flattert ſie ſich leicht zu Tode. Ihr Inſtinkt lehrt ſie, das kunſtloſe Neſt, welches inwendig entweder mit Schweinsborſten, oder auch mit feinen Wurzeln ausgelegt iſt, in Stachelbeerbüſchen anzulegen, oder auch in jungen Fichtenſträuchen, um es vor Feinden, beſonders vor Katzen ſicher zu ſtellen. Wenn die

Alten einen Menſchen in der Nähe ihres Neſtes gewahr werden, ſo verlaſſen ſie Bau, Eier und Junge.

Die Braunelle. (M. modularis.)

Ein 6 Zoll langes Vögelchen, welches zwiſchen der Lerchen= und Sängergattung mitten inne ſteht, mit hell=roſtfarbenem, ſchwarzbraun geflecktem Rücken, und ſchmutzig weißem Bauch. Die Braunelle hat in ihrer Lebensart viel Aehnlichkeit mit dem Zaunkönig, iſt lebhaft, luſtig und ſcheu, und nützt, indem ſie Inſekten und Gewürme verzehrt, im Herbſte aber auch Mohn und Rübſamen. Im Winter, den ſie auch zum Theil bei uns zubringen, ſuchen ſie die Spinnen= und Raupenneſter, und Inſekten, die in Winkeln und Ritzen verborgen ſind, auch faule Graswurzeln auf. Ihr unordentlich in einander gewirrtes Neſt von Erdmoos, kleinen Reiſern und Wurzeln, iſt inwendig ſehr nett mit Hirſch= Reh= und Haſenhaaren ausgefüttert. Man findet darin 5 bis 6 ſchön gerundete, ovale, grünblaue Eier, welche von beiden Gatten ausgebrütet werden.

Die weiße oder graue Bachſtelze. (M. alba.)

Die Bachſtelzen, deren es drei Arten giebt, haben ſchlanke Beine, einen ſpitzigen Schnabel, und einen langen Schwanz.

Die weiße iſt 8 Zoll lang, der Schwanz mißt 4 Zoll. Ihr ſpitzig zulaufender Kopf iſt vom Scheitel bis zum Nacken ſchwarz, der übrige Oberleib bläulich aſchgrau, der Unterleib weiß. — Dieſer muntere und unruhige Vogel bewegt ſeinen langen Schwanz unaufhörlich, und bringt durch ſein Geſchrei, das er beim Anblick eines Raubvogels erhebt, alle benachbarte Vögel in Aufruhr, verfolgt und neckt den großen Falken, wird aber auch, wiewohl ſelten, deſſen Beute. Er geht bis Island und Kamtſchatka hinauf. Bei ihrem Abzuge im Herbſt ver=

ſammeln ſich die Bachſtelzen, gleich den Schwalben, ſchon im September auf den Dächern, oder auf hohen Gebäuden, und ſind dann ſo muthwillig, daß ſie faſt keinen Vogel vorbeifliegen laſſen, ohne ihm nachzujagen. Bei ihrem Zuge beſuchen ſie Schilfteiche, wo ſie auch die Nächte zubringen. Ihre Nahrung beſteht in Mücken und Fliegen. Sie niſten im Jahre zweimal, ziehen in zahlloſen Schaaren weg, und kommen in kleinen Schaaren wieder. Die Sperber ſind ihre gefährlichſten Feinde. Ihr Fleiſch iſt geſund und wohlſchmeckend, und ſie könnten daher im Herbſte mehr benutzt werden.

Das Goldhähnchen. (M. regulus.)

Dieſer kleinſte unter allen Europäiſchen Vögeln, ein wahrer Kolibri, nicht länger als 3 Zoll und 10 Linien, und nicht ſchwerer, als 1 Quentchen, unterſcheidet ſich durch ſeinen gelben, ſchwarz eingefaßten Scheitel, und ſeine vierfach geſpaltene hornartige Zunge. Sein Rükken, ſeine Schultern und Steißfedern ſind zeiſiggrün. Er iſt ein munteres, lebhaftes Vögelchen, das beſtändig in Bewegung iſt, und ſich an den Spitzen der Zweige mit ſeinen ſcharfen Krallen verkehrt anhängen kann, ſo wenig ſcheu, daß er ſich mit dem Stocke nahe kommen, und erſchlagen läßt, und in der ganzen bekannten Welt zu Hauſe. Dieſe Vögel, von welchen im März alle Hecken wimmeln, ſuchen im Winter die Inſekteneier aus den Knospen der Bäume hervor, und reinigen beſonders die untere Seite der Aeſte von Inſekten, weshalb ſie in der Luft ſchweben. Den Tannen- Kiefern- und Fichtenſamen verſchlucken ſie ganz. Man darf ſie nur mit Sand, oder dem Blaſerohr ſchießen, wenn man ſie nicht ganz zerſchmettern will.

Der Zaunkönig. (M. troglodytes.)

Dieſer kleine, muntere, kecke und bewegliche Vogel

iſt 4 Zoll lang, und hat einen anderthalb Zoll langen, keilförmigen Schwanz, der, wie die Flügel, ſchwarz bandirt iſt. Seine kurzen Flügel und ſein kurzer Schwanz nöthigen ihn, kurz und abgebrochen zu fliegen, und er kann daher ſeine Nahrung, welche in allerlei Inſekten beſteht, nicht im Fluge fangen, ſondern durchſchlüpft ſchnellhüpfend, und in ſteter Flügelbewegung alle Löcher, Winkel und Ritzen, wie eine Maus. Für ſeine Kleinheit hat er eine ſtarke, und zum Theil angenehme Stimme. Er zieht nicht weg, hält ſich im Sommer gern in gebirgigen Waldungen, und verliert ſich im Herbſt in Städte, Dörfer und Gärten, wo er überwintert, indem ihn ſeine vielen Flaumfedern gegen die Kälte ſchützen, wobei er immer luſtig iſt, wie groß auch die Kälte ſeyn mag. Sein Neſt findet man in Erdklüften, Baumhölen, in den Wurzeln umgeſtürzter Bäume, in Bergwerksſtellen, Strohdächern, unter den Dachſparren, und vorzüglich in den aus Raſen zuſammengeſetzten Köhlerhütten. Der Kukuk wirft des Zaunkönigs Eier aus dem Neſte, um ſein großes Ei hineinzulegen. Der ganze Vogel wiegt nur 3 Drachmen.

Die Alpengrasmücke. (M. alpina.)

Dieſer aſchgraue, dunkelbraun gefleckte Vogel, mit weißer Kehle, bewohnt die Schweizeriſchen, Kärnthiſchen und Krain'ſchen Alpen, auch die Pyrenäen, und iſt $7\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Er niſtet auf der Erde, oder auch in den Ritzen und Löchern der Felſen, daher er auch Flüelerche genannt wird. In ſchneereichen Wintern nimmt er ſeine Zuflucht in die Thäler, und ſucht die warmen Quellen und Ströme auf. Sein Fleiſch iſt ſchmackhaft, und wird dem der Ortolane gleich geſchätzt.

(Motacilla Calliope.) Fig. 13.

Dieſe Grasmücke iſt im öſtlichen Sibirien zu Hauſe,

hat ungefähr die Größe des Schwarzkehlchens, und zeichnet ſich beſonders durch das ſchöne Zinnoberroth des Halsſchildes aus. Sie hält ſich in den Gipfeln der Weiden auf, und hat einen überaus anmuthigen Schlag, dem der Nachtigall ähnlich.

Der Schneidervogel. (M. Sartoria.)

Er iſt kleiner, als der Zaunkönig, und hat ſeinen Namen von der kunſtvollen und merkwürdigen Zuſammenſetzung ſeines Neſtes aus Baumblättern. Er heftet gleichſam einige dürre Blätter an ein grünes Blatt, welches am äußerſten Ende eines Zweiges ſitzt, ſo daß dadurch eine dütenförmige Hölung gebildet wird, die er mit Flaumfedern ausfüttert. Er bedient ſich zu dieſer Arbeit ſehr feiner Faſern von Gewächſen, und ſeines ſpitzigen Schnabels als Nähnadel, indem er damit die Löcher bohrt, und die Faſern durchzieht. Der Stiel eines einzigen Blattes trägt alſo nicht nur das Neſt und die Eier, ſondern auch die brütende Mutter, und die Jungen.

Der rothbrüſtige Schneidervogel. Manakie. (Pipra aureola.) Fig. 14.

Dieſer Vogel hat nur eine Länge von 3 Zoll 9 Linien. Sein ſchwarzer Schnabel iſt etwas kegelförmig, am Grunde rund, ſehr ſpitzig, die obere Kinnlade etwas länger, als die untere, und vom Grunde aus ſanft gebogen. Die Füße ſind nicht ſtark, vierzehig, drei ſtehen nach vorn, und einer nach hinten, die Klauen ſind ſcharf, von Farbe roth. Stirne, Wangen und Kehle ſind orangefarben; am Mundwinkel ſtehen mehrere ſchwarze Borſtenhaare. Kopf, Vorder- und Hinterhals, Bruſt und Oberbauch ſind karmoiſinroth; Rücken, Steiß, obere Flügeldeckfedern, und der Schwanz ſchwarz mit Stahlglanze; Unterbauch und After tiefſchwarz; etliche der großen und kleinen Schwungfedern haben weiße Flecken;

die unteren Flügeldeckfedern und der obere Flügelrand, nebſt den Kinnbändern ſind ſchwefelgelb.

Sein Vaterland iſt Guiana, wo er ſehr gemein iſt. Seine Nahrung ſind Inſekten. Er niſtet in Baumhölen. Das Weibchen ſoll 12 bis 15 Eier legen. Er iſt ein munterer und raſtloſer Vogel. — Auch eine andere Art dieſer Gattung, Pipra rupicola, wohnt in Guiana.

Die Meiſe. (Parus.)

Die Meiſen machen ein eben nicht zahlreiches Vogelgeſchlecht aus; denn man kennt überhaupt nicht mehr, als 32 Gattungen, wovon wenigſtens 7 in Deutſchland einheimiſch ſind. Der gerade, etwas zuſammengedrückte, ſtarke, harte und ſcharf zugeſpitzte, an der Wurzel mit Borſten bedeckte Schnabel unterſcheidet ſie. In der Lebensart haben ſie viel Auszeichnendes. Es ſind muthige, thätige, lebhafte, und verhältnißmäßig ſtarke Vögel; den ganzen Tag in Bewegung, ſehr geſchickt im Klettern an den Aeſten und Zweigen der Bäume, und zwar nach allen Richtungen, aufwärts und abwärts. Sie lieben die Geſelligkeit, nähren ſich theils von Inſekten und deren Larven und Puppen, theils von allerlei Saamen, beſonders ſolchen, die, wie Nüſſe, Mandeln, Sonnenblumenkörner, Hanf ꝛc. ein ſüßes öhlichtes Mark haben. Sie lieben die Freiheit ſo ſehr, daß ſie in der Gefangenſchaft meiſtens nach wenigen Stunden vor Gram ſterben. Scheu ſind ſie übrigens nicht; auch läßt ſich kein Vogel leichter fangen, als die Meiſe. Unter den kleinen Vögeln legen ſie die meiſten Eier; denn 10, 16, bis 20 Junge iſt bei dieſen Vögeln nichts Seltenes. Sie bleiben alle im Winter hier.

Die Kohlmeiſe. (P. major.),

iſt unter den einheimiſchen die größte, nemlich ungefähr von der Größe des Rothkehlchens; ihr Kopf glänzend

ſchwarz, mit weißen Schläfen und gelbem Genick; der übrige Oberleib olivengrün, die Kehle ſchwarz; der übrige Unterleib gelb mit einem breiten ſchwarzen Streifen in der Mitte. Die Kohlmeiſe, die auch Spiegel= und Brandmeiſe heißt, iſt die gemeinſte Gattung. Sie bewohnt Wälder und Gärten, niſtet in hohlen Bäumen, und vermehrt ſich, da ſie jährlich zweimal 8 bis 14 Junge ausbrütet, ſehr ſtark. Ihre Eier ſind weißlich, mit röthlichen und roſtfarbenen Strichen und Punkten. Sie iſt blutgierig und gefräßig, denn nicht nur todten Vögeln hackt ſie das Gehirn aus, und frißt es, ſondern ſogar lebendige Lerchen, Ammern, Stieglitze ꝛc. tödtet ſie, um ſich dieſen Fraß zu verſchaffen, wenn man ſie mit dieſen Vögeln im Zimmer frei umher fliegen läßt. Sie ſoll ſogar ſchlafenden Kindern ſchon die Augen ausgehackt haben. Die Knaben fangen ſie im Herbſt in Meiſenkaſten.

Die Blaumeiſe oder Pimpelmeiſe. (P. caeruleus.),

iſt kleiner, als jene, und einer der ſchönſten einheimiſchen Vögel. Scheitel, Flügel und Schwanz ſind ſehr ſchön hoch himmelblau; Stirn und Wangen weiß, der Rücken zeiſiggrün, der Unterleib rein ſchwefelgelb. Sie zeigt ſich lange ſo häufig nicht, als die übrigen, iſt zärtlicher, als die Kohlmeiſe, aber ſonſt ihr in der Lebensart gleich. Im Herbſt kommt ſie nach den Gärten. Ihr Neſt findet ſie in kleinen Baumlöchern in Laubwäldern. Die Eier ſind röthlich weiß und braungefleckt.

Die Tannenmeiſe oder kleine Kohlmeiſe. (P. ater.),

noch etwas kleiner, als die Blaumeiſe, ſehr gemein in Nadelwäldern, wo ſie ſich inſonderheit auch von den Fichten= und Tannenſamen nährt. Ihr Kopf iſt ſchwarz; der Rücken aſchgrau; die Kehle ſchwarz, der übrige Unterleib ſchmutzig, oder grauweiß. Sie niſtet ſowohl in

Baum= als in Erdhölen. Ihre Eier ſind weiß, mit lederfarbenen Punkten.

Die Hauben= oder Schopfmeiſe. (cristatus.), nicht ſo häufig, als jene, und in Nadelwäldern anzutreffen. Es iſt ein niedliches Geſchöpf, dem der zierliche, weiß und ſchwarzbunte Federbuſch ein ſchönes Anſehen giebt. Der Oberleib iſt röthlich grau, der Unterleib weißlich; und um den Hals geht ein ſchwarzer Ring.

Die Schwanzmeiſe. (caudatus.), iſt die kleinſte unter den einheimiſchen. Wenn man ihr den langen Schwanz, der länger iſt, als der Leib, und den ſie leicht verliert, ausrupft, ſo bleibt ein kleiner Federball übrig; denn einem ſolchen gleicht der Leib. Der weiße Kopf ſteckt ganz im Gefieder; der Rücken iſt ſchwarz und braunroth, der Unterleib weiß, am Bauche röthlich überlaufen. Dieſe kleine Meiſe hat den ſonderbaren Namen Teufelsbolzen, auch nennt man ſie des langen Schwanzes wegen Pflaumenſtiel. Sie iſt nicht ſelten; unter den Meiſen am wenigſten ſcheu, aber ſo zärtlich, daß ſie ſich bei aller Mühe höchſt ſelten einmal in der Gefangenſchaft erhalten läßt. Ihr Neſt iſt ſehr künſtlich gebaut, entweder am Stamm eines Baumes, oder an der Gabel eines Zweiges angeheftet; ziemlich groß, rund, auswendig mit Baumflechten umkleidet, und inwendig mit Federn weich ausgefüttert; an der einen Seite hat es einen Eingang. Man findet darin 13 bis 15 weiße, röthlich gefleckte Eier.

Die Beutelmeiſe oder der Pendulin, auch Remiz (pendulina) genannt, wohnt inſonderheit im ſüdlichen Europa und in Polen und Rußland. Kopf, Flügel und Schwanz ſind roth= und ſchwarzbraun; der Unterleib bis zum After, welcher ſchwarz iſt, aſchgrau.

Das ungemein künſtliche Neſt macht dieſe Meiſe merkwürdig. Sie baut es in Geſtalt eines Beutels aus Pappelwolle, zarten Grasſtengeln, Hanffäden u. dergl. in ovaler Form. Es hängt, in der Nähe eines Gewäſſers, entweder an einem Rohrſtengel, oder an einem Weidenzweig, iſt 6 Zoll lang, und hat am untern Ende einen engen Eingang. Inwendig iſt es mit Thierhaaren und weicher Pflanzenwolle ausgefüttert. Man findet darin 5 ſchneeweiße, röthlichgrau gewölkte Eier. In Italien, Polen und Rußland ſchreiben Abergläubige dieſen Neſtern geheime Wirkungen zu, und bewahren ſie in den Häuſern auf.

Die Schwalbe. (Hirundo.)

Die Schwalben machen gleichfalls ein beſonderes Vogelgeſchlecht aus, welches aber nur aus 38 Gattungen beſteht. Ein kleiner, umgebogener, pfriemförmiger, und an der Wurzel plattgedrückter Schnabel unterſcheidet ſie. Dieſe Vögel haben für ihre Größe einen weiten Rachen, ſehr große Flügel, und zugleich einen großen breiten Schwanz; eine Einrichtung, welche ſie in den Stand ſetzt, bei einem kleinen, ungemein leichten Körper vortrefflich zu fliegen, und, ihrer Beſtimmung gemäß, im Fluge ihre Nahrung, lauter Inſekten, namentlich allerlei Fliegen, Mücken, Bremen u. ſ. w. wegzufangen. Kein bekannter Vogel, wenigſtens kein einheimiſcher, kommt den Schwalben im Fluge gleich. Sie durchſchneiden pfeilſchnell die Luft, verlieren ſich in den Wolken, ſtreifen dicht über der Erde, und ſo nahe an der Waſſerfläche hin, daß ſie dieſelbe berühren, und machen die bewundernswürdigſten Schwenkungen mit einer Leichtigkeit und Geſchwindigkeit, die in Erſtaunen ſetzt. Dabei beſitzen ſie eine ſolche Ausdauer, daß ſie den bei weitem größten Theil des Tages in der Luft umher ſchwärmen, und nur ſelten ausruhen. Zum Gehen taugen daher ihre Füße nicht.

Alle einheimiſche Schwalben ſind Zugvögel, und müſſen es vermöge ihrer Nahrung ſeyn. Eine ungereimte Sage iſt es, daß ſie ſich im Herbſt in den Schlamm der Seen und Teiche verſenkten, und hier in Erſtarrung zubrächten. Es gehört wenig Nachdenken dazu, das Grundloſe dieſer Meinung zu begreifen. Welche Kraft müßte wohl ein ſo leichter Vogel beſitzen, wenn er ſich in den dicken Schlamm ſenken wollte. Was würde aus ſeinem Gefieder werden, und wie würde er ſich im Frühlinge wieder reinigen können? Es iſt wahr, man hat bisweilen im Herbſt oder Frühlinge Schwalben an Teichen und Seen gefunden; allein man weiß, daß dieſe Vögel ſogleich bei rauher Herbſt- oder Frühlings-Witterung hieher gehen, um ſich von allerlei am Rohr und Schilf ſitzenden Inſekten und Larven zu ernähren. Hier mögen wohl einige bisweilen erſtarren, und todt, oder halbtodt gefunden werden; auch hat man ſolche Erſtarrte wirklich bisweilen wieder aufleben ſehen. In dieſem Fall aber waren ſie gewiß nur erſt verklommen. Daß die Schwalben bis nach Afrika ziehen, und dort überwintern, iſt jetzt ausgemacht; denn Seefahrer treffen ſie auf ihren Wanderungen hin und her öfters an, und in Afrika ſieht man ſie im Herbſte einziehen, und im Frühjahre ſich entfernen.

Sie gehören zu den nützlichſten Vögeln; denn obgleich hie und da Bienen ihre Beute werden, ſo ſind doch im Ganzen nur ſchädliche Inſekten ihr Fraß. Ihre Nützlichkeit wird auch, in Deutſchland wenigſtens, allgemein anerkannt. Niemand beunruhigt und verfolgt die unſchuldige Schwalbe, und daher niſtet ſie ſo nahe um den Menſchen, an Ställen, wo man leicht ihre Jungen, und ſie ſelbſt ergreifen kann. Sie ſcheut den Menſchen auch ſo wenig, daß ſie ſelbſt durch offene Fenſter in ſein Zimmer kommt. In Europa giebt es 7 bis 8, in Deutſchland aber nur 4, höchſtens nur 5 Gattungen.

Die Hausſchwalbe. (urbica.),

auch Mehl- und Fenſterſchwalbe genannt, niſtet nebſt der folgenden in den Häuſern, Dörfern und Städten. Ihre Größe, Farbe und Lebensart ſind bekannt. Das Hauptmerkmal, wodurch ſie ſich von den übrigen Gattungen unterſcheidet, beſteht darin, daß ihr Oberleib bläulich ſchwarz, der Unterleib aber weiß iſt. Ihr Neſt baut ſie aus weichem Lehm und Gaſſenkoth, unter den Dächern, an Geſimſen und hervorſtehenden Balken der Häuſer. Es iſt ganz zugewölbt, und hat nur zur Seite einen Eingang. Die Eier ſind weiß, mit braunen Punkten. Dieſe Schwalbe iſt es, von welcher erzählt wird, daß ſie einſt, als ein Sperling ihr Neſt mit Gewalt in Beſitz genommen, eine ganze Geſellſchaft ihrer Schweſtern eiligſt herbeigerufen, und mit ihrer Hülfe den Eingang verbauet habe, ſo daß der Sperling ſeine Gewaltthätigkeit mit dem Leben bezahlen mußte.

Die Rauchſchwalbe. (rustica.),

ſonſt auch Feuer- und Stachelſchwalbe genannt, iſt etwas größer, und unterſcheidet ſich deutlich durch die kaffee- und kaſtanienbraune Farbe an der Stirne und Kehle, und durch den langen und gabelförmigen weißgefleckten Schwanz. Ihr Neſt beſteht aus denſelben Materialien, wie das der vorigen, iſt aber viel kleiner. Es findet ſich in Hausfluren, in Ställen u. ſ. w., und iſt oben ganz offen. Die Eier haben auf der weißen Grundfarbe braune und violette Punkte.

Die Uferſchwalbe. (riparia.),

iſt ſo groß, wie die Hausſchwalbe, oberhalb grau, unterhalb weiß, und niſtet in den Uferhölen der Flüſſe und Seen, unter ausgewachſenen Baumwurzeln. Ihre Nahrung beſteht in den kleinen Inſekten, welche den Sommer hindurch über der Waſſerfläche ſchwärmen. Ihre

Eier ſind weiß, mit röthlich aſchgrauen wolkenartigen Flecken.

Die Thurm- oder Mauer- und Steinſchwalbe. (H. apus.),

iſt unter den einheimiſchen die größte; überall gräulich ſchwarz, wie beräuchert, und nur an der Stirn und Kehle etwas weißlich. Sie bewohnt die höchſten Gebäude in Städten, nemlich Thürme, Kirchen und Schlöſſer, und niſtet in den Mauerlöchern. Um ſich an den rauhen Flächen der Mauern deſto feſter anhängen zu können, richtete die Natur nicht nur alle vier Zehen ihrer Füße vorwärts, ſondern verſah dieſelben auch mit ausnehmend ſpitzigen und hakenförmigen Nägeln. Zur Erde herab kömmt dieſe Schwalbe nie; ſie ſchwebt ſehr hoch in der Luft, und findet auch dort noch Inſekten. Ihre Eier ſind milchweiß, und etwas grau geſprengt. Sie zieht nach der Uferſchwalbe, aber früher, als die übrigen, nemlich ſchon am Ende des Auguſts fort.

Die eßbare Schwalbe oder Salangane. (esculenta.),

iſt ihres berühmten Neſtes wegen die merkwürdigſte unter den ausländiſchen Schwalben. Von ihr kommen die berühmten Indianiſchen Vogelneſter, welche im ſüdöſtlichen Aſien für eine der größten Leckereien gehalten, und theuer bezahlt werden. Der Vogel, der ſie baut, iſt unſern Schwalben in der äußern Bildung und Lebensart gleich, ſo groß wie ein Zaunkönig; am Oberleibe braun; am Unterleibe weißlich; und jede Feder des gabelförmigen Schwanzes mit einer weißen Spitze verſehen. Mehrere oſtindiſche Inſeln in der Nähe des Aequators, beſonders zwiſchen Java und Sumatra, und zwiſchen Java und Cochinchina, ſind die Heimath dieſes Vogels. Die Neſter findet man in den Felſenhölen am Meere. Die Materie, woraus ſie beſtehen, iſt gelblich-

weiß helldurchſichtig, und gleicht vollkommen einer eingetrockneten thieriſchen Gallerte. Sie erweicht ſich, wenn man ſie im Munde hält, ſchmeckt anfangs ein wenig ſalzig, dann aber verliert ſich der Geſchmack. Was nun aber dieſe Materie ſei, ob Fiſchrogen, oder eine Art im Meere lebender Schleimwürmer, das iſt noch nicht völlig ausgemacht.

Im ſüdlichen Aſien, beſonders in China, ſchreibt man dieſen Neſtern große Kräfte zu, kauft ſie theuer ein, und verſpeiſt ſie in Suppen und Ragouts, welche einem Europäer ſehr fade ſchmecken, und erſt durch das Gewürz einen angenehmen Geſchmack erhalten. —

Die Europäiſche Nachtſchwalbe.
(Caprimulgus europaeus.) Fig. 15.

Von dieſer Gattung zählt man 18 Arten, von welchen aber nur die einzige Nachtſchwalbe in Europa lebt. Die Kennzeichen der Gattung Caprimulgus (Ziegen- oder Geismelker) ſind: ein ſehr kurzer, an der Spitze mäßig gekrümmter Schnabel, ein weiter Rachen, ſteife Borſten an den Rändern des Oberkiefers, 4 Zehen, wovon die drei vordern bis zum erſten Gelenk mit einer Haut verbunden ſind, die Klauen der mittlern breit gerändet.

Sie iſt größer, als eine Mauerſchwalbe, denn ſie mißt faſt 1 Fuß, und mit ausgeſpannten Flügeln noch einmal ſo viel. Der unförmlich dicke Kopf mit dem borſtigen Rachen geben ihr ein abentheuerliches Anſehen. Dieſer Rachen zeichnet die Nachtſchwalbe von allen Vögeln dieſer Größe aus. Die Farbe des Gefieders erhöht die Häßlichkeit des Vogels, denn Flügel und Schwanz haben ein dunkles Aſchgrau mit dunkelbraunen Querſtreifen und ſchwarzen Flecken.

Die Laub- und Nadelhölzer ſind ſein Aufenthalt. Hier ſucht er ſich die freien, mit hohem trocknem Graſe und Heidekraut bewachſenen, der Sonne ſtark ausgeſetzten

ten Plätze. Da er viel Wärme bedarf, ſo verweilt er nur 4 Monate bei uns, vom Mai bis Ende des Auguſt. Er iſt übrigens ein nächtlicher Vogel (animal nocturnum), denn am Tage hält er ſich ſtill auf der Erde in ſeinem Neſte, und fliegt erſt in der Dämmerung aus, um Nahrung zu ſuchen, die er in der Finſterniß der Nacht zu finden weiß. Sein leiſes Gehör, und ſein ſchneller, geſchickter und anhaltender Flug ſind ſeine Waffen. Dabei erhebt er ſich wenig über die Erde. Seine Stimme iſt ſeiner ſchauerlichen Geſtalt angemeſſen. Seine Nahrung ſind Nachtſchmetterlinge, Käfer, und andere Inſekten, die er im Fluge fängt. Daß er den Ziegen die Milch ausſauge, iſt eine ungegründete Sage.

VI. Gallinae.

Die Vögel dieſer Ordnung haben kurze Füße, einen konvexen Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleiſchigen Haut überzogen iſt, und deſſen obere Hälfte zu beiden Seiten über die untere tritt. Sie nähren ſich meiſt von Pflanzenſamen, die ſie im Kropfe einweichen, leben in Polygamie, legen zahlreiche Eier, und geben das mehreſte Hausgeflügel.

Die Taube. (Columba.)

Die Holztaube iſt meiſt in der ganzen alten Welt zu Hauſe. Die im Norden ziehen im Herbſt nach etwas ſüdlicheren Gegenden. Die in milderen Erdſtrichen hingegen überwintern ſchaarenweiſe in Felſen-Klüften, hohlen Bäumen ꝛc. Das wilde Weibchen brütet zweimal im Jahre; die Haustaube hingegen 9 bis 10mal, ſo daß man von einem einzigen Paar binnen 4 Jahren 14762 Tauben ziehen könnte. Die vorzüglichſten Abarten (wovon doch manche für beſondere Gattungen angeſehen werden) ſind folgende:

Die Trommeltaube (dasypus), mit lang beſiederten Füßen.

Die Kropftaube, der Kröpfer (gutturosa), mit theils ungeheurem Kropfe.

Das Mövchen (turbita), mit krauſen Bruſtfedern und ganz kurzem Schnabel.

Der Tümmler (gyratrix), mit glattem Kopfe und einem kahlen rothen Augenring; überſchlägt ſich im ſteigenden Fluge.

Die Schleiertaube, Zopftaube (cucullata), mit vorwärts gerichtetem Kopf-Buſche.

Die Pfauentaube, der Hühnerſchwanz (laticauda), mit aufrechtem, ausgebreitetem Schwanze.

Die Poſttaube, Brieftaube, Türkiſche Taube (tabellaria), mit rothen Fleiſchwarzen um den Schnabel und die Augen herum. Dieſe Taubenart hat ihren Namen daher, weil man ſich ihrer vorzüglich ehedem in der Levante bediente, um Briefe zu überſchicken.

Der Kronvogel (Coronata). Zumal auf Neu-Guinea und den Molukken ꝛc. Faſt von der Größe des welſchen Hahns.

Die Ringtaube, große Holztaube, Schlagtaube, Plochtaube, Kohltaube, Holztaube (Palumbus). Meiſt in ganz Europa.

Die Turteltaube (Turtur). In den warmen und mildern Gegenden der alten Welt. In ihrer geprieſenen Keuſchheit und ehelichen Treue, die fabelhaften Uebertreibungen abgerechnet, haben ſie nichts vor andern Vögeln ähnlicher Lebensart voraus.

Die Lachtaube (Risoria). Im milderen Europa und in Oſtindien.

Die Zugtaube (Migratoria). Im nordöſtlichen Amerika. Macht zur Zeit ihrer unermeßlichen Züge eine Hauptnahrung der daſigen Indianer aus, die auch Tauſende derſelben räuchern und dörren.

Das Taubengeſchlecht gehört zu derjenigen Ordnung der Vögel, welche man **hühnerartige** nennt, weil ſie mit den gemeinen Haushühnern große Aehnlichkeit haben. Es werden auch dazu die nächſtfolgenden Geſchlechter gerechnet. — Die Tauben haben einen weichen, dünnen, an der Wurzel geraden, und mit einer weichen aufgeſchwollenen Haut verſehenen Schnabel. Es ſind ſchon 70 Gattungen bekannt. Sie leben von Körnern, und andern vegetabiliſchen Produkten, halten ſich, wider die Gewohnheit anderer hühnerartigen Vögel, paarweiſe zuſammen, und das Weibchen legt nur 2 Eier auf einmal. Das ſanfte, ſtille Naturel der Tauben iſt zum Sprichwort geworden. Ihr wohlſchmeckendes Fleiſch hat ihnen einen Platz unter den Hausthieren verſchafft. Die merkwürdigſten Gattungen ſind folgende:

Die gemeine wilde Taube. (oenas.)

Sie iſt unter dem Namen Holz- und Blautaube in waldigen Gegenden bekannt genug, und verbreitet ſich über die ganze alte Welt. Der Größe nach gleicht ſie der Feldtaube. Ihr ganzes Gefieder iſt dunkelaſchgrau, unterhalb heller, als oben; die Flügel zieren 2 ſchwarze Flecke, und am Halſe ſchimmert das Gefieder herrlich aus einem goldglänzenden Purpurroth ins Goldgrüne. Schnabel und Beine ſehen hochroſenroth aus. Baumhölen und Felſenklüfte ſind diejenigen Oerter, in welchen die wilde Taube niſtet. Sie brütet zweimal jährlich, legt ganz weiße Eier, und ſucht ihre Nahrung inſonderheit auf den benachbarten Feldern. In den Ländern, welche, wie Deutſchland, einen kalten Winter haben, zieht ſie in Schaaren im Oktober fort, und kommt gegen Ende des Februars wieder zurück. Ihr zartes Fleiſch iſt ſehr geſucht.

Durch Zähmung ſtammt von dieſer wilden oder Holztaube die **zahme Taube** her, die durch die ver-

änderte Lebensart eben ſo ſehr ausgeartet iſt, wie andere zahme Thiere. Die vornehmſten Abarten ſind folgende vorhin ſchon angeführte: Die Feldtaube (Feldflüchter), welche der wilden Taube am meiſten gleicht, und auch leicht wieder in den Zuſtand der Wildheit übergeht; die Trommeltaube, durch ihre trommelnde Stimme, und befiederten Füße ſich auszeichnend; die Kropftaube mit dem ungeheuren Kropfe; die Schleiertaube; das Mövchen; der Tümmler, der ſich im Fluge überſchlägt; die Pfauentaube mit dem Pfauenſchwanze; die Türkiſche oder Brieftaube, die man wegen ihres pfeilſchnellen Fluges im Orient zum Verſchicken von Briefen abrichtet, und mehrere andere.

Die Haustauben ſind nicht ſo ganz Hausthiere, wie Hühner, Gänſe und Enten; denn ſie behalten ihre Freiheit mehr. Man weiſt ihnen bloß einen Schlag, d. i. ein ſchickliches Behältniß auf einem Boden, oder ſonſt irgend wo an, ſteckt ihnen hier Neſter auf, und läßt ſie aus- und einfliegen, wie ſie wollen. Da, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben, verlaſſen ſie eine ſolche Wohnung ſelten, wenn nicht Marder, Iltiſſe, oder andere Raubthiere ſie verjagen; ſie brüten hier des Jahres wohl 6 bis 10mal, und vermehren ſich ſtark, ſuchen ſich im Sommer ihr Futter ſelbſt auf den Feldern in der Nachbarſchaft, und verlangen nur im Winter, wenn die Erde allenthalben zugefroren, oder mit Schnee bedeckt iſt, Futter von ihrem Hauswirth. Wo aber erſt ein Taubenflug angelegt werden ſoll, da muß man viel Vorſicht anwenden, damit ſie nicht fortgehen, und ſich zu andern Geſellſchaften begeben. Ein Teig von altem Lehm aus einem Backofen, mit Anis, Heringslake und Honig gemiſcht, in den Schlag geſetzt, lockt ſie vorzüglich ſtark an, und verhindert ihre Entfernung aus einem neu angelegten Schlage. Im Winter wirft man ihnen Gerſte, Erbſen, oder Wicken hin, welches nebſt dem Weizen ihr

liebſtes Futter iſt. Sie freſſen auch gekochte Kartoffeln gern; doch will man bemerkt haben, daß ſie darnach weniger Eier legen.

Die jungen Tauben ſind bekanntermaßen ihres wohlſchmeckenden Fleiſches wegen allenthalben ſehr beliebt, und dies iſt auch der Zweck, warum man Tauben unterhält; doch dieſer Vortheil wiegt, wenn man nicht zugleich auf das Vergnügen ſieht, welches dieſe reinlichen, ſanften, zierlichen und verträglichen Thiere gewähren, den Schaden nicht auf, den ſie den Getreidefeldern zur Saat- und Erntezeit zuziehen.

Die Ringeltaube. (palumbus.)

iſt eine zweite einheimiſche Gattung, die ſich wild in den Wäldern aufhält. Sie übertrifft die Haustaube an Größe, iſt oberhalb dunkelblau, mit grünem, grauem und purpurnem Schimmer; hat unterwärts an den Seiten des Halſes einen weißen halbmondförmigen Fleck, rings-um mit goldgrünglänzenden Federn umgeben, der den Ring vorſtellt; am Unterhalſe und an der Bruſt ein hochrothes, am übrigen Unterleibe ein weißliches Gefieder. Sie bewohnt lieber Nadelhölzer, und nährt ſich vorzüglich von dem Samen der Fichten und Tannen; aber zur Erntezeit auch von Getreide. Sie zieht im Oktober fort.

Die Turteltaube.

Sie iſt kleiner, als die Feldtaube, auf dem Oberleibe zum Theil hell- vorzüglich aber graublau mit einem ſchwarzen Flecke und 3 bis 4 weißen Queerſtrichen zu beiden Seiten des Halſes; an der Bruſt hellfleiſchfarben; übrigens am Unterleibe weiß; die Schwanzfedern, welche, wie die Schwingen, ſchwärzlich ſind, haben weiße Spitzen. Dieſer ſchöne liebenswürdige Vogel verbreitet ſich über das gemäßigte und wärmere Europa und Aſien, und wurde ſogar von den Seefahrern auf einigen Südſeein-

ſeln angetroffen. In Deutſchland lebt er in den Wäldern und Feldhölzern, nährt ſich von Fichten- und Tannenſamen, geht auch auf die Getreidefelder, und zieht im Herbſte fort. Die ehemals gerühmte eheliche Treue der Turteltaube, deren Sinnbild ſie bei allen Dichtern iſt, darf nicht im ſtrengſten Sinne genommen werden, denn auch hier, wie bei den übrigen Tauben, werden die Gatten bisweilen einander untreu.

Die Lachtaube.

Sie ſtammt urſprünglich aus Oſtindien, wird aber jetzt in Deutſchland und andern Europäiſchen Ländern häufig, zumal von Landleuten in Städten, unterhalten, wo ſie ſich fortpflanzt. Den Namen hat ſie von dem ſonderbaren lachenden Laute, den ſie hören läßt. An Größe gleicht ſie der Turteltaube. Ihr ganzes Gefieder ſieht oberhalb grauröthlich weiß, am Unterleibe mehr weißlich aus, und an jeder Seite des Halſes befindet ſich ein halbmondförmiger ſchwarzer Streifen, der den Hals faſt wie ein unterbrochener Ring umgiebt. Ein ſehr ſanftes, niedliches und reinliches Geſchöpf, welches wenig Kälte verträgt, und überhaupt zärtlich iſt. —

Einige Arten der, ſich beſonders durch einen etwas längeren Hals uud rothe Beine auszeichnenden Gattung der Turteltauben, von der es aber, wie von der gemeinen, noch ſehr viele giebt, ſind folgende:

Die grüne Turteltaube.
(Columba Turtur viridis.) Fig 16.

Ihre Länge iſt 7¾ Zoll. Der Schnabel roth, und 8 Linien lang. Vorderkopf und Kehle aſchfarben, der Hinterkopf und Hals, der Rücken, der Steiß, die obern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel, die Bruſt, der Bauch, die Seiten und die Schenkel goldgrün, mit

Kupferglanze. Der Vorderhals prächtig violet-purpurroth. Die größern obern Deckfedern der Flügel haben an der Spitze ſchwefelgelbe, äußere Ränder, die untern Deckfedern der Flügel aber aſchfarbene, die Schwungfedern ſind ſchwärzlich, und ihre äußern Ränder und Spitzen haben einerlei Farbe mit dem Körper. Der Schwanz iſt blaugrün mit Kupferglanze, ſeine zwei mittlern Federn einfarbig, und ſpielen an den innern Fahnen ins Schwärzliche, die andern haben alle ſchwefelgelbe Spitzen. Unten erſcheinen ſie ſchwärzlich, mit ſchmutzig weißen Spitzen, und die untern Deckfedern des Schwanzes ſind grünlichweiß; die Füße roth, und zur Hälfte mit Federn bedeckt; die Klauen graubraun. — Sie iſt auf der Inſel Amboina zu Hauſe.

Die Erd-Turteltaube. (Columba Turtur passerina.)

Sie iſt nicht viel größer, als eine Haubenlerche, nemlich 6¼ Zoll lang. Ihr Schnabel iſt hellroth, mit einer ſchwärzlichen Spitze, und 7 Linien lang; der Augenſtern pommeranzengelb; die obern Theile des Kopfes und des Halſes aſchgrau, der Rücken, Steiß und die obern Deckfedern des Schwanzes eben ſo, aber dunkler; die Stirn, die Kehle, der Vorderhals, die Bruſt, die Seiten, der Bauch, und die unteren Deckfedern des Schwanzes weinfarbig mit braunen Flecken am Vorderhalſe und Bruſt, indem nemlich die Mitte jeder Feder dieſe letzte Farbe hat; einige Deckfedern der Flügel ſind dunkelaſchfarbig, einige weinfarbig mit glänzend grünen Flecken; unten ſind ſie gelbroth; die Schwungfedern ſind ebenfalls gelbroth, an den äußern Rändern und an den Spitzen aber ſchwärzlich, die zwei mittlern Schwungfedern dunkelaſchfarbig, die andern ſchwärzlich; die Füße roth, die Krallen ſchwärzlich.

Beim Weibchen ſind alle dieſe Farben etwas bläſſer, und minder ſcharf. — Sie ſind in den wärmern Ländern

von Amerika, und auf den angrenzenden Inſeln zu Hauſe. In Mexiko ſind ſie ſehr gemein, und halten ſich in gebirgigen Gegenden auf; ſie ſind daſelbſt eine ſehr delikate Speiſe. Auch in Carolina, Guiana und Jamaika findet man ſie oft. Auf Karthagena giebt es einige Spielarten, welche größer ſind, als die gewöhnlichen, und einige braune Flecken, und keinen geſchuppt ausſehenden Bauch haben. Ihr Girren iſt kläglich, wie das der gemeinen Turteltaube. Sie pflanzen ſich auch in Europa fort.

Die Javaniſche Turteltaube. (Columba Javanica.)

Sie iſt 9½ Zoll lang, ihr Schnabel hellroth, mit einer weißen Wachshaut bedeckt; Kopf, Hals und Bruſt weinroth, die Stirn und die Seiten des Kopfs am hellſten. Rücken und Flügel dunkelgrün, die großen Schwungfedern braun, der Bauch von dunkler Farbe, die gegen den Schwanz hin, der unten auch dunkelfarbig iſt, ſehr blaß wird. Die Füße roth. In Java zu Hauſe.

Die Senegal'ſche Turteltaube.
(Columba Senegalensis.) Fig. 17.

An Größe gleicht ſie der Schwarzdroſſel. Ihre Länge iſt 9¾ Zoll. Der Schnabel iſt 8 Linien lang und ſchwärzlich. Kopf, Hals und Bruſt weinfarbig, der Vorderhals ſchwarz gefleckt. Der Oberrücken braun, und das Ende jeder Feder ins Gelbrothe ſpielend. Die zunächſt am Körper ſtehenden Deckfedern der Flügel eben ſo, die andern, wie der Unterrücken und Steiß, aſchfarbig. Der Bauch, die Seiten, die Schenkel und die untern Deckfedern des Schwanzes ſind weiß; die Schwungfedern außen aſchfarben, inwendig und unten braun; die ſechs mittleren Schwanzfedern aſchbraun; die drei andern zu beiden Seiten, von der Wurzel bis in die Mitte aſchfarbig; von da bis zu den Enden weiß. Die untere Fläche

des Schwanzes halb aſchfarben, an der andern weiß. — Am Senegal zu Hauſe.

Die Caroliniſche Turteltaube.
(Columba Carolinensis.)

Sie hat ungefähr die Größe der gemeinen Taube, d. h. 14 Zoll, und 18 Loth Gewicht. Sie iſt, nebſt der folgenden, langſchwänzig. Ihr Schnabel iſt 8 Linien lang, und ſchwärzlich. Die Augen ſind mit einer kahlen blauen Haube umgeben; der Augenſtern ſchwarz; Stirn, Vorderhals und Bruſt ſpielen ins Röthliche, und die Letzte hat einen gelbgrünen und violetten Glanz. Hinterkopf und Hals ſind bräunlich aſchfarben, der Rücken, der Steiß und die obern Deckfedern des Schwanzes und der Flügel, die zunächſt am Körper ſtehen, eben ſo, aber unregelmäßig mit Gelbroth gemiſcht, die übrigen Deckfedern der Flügel aſchbraun. Der Bauch, die Seiten, die Schenkel und untern Deckfedern des Schwanzes ſpielen ins Gelbrothe; an jedem Flügel, und an den Spitzen der großen Deckfedern ſind einige ſchwarze Flecken; die Schwungfedern ſind ſchwärzlichaſchfarben, mit weißlichen Rändern. Die Schwanzfedern ſind ungleich, die zwei mittleren $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, die äußeren ſehr kurz, die zwei mittlern gänzlich aſchbraun, die zwei nächſten auf jeder Seite aſchgrau, am Ende weißlich, mit einem ſchwarzen Fleck zwiſchen dieſen beiden Farben, auf der untern Fläche ſind die zwei mittlern eben ſo, wie auf der obern, die zwei nächſten auf jeder Seite an der hintern Hälfte ſchwarz, und an der Endhälfte aſchgrau, die übrigen eben ſo, die Endhälfte aber weiß. Die Füße roth, die Krallen ſchwarz.

Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch den Mangel der violetglänzenden Farbe an der Bruſt. — Sie ſind in Carolina, St. Domingo, Braſi-

lien, und andern Orten zu Hauſe. In Carolina brüten ſie, da man ſie das ganze Jahr daſelbſt antrifft.

Die Canadiſche Turteltaube.
(Columba Canadensis.)

Sie iſt etwas größer, als die gemeine Turteltaube, und hat 13 Zoll. Ihr Schnabel iſt 1 Zoll lang. Der obere Theil des Kopfes, Halſes, Rückens und der Flügel ſind graubraun. Der Unterrücken, Steiß und die obern Deckfedern des Schwanzes aſchgrau. Kehle, Vorderhals und Bruſt graubraun, mit einem gelblichen Anſtrich. Die Seiten grünlich, Bauch und Schenkel ſchmutzigweiß. Die untern Deckfedern des Schwanzes reinweiß. Die Deckfedern der Flügel mit ſchwärzlichbraunen Flecken bezeichnet. Die Schwungfedern braun, und die großen haben gelbliche äußere Ränder. Der Schwanz $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, und am Ende gleich. Alle ſeine Federn ſind aſchgrau, mit weißen Spitzen, die Füße roth, die Krallen ſchwarz. Nach Andern iſt der Schwanz keilförmig, an den Seiten weiß, und auf der innern Seite mit einem rothen, und unter dieſem einem großen ſchwarzen Fleck verſehen.

Beim Weibchen haben die Federn des Kopfs, des Halſes, der Bruſt, des Oberrückens und die Deckfedern der Flügel ſchmutzigweiße Spitzen, was dieſen Theilen ein geſtreiftes Anſehen giebt. — Sie iſt in Canada zu Hauſe.

Die Amerikaniſche Zugtaube.
(Columba migratoria.)

Die Zugtaube verdient eine beſondere Stelle in der Naturgeſchichte der Vögel, weil keine andere bekannte Vögelart in ſo ungeheurer, man kann ſagen unbegreiflicher Menge ſich für ihre Züge, ſo wie hinwieder zum Brüten verſammelt. Auch ſcheint ihren Wanderungen

vielmehr das Bedürfniß der Nahrung, als die veränderte Temperatur und der Eintritt der kältern Jahreszeit zum Grunde zu liegen, zumal man ſogar im Chriſtmonat einzelne dieſer Vögel in nördlichen Gegenden um die Hudſonsbai wahrnimmt. Ihre Ankunft hat ebenfalls keine beſtimmte Zeit, und manches ſcheint dabei vom Zufall abzuhängen, da ſie mitunter in unermeßlichen Schaaren an Orten eintreffen, wo man ſeit mehreren Jahren nur wenige zu Geſichte bekommen hatte, z. B. in Penſylvanien und in mehrern Gegenden von Virginien. Und dieſe Schaaren gleichen doch nur kleinen Nachzüglercorps, in Verhältniß zu denen, welche man in den nördlichen Waldungen der Staaten von Ohio, Kentucky und Indiana beobachtet. Dieſe ausgedehnten und fruchtbaren Landſchaften liefern die Buchecker im Ueberfluß, welche die Hauptnahrung der Zugtaube ausmachen. In der Jahreszeit, wo dieſe Nüſſe reifen, kann man am ſicherſten auf die Ankunft einer verhältnißmäßigen Menge Tauben rechnen. Bisweilen geſchieht es, daß, nachdem der ganze Ertrag ausgedehnter Buchwälder aufgezehrt iſt, in der Entfernung von 60 bis 80 Meilen andere Waldungen von dem Taubenheer entdeckt werden, wohin ſie ſodann des Morgens fliegen, und den Tag über, und gegen Abend regelmäßig auf den allgemeinen Sammelplatz zurückkehren. Für dieſen letztern werden jederzeit Wälder gewählt, deren Ausdehnung oft ſehr anſehnlich iſt; wenn die Tauben ſich einige Zeit an einem ſolchen Orte aufgehalten haben, ſo wird er völlig unkennbar. Die Erde iſt mit einer, etliche Zoll hohen, Schicht Taubenmiſt dicht überzogen. Von Gräſern, Pflanzen und Sträuchern iſt keine Spur mehr vorhanden; der Boden iſt mit großen Baumäſten bedeckt, die vom Gewicht der dicht aneinander ſitzenden Tauben gebrochen wurden, und die Bäume ſelbſt ſind im Umfang von mehrern tauſend Morgen ſo zugerichtet, als ob ſie mit Beilen umgehauen wären.

Eine ſolche Zerſtörung erfordert Jahre, ehe neuer Pflanzenwuchs ihre Spuren vertilgt hat.

Wenn die Einwohner von der Nähe eines ſolchen Raubneſtes Kunde erhalten, ſo ziehen ſie, mit Flinten, Keulen, langen Stangen, Schwefeltöpfen, und andern Mordwerkzeugen bewaffnet, zur Nachtzeit dagegen aus; in wenigen Stunden füllen ſie ihre Säcke mit Tauben, und beladen ihre Pferde damit. Den Indianern iſt ein ſolches Raubneſt ſehr erwünſcht, und ſein Ertrag öffnet ihnen eine wichtige Nahrungsquelle. Noch ausgedehnter und wichtiger ſind die Brütungslager. In den weſtlichen Landſchaften werden ſie gewöhnlich in Buchwaldungen, und in langen geraden Strecken angelegt. Vor etlichen Jahren ward ein ſolches nahe bei Shellbywille im Staat von Kentucky beobachtet, das ſich, in der Richtung von Norden nach Süden, in einer Länge von mehr denn 40 Miglien, auf etliche Miglien Breite ausdehnte. In dieſem weiten Waldraum ſtanden alle Bäume voll Neſter.

So wie die Jungen ſich zum Ausfluge rüſten, treffen die Bewohner der Nachbarſchaft von allen Seiten her ein, mit Wägen, Beilen, Betten und Küchengeräthſchaften verſehen. Die meiſten führen ihre Haushaltungen mit, und Alle lagern ſich um den ungeheuren Taubenſchlag. Der Lärm in dieſen Wäldern ſoll ſo ungeheuer ſeyn, daß ſogar die Pferde darüber erſchrecken, und daß man dem, der zunächſt ſteht, um verſtanden zu werden, in's Ohr ſchreien muß. Der Boden liegt voll abgebrochener Aeſte, von den Bäumen herabgefallener Eier, und junger Vögel. Schweineheerden mäſten ſich mit dieſen Abgängen. Sperber, Geyer und Adler ſchweben überall in Menge über den Bäumen, und raubten junge Tauben aus ihren Neſtern, während man unten, in einer Höhe von 20 Fuß über der Erde, bis hinauf an die Gipfel der Bäume, den wunderbaren Anblick eines beſtändigen Wirbels unzähliger Tauben hat, die ſich

durcheinander drängen, und deren Flügelſchlag ein donnerartiges Getöſe macht. Zwiſchenein hört man das Niederfallen der Bäume, denn die vorzüglich mit Neſtern beladenen Bäume werden auf dieſe Art gefällt, daß einer zugleich mehrere niederreißt, ſo daß man gleichſam mit Einem Wurf einige hundert Tauben, die den Alten an Größe wenig nachſtehen, in ſeine Gewalt bringt.

Ich durchwanderte, erzählt ein Reiſender, mehrere Miglien dieſes großen Sammelplatzes, auf deſſen Bäumen noch die alten Neſter ſtunden; an verſchiedenen einzelnen Bäumen habe ich mehr, denn 90 Neſter gezählt. Die Tauben hatten aber in dieſem Augenblick die Gegend verlaſſen, und hielten ſich nunmehr 20 bis 30 Stunden fern, in gleicher Menge beiſammen auf. Wirklich ſah ich ſehr viele dieſer Vögel über meinem Haupte, in jener Richtung hin und her fliegen. Die Nahrung war in Kentuky gänzlich aufgezehrt, und die Tauben zogen ſich jeden Morgen nach dem, wenigſtens 20 Stunden entfernten Gebiet von Indiana. Schon um 10 Uhr kamen einzelne zurück, die große Heermaſſe hingegen traf Nachmittags ein.

Gegen 1 Uhr ſahe ich die Tauben, welche am Morgen nordwärts gezogen waren, in entgegengeſetzter Richtung und in einer ſolchen Menge, wie ich ſie noch nirgends wo geſehen hatte, zurückkehren. Als ich bei einer lichten Stelle im Walde eintraf, wo die Ausſicht völlig frei war, bot ſich mir ein außerordentlicher Anblick dar. Die Tauben flogen ſehr ſchnell, höher, als Schußweite, zugweiſe, in mehrfacher Reihe übereinander, und dermaßen zuſammengedrängt, daß wenn ſie das Blei erreicht hätte, unfehlbar jeder Schuß mehrere würde getroffen haben. Von der Rechten zur Linken, ſo weit das Auge reichte, breitete ſich der Zug aus, und überall ſchien er gleich dicht zu ſeyn. Um die Dauer der wunderbaren Wanderung inne zu werden, zog ich die Uhr hervor, und

ſetzte mich hin, ſein Ende abzuwarten. Dies erſchien um 1½ Uhr. Ich verweilte über eine Stunde, allein ſtatt abzunehmen, ſchien der Zug vielmehr immer noch ſich zu vergrößern, und ſein Flug hinwieder auch ſchneller zu werden. Bis nach 6 Uhr Abends ſah ich einzelne Abtheilungen 5 bis 6 Minuten lang in ſüdlicher Richtung dem Hauptzuge folgen.

Die Buchnüſſe machen nicht die einzige Nahrung der Zugtauben aus; ſie freſſen auch Eicheln, Mais, Buchweizen, Hanfkörner, und mancherlei wilde Beeren. Die ungeheure Menge Bucheckern, welche die Tauben verzehren, iſt ein Jammer für die Bären, Schweine, Eichhörnchen, und andere von Waldfrüchten lebende Thiere. Aus dem Kropf einer einzigen Taube erhielt ich eine große Hand voll vermiſchter Buchnüſſe, Eicheln und Maronen. Um eine annähernde Berechnung des täglichen Bedarfs dieſer ungeheuren Schaaren zu erhalten, will ich damit anfangen, die Vögelzahl derjenigen zu berechnen, die ich zwiſchen Frankfurth und dem Gebiet von Indiana fliegen ſah. Nimmt man an, dieſer Zug ſei eine Miglie breit geweſen, (ich glaube aber, er war bedeutend breiter) und habe in einer Minute eine Miglie zurückgelegt; ſo müßte, da er 4 Stunden ununterbrochen fortdauerte, ſeine ganze Länge 240 Miglien betragen. Nimmt man weiter an, daß jede Geviert-Elle dieſes beweglichen Körpers 3 Tauben enthielt, und multiplizirt man die Summe der Geviert-Ellen des Geſammtraums mit 3, ſo macht dies mehr, als 2230 Millionen Tauben aus! Eine faſt unbegreifliche Menge, welche doch wahrſcheinlich die wirkliche Zahl noch nicht erreicht. Rechnet man nun für die tägliche Nahrung jeder Taube eine halbe Pinte Bucheckern, ſo würde der Geſammtverbrauch ſiebzehn Millionen vier und zwanzig tauſend Scheffel täglich betragen. Wohl bedurften ſie demnach des ſchnellen Fluges und des Inſtinkts zur Wander-

ſchaft durch weite Strecken unbebauter Gegenden, wenn ſie nicht bald ſelbſt aus Mangel der Nahrung zu Grunde gehen, oder hinwieder alle Pflanzenerzeugniſſe, auch außer den Wäldern, aufzehren ſollten.

Bei uns geſchieht die Taubenjagd entweder durch das Beſchleichen, oder durch das Herbeilocken, oder durch den Anſitz, und insbeſondere durch die Anlage einer Taubenhütte, oder durch den Fang auf dem Heerde.

Das Rebhuhn. (Tetrao perdix.)

Das Rebhuhn, die Wachtel, der Auerhahn, das Schnee- und Haſelhuhn machen, nebſt mehrern ausländiſchen Vögeln, zuſammen ein Geſchlecht aus, deſſen Gattungen ſich durch den kahlen, warzigen Fleck über den Augen unterſcheiden. Daß es hühnerartige Vögel ſind, lehrt ihr ganzes Anſehn und ihre Lebensart. Sie werden von den Naturforſchern unter dem gemeinſchaftlichen Namen Waldhühner begriffen, nähren ſich von allerlei Beeren in den Wäldern, aber auch von Getreide und andern Sämereien, und lieben ſelbſt Inſekten. Dieſe Vögel ſind im Fliegen nicht ſehr geſchickt, halten auch nicht lange aus, aber laufen ungemein ſchnell. Wenn ſie auffliegen, machen ſie ein ſtarkes Geräuſch.

Was das Rebhuhn insbeſondere betrifft, ſo iſt die gemeinſte Gattung dieſes Geſchlechts allenthalben im gemäßigten Europa und Aſien, wo es nur Felder giebt, bekannt genug. Es erreicht kaum die Größe eines Haushuhns von der kleinſten Art, hat ein einfaches, aus Aſchgrau, ſchwärzlich und röthlich gemiſchtes Gefieder; auf der Bruſt einen kaſtanienbraunen Fleck, und einen roſtrothen Schwanz. Es iſt ein flinkes, im Laufen ungemein geſchicktes Geſchöpf, welches ſich leicht zähmen, und ſogar ſo gewöhnen läßt, daß es im Herbſt zurückkehrt. Die Rebhühner leben paarweiſe, und beide Gat-

ten ſind einander ſehr ergeben. Sie locken ſich, wenn ſie ſich entfernt haben, und hegen auch zu ihren Jungen eine zärtliche Liebe. Das Weibchen legt 16 bis 20 ſchmutzig grünlichweiße Eier in ein Neſt aus Stroh, Heu und einigen Federn, welches alles, leicht hingeworfen, in einer Vertiefung des Ackers gefunden wird. Füchſe, Iltiſſe, Hunde, Katzen, Raubvögel, ſogar Elſtern und Krähen, beſonders aber die Menſchen ſtellen den Rebhühnern unaufhörlich nach. Durch ihr delikates Fleiſch werden ſie nützlich für den, der ſie fangen oder ſchießen darf; dem Landmann aber freſſen ſie, zumal im Winter, den Braunkohl und die Saat. Sie ziehen nie weg.

Die Wachtel. (Tetrao coturnix.)

Daß die Wachtel nahe verwandt ſei mit dem Rebhuhn, wird keiner bezweifeln, der beide nur einmal geſehen hat. Die Wachtel iſt viel kleiner, als das Rebhuhn, hat aber ein ähnliches Gefieder, nemlich gelblichgrau mit ſchwärzlichen Flecken; über den Augen bemerkt man einen gelblichweißen Strich. Die Stimme der Wachtel, die ſie beſonders des Abends auf den Feldern im Getreide hören läßt, und die das Schlagen heißt, hat etwas ſehr angenehmes, und ihretwegen iſt die Wachtel auch als Stubenvogel beliebt. Sie kommt in der Lebensart ſehr mit den Rebhühnern überein, niſtet eben ſo in Vertiefungen der Felder, und legt 10 bis 14 grünlichweiße, braungefleckte Eier, welche wie mit einem Firniß überzogen ſind. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß die Wachteln ſich zweimal, nemlich im Herbſt und im Frühlinge, mauſern.

Sie zieht, ungeachtet ſie nicht ſehr lange fliegen kann, dennoch im Herbſt, und zwar ſpätſtens zu Anfange des Oktobers von uns weg, über das mittelländiſche Meer nach Afrika zum Ueberwintern, und kehrt

erſt zu Ende des Aprils oder zu Anfange des Mais zurück.

Im Herbſt verſammeln ſich an den Küſten des ſüdlichſten Europa's gemeiniglich ſo viel Wachteln, daß ſie die Erde bedecken, und gehen dann über das Meer. Im Frühjahr kommen ſie äußerſt ermüdet zurück, und fallen gleich auf die Europäiſchen Küſten nieder, um auszuruhen. Auf den ſüdlichen Küſten von Italien und Frankreich fängt man um jene Zeit viele tauſend Wachteln, welche theils lebendig, theils todt verſchickt werden. Ihr Fleiſch iſt delikat.

Das Auerhuhn. (Tetrao urogallus.)

Ein merkwürdiger Vogel! Unter ſeinen Geſchlechtsgenoſſen iſt das Auerhuhn die größte Gattung, nemlich faſt einem Truthahn gleich. Das Männchen oder der Auerhahn ſieht am obern Theile des Leibes ſchwarz aus, auf dem Rücken etwas weiß beſprengt. Die Federn des Hinterkopfs ſind lang, und an der Kehle hängt ein großer Federbüſchel herab. Bruſt, Bauch, Flügel und Schwanz ſind ſchwarz; die Schultern weiß. Das nördliche Aſien und Europa ſind das Vaterland dieſes Vogels. Er bewohnt die gebirgigen Schwarzwälder, und hält ſich gern in der Nähe von Quellen und Bächen auf. Zur Paarungszeit, oder, nach der Jägerſprache, in der Zeit des Falzens, im März, verurſacht der Auerhahn ganz eigene Auftritte. Um 2 Uhr des Morgens ſpaziert er auf ſeinem Standplatz auf einem Baum mit fächerartig ausgebreitetem Schwanze, vorgeſtrecktem Halſe, aufgeblaſenem Kropfe und hängenden Flügeln herum, macht allerhand lächerliche Grimaſſen, und erhebt ein weittönendes Geſchrei, welches klingt, wie wenn man eine Senſe wetzt. Dieſes Verfahren nennt man eigentlich das Falzen des Auerhahns. Durch ſein Geſchrei lockt er ſeine 6 bis 8 Weibchen herbei, und paart ſich mit ihnen.

Hernach ſtreift er einſam, wie immer, umher, und ſucht ſeine Nahrung, die in Baumknoſpen, Wachholderbeeren, allerlei Körnern, und im Herbſt beſonders in Brombeeren, Preußelbeeren, Heidelbeeren ꝛc. beſteht, und geht am Abend wieder nach ſeinem Stand, um am Morgen zu falzen.

Die Hennen legen ihre 6 bis 16 ſchmutzigweiße, ſchmutziggelbgefleckte Eier, in's hohe Gras und auf trocknes Laub, und brüten, ohne daß ſich der Vater um ſie bekümmert. Das Fleiſch des Auerhuhns iſt wohlſchmeckend.

Ein ähnlicher Vogel, aber nur von der Größe des Haushuhns, iſt das Birkhuhn (Tetrao tetrix), welches in denſelben Ländern in Birkwaldungen angetroffen wird. Das Haſelhuhn (bonasia), dem Rebhuhn gleich, aber größer, liebt die gebirgigen Gegenden, wo es viel Haſelſträucher giebt, deren Kätzchen ihm zur Nahrung dienen. Das Schneehuhn (T. lagopus), ſo groß als eine Taube, bewohnt diejenigen Gebirge in Europa, welche auch im Sommer mit Schnee bedeckt ſind. So ſehr die vorigen den Menſchen ſcheuen und fliehen, ſo zahm iſt dieſes. Man kann es bisweilen ſelbſt mit der Hand erhaſchen, wenn man ihm Brot vorhält. Von allen ſchmeckt das Fleiſch vortrefflich.

Das Perlhuhn. (Numida meieagris.)

Es ſind nur drei Vögel bekannt, welche das Geſchlecht des Perlhuhns ausmachen. Ein kurzer, ſtarker, erhabener Schnabel, mit einer lappenartigen Wachshaut an der Wurzel und ein kahler Kopf und Hals, nebſt einem zurückgebogenem Horn machen die Geſchlechtskennzeichen der Perlhühner aus, und ſind auch dem gemeinen eigen, welches übrigens größer iſt, als ein Haushahn. Der Haupt- oder Grundfarbe nach ſieht es ſchwärzlich aſch-

grau oder bläulich grau aus, mit regelmäßigen Reihen runder, weißer, perlenartiger Flecke.

Das Perlhuhn iſt faſt durch ganz Afrika einheimiſch, und wohnt auch in einem Theile Arabiens. Jetzt findet man es in Europa, als ein Hausthier, gezähmt, auf Höfen, und in Amerika hat es ſich ungemein vermehrt. In den Sitten gleicht es dem Rebhuhn ſehr. Es iſt zänkiſch und herrſchſüchtig, und lehnt ſich ſogar gegen den Truthahn auf. Die durchdringende eintönige Stimme, welche dieſe Vögel faſt den ganzen Tag hören laſſen, wird faſt unerträglich. Sie freſſen, was den Haushühnern zur Nahrung dient, und pflanzen ſich in der Gefangenſchaft auf gleiche Art fort. Zahme Hennen legen bei reichlichem Futter 18 bis 24 hartſchalige, gelblich-weiße rothbraungefleckte Eier, die man zum Ausbrüten auch einer Haushenne oder einer Truthenne unterlegen kann. Die Jungen erfordern viel Sorgfalt. Das Fleiſch der letztern wird ſehr gelobt.

Das Huhn. (Phasianus gallus.)

Unſer gemeines Huhn ſtammt aus Oſtindien, wo es noch jetzt wild gefunden wird; es hat ſich aber faſt über die ganze Erde verbreitet. Nach Amerika iſt es erſt durch die Spanier gebracht, auf vielen Inſeln der Südſee ſcheint es heimiſch zu ſeyn. Man erkennt die zu dieſem Geſchlecht gehörigen Vögel an dem fleiſchernen Kamm auf der Stirn, an den nackten Ohren, an den doppelten Kehllappen, und an dem in die Höhe gebogenen, zuſammengedrückten Schwanz. Es giebt viele Spielarten (Varietäten) derſelben, die zum Theil auch unter uns bekannt ſind. Das Paduaniſche Huhn iſt faſt zweimal ſo groß, als das gemeine, und ein Hahn von dieſer Raſſe wiegt wohl 8 bis 10 Pfund. Bei der Straubhenne ſtehen die Federn verkehrt und aufwärts geſträubt. Der Kluthenne fehlt der Schwanz.

Das Haubenhuhn hat einen Federbuſch auf dem Kopfe. Die Federn des Wollhuhns in Japan und China ſind ſchlicht, faſt wie Haare, und liegen glatt an, wie feine Wolle. An dem Mohren- oder Negerhuhn in Afrika, vorzüglich auf St. Jago am grünen Vorgebirge, ſieht man nicht nur eine ſchwarze Haut, wie bei den Negern oder Mohren, ſondern auch der Kamm und die Kehllappen haben dieſe Farbe, ja ſogar die Knochen.

Der Hahn iſt durch ſeine Größe, den höheren Kamm, die langen gekrümmten Schwanzfedern und die Sporen ſehr leicht von der Henne zu unterſcheiden. Das Krähen zeichnet ihn ebenfalls aus; wiewohl man auch zuweilen krähende, und mit Sporen bewaffnete Hühner findet. Gemeiniglich ſchläft er, auf einem Fuße ruhend, daher der eine Schenkel deſſelben ſtärker und fleiſchiger iſt, als der andere. Er iſt ſehr wachſam, und pflegt des Morgens durch ſein Geſchrei ziemlich ſicher die Zeit anzugeben. Seiner Streitſucht wegen dient er einigen Nationen zu einem öffentlichen Schauſpiele des Vergnügens. Beſonders ſind die Engliſchen Hahnengefechte berühmt, wobei große Summen verwettet werden. Man verſchrieb ſonſt die großen Hamburger Hähne dazu, welche wegen ihrer dickbefiederten Schenkel Sammethoſen heißen. Sie werden zu einem ſolchen Kampf vorher abgerichtet und geübt, und mit 3 bis 4 Zoll langen ſtählernen Sporen bewaffnet.

Das Huhn iſt wegen ſeiner Fruchtbarkeit das nützlichſte unter dem zahmen Geflügel. Wenn es 10 bis 12 Monate alt iſt, fängt es an zu legen. Läßt man ihm die Eier, ſo legt es nur etwa eine Mandel, und brütet dann. Wenn man ſie wegnimmt, ſo fährt es fort, zu legen, und man erhält zuweilen in Einem Jahre gegen 100 Eier. Eine gute Henne legt mehrere Tage hinter einander, ohne zu ruhen. Sie fangen im Februar

an, und hören im Herbſte, wenn ſie mauſern, wieder auf. Doch ruhen ſie auch im Sommer etliche Tage, wenn ſie erſchöpft ſind. Wärme und gutes Futter befördert die Fruchtbarkeit ungemein. Außer Gerſte und Hafer dienen hiezu vorzüglich Buchweizen, gehackte Neſſeln, Hanf und Heuſamen, in lauem Waſſer eingeweicht. Man findet zuweilen Eier ohne Dotter, auch mit doppeltem Dotter, ja, man hat Beiſpiele, daß ein vollkommenes kleines Ei in dem andern gelegen hat. Mit dieſen treibt der Aberglaube ſein Spiel, der auch wohl von Hahneneiern ſpricht, aus welchen Baſilisken gebrütet würden. Wenn die Hühner zu fett werden, legen ſie Windeier, die keine hartkalkichte Schale, ſondern nur eine dünne Haut haben. Aus dem natürlichen Triebe zum Brüten ſuchen manche Hühner abgelegene Oerter, wo ſie ihre Eier heimlich hinlegen. Will man ſie beobachten, ſo halten ſie das Ei mehrere Stunden zurück. Man darf aber den Legedarm nur mit Salz reiben, dann eilen ſie gleich dahin, und verrathen alſo das verborgene Neſt. Hühner, die zu krähen anfangen, haben einen Fehler am Eierſtocke; man muß ſie ſchlachten, ſo wie auch diejenigen, welche die Eier aufhacken und freſſen.

Ob man gleich durch das Wegnehmen der Eier ſie eine Zeitlang zum Fortlegen nöthigen kann, ſo ſiegt doch endlich die Natur. Sie empfinden einen unwiderſtehlichen Trieb zum Brüten, den ſie durch eine auffallende Veränderung ihres Betragens zu erkennen geben. Sie fangen an zu gluckſen, gehen mit aufgeſtreiftem Gefieder, in langſamen, gleichſam abgemeſſenen Schritten einher, freſſen weniger, als ſonſt, und ſitzen ſtundenlang auf dem Neſte. Alsdann bebrüten ſie alles, was nur einem Ei ähnlich ſieht, um die brennende Hitze an ihrem Bauche abzukühlen. Wenn man ſie einigemal mit dem Hinterleibe in eiskaltes Waſſer taucht, ſo verliert ſich dieſe Hitze, und nach kurzer Zeit legen ſie wieder. Man kann

ſie aber auch wider ihren Willen zum Brüten zwingen, z. B. durch Branntwein und andere erhitzende Mittel. Hievon iſt im Winter Vortheil zu ziehen, weil da die jungen Hühner rar und theuer ſind; nur müſſen ſie in warmen Zimmern gehalten werden.

Will man eine Bruthenne wirklich ſitzen laſſen, ſo legt man ihr friſche befruchtete Eier unter. Eine Henne, die von einem Hahn auch nur einmal getreten iſt, legt 14 Tage lang fruchtbare Eier. Ueberhaupt müſſen aber die Eier nicht über 20 Tage alt ſeyn, und an keinem feuchten Orte gelegen haben. Großen Hennen giebt man 15, den kleinen nur 13. Die ungerade Zahl, worin der Aberglaube ebenfalls Geheimniſſe ſucht, hat ihren guten, ſehr natürlichen Grund. Die Eier liegen nemlich feſter beiſammen, und werden weniger gerüttelt, und aus ihrer Lage verſchoben, welches zum glücklichen Auskommen der Küchlein nothwendig iſt. Aus den zugeſpitzten Eiern kommen Hähnchen, aus den runden Hühner, wonach man ſich beim Unterlegen zu richten pflegt. Bekanntlich legt man Hühnern auch Enten- und andere Eier unter, ſo wie man Hühnereier von Kapaunen, Truthühnern rc. ausbrüten laſſen kann.

Nach 12 Stunden bemerkt man ſchon die Wirkung des Brütens, wenn man ein Ei aufmacht, und aufmerkſam betrachtet, und ſo entwickelt ſich der Keim von einem Tage zum andern immer weiter, bis nach 20 Tagen, — zuweilen einige Tage früher, zuweilen auch 5, 6 Tage ſpäter — das Küchlein die Schale aufpickt, und zum Vorſchein kömmt. Erſt nach 36 Stunden giebt man ihnen zu freſſen, anfangs feine Grütze oder Semmel, in Milch eingeweicht, darauf hartgekochte zerhackte Eier mit Brotkrumen. Reines Waſſer und Sand darf den Hühnern nie fehlen; der letztere dient ihnen zur beſſern Verdauung. Da ſie ſehr begierig auf Würmer und Ungeziefer ſind, ſo legt man auf dem Hofe einen

Wurmhaufen für ſie an, indem man Sägeſpäne oder Miſt mit Blut, mit Gedärmen von Fiſchen, Hühnern, und mit andern thieriſchen Theilen vermengt, wodurch die Erzeugung des Gewürms befördert wird. Gekochte und kleingeſtampfte Kartoffeln ſind ebenfalls ein gutes Futter für Hühner.

Theils um der leichten Maſtung, theils um des Wohlgeſchmacks willen, werden junge Hühner und Hähne von etlichen Monaten verſchnitten. Eine Anſtalt, wo dergleichen verſchnittenes Geflügel im Großen gemäſtet wird, heißt in Frankreich eine Poularderie, von dem Worte Poularden, welches verſchnittene Hühner bedeutet; die verſchnittenen Hähne werden Kapaunen genannt. Man läßt dieſe Thiere 24 Stunden faſten, ſchneidet dann queer über den Bauch ein Loch, nimmt die zur Fortpflanzung nothwendigen Theile heraus, nähet den Schnitt wieder zu, und beſtreicht die Wunde mit ungeſalzener Butter. Auch ſchneidet man gewöhnlich den Kamm ab, weil er ſonſt in kurzem zu einer ſolchen Größe wächſt, daß er an der Seite ihnen beſchwerlich wird. Zum Spaß nimmt man auch wohl den Hähnchen die Sporen von den Füßen, und pfropft ſie an die Stelle des Kammes. Sie wachſen bald an, und werden größer, als am Fuße, zuweilen über 2 Zoll lang, wodurch ſie das Anſehen kleiner Hörner erhalten. Das Pfropfen findet alſo im Thierreiche eben ſo wohl, als im Gewächsreiche Statt. — Für reiche Leute mäſtet man das verſchnittene Geflügel mit kleinen, aus Hirſenmehl und Butter gemachten Kügelchen, und tränkt es mit ſüßer Milch. Nach 20 Tagen kann es geſchlachtet werden. Man kann denken, daß von ſolcher Nahrung das Fleiſch einen herrlichen Geſchmack bekömmt. Sonſt wird es auch von Brot und Bier recht gut. Während der Maſt muß es in einem dunklen, engen Behältniſſe eingeſperrt ſeyn. So wie verſchnittene Hirſche das Ge-

weihe nicht abwerfen, ſo mauſern ſich auch verſchnittene Vögel nicht.

Weil die Bruthennen etliche Monate keine Eier legen, ſo nimmt man zum Brüten gern Kapaunen und Truthühner. Noch vortheilhafter iſt die Methode der Aegypter und Chineſen, welche durch künſtliche Wärme in einer beſondern Art von Backofen mehrere Tauſende auf einmal ausbrüten. Einige Dörfer bei Kairo beſitzen dies Kunſtſtück als ein Geheimniß, und nähren ſich größtentheils bloß von dem Verkaufe der jungen Hühner, die jährlich in ihren Oefen zu Millionen auskommen. Die Bauern in der umliegenden Gegend bringen täglich Eier in Menge zu den Eigenthümern dieſer Brutöfen, und empfangen für jeden Korb voll Eier einen Korb voll junger Hühner. Beide Theile gewinnen bei dieſem Tauſche; der Bauer bekömmt ohne Mühe und Zeitverluſt Hühner; und der Andere erhält weit mehr Eier, als er Hühner gab, weil von dieſen nicht ſo viel in einen Korb gehen, als von jenen.

Bei uns hat man dieſe Methode mit glücklichem Erfolge nachgeahmt. Alles kömmt dabei auf den rechten Grad und die gleichmäßige Vertheilung der Wärme, und auf die Abhaltung der Feuchtigkeit an. Der 32ſte Grad des Reaumür'ſchen Thermometers iſt die Wärme der Bruthenne, und dieſen muß man zu erhalten ſuchen; doch eher etliche Grade zu wenig, als zu viel. Die Art der Wärme iſt völlig einerlei. Man kann durch die Wärme des Lampenfeuers, der Elektrizität, des Miſts, u. dergl. eben ſowohl ſeinen Zweck erreichen, als durch Ofenwärme. Auch haben ſchon Säugethiere, z. B. Hunde, und ſelbſt Menſchen, durch die natürliche Wärme ihres Körpers Küchlein ausgebrütet. Da ein junges Huhn, auch nur von etlichen Wochen, 8 bis 10 Mal ſo viel werth iſt, als ein Ei: ſo könnte freilich durch das künſtliche Ausbrüten im Großen viel gewonnen werden; allein

bis jetzt hat ſich bei uns eine unüberwindliche Schwierigkeit dabei vorgefunden: das Erwärmen und Aufbringen der zarten Jungen. Unſer kaltes und feuchtes Klima macht ihnen, beſonders in den erſten 8 Tagen, die mütterliche Bedeckung noch nothwendiger, als vor ihrer Geburt. Die zur Abhelfung dieſer Schwierigkeit eben ſo glücklich, als witzig erſonnenen Mittel ſind im Großen nicht anwendbar.

Unterdeſſen, bis uns neue, und völlig ausführbare Vorſchläge in den Stand ſetzen werden, ſolche Hühnerfabriken mit Vortheil zu errichten, müſſen wir uns begnügen, dies Geſchäft fernerhin der Natur zu überlaſſen. Ein Kapaun oder eine Truthenne kann in Einem Jahre bequem zweimal brüten, und beide zuſammen bringen alſo leicht ein Schock junge Hühner aus. Wenn man dieſe verkauft, und jene dann mäſtet und ſchlachtet, ſo haben ſie die Koſten der Fütterung reichlich bezahlt. Doch muß man die Körner ſelbſt ernten, einen geräumigen Hof, und in der Nähe guten Abſatz haben.

Zur Hühnerzucht iſt überhaupt ein guter Hahn nothwendig, den man aber nicht über 3, ſo wie die Hühner nicht über 4 Jahr alt werden läßt, ob ſie gleich wohl 20 Jahre leben können. Hähne mit einfachen Kämmen ſollen beſſer ſeyn, als die mit doppelten. Auf 15 bis 18 Hühner rechnet man einen Hahn. Der gegen Kälte und Raubthiere wohlverwahrte Stall wird öfters gereinigt, mit Sand beſtreut, und mit Thymian und Lavendel geräuchert. Die Stangen, worauf ſie ſitzen ſollen, müſſen eckig ſeyn, weil ſie ſich dann beſſer anklammern können, und die Klauen nicht verletzen, wie auf den runden. In die Neſter legt man lieber Heu, als Stroh.

Der Argusfaſan. (Argus.)

Der Faſan hat ſeinen Namen vom Fluſſe Phaſis in Mingrelien, von wo ihn die Argonauten zuerſt nach

Europa gebracht haben ſollen. Er hat nackte Wangen und eine nackte Haut.

Der Argusfaſan hat ſeinen Namen von den vielen Augenflecken, und gleicht dem Truthahn an Größe. Ein hellgelber Schnabel, und ein gabelförmiger Federbuſch am Hinterkopfe machen ihn ſchon kenntlich, aber auch die gelbe Grundfarbe ſeines Körpers, und die ſchwarzen Flecken und Punkte der Flügel. Er iſt auf Sumatra heimiſch, und wird dem Kaiſer von China als Tribut entrichtet. Nur an ſehr dunklen Orten iſt er munter, und läßt dann eine Pfauenſtimme hören.

Der gemeine Faſan. (Phasianus Colchicus.)

Die Wangen ſind mit Wärzchen und einzelnen Federn beſetzt, und der Schwanz iſt keilförmig. Dieſer ſchöne Vogel hat ungefähr die Größe eines Haushahns, und die Dicke eines Kapauns, und trägt ſich faſt wie ein Pfau. Seine Länge iſt vom Kopf bis zur Schwanzſpitze 3 Fuß, 6 Zoll; der Schwanz iſt 2 Fuß lang, und die Flügelklaftern 2 Fuß, 10 Zoll, reichen aber zuſammengelegt nur auf den Anfang des Schwanzes.

Der Kopf und obere Theil des Halſes iſt dunkelblau auf dem Scheitel, an der Kehle und im Nacken grünglänzend, vorn und an den Seiten des Halſes purpurglänzend, auf dem Scheitel noch überdies mit Roſtfarbe beſpritzt; der untere Theil des Halſes, die Bruſt, der Bauch und die Seiten ſind bräunlich gelbroth; der Hinterhals mit ſchwarzen grünglänzenden Flecken am Ende der Federn; der Unterleib aber purpurglänzend überlaufen, mit ſchwarzer violetglänzender Einfaſſung, und alle Federn in der Mitte mit einem großen ſchwarzen, äußerlich aber unſichtbaren Flecken; der untere Theil des Bauchs und die Afterfedern ſchwarzbraun, die letztern hochrothbraun gerändet; der Rücken und die kleinen Deckfedern der Flügel rothbraun mit einem Purpur=

glanze, in der Mitte der Federn ein ſchwarzer ſtumpf-herzförmiger Fleck, der durch ein röthlichweißes ſtumpf-herzförmiges Band getrennt, und grünglänzend iſt; die größern Deckfedern der Flügel olivengrau, rothbraun-glänzend gerändet, und in der Mitte ſchwarz, röthlich-weiß gefleckt; der Bürzel rothbraun, am Rande grün-glänzend; die Schwungfedern graubraun mit gelblichwei-ßen ungleichen Flecken; der Schwanz olivengrün, braun-roth gerändet, die 12 mittlern Federn mit ſchwarzen Queerſtrichen ungleich durchſchnitten, und alle, die 2 mit-telſten ausgenommen, ſchwarz beſpritzt.

Die Faſanenhenne iſt kleiner und unanſehnlicher, als der Faſanenhahn; ihre Federn ſind einfarbig, und weni-ger glänzend; der kahle Ring um die Augen enger, und mit kleinen fleiſchigen hellrothen Warzen bedeckt; der Kopf und Hals ſchwarzbraun, rothgrau eingefaßt; der übrige Oberleib ſchwarzbraun, jede Feder mit einem roth-grauen und weißgrauen Rande, daher er ſchwarz und graugefleckt erſcheint; der Vorder- und Seitenhals weiß-grau und ſchwarz bandirt, die Bruſt und der übrige Un-terleib röthlich aſchfarben gewäſſert; die Flügel dunkel-braun, roſtgelb geſtreift, gewellt und gefleckt; der Schwanz kürzer, rothgrau, auf der Mitte der Fahne mit breiten ſchwarzbraunen Queerbändern, an den Seiten aber mit feingezackten dunkelbraunen Wellenlinien ge-zeichnet.

Auch im äußerlichen Anſtande unterſcheidet ſich der Hahn von der Henne. Er trägt den Körper mehr auf-recht, den Schwanz gerade ausgeſtreckt, und hebt den Hals ſtolz in die Höhe, wie ein Pfau. Sie hingegen zieht den Hals ein, und beugt den Schwanz niedriger.

So wild der Faſan iſt, und ſo ſehr er Menſchen und Thiere ſcheut, ſo einfältig bezeigt er ſich, wenn ihm Netze, Schlingen oder andere Fallen geſtellt werden, und geht blindlings in dieſelben. Er läuft viel hurtiger, als

ein Hahn, und fliegt wegen ſeiner kürzern Flügel und ſeines langen Schwanzes nicht leicht auf. Wenn er fliegen ſoll, ſo muß er entweder plötzlich aufgejagt werden, oder es muß das Gras feucht, oder eine andere dringende Urſache da ſeyn, daß er ſeinen Stand geſchwind verwechſeln will, und dann geſchieht es allemal mit einem großen Geräuſch.

Das Geſchrei des Hahnes klingt unangenehm, und hält ungefähr den Mittelton zwiſchen dem Geſchrei des Pfauen und des Perlhuhns. Das Weibchen ſchreit aber viel weniger und ſchwächer. Er bringt ungefähr ſein Leben, wie das Haushuhn, auf 6 bis 10 Jahre, und man behauptet ohne Grund, daß ſein Alter an der Anzahl der ſchwarzen Queerſtreifen des Schwanzes zu erkennen ſei.

Jetzt trifft man den Faſan faſt in ganz Europa an, entweder wild in den Wäldern, oder gehegt in den Menagerien, auch in Aſien bis an die äußerſten Grenzen von China, Japan, und ſogar in der Tartarei, und in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. In Deutſchland wird er in manchen Provinzen in großer Anzahl gefunden, und auch in Thüringen findet man verſchiedene Gegenden, wo er theils wild lebt, theils in Menagerien gehalten wird.

Die gemeinen Faſanen lieben das Buſchholz, die Wieſen, Auen, Feldſträucher, altes Schilfgras, um ſich darin verbergen zu können, Gegenden, wo ſich Weizen, Gerſte, Wicken, Welſchkorn und allerhand kleine Sämereien, Kohlgärten und Weinberge, Wachholderſträucher, dorniges Pfriemkraut und Brombeerſträucher befinden, wovon ſie ihre Nahrung nehmen. Sie freſſen gern Mispeln, allerhand Beeren, Johannisbeeren, Hollunderbeeren, vorzüglich Kellerhalsbeeren, Schnecken, Würmer, Ameiſen, Käfer und andere Inſekten, junge Kröten, rühren aber die Fröſche und Eidechſen nicht an. Auch ſaure Kräuter,

als Pimpinelle, Kreſſe, Löffelkraut, Savoyerkohl lieben ſie. Sie ſind das ganze Jahr über ſo ungeſellſchaftlich, daß ſie nicht nur Menſchen und andere Thiere, ſondern auch ſich ſelbſt unter einander fliehen, und nur in den Monaten März und April (zur Paarungszeit) zuſammenkommen, wo ſich die Hähne nach ihren Hennen umſehen. Alsdann ſind ſie leicht in Wäldern anzutreffen, und verrathen ſich durch ihr weittönendes Flügelklatſchen, das ſie im Fluge und ſitzend von ſich hören laſſen.

Ob ſie gleich keine Zugvögel ſind, ſo hat man doch, um ſie zuſammen zu halten (da ſie wenigſtens in Deutſchland noch nicht ſo allgemein eingeführt ſind, daß man ſie allenthalben wild anträfe), nöthig gefunden, ſie in eigenen Gärten zu erziehen. Denn die Hähne leben beſtändig im Streit, ſind beſonders zur Paarungszeit (Falzzeit) ſehr eiferſüchtig, ziehen daher gern weg, und nehmen ihre Hennen mit. Es ſind alſo ſolche Pflanzſchulen noch nöthig, worin wenigſtens der Stamm erhalten, und in Menge Junge erzogen werden können, von welchen alsdann wilde werden, und wodurch man ihre Verbreitung größer und allgemeiner machen kann.

Ein Ort oder ein Bezirk, wo Faſanen gehalten und genährt werden, und die Kenntniß und Geſchicklichkeit, die Faſanen gehörig zu warten, wird die Faſanerie (Faſanerey) genannt. Insbeſondere heißt ein eingeſchloſſener Platz, wo Faſanen gehalten werden (eine zahme Faſanerie) ein Faſanengarten; der Jäger, welcher die Aufſicht über eine Faſanerie hat, der Faſanenwärter oder Faſanenmeiſter, (Franz. Faisandier; Garde de la Faisanderie; Faſanenjäger); die Wohnung des Faſanenwärters, und das Haus, worin die Faſanen brüten, das Faſanenhaus; der Ort, wo der Jäger die Faſanen mit der Fütterung ankirret, der Faſanenſtand (die Kirrung); ein verſchlagener oder eingeſchloſſener Platz in einer Faſanerie, wo die Faſanenhennen oder die Pflegemutter mit den Jungen allein

ſeyn können, der Faſanenzwinger, und ein Platz in einer wilden Faſanerie, wo die Faſanen gehegt werden, das Faſanengehege.

Wenn eine Faſanerie in gutem Flor erhalten werden ſoll, ſo iſt's nöthig, daß eine kleine Gegend mit einer Wand zu einem Faſanengarten umgeben werde. Dieſer kann nun groß oder klein ſeyn. Einer von mittelmäßiger Größe hält 1000 Schritt Länge und 500 Schritt Breite. Die Wand, welche 8 bis 9 Fuß hoch, und nach Gelegenheit von Steinen, Brettern oder Lehm iſt, muß wenigſtens alle 130 Schritte unten Löcher von verſchiedener Größe, zum Fang der Raubthiere haben. Vor denſelben ſind inwendig hölzerne aufgeſtellte Fallen eingepaßt, in welchen diejenigen Raubthiere, als: Marder, Iltiſſe, Katzen, Wieſel, auch wohl Füchſe, die ſich ſtark nach den Faſanerien ziehen, gefangen werden können. Eben ſo ſind einige Raubvögelfänge in der Gegend herum nöthig.

Die Paarung (Falzen) geſchieht im März, und das erſte Ei wird gewöhnlich zu Ende des Aprils gelegt. Wenn man jeden Abend das gelegte Ei wegnimmt, ſo legt eine einzige Henne, die ſonſt gewöhnlich nur 12 bis 24 legen würde, oft 30 Eier. Sie bereitet ſich ein eigenes Neſt, aus Stroh, Blättern und anderm Geniſte auf der Erde, in dem dunkelſten und verborgenſten Winkel ihres Aufenthalts. Obgleich ſie dem Scheine nach nicht viel Mühe darauf verwendet, ſo pflegt ſie es doch allemal dem ſchönſten und künſtlichſten, vielleicht bloß deswegen, vorzuziehen, weil ſie dieſes nicht ſelbſt verfertigt hat; ja ſie zerreißt wohl dieſes, und legt ſich die hieraus genommenen Materialien nach ihrer Art unordentlich zuſammen.

Sie legt (wenigſtens bei uns) nur einmal des Jahres, und zwar, wie die gemeine Henne, entweder zwei Tage hinter einander 1 Ei, und hält dann den dritten

Tag inne, oder einen Tag um den andern eins. Dieſe Eier ſind faſt ſo groß als die Hühnereier, und haben eine zarte weiße, in's Gelbe fallende Schale.

Der Goldfaſan. (Phasianus pictus.)

Mit gelbem Federbuſch, ſcharlachrother Bruſt und keilförmigem Schwanze. — Ein wahres Meiſterſtück der Natur; im eigentlichen Verſtande unbeſchreiblich ſchön. Man findet jetzt dieſen Chineſiſchen Vogel in allen Menagerien Deutſchlands, und in den Gärten vieler reicher Privatperſonen, und man würde ihn, da er gar nicht ſo zärtlich iſt, als man glaubt, gewiß noch mehr verbreiten, und ganz allgemein machen können, wenn man ihm nur mehr Freiheit ließe, daß er die zu ſeiner Nahrung ſo nöthigen Inſekten aufſuchen, und dadurch ſeine Stärke und Geſundheit mehr unterhalten könnte.

Er iſt um ein merkliches kleiner, als der gemeine Faſan, hat aber einen längern Schwanz; ſeine Länge von der Schnabelſpitze bis zum Anfang des Schwanzes iſt 1 Fuß und 2 Zoll lang. Die Flügel reichen bis an den Anfang des Schwanzes.

Der Schnabel iſt 13 Linien lang, und gelb, wie ein Hühnerſchnabel geſtaltet; der Augenſtern iſt hochgelb; die geſchuppten Beine lehmfarbig; die Mittelzehe $2\frac{1}{4}$ Zoll lang, und die hintere 9 Linien, und beim Hahne ſteht noch über dieſer ein kegelförmiger 4 Linien langer Sporn.

Die Wangen ſind fleiſchfarbig, auch fuchsroth, und mit einzelnen zarten Federn, wie mit Haaren bedeckt, die nach dem Barte zu immer länger und dichter werden. Der Federbuſch auf dem Kopfe beſteht aus ſchönen goldgelben, glänzenden, ſchmalen Federn, wovon die längſten $3\frac{1}{2}$ Zoll lang ſind, und nach den Spitzen zu röthlich auslaufen. Er richtet dieſen Federbuſch manchmal auf, läßt ihn aber gewöhnlich auf den Hals herabfallen. Der obere Theil des Halſes iſt mit orangegelben Federn be-

deckt, die dunkelblau, fein in die Queere geſtreift, und eben ſo gerändet ſind. Dieſe Federn ſind alle wie nach einer Linie abgeſtumpft, und liegen mit ihrer Einfaſſung ſo übereinander, daß ſie 9 bis 13 dunkelblaue parallellaufende, und gegen den Kopf zu immer kleiner werdende Zirkel bilden, wenn ſie der Hahn in der Hitze, wie einen zirkelförmigen Kragen aufbläſt, der unten am Halſe höchſtens noch 2 Zoll von einander ſteht. Der untere Theil des Halſes, und der Anfang des Rückens ſind mit ſchönen dunkelgrünen Federn beſetzt, die einen Goldglanz, und an der Spitze ſchwarze Queerſtreifen haben, welche ſich gleichfalls in einen Goldglanz endigen. Wenn der Vogel dieſe Federn bewegt, ſo geſchieht dies nicht, wie bei den übrigen, ſondern ſie fallen etwas über den Rükken her, und von den Seiten glitſchen ſie über einander hin, wie bei den Hühnern. Der übrige Oberleib iſt bis zum Schwanze glänzend-goldgelb, und von der Hälfte des Rückens fallen über den Bürzel und die Wurzel des Schwanzes weg die ſchönſten ſchmalen langen Federn.

Der Goldfaſan iſt außerordentlich ſchüchtern und wild, und wenn nur eine Maus in ſein Behältniß kömmt, ſo iſt er ſchon vor Furcht und Angſt ganz außer ſich.

Der Hahn ſchreit allemal, wenn er des Abends und des Morgens abfliegt, erſt Pick, pick, pick; worauf ein langes Pfeifen folgt, und läßt auch in Angſt und Gefahr, bei Erblickung eines Raubvogels, eine ſtarke heiſere und kurze Stimme hören. Die Henne aber giebt weiter keinen Ton von ſich, als wenn ſie etwas ganz ungewöhnliches, einen Maulwurf, einen Raubvogel u. dergl. ſieht. — Sie bringen, da gewöhnlich ihre Freiheit zu ſehr eingeſchränkt wird, ihr Alter nicht höher, als auf 10 Jahre, ſelten auf 15.

Seiner Schönheit und Koſtbarkeit halber verſagt man dieſem Vogel gewöhnlich bei uns alle Freiheit,

läßt

läßt ihn im Garten nur an einem kleinen Plätzchen, das noch überdies mit einem Netze überzogen iſt, im Sommer herumlaufen, und treibt ihn im Winter, auch wohl im Sommer, alle Abend in eine, bei der Kälte erwärmte Stube ein. Daher kömmt es denn, daß die Goldfaſanen gewöhnlich ſo zärtlich, und immer kränklich ſind. Vergönnte man ihnen mehr Freiheit, und ſetzte ſie mehr der abwechſelnden Witterung, auch des Winters aus, ſo würde nach und nach ihre Brut ſtärker werden, und unſer Klima ſo gut vertragen lernen, wie die gemeinen Faſanen.

Man hat auch wirklich ſchon die Verſuche gemacht, und ſie ohne Nachtheil des Winters über im Schnee im Freien gelaſſen. Man dürfte ihnen ja nur in einem Garten, ſo wie den Faſanen, Schutzhütten bauen, wo ſie bei dem ſchlechteſten Wetter und der größten Kälte unterkommen könnten.

Man füttert ſie mit Reiß, Hanfſamen, Weizen, Welſchem Korn, (geſchälter) Gerſte, blauem Kohl, Salat; ſie freſſen auch Gras, Laub von den Hecken, Obſt, beſonders grüne Pflaumen und Birnen, und verſchiedene Arten von Inſekten. Dieſe letzten ſind ihnen ſo nothwendig, daß der Mangel derſelben faſt allein die Urſache von vielen Krankheiten iſt, denen ſie ausgeſetzt ſind.

Die Paarung (Falzen) geſchieht im April. Die Hähne laſſen dabei eine ziſchende Lockſtimme hören, und ſind ſo eiferſüchtig, daß oft in einem Kampfe, in welchem ſie gleiche Poſituren mit dem Haushahne machen, einer das Leben laſſen muß.

Sie ſind außerordentlich hitzig, ſo daß, wenn einer nur Ein Weibchen hat, er es in der erſten Hitze oft umbringt. Er macht ihm allerhand, aber lauter für daſſelbe ermüdende Liebkoſungen, und das dauert wohl eine Stunde, ehe er zu ſeinem Zwecke kömmt, welcher aber auch in einem Augenblick, mit einem blitzſchnellen Sprunge, erreicht iſt.

Man giebt ihm gern 4 bis 6 Hennen. Jede legt gewöhnlich zu Ende des Aprils, wenn die Witterung ſchön iſt, aber auch früher im Freien in einen Buſch oder Stock in ein rund geſcharrtes Loch 10, 12, 14 auch 15 Eier, und bedeckt ſie, wenn ſie ſie verläßt, mit Laub oder Gras. Manchmal legt ſie 12 Eier, hört eine kurze Zeit auf, und fängt dann von neuem an, legt aber ſelten mehr noch, als 4 oder 5. Eingeſperrt legen ſie ihre Eier, wie die gemeinen Haushühner, dahin, wo ſie die andern auch hinlegen. — Sie brüten 23 Tage, und wenn ſie eingeſperrt ſind nicht gern; daher man ihre Eier auch gewöhnlich den Zwerghühnern unterzulegen pflegt. Wen ſie aber ihre Freiheit haben, ſo brüten ſie nicht nur gern, ſondern ſorgen auch treulich für ihre Brut. Auch im Herbſt, wenn die Mauſerzeit vorbei iſt, fangen die Hähne noch einmal an, doch ohne Erfolg, hitzig zu werden. Gleich, nachdem die Hennen brüten, mauſern ſie ſich, und federn ſich alſo einen Monat früher, als die andern Vögel. Die Jungen ſehen ganz anders aus, als die Alten. Sie ſind ganz grau, etwas gelblicher, als ein gemeiner Faſan, und bleiben in dieſer Kleidung ein ganzes Jahr.

Der Silberfaſan. (Phasianus nycthemerus.)

Gleichfalls in China einheimiſch, nun aber in vielen Menagerien und Faſanerien in Europa vorhanden. An Größe übertrifft er den gemeinen Faſan. Sein Gefieder iſt zwar dem des Goldfaſans an Pracht nicht gleich; aber dennoch ſchön. Den Kopf ziert ein langer indigofarbener Federbuſch, der hinten herabhängt; der obere Theil des Leibes iſt weiß, mit ſchwarzen Queerlinien; der Unterleib ſchwarz, purpurn überlaufen, der Schwanz weiß und ſchwarz geſtreift.

Der Silberfaſan iſt nicht ſo zärtlich, als der Goldfaſan, und hält ſich daher beſſer.

Die prächtige Mänura. (Maenura superba.)

Dieſer überaus prachtvolle Vogel wurde erſt vor wenigen Jahren in Neu-Holland entdeckt. Er gleicht in vieler Hinſicht ſehr den Vögeln des Faſanengeſchlechts; in manchem Betracht aber den Paradiesvögeln. Die ſehr langen Zehen hat er mit mehrern Sumpfvögeln gemein. Die engliſchen Naturforſcher haben ihn in ein eigenes Geſchlecht geſtellt. Einige nennen ihn den Faſan aus Neu-Holland. An Größe gleicht er einer mittelmäßigen Haushenne, der Schnabel iſt ſchwärzlich; das Geſieder des ganzen Leibes ſchwarz, mit röthlichem Schimmer. Der Schwanz hat eine überaus merkwürdige Bildung, iſt an 2 Fuß lang, und in die Höhe ſteigend. Zwei breite ſchlangenförmig gebogene Federn, mit ſchöner Zeichnung in verſchiedenen Farbenſchattirungen, machen den Haupttheil aus. Neben demſelben erheben ſich eben ſo viel ſchmälere, ſchwärzliche Federn. Alle vier ſind von mehrern ſehr langen, ſchlanken, ungemein zarten und ſchwärzlichen Federn von ganz ſonderbarem Baue gleichſam umpflanzt. Sie haben keine eigentliche Fahnen, ſondern, wie die Schwanzfedern der Paradiesvögel, an den Seiten bloß haarähnliche Fäſerchen, weshalb ſie gewiſſermaßen ſkeletirten Pflanzenblättern gleichen. — Von der Lebensart dieſes merkwürdigen Vogels iſt bisher noch nichts Näheres bekannt worden.

Das Truthuhn. (Meleagris gallopavo.)

Nunmehr ein durch ganz Deutſchland bekannter Vogel, der aber eigentlich aus Amerika ſtammt, obgleich der Name Kalekutiſcher Hahn zu verrathen ſcheint, daß er in Oſtindien einheimiſch ſei. Man nennt ihn auch Puter. An Größe gleicht er der Gans; die Farbe iſt durch die Zähmung und veränderte Lebensart ſehr ausgeartet und verſchieden; doch bemerkt man nicht die Menge Abarten, wie bei den Haushühnern. Das Truthuhn macht ein

eigenes Geſchlecht aus, wovon keine Gattung weiter bekannt iſt. Der ſchwammige Fleiſchlappen, der den Kopf bedeckt; ein häutiger Lappen der von der Kehle herabhängt, und ein Fleiſchzapfen auf der Wurzel des Oberkiefers ſind auszeichnende Merkmale des Truthuhns. Im gewöhnlichen Zuſtande ſehen dieſe ſonderbaren Theile blauröthlich aus, und hängen ſchlaff an; allein im Affekt — und ſchon der Anblick eines rothen Lappens ſetzt den Truthahn in Affekt, beſonders aber das Erwachen des Geſchlechtstriebes und der Eiferſucht — ſtrömt das Blut hieher, färbt ſie brennend ſcharlachroth, und ſchwellt ſie an. In dieſem Zuſtande ſträubt der Vogel zugleich das Gefieder, ſchlägt die Schwanzfedern radförmig ausgebreitet in die Höhe, nimmt allerlei ſonderbare und lächerliche Poſituren an, ſchreitet gravitätiſch einher, bald links, bald rechts, und ſtößt ein kullerndes Geſchrei aus.

In den wärmern Ländern von Amerika trifft man die Truthühner noch jetzt in Heerden wild in den Wäldern. Sie ruhen des Nachts auf Bäumen, und wollen daher auch zahm beſtändig erhöht ſitzen. Ihre Nahrung ſind Beeren, Knospen von mancherlei Bäumen, Getreide und andere Samen, auch grüne Blätter von verſchiedenen Pflanzen, Inſekten und Würmer. Sie erfordern dieſelbe Behandlung, wie die Haushühner, nur ſind die Jungen zärtlicher. Der Hahn lebt mit 10 und mehrern Hühnern in Verbindung. Die Eier, deren eine Henne oft 18 bis 20, und oft viel mehr legt, ſind faſt ſo groß, wie Gänſeeier, und weiß, mit röthlichgelben Flecken. Das Fleiſch giebt zwar ein treffliches Gericht; allein der Schade, den ſie den Gärten und Saatfeldern durch ihre Gefräßigkeit in kultivirten Ländern zufügen, wird doch bei weitem durch jene Benutzung nicht erſetzt.

Der Pfau. (Pavo cristatus.)

Es ſind bis jetzt nur 4 Vögel bekannt, welche das

Geſchlecht der Pfauen ausmachen. Sie zeichnen ſich dadurch von allen hühnerartigen Vögeln aus, daß ihr Scheitel mit vorwärtsgerichteten Federn, und die ſehr verlängerten Deckfedern des Schwanzes an ihren Enden mit den prächtigen Pfauenſpiegeln geziert ſind. Der gemeine Pfau iſt eins der prächtigſten Geſchöpfe in der ganzen Natur. An Größe kömmt er faſt dem Truthahn bei. Der herrliche Federbuſch auf dem Scheitel iſt beweglich; das Gefieder am obern Theile des Leibes prächtig goldgrün mit purpurnem Schimmer; Kopf, Hals, und ein Theil der Bruſt ſind laſurblau; der übrige Unterleib ſchwarz mit grünem Glanze; die Flügel hellroſtbraun mit ſchwarzen Queerlinien, gelbroth, ſchwärzlich, röthlich, und grün gefleckt. Die Hauptzierde machen die erwähnten Deckfedern des Schwanzes aus, welche der Vogel aufrichten, und in ein Rad ſchlagen kann. Sie haben eine ganz eigene Bildung, und Farben von einem Schimmer und Glanze, der ſich nicht beſchreiben läßt. Der majeſtätiſche Gang, der edle Anſtand, und das ganze Betragen des Vogels iſt ganz der Pracht ſeines Gefieders angemeſſen. Der Pfau ſcheint es ſelbſt zu wiſſen, wie ſchön er ſei; zeigt ſich daher gern dem Menſchen, und giebt gleichſam durch ſeine Stellungen und Gebehrden zu erkennen, daß er es gern habe, wenn er bewundert wird.

Der prächtige Pfau, den jetzt große Herren in Höfen und Gärten unterhalten, ſtammt aus Oſtindien, wo er wild in Wäldern lebt. Er fliegt ſchlecht, und ſtößt ein widriges Geſchrei aus. In der Lebensart kommt er mit andern hühnerartigen Vögeln überein, und ernährt ſich auf dieſelbe Art von Beeren, andern Früchten, Getreide, Inſekten, Würmern ꝛc. Im Winter muß er gegen die Kälte verwahrt werden. Die Ernährung der Jungen erfordert viel Sorgfalt, und dennoch iſt die Vermehrung nicht ſtark. Es verdient bemerkt zu werden,

daß der Pfau nicht, ſo wie andere Vögel, ſein Gefieder verändert, doch giebt es ein paar Spielarten, wovon die eine ziemlich bunt, die andre ganz weiß iſt.

Der Trappe. (Otis tarda.)

Der Trappe iſt unter allen Europäiſchen Vögeln der größte; wenigſtens gewiß der ſchwerſte. Seine Länge, von der Schnabelſpitze bis zum Ende des Schwanzes, beträgt 4, und die Breite der ausgeſpannten Flügel 7 Fuß. Von dem Geſchlecht, wozu er gehört, ſind noch 10 Gattungen bekannt. Dieſe haben, wie er, einen Schnabel, deſſen obere Kinnlade gewölbt iſt, und Lauffüße. Zum Unterſchiede von einem andern im ſüdlichen Europa einheimiſchen Trappen, der kaum etwas größer iſt, als der Haushahn, und der kleine Trappe (Otis tetrax) heißt, nennt man jenen den großen Trappen. Sein Kopf und Hals ſind blaßaſchgrau; lange weiße Federn zu beiden Seiten des Unterkiefers bilden einen Schnurrbart, und auf dem Kopfe erheben ſich einige längere Federn zu einem Buſch. Der obere Theil des Leibes iſt roſtröthlich, mit ſchwarzen Queerſtreifen; der Unterleib iſt weiß.

Der große Trappe iſt in den mehreſten Gegenden Deutſchlands und im übrigen Europa heerdenweiſe auf ebenen Feldern anzutreffen. Er gehört zu den ſcheueſten Vögeln, die allenthalben Gefahr fürchten, und ſelbſt im Winter, wo ſich ſonſt wegen Futtermangel die Scheuheit vieler Vögel größtentheils verliert, fliegt er ſchon in großer Entfernung auf, wenn er einen Menſchen auf dem Felde erblickt. Beſonders groß iſt ſeine Furcht vor Hunden, weil man Jagdhunde abrichtet, ihn im Laufen zu ergreifen.

Der Trappe läuft nemlich ſehr ſchnell, und kann nicht auffliegen, wenn er nicht vorher einen ſtarken Anſatz durch Laufen genommen hat. Er nährt ſich von

Getreide und andern Körnern, frißt aber auch grüne Saat, Kohlblätter, Rübſaat, Inſekten und Würmer. Im Winter ſcharrt er auf den Feldern den Schnee weg, um die Saat zu erreichen. Bei der Paarung nimmt der Hahn allerlei poſſierliche Stellungen an, ſchlägt ein Rad mit dem Schwanze, und geht ſtolz und aufgeblaſen um die Henne herum. Dieſe legt ihre 2 bis 3 große bräunlichgrüne Eier in Gebrüchen in ein Erdloch, und brütet ſie in 4 Wochen aus. Faſt überall gehört der Trappe zur hohen Jagd. Er iſt ſchwer zu ſchießen, läßt ſich aber, jung aus dem Neſte genommen, ſo zahm machen, daß er unter dem übrigen Hausgeflügel auf den Höfen umherläuft.

VII. Struthiones.

Der Strauß. (Struthio camelus.) Fig. 18.

Da es vier verſchiedene Gattungen von Vögeln giebt, welchen, die Naturforſcher den Namen Strauß beilegen, ſo pflegt man dieſen den gemeinen Strauß zu nennen. Ein faſt kegelförmiger Schnabel und Lauffüße machen die Kennzeichen des Straußgeſchlechts aus. Man rechnet dieſe Vögel nicht mehr zu den hühnerartigen, ſondern, nebſt dem Dronten, zu einer eigenen Ordnung. — Der gemeine Strauß übertrifft alle bekannte Vögel bei weitem an Größe. Sein langer Hals und der gewölbte Rücken, nebſt einer Schwiele an der Bruſt, geben ihm viel Aehnlichkeit mit dem Kameel; daher man ihn auch Kameelſtrauß nennt. Seine ganze Länge beträgt 8 Fuß, und die Höhe iſt ſo beträchtlich, daß ein neben ihm ſtehender Mann nicht über den Rücken hinwegſehen kann. Man hat ſchon Strauße geſehen, welche von der Erde bis zum Scheitel 10 Fuß meſſen, und nicht weniger, als 300 Pfund wogen. Kopf und Schnabel ähneln dieſen Theilen bei der Gans. Die Schenkel

ſind Mannsſchenkeln an Dicke gleich; am Fuße befinden ſich nur 2 Zehen, welche vorwärts gerichtet ſind. Faſt der ganze Kopf, und der größte Theil des Halſes ſind nackt und fleiſchroth; der untere Theil des Halſes und der Unterleib mit lockern wollähnlichen Federn bedeckt, und der übrige Körper trägt weiße und ſchwarze Federn. Die Flügel verdienen kaum dieſen Namen, denn ſie ſind kurz, ohne Schwungfedern, und nicht zum Fliegen zu gebrauchen. Jeder Flügel endigt ſich mit 2 hornartigen 2 Zoll langen Stacheln. Die Farbe der Flügel und des Schwanzes iſt weiß. Die Federn, welche beide Theile führen, und die hier wie Büſchel aufgepflanzt ſtehen, ſind von eigener Bildung, ganz einfach, kraus und wie Seidenfäden. Bekanntlich werden ſie in ihrer natürlichen weißen Farbe, aber auch ſchwarz gefärbt, in Europa von Frauenzimmern auf Hüthen getragen.

Der Strauß lebt in den unermeßlichen Sandwüſten von Afrika, in Arabien, und einigen andern Ländern Aſiens. Er iſt ein einſamer, menſchenſcheuer Vogel, dem ſein ſchneller Lauf den Mangel des Fluges reichlich erſetzt. Man ſagt, daß er das beſte Jagdpferd weit hinter ſich zurück laſſe. In Afrika zähmt man Strauße, und hält ſie wie Hausvögel. Kinder und Erwachſene können ſich auf ſolche Thiere ſetzen, und dieſe eilen eben ſo ſchnell mit ihnen davon, als ob ſie keine Bürde trügen.

In den Füßen beſitzt dieſer Vogel eine ſo große Stärke, daß er mit der Klaue des einen Zehes, — der andere iſt ohne Klaue — einen Menſchen mit einem Schlage den Bauch aufreißen kann. Dieſe Klaue iſt die einzige Waffe des Straußes. Ungeachtet ſeiner unglaublichen Stärke iſt er dennoch ſehr furchtſam, und flieht den Menſchen, außer zur Brütezeit. Seine Nahrung ſind nur Produkte des Gewächsreichs, als Früchte von Bäumen, Körner, Gras und Kräuter. Er weidet wie der Trappe und die Gänſe. Bisweilen verſchluckt er kleine

Steine und Metallſtückchen; daß er aber glühende Kohlen verſchlinge, iſt eine lächerliche Fabel. Das Straußenei iſt das größte Vogelei, einem kleinen Kindeskopfe am Umfange gleich; 2 bis 3 Pfund ſchwer, ſehr hartſchalig, weißlich und gelblich marmorirt. Sonſt glaubte man, daß das Straußenweibchen gar nicht brüte, ſondern ſeine Eier bloß in den heißen Sand lege, und der Sonnenhitze des Afrikaniſchen Klima's überlaſſe, allein dies iſt ungegründet. Das Neſt iſt nichts weiter, als eine Vertiefung im Sande, mit einem etwas erhöheten Rande. Ein Weibchen ſcheint gegen 10 bis 12 Eier zu legen. Um das Straußenneſt, in einer Entfernung von etwa 3 bis 4 Fuß, findet man noch einige Eier, die nicht mit bebrütet werden. Bisweilen findet man aber 30 bis 40 in einem Neſte, in welchem Falle mehrere Weibchen in ein gemeinſchaftliches Neſt legen. — Jene dienen den Jungen zur erſten Nahrung. Uebrigens ſcheint die Brütezeit 6 Wochen zu dauern, und nicht nur das Weibchen, ſondern auch das Männchen brütet.

Die Straußeneier ſind von vortrefflichem Geſchmack; allein das Fleiſch, zumal von Alten, iſt hart. Das Beſte ſind die vortrefflichen Federn aus den Flügeln und vom Schwanze. Hiermit wird von Afrika aus ein beträchtlicher Handel nach Europa getrieben. Auch die Haut, welche ein gutes Leder giebt, iſt in Afrika ein Gegenſtand des Handels. Die Art, ſich dieſes Vogels zu bemächtigen, iſt ſehr verſchieden. Viele Afrikaner bekommen ihn dadurch in ihre Gewalt, daß ſie ihn gemeinſchaftlich mehrere Tage allenthalben verfolgen, wodurch er, ermüdet, endlich unter den Schlägen mit bloßen Stöcken erliegt. Andere hüllen ſich in eine Straußenhaut, täuſchen dadurch den Vogel, und fangen ihn; auch verfolgt man ihn mit mehreren Pferden und Hunden.

In den ſüdlichen Gegenden von Amerika giebt es einen Strauß, welchen man den Amerikaniſchen

nennt. Er iſt etwas kleiner, auch in der Farbe und dadurch verſchieden, daß die Füße vorn 3 Zehen haben. Er kommt in den mehreſten Stücken mit jenem überein.

Der Caſuar. (Struthio casuarius.) Fig. 19.

Auch eine Gattung aus dem Straußengeſchlecht, und nach jenen beiden der größte Vogel. Er führt eine Art von Helm auf dem Scheitel, der 3 Zoll hoch, und von hornartigem Soffe iſt. Die Seiten des Kopfs und des Halſes ſind kahl, und unten an der Kehle hängen 2 rothblaue häutige Lappen. Ein bräunlichſchwarzes, wollenartiges Gefieder deckt den ganzen Körper. Einen eigentlichen Schwanz hat der Caſuar nicht; aber die Steißfedern verlängern ſich anſehnlich, und bilden eine Art von Schwanz. Die Flügel ſind beim Caſuar noch kleiner, als bei den beiden Straußen, und an Fliegen iſt daher auch hier nicht zu denken. Dieſer Caſuar lebt auf verſchiedenen Oſtindiſchen Inſeln. Eine andere Gattung, der Neu-Holländiſche Caſuar, iſt größer, als der Oſtindiſche, und wurde von den Engländern auf Port Jackſon entdeckt. In der Nahrung und Lebensart kommen beide mit dem Strauß überein.

Der Dronte. (Didus ineptus.) Fig. 20.

Der Dronte, Dudu oder Tölpel iſt größer, als ein Schwan; dieſem faſt an Geſtalt ähnlich, aber ſo ungeſchickt und plump gebildet, als man ſich's nur denken mag. Schon der Schnabel iſt unförmlich, und hat eine Oeffnung, die über die Augen hinausreicht. Oberhalb ſieht der dicke plumpe Körper aſchgrau, unterhalb weißlich aus. Die kurzen mißgeſtalteten Beine ſcheinen den Rumpf kaum tragen zu können. Man kann leicht denken, wie ungeſchickt dieſer Vogel in allen ſeinen Bewegungen ſeyn muß. Sein Gang iſt tölpiſch, und von der Erde ſich zu erheben, vermag der Dronte nicht. Es

koſtet ihm große Anſtrengung, von einem Orte zum andern zu kommen. Kurz, er iſt das Faulthier unter den Vögeln. Dennoch muß dieſer ſonderbare Körperbau ganz der Lebensart des Vogels angemeſſen ſeyn.

Die beiden Maſkareniſchen Inſeln, Isle de france und Bourbon, ſind die einzigen Oerter der Erde, wo man den Dronten gefunden hat. Alle Nachforſchungen, ihn noch anderswo zu entdecken, ſind vergeblich geweſen. Aber auch auf jenen Inſeln iſt er jetzt nicht mehr; folglich gehört er zu den ausgeſtorbenen Thieren.

B. Waſſervögel.

VIII. Grallae. (Sumpfvögel).

Dieſe haben einen walzenförmigen Schnabel von ungleicher Länge, lange Füße, und auch mehrentheils einen langen Hals, aber kurzen Schwanz. Sie halten ſich in ſumpfigem, moorigem Boden auf, und leben meiſtens von Amphibien, Fiſchen, Eidechſen, Inſekten und Waſſerpflanzen. Die meiſten niſten auf der Erde, oder im Schilf, und werden großentheils durch ihr vorzüglich ſchmackhaftes Fleiſch und durch ihre Eier nutzbar. Die nackten Füße, die auch über den Knien nicht ganz befiedert ſind, haben meiſtens 4, mit einer halben oder ganzen Schwimmhaut verbundene Zehen, von welchen einer nach hinten zu ſteht. Die wolligen Jungen führt die Mutter ſehr lange, und brütet daher nur Einmal im Jahre. Die Weibchen ſind kleiner, als die Männchen. Man zählt gegen drittehalbhundert Arten.

Der Flamingo oder Flamant.

(Phoenicopterus ruber.) Fig. 21.

Der rothe Flamant, den die Griechen und Römer als Prachtvogel und Leckerbiſſen ſehr hoch ſchätzten, ja den der Kaiſer Caligula den Faſanen, Pfauen und Perl-

hühnern gleichſetzte, und mit ihnen zum Opferthier erkohr, als er ſich ſelbſt zur Würde einer Gottheit erhob, hat einen ganz unregelmäßigen Schnabel, der länger, als der Kopf, dick, mehr hoch als breit, in der Mitte ſcharfwinklig niederwärts gebogen, hochzellig, von der Biegung bis zur Spitze ſchwarz, gegen den Kopf zu aber fleiſchfarben oder roth iſt. Der Unterkiefer an dieſem Organe zeichnet ſich durch ſeine bedeutende Höhe von dem Oberkiefer aus, der jenen wie ein Deckel mit einem genau in den Unterkiefer einpaſſenden Haken verſchließt, und dieſe ſonderbare Schnabelbildung gab den ältern Naturforſchern zu der Behauptung Anlaß, daß nicht der Unter= ſondern der Oberkiefer beweglich ſei. Der Oberkiefer iſt vor der Wurzel mit 2 länglichen, durchſichtigen, mit einer Haut bedeckten Naſenlöchern, und die beiden Kinnladenränder ſind mit Zähnen beſetzt.

Nicht bloß dieſes Organ, ſondern auch der überaus lange Hals, die rothen, ſehr hohen, bis zum Leibe hin unbefiederten Stelzfüße, an welchen die drei Vorderzehen mit einer halbmondförmigen Schwimmhaut verbunden ſind, geben dem Vogel ein ſonderbares Anſehen.

In einem dreifachen Farbenkleide zeigt ſich dieſer Sumpfvogel, deſſen ganzer Gattung der öftere Farbenwechſel in einem hohen Grade eigen iſt. Erſt im zweiten und dritten Jahre erhalten viele Sumpf= und Schwimmvögel ein bleibendes Gefieder, und ſelbſt alsdann hat noch die Jahreszeit bei vielen, die ſich im Jahre zweimal mauſern, auf ihr Aeußeres einen ſehr bedeutenden Einfluß, welches die Beſtimmung der Arten den Ornithologen ungemein ſchwierig machte, und zu vielen Irrungen Anlaß gab. In einem hellgrauen Gewande verläßt der junge Flamingo das Neſt ſeiner Eltern. Schon im zweiten Jahre legt er dieſes Kleid ab, und vertauſcht es mit einem weißen, das mit Roſenfarbe ſchwach überlaufen iſt. Mit dieſem war die jugendliche Schaar bekleidet, welche

im Sommer 1811 Deutſchland beſuchte, und von welcher ſich ein ausgeſtopftes Exemplar im Darmſtädter Naturalienkabinet befindet.

Prächtig, und mit beinahe jährlicher Steigerung der Schönheit treten endlich die Alten in ihrem Prachtkleide hervor. Die Schwungfedern ſind ſchwarz, aber mit einigen Reihen roſenrother Federn überdeckt. Es iſt ein lebhaftes brennendes Roſenroth. Dieſes rothe Colorit, welches durch die ſchwarzen Schwungfedern ſehr gehoben wird, ſoll übrigens, wie Büffon glaubt, nach den Elementen abgeſtuft ſeyn. Mit den Federn färben ſich auch ſtufenweiſe die Füße, und der Schnabel höher, ſo wie der Vogel im Alter ſteigt.

Nicht bloß unter den Sumpfvögeln, ſondern auch in der ganzen Vögelkaſſe iſt der rothe Flamant ein wahrer Rieſe. Er übertrifft alle Reiher an Höhe, auch den hochbeinigen Kranich, kommt hierin dem Caſuar gleich, und nimmt zwiſchen dieſem, und dem über alle hinwegragenden Strauß ſeine Stufe ein. Seine Länge von der Schnabel= bis zur Schwanzſpitze beträgt 4 Fuß 6 Zoll, von der Schnabel= bis an die Fußſpitzen aber 6 Fuß, und drüber. Bei dieſer beträchtlichen Höhe würden ihm ſeine Flügel eben ſo, wie bei den andern großen Vögeln, den Dienſt verſagen, wenn ſein Körper nicht klein, und überaus leicht wäre.

Das unermeßliche Afrika und der Continent von Südamerika mit ſeinen vielen Inſelgruppen ſind die Heimath des rothen Flamants. Hier lebt er an manchen Orten, hauptſächlich an ſalzigen Gewäſſern, ſo häufig und in ſo großen Schaaren, wie in Europa die Kraniche und Gänſe. Als Strichvogel des Südlands beſucht er von hieraus Spanien, und die Italieniſchen und ſüdfranzöſiſchen Meereskuͤſten, ſtreicht zu den Inſeln des Mittelländiſchen Meeres über, und verweilt vorzüglich gern in Sardinien, jedoch bloß in dem ſüdlichen Theile der Inſel.

In der Nähe der Hauptſtadt Cagliari kommt er alljährig im September in großer Menge an, ſo daß zuweilen gegen 1000 Stück, an einem großen Teiche geſehen werden können. Im März kehren viele Vögel zurück; es bringen aber auch manche den Sommer hier zu. Selten wagen ſie ſich über den 40ſten Breitegrad, und man ſahe es immer als eine außerordentliche Erſcheinung an, wenn ſie ſich an den Flüſſen des mittäglichen Frankreichs blicken ließen.

Der heiße Sommer des Jahres 1811 brachte ſie an den Rhein, und bis zum 49ſten und 50ſten Breitegrad.

Ein Zug von 11 Stücken, die ein ſtarkes Kranichgeſchrei hören ließen, in kreisförmiger Richtung, wie die Störche, wenn ſie im Spätjahre von den Rheinauen abziehen, ſich in die Höhe ſchwangen, und bald Rheinabwärts dem Auge entſchwanden, erſchien zuerſt. Noch am nemlichen Tage ließ ſich der ganze Flug von 27 Stükken, der ſich früher getrennt hatte, auf einer Rheininſel nieder. Zu Ende deſſelben Monats bemerkte man einen Flug dieſer Vögel bei Bamberg.

Der Flamingo verſteht ſich, wie der Reiher, meiſterlich auf den Fiſchfang, und ſoll auf ſeinen Kapereien in geſchloſſener Schlachtordnung die Fiſche angreifen. Bei ſchlechter Beute begnügt er ſich mit Fiſchrogen, mit Amphibien, Waſſerinſekten, mit Gewürmen, hauptſächlich aber Waſſerconchylien, und es ſcheint, daß ihm auch vegetabiliſche Nahrung behage, da einige in der Gefangenſchaft mit Gänſe- und Entenfutter lange unterhalten wurden.

Er niſtet in einſamen Sümpfen und ſeichten Moräſten. Seine langen Beine erlauben ihm nicht, ſich in einem Neſte niederzukauern, daher erbaut er ſich einen oben mit einer Vertiefung verſehenen Hügel von 2 Fuß Höhe über dem Waſſer, in welchen ſodann das Weib-

chen drei, ſelten mehr weiße, längliche Eier legt. Dieſe bebrütet daſſelbe wie auf einem Stuhle ſitzend, während die beiden Füße auf den Seiten des Neſtes herunterhängen. Die Jungen können erſt ſpät fliegen, aber ſchon nach ihrem Hervorkommen aus dem Eie ungemein geſchwind laufen.

Von der Jagd und dem Fang dieſer ſeltenen Vögel läßt ſich wenig mit Zuverläſſigkeit ſagen. An vielen Orten ihres Aufenthalts iſt das Tödten derſelben eine Sünde, wie bei uns das Erlegen eines Storches, und in den Europäiſchen Ländern hat ſich auch die Lüſternheit nach ihnen längſt verloren.

Die Römer mögen mehr Jagd auf dieſes Federwild gemacht haben, da das Gehirn, und beſonders die Zunge des Vogels zu den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen gerechnet wurde, und dieſe auf den Tafeln der Kaiſer Vitellius und Heliogabalus in ungeheuern Schüſſeln aufgetragen wurden. Auf den Tafeln der Reichen durfte dieſes Gericht nicht fehlen, über ſeine Zubereitung beſitzen wir daher noch ein Rezept von dem Schlemmer Apicius, der für einen einzigen Fiſch 600 Thaler bezahlte, und bei einem einzigen Gaſtmahle 600,000 Thaler zu verpraſſen wußte.

Außer dem Wildpret können die dunenartigen Federn gebraucht, und zu Betten verwandt werden, und die langen rothen Federn werden von den Indianern und Negern als Putz geſucht. Aus den Schienbeinen und Schenkelknochen verfertigen die Sarden kleine Flöten, (Lionedden), die einen ſehr angenehmen weichen Ton von ſich geben.

Die Löffelgans. (Platalea leucordia.) Fig. 22.

Man kennt drei Arten dieſes Geſchlechts, und unter dieſen iſt der weiße Löffelreiher die merkwürdigſte. Der 8 Zoll lange, am Ende plattgedrückte, löffelartige

Schnabel iſt das Kennzeichen dieſer Gattung. Der Rumpf hat die Größe des gemeinen Reihers; das Gefieder iſt größtentheils weiß; die Kehle kahl und ſchwarz, der Hinterkopf mit einem kleinen Federbuſch geziert. Der Vogel bewohnt die ſüdlichen und öſtlichen Länder Europens, aber auch in Aſien und Afrika findet er ſich. Nach Deutſchland kommt er nur ſelten. Seine Lebensart ſtimmt mit der des Reihers vollig überein. Fiſche, Fröſche, Schlangen und Eidechſen, auch Schaalwürmer, Inſekten und Pflanzen ſind ſeine Nahrung. Er ſoll durch das Zuſammenſchlagen ſeiner beiden Kinnladen andern Vögeln, welche auch Fiſchfänger ſind, einen Schreck einjagen, und ihnen auf die Art ihre Beute entreißen. Er niſtet auf den Gipfeln der Bäume.

A r d e a.

Der gemeine Kranich. (Grus communis.)

Er hat die Größe eines Truthahns; ſeine Zunge iſt fleiſchiger, als die des Reihers, und der Zunge der Hühner gleich. Der Kopf iſt mehr mit Federn bewachſen, als bei den Reihern, und oft mit allerhand Zierrathen verſehen. Die Füße ſind lang, mit mittelmäßigen Zehen; die Hinterzehe iſt kurz, und ſteht nicht auf der Erde auf; zwiſchen der äußern und mittlern Vorderzehe iſt eine Falte, wie bei den Reihern; die Nägel ſind mittelmäßig groß und ſpitzig. Die Kraniche machen gleichſam die Mittelgattung zwiſchen den Reihern und Trappen aus, und unterſcheiden ſich auch in dem innern Körperbau von jenen, denen ſie ſonſt zugeſellet werden; denn ihr Magen iſt muskulöſer, das Gedärme hat 2 Anhängſel, da es bei den Reihern nur eins hat, und die Luftröhre hat verſchiedene Beugungen.

Der Kranich iſt 3 Fuß 11¼ Zoll lang, und 6 Fuß 5½ Zoll breit, alſo größer, als ein gemeiner Reiher, aber ſchlan=

ſchlanker von Gliederbau. Der Schwanz mißt 8 Zoll, und die gefalteten Flügel reichen bis an die Spitze deſſelben. Die Schwere iſt 10 bis 12 Pfund. Sein Körper hat ziemlich den Umfang des Puterhahns, iſt aber länger gebaut.

Merkwürdig iſt auch ihr Flug. Ihre breiten Flügel und Flügelbeine machen, daß ſie nicht nur ſehr hoch, z. B. weit über den Brocken, der doch 3000 Fuß hoch iſt, ja oft ſo hoch fliegen, daß man ſie wohl hören, aber nicht ſehen kann, ſondern auch in einem fort ſehr lange Reiſen thun können. Ihr Flug geſchieht allezeit in zwei Reihen, die vorn in einen ſpitzigen Winkel zuſammenſtoßen. Einer muß daher die Spitze des Winkels machen, und man will beobachtet haben, daß wenn dieſer die Luft zu durchſchneiden müde ſei, ein anderer, oder der nachfolgende ſeine Stelle einnehme u. ſ. f. Man bemerkt auch, daß vor dem großen Haufen in einiger Entfernung ein kleiner zur Aufführung oder Recognoscirung voran fliegt, und verſchiedene an den Seiten und hinten nach, die nur aus wenigen Vögeln beſtehen, zur Begleitung, und vielleicht zur Wache. Die letztern können aber auch wohl Kränkliche und Müde ſeyn, die den regelmäßigen Zug nicht mitzumachen im Stande ſind. Der große Zug beſteht oft aus etlichen Hunderten.

Man rühmt die Wachſamkeit des Kranichs, weil man bemerkt, daß einige, wenn der große Haufe auf einer Wieſe oder im Felde weidet, oder ſchläft, in einiger Entfernung mit aufgerichtetem Halſe und auf einem Beine ſtehen, und allemal zuerſt, und mit einem heiſern Geſchrei auffliegen, wenn ſie etwas ihnen Verdächtiges oder Gefährliches bemerken.

Die Fabel dichtet hinzu, daß dieſe Schildwachen einen Stein zwiſchen die Zehen faßten, damit, wenn ſie ja einſchliefen, der Stein ihnen entfalle, und ſie dadurch aufgeweckt, und wieder munter würden. Ihr ganzes We-

ſen und ihr Gang iſt wie beim Storch, ernſthaft und bedächtig, doch werden im Frühjahr die Alten, und im Herbſt die Jungen zuweilen ſo luſtig, daß ſie tanzend herumſpringen, Steine und Späne in die Luft werfen, und ſich ſtellen, als ob ſie ſie mit dem Schnabel auffangen wollten. Auf ihren Reiſen ſind ſie auch geſellig und freundſchaftlich, ſonſt aber ſtreiten ſie ſich, beſonders die Männchen, zur Paarungszeit ſo heftig, daß ſie leicht hinterſchlichen und gefangen werden können.

Gegen Adler und Falken vertheidigen ſie ſich mit aufgerichtetem Schnabel, auf welchem ſich jene, wenn ſie unvorſichtig ſtoßen, zu ſpießen pflegen. Ungeachtet ihrer Wildheit laſſen ſie ſich doch zähmen, und ſo, wie der Storch, gewöhnen, auf den Höfen und in Gärten herum zu gehen. Man will einen Kranich 40 Jahre erhalten haben; daher man ſie zu den Vögeln rechnet, die ein hohes Alter erreichen.

Im Sommer bewohnt der Kranich vorzüglich das nördliche Europa und Aſien, und geht ſelbſt bis zum Arktiſchen Kreis hinauf, im Winter aber findet man ihn auch im wärmern Aſien und in Afrika. In Deutſchland iſt er in denjenigen Gegenden gemein, die eben und ſumpfig ſind, z. B. in einigen Brandenburgiſchen und Pommerſchen; in Thüringen ſieht man ihn nur auf ſeinen Zügen, und zuweilen im Winter.

Obgleich einige von ihnen im Winter in Deutſchland, und ſelbſt in Thüringen in ſumpfigen offenen Gegenden bleiben, ſo muß man ſie doch unter die Zugvögel rechnen, die im Herbſt, vorzüglich in der Mitte des Oktobers, ſich in großen Schaaren verſammeln, ihre Anführer wählen, ſich mit großem Geſchrei hoch in die Luft ſchwingen, und in wärmere Gegenden, nach Italien, und weiter nach Afrika ziehen. Im letztern ſollen ſie in einigen Gegenden die Felder in unermeßlichen Schaaren ſo verwüſten, daß die Einwohner mit ihren Kindern beſtän-

dig gegen ſie zu Felde liegen müſſen. Dies hat auch wahrſcheinlich zu der alten Fabel von dem Kriege der Pygmäen gegen die Kraniche Anlaß gegeben. Im März, oder höchſtens zu Anfange des Aprils, kommen ſie wieder zurück. Sie reiſen gern des Nachts, und zwar oft in der größten Dunkelheit. Zuweilen machen ſie einen ganzen Tag in einem einſamen Sumpfe Halt, und ſpazieren ſchreiend in demſelben herum, als wenn ſie ſich über etwas berathſchlagten. — Ihren Aufenthalt wählen ſie in weiten, ſumpfigen, brüchigen Gegenden, und lieben beſonders diejenigen, die mit einzelnen Erlenbüſchen bewachſen ſind.

Ihre Nahrungsmittel ſind ausgeſtreute und grüne Saat, allerhand Sämereien, Inſekten, Eidechſen, Schnekken, Fröſche, verſchiedene Würmer, Muſcheln, verſchiedene Kräuter, als: Löwenzahn, Klee, und ihre Wurzeln. Auf den Saatfeldern, die ſie oft unvermuthet, und des Nachts überfallen, thun ſie im Herbſt und Frühjahr dem Landmann großen Schaden, auch im Sommer in den Erbſen und Bohnen. Kleine Kieſeln verſchlucken ſie in Menge, um das Reiben der Nahrungsmittel zu befördern. Sie trinken ſehr oft und viel.

Das Weibchen legt zwiſchen große Binſenbüſche, auch in Erlenbüſche auf einige Kräuter und Stengel, im Mai 2 ſchmutzig grünlich aſchfarbene, mit hellbraunen Flecken gewölkte Eier, von der Größe der Schwaneneier. Die Jungen kommen in 4 Wochen aus, und die Alten verlaſſen ſie, ſobald ſie gehen können; aber ehe ſie ſich von ihnen trennen, weiſen ſie ihnen erſt Stellen an, wo ſie leicht und überflüſſig Nahrung finden. Und ob die Jungen gleich noch keine Schwingen haben, ſo laufen ſie doch ſo ſchnell, daß ein Menſch ſie kaum einholen kann. Man pflegte ſonſt junge Kraniche zur Falkenbaize aufzuziehen, weil ſie gelehrig, und leicht zu zähmen ſind.

In Polen und der Tartarei werden die jungen Kra-

niche (Vipiones) zahm gemacht, gemäſtet und genoſſen, und ſie ſollen alsdann den Geſchmack der jungen Gänſe und Enten haben. Aus den Federn macht man Federbüſche, und die ſtarken Flügelfedern werden zum Schreiben gebraucht. Die Federn werden auch von den Tatarn in Gold oder Silber eingefaßt, und als ein vorzüglicher Putz auf ihre Mützen geſteckt. — Der Kranich wird auch noch dadurch nützlich, daß er viel ſogenanntes Ungeziefer, als: Schnecken ꝛc. ausrottet. —

Der Storch. (Ciconia.)

Der Schnabel iſt glatt, ungefurcht, und weit größer, als bei den Reihern. Die Zunge iſt ein kleiner, im Schlunde liegender Knorpel. Der Hals iſt kürzer, und gegen die Bruſt allmählig dicker, als an den Reihern. Die Füße ſind lang, die Zehen kurz, und die vordern ſämmtlich auf einerlei Weiſe durch eine kleine Hautfalte mit einander verbunden; alle mit ſtumpfen Nägeln verſehen. Man kennt nur 2 Arten.

Der weiße Storch. (Ciconia alba.)

Die Augenkreiſe ſind kahl, und, ſo wie die Schwungfedern, ſchwarz; Schnabel, Füße und Haut ſind blutroth. Die Länge des weißen Storchs beträgt faſt 4 Fuß, und die Flügelklaftern über 7 Fuß. Der Schwanz iſt 9 Zoll lang, rund, gerade zugeſpitzt und roth, der Unterkiefer an der Spitze in die Höhe ſteigend, ſo daß der Schnabel an der Spitze aufwärts zu ſtehen ſcheint; die weite Haut der untern Kinnlade ſchwarz; die Naſenlöcher längliche Ritzen, durch welche man zur Seite durchſehen kann; die Augen ſind braun; um die Augen geht ein kahler ſchwarzer Flecken; die dünnen Beine ſind einen Fuß hoch.

Der ganze Leib iſt weiß, außer daß die Schwung- und langen Schulterfedern ſchwarz ſind, wodurch, wenn

die Flügel zuſammengelegt ſind und den Schwanz bedek-ken, die ganze Unterhälfte des Oberleibes ſchwarz erſcheint. An dem ſchönen langen Halſe ſind beſonders die Federn vorn nach der Bruſt zu lang, und ſehr beweglich. Das Weibchen iſt in der Farbe gar nicht vom Männchen unterſchieden, hat aber einen etwas dünnern Schnabel, und iſt ein wenig kleiner.

Die Störche zeigen in ihrem ganzen Betragen eine Art von Anſtand. Gehen ſie, ſo geſchieht es mit Gravität, und man ſieht ihnen gern zu, wenn ſie auf einer Wieſe herum ſpazieren. Ihr Flug iſt aber noch weit ſchöner. Sie ſchwimmen gleichſam in der Luft, bewegen die Flügel ſelten, und langſam, und beſonders machen Männchen und Weibchen zur Begattungszeit ſehr artige Schwenkungen, beſchreiben bald in der höchſten Luft, bald nahe über der Erde kleine und große Kreiſe gegen einander, laſſen ſich zuweilen ſanft herabglitſchend in ſchiefer Linie von der größten Höhe herab auf die Erde, und erheben ſich dann ſchneckenförmig wieder ſo hoch, daß ſie ſich in den Wolken zu verlieren ſcheinen. Wenn ſie ſtille ſitzen, oder ſchlafen, ſo ziehen ſie mehrentheils ein Bein an ſich, wie die Gänſe. Sie lieben die Reinlichkeit, putzen ſich immer, ſträuben die Federn oft, und ſchütteln ſie aus. Durch ein gewiſſes ſtarkes Zuſammenſchlagen der beiden Kiefern klappern ſie, und geben beſonders dieſe Töne des Nachts, im Zorn, und zur Zeit der Begattung von ſich; vielleicht daß das Männchen, von welchem man es vorzüglich hört, auch hiedurch ſein Weibchen an ſich zu locken pflegt. Sie laſſen ſich leicht zähmen, und gehen, wie die Gänſe, in den Höfen und Gärten herum, wenn man ihnen die Flügel verſchnitten oder zerknickt hat; auch ſchadet ihnen alsdann unſer harter Winter nicht.

Sie ſind ohnehin halbe Hausthiere; denn ſie halten ſich vorzüglich in Städten, Flecken und Dörfern auf, ge-

hen daſelbſt ſorglos herum, und werden an vielen Orten gehegt. Sie ſind faſt in der ganzen alten Welt zu Hauſe. In Europa findet man ſie in den Ländern zwiſchen Italien und Schweden; doch nicht in England. In den Niederlanden, in Deutſchland, wo ſumpfige Gegenden und große Wieſen zwiſchen Bergen in Gründen liegen, und in andern Gegenden, die an die See gränzen, ſind ſie ſehr häufig. In Deutſchland ziehen ſie im September fort, und kommen zu Anfang des Aprils wieder. Da, wo ſie häufig ſind, verſammeln ſie ſich, wie die Schwalben, in großen Schaaren, ſind eine Zeitlang unter ſich in Bewegung, fliegen eine kurze Strecke, als ob ſie ihre Flügel verſuchten, kehren wieder zurück, erheben ſich aber bald unverſehens in der größten Stille, und ſteigen ſo ungemein ſchnell in die höchſten Luftgegenden, daß man ſie in wenig Augenblicken aus den Augen verliert. Sie ſcheinen auch ihre große Wanderung in einem ununterbrochenen Fluge zu vollenden, denn man ſieht niemals andere aus nördlichen Gegenden, weder auf der Her- noch Hinreiſe bei uns ausruhen, oder ſich, ihrer Nahrung halber, niederlaſſen, als die in unſerer Gegend gezogen und geboren ſind. Sie bringen einen zweiten Sommer in Aegypten und in den Moräſten der Barbarei zu, ſollen ſich auch im erſten wiederum paaren, Eier legen, und eine zweite Brut erziehn.

Ihre vorzüglichſte Nahrung ſind Waſſer- und Heckenfröſche, Waſſer- und Erd-Eidechſen, Blindſchleichen und Ringelnattern. Sie freſſen aber auch Wieſeln, Maulwürfe, Feldmäuſe, Fiſche, kleine Aaale, Krebſe und andere Waſſerinſekten, Heuſchrecken, Regenwürmer, Schnecken, leſen die Bienen, Hummeln und Wespen in unzähliger Menge von den Wieſenkräutern ab, und rauben junge Wachteln und Lerchen. Auch Aas verſchmähen ſie nicht, die Kröten aber verabſcheuen ſie. Sie ſpießen erſt alles mit ihrem ſpitzigen Schnabel todt, und können

den größten Froſch und die längſte Schlange auf einmal verſchlucken. Nach den fliegenden Inſekten ſchnappen ſie in der Luft, und hüpfen zuweilen dazu hoch in die Höhe.

Die Gezähmten bekommen abgeſtandene Fiſche, Fröſche, das Eingeweide von jungen Hühnern, Tauben und anderm Geflügel, gekochtes und rohes Fleiſch. Sie ſaufen außerordentlich viel, und ſpritzen ihren Unrath vor ſich hin, zwiſchen den Beinen weg, indem ſie den Hinterleib vorwärts beugen.

Sie leben paarweiſe, und bauen ihre großen Neſter aus dürren Reiſern und Dornen auf die Dachforſte, Schornſteine und abgeſtumpfte Bäume, flechten die Materialien, obgleich nicht künſtlich, doch feſt in einander, und da ſie die einmal gemachten Neſter alle Jahre wieder beziehen, ſo beſſern ſie ſie immer aus, und vergrößern ſie ſo, daß ſie oft 4 und mehrere Fuß hoch werden. Ja man zeigt Neſter, von welchen man verſichert, daß ſie ſeit 100 Jahren bewohnt wären, und an welchen an den Seiten herum zahlreiche Schwalben- und Sperlingsneſter ſich befinden. Abergläubiſche Landleute, welche es für ein gutes Zeichen halten, wenn die Störche auf ihren Dächern niſten, wenigſtens dadurch gegen Feuersgefahr geſchützt zu ſeyn glauben, legen für ſie, damit ſie deſto bequemer bauen können, einen Pflug oder Kutſchenrad auf die Dächer.

Sobald ſie im Frühjahr ankommen, fangen ſie den neuen Bau, oder die Ausbeſſerung des alten an, ſchlafen und ſitzen beſtändig in und neben dem Neſte, und jagen allen fremden Beſuch, und ſogar ihre eigenen vorjährigen Jungen durch Klappern, Verfolgen und grimmigen Biſſe weg. Das Weibchen legt 2 bis 5 ockergelbe längliche Eier, und brütet ſie mit dem Männchen gemeinſchaftlich in 3 Wochen und etlichen Tagen aus. Beide Eltern ſorgen treulich für die Jungen, die 14 Tage wollig ſind,

und vertheidigen ſie mit ihren ſcharfen Schnäbeln gegen ihre Feinde. Anfangs legen ſie ihnen halbzerriſſene Frö⸗ ſche, Eidechſen und Schlangen vor, wenn ſie aber ſtark genug ſind, ſelbſt etwas zu zerreißen, ſo tragen ſie ihnen auch die ganzen Thiere lebendig zu. Wenn ihrer 4 oder 5 in einem Neſte liegen, ſo wird gewöhnlich der kleinere und ohnmächtige von den übrigen herausgeworfen. Ei⸗ nen jungen aufgezogenen Storch kann man gewöhnen, daß er des Tages über auf die Wieſen nach ſeinem Fut⸗ ter geht, und des Abends wieder nach Hauſe kommt. Allein er muß von den Wilden ſehr viel Verfolgung aus⸗ ſtehen, die allenthalben, wenn ſie ihn antreffen, auf ihn beißen. Er ſieht vor dem erſten Mauſern graulichweiß aus, und hat einen grauen Schnabel und graue Füße; nach dieſen aber ändern ſich, wenn die Federn ausfallen, Schnabel und Füße, und werden orangegelb, und die Fe⸗ derfarbe, wie bei den Alten, weiß und ſchwarz.

Der ſchwarze Storch. (Ciconia niger.)

Er bewohnt viele Theile von Europa, und iſt in Polen, Litthauen, Preußen, der Schweiz, den gemäßigten Theilen von Rußland und Sibirien bis zur Lena, wo nur Seen und Moräſte ſind, auch in Deutſchland an dergleichen Orten, z. B. im Brandenburgiſchen, nicht ſelten. Längs dem Don hin ſoll er ſehr häufig ſeyn, und auch bei Aleppo will man ihn angetroffen haben. Im Frühjahr zieht er in großen Heerden über Schweden nach dem äußerſten Norden, und ruht zuweilen daſelbſt in den Mooren aus, es iſt aber ein Wunder, wenn er in die⸗ ſem Lande ſein Neſt baut. Er lebt in Deutſchland ein⸗ zeln, und man trifft in einer weitläuftigen Gegend ſelten mehr, als ein Paar an. Als Zugvogel zieht er im Sep⸗ tember in wärmere Länder, kehrt im April wieder zurück, und ſteigt dabei ſo hoch in die Luft, daß er faſt ſo klein, wie ein Sperling erſcheint.

Seine Nahrung ſind Fröſche, Käfer ꝛc., beſonders Waſſerinſekten, auch Gewürme und Fiſche, daher man ihn über dem Waſſer herumflattern, und plötzlich untertauchen ſieht. Auch die Wald- und Waſſermäuſe haben einen großen Feind an ihm, da er ſie ſehr geſchickt hinterſchleicht, durch ſeinen ſpitzigen Schnabel tödtet, und ganz verſchluckt. Er baut ſein Neſt tief in den Wäldern, die an ſumpfige Gegenden grenzen, oder große Brüche haben, auf die Bäume. Bäume ſind auch diejenigen Oerter, auf welchen er ſich niederläßt, und ausruht.

Der Reiher. (Ardea major.)

Der Name **Reiher** bezeichnet ein Geſchlecht von wenigſtens hundert Gattungen Sumpfvögel, welche alle einen langen, geraden, ſpitzigen, etwas eingedrückten Schnabel, und 4zehige Füße haben. Sitten und Lebensart dieſer Vögel ſind, wie bei andern Sumpfvögeln. Mit ihren langen Beinen waten ſie in ſeichte ſtehende und fließende Gewäſſer, in Teiche und Moräſte, und ſuchen hier ihre Nahrung, welche vorzüglich in Thieren der dritten Klaſſe, in Amphibien, aber auch in Fiſchen, Waſſer- und andern Inſekten und Würmern beſteht. Viele ſpazieren auch auf den Wieſen umher, und leſen die Bienen von den Blumen in Menge ab. Der lange Schnabel, den dieſe Vögel haben, thut ihnen treffliche Dienſte, um ihre Nahrung aus dem Schlamm und Waſſer hervor zu holen. Derjenige Vogel, welcher unter dem Namen **grauer** oder **gemeiner Reiher** (A. cinerea) bekannt iſt, wohnt in Deutſchland, und faſt in allen Ländern der alten und neuen Welt, im Norden und Süden, fern von menſchlichen Wohnungen, an Seen und Sümpfen, in deren Nähe es große und einſame Wälder giebt. Er iſt ſehr ſcheu, flieht den Menſchen ſchon von weitem, und erhebt ſich hoch in die Luft, obgleich ſein

Flug nicht leicht iſt. An Größe kommt er dem Storch nicht ganz bei. Vom Nacken hängt ihm ein langer ſchwärzlicher Federbuſch herab; ſein Rücken iſt bläulich-aſchgrau; der Unterleib weiß. Am Vordertheile des Halſes ſitzen lange ſchwärzliche Federn, welche fliegend über der Bruſt herabhängen. Wenn dieſer Vogel fiſchen will, ſo geht er knietief in's Waſſer, ſteht faſt ganz ſtill, oder ſchreitet doch nur ſehr langſam fort, und fängt mit ſeinem Schnabel um ſich her eine Menge Fiſche. Man ſollte glauben, daß dieſe ihren Feind fliehen würden; allein ſie kommen vielmehr herbei, und werden ſeine Beute. Höchſt wahrſcheinlich kommen ſie, um die Exkremente des Reihers wegzuſchnappen, die für ſie ein Köder ſind.

Der Reiher legt ſein Neſt aus Reiſern und Schilf auf hohen Bäumen an. In demſelben findet man 3 bis 4 grünlichblaue Eier. Des Schadens wegen, den dieſer Vogel den Fiſchereien zufügt, ſtellt man ihm ſehr nach.

In Perſien, ſo wie überhaupt im wärmern Aſien, aber auch in Afrika und dem ſüdlichen Europa, wohnt ein Reiher, welcher Aigrette oder der kleine Silberreiher (A. garzetta) genannt wird. Er zeichnet ſich durch 2 Büſchel ſilberweißer, ſeidenartiger, ſehr ſchöner Federn aus, die auf den Achſeln ſitzen, und über dem Rücken herabhängen. Dies ſind die Reiherfedern, welche man in den Morgenländern und in Europa als Kopfputz auf Turbanen und Hüthen trägt, und theuer bezahlt. — Dieſer Reiher wird denn auch in den Morgenländern noch jetzt ſehr häufig durch dazu abgerichtete Falken gebaizt. —

Die Rohrdommel. (Ardea stellaris.)

Sie iſt oberhalb roſtgelb mit braungefleckten Querſtreifen, und am Bauche heller, mit länglich braunen Flecken. Dieſer träge Vogel kann, wie der Storch, ganze

Tage lang auf einem Flecke ſtehen bleiben. Bei Gefahr ſtreckt er den Hals, den er ſonſt ſehr einzieht, mit dem Schnabel und dem ganzen Körper gerade in die Höhe, und ſteht unbeweglich da, lehnt ihn auch wohl an einen Schilfſtengel an, und der Jäger geht daher oft vor ihm, als vor einem zugeſpitzten Pfahl oder alten Strunk vorbei. Er ſieht in dieſer Stellung wie am Schnabel aufgehangen aus, und gewährt einen ſonderbaren Anblick. Er ſteigt hoch in die Luft, und nimmt beſonders gegen Abend ſeine Wanderungen vor. Wenn er auffliegen will, ſo hüpft er erſt, wie der Storch, einige Schritte auf der Erde hin, um die Flügel in Bewegung zu ſetzen, beſchreibt dann einige Kreiſe, und gewinnt ſo die Höhe. Er fliegt, wie der gemeine Reiher, mit zuſammengelegtem Halſe.

Merkwürdig iſt ſein Geſchrei, das er zur Zeit der Paarung, und bei Veränderungen des Wetters oft ganze Nächte durch hören läßt. Es iſt ſehr ſtark, da er ſeine Kehle außerordentlich aufblaſen kann. Bei ſtiller Nacht hört man das dumpfe Gebrüll: I prumb hu hu! das er mit kleinen Pauſen drei bis viermal ausſtößt, auf eine halbe Meile weit, und er hat damit ſchon manchem Wanderer Schrecken eingejagt. Eine ungegründete alte Sage aber iſt es, daß er dabei den Schnabel in's Waſſer oder in den Moraſt ſtecke. Noch eine andere Stimme läßt er zuweilen hören, die faſt wie das Geſchrei des Raben klingt.

Hat man ihn in Furcht geſetzt, oder zum Zorn gereizt, ſo ſtellt er ſich in Poſitur, ſträubt die Federn fürchterlich, zieht den Hals ein, ſperrt den Schnabel weit auf, und zwar mit der Miene, als wenn er nach den Augen ziele. Er wehrt ſich alsdann, wenn er Widerſtand findet, mit ſeinem Schnabel gegen alles, was ihn angreift, heftig, und macht daher den Falken, die auf ihn abgerichtet werden, viel zu ſchaffen, indem er ihnen nicht

nur in lauter Schneckenlinien, die er im Fluge beſchreibt, aus dem Geſicht zu kommen ſucht, ſondern ſie auch in der Noth mit ſeinem ſpitzigen Schnabel ſtark, ja oft tödtlich verwundet.

Dieſer Sumpfvogel bewohnt mehr die ſüdlichen, als nördlichen Gegenden von Europa, und kömmt in demſelben nur bis Schweden hinauf. In Aſien geht er in Sibirien bis an die Lena, und in Amerika von Carolina bis zur Hudſonsbai. In Deutſchland trifft man ihn allenthalben einzeln an. Er lebt an großen Flüſſen, die ausgetretene ſumpfige und ſchilfreiche Stellen haben, an Seen und großen Teichen. Sobald im Frühjahr das Eis aufbricht, iſt er da, im September zieht er aber ſchon in Geſellſchaft ſeiner Jungen weg. — Seine Nahrung beſteht in Fiſchen, Fröſchen, Muſcheln, Waſſermäuſen, und allerhand Waſſerinſekten. Er ſitzt daher beſtändig in Sümpfen und ſeichten Waſſern mit eingezogenem Halſe, und ſchnellt dieſen blitzſchnell, wie aus einer Scheide, nach dem Thiere, das ihm in die Nähe kömmt, tödtet es mit einigen Stichen, die er ihm mit ſeinem ſpitzigen Schnabel giebt, und verſchluckt es ganz.

Er legt nicht, wie der gemeine Reiher, ſein Neſt auf Bäumen an, ſondern in ſchilfigen und rohrigen Seen, Sümpfen und Teichen, auf trocknen Raſen und Hügeln, baut es aus Rohr, Schilf und andern Reiſern zuſammen, und legt 3 bis 5 ſchmutzig blaßgrüne Eier in daſſelbe. In 25 Tagen kommen die Jungen zum Vorſchein, und laufen ſogleich mit den Alten davon. Einige Jäger behaupten ſogar, daß ſie oft, wenn es nöthig wäre, ein ſchwimmendes Neſt machten, welches ſie an das Rohr oder Schilf, wie die Taucher befeſtigten. — Die Jungen laſſen ſich mit Fröſchen ſehr gut aufziehen, und reinigen alsdann die Gärten von Kröten, Eidechſen, Schlangen und Inſekten.

Der Ibis. (Tantalus Ibis.)

Die alten Aegyptier, welche dem Thierdienſt ergeben waren, pflegten viele von den bei ihnen heilig gehaltenen Thieren zu mumiſiren oder einzubalſamiren. Dies geſchah auch mit einem reiherartigen Vogel, den ſie Ibis nannten. Noch jetzt findet man Ibismumien in Aegypten; indeß iſt es ſchwer, aus dieſen halbvermoderten Weſen zu beſtimmen, welcher von den noch jetzt vorhandenen Vögeln der Ibis eigentlich war. Mit Wahrſcheinlichkeit nimmt man einen Vogel aus dem Geſchlecht der Brachvögel oder Nimmerſatte wenigſtens für den weißen Ibis der Alten an. Sie unterſcheiden auch einen ſchwarzen; allein dazu hat ſich noch kein paſſender Vogel in der jetzigen Schöpfung gefunden. Der weiße Ibis iſt ungefähr unſerm Storch an Größe gleich, hat einen ſchwarzen Schnabel, einen ſchwarzen, faſt nackten Kopf und Hals, ſchwarze Beine, und auf dem Unterrücken lange ſchmale Federn von gleicher Farbe, die über die Flügel herabfallen. Das übrige Gefieder iſt weiß. — Man nennt dieſen Vogel auch Nilreiher. Er ſoll ehemals in ganz Aegypten häufig geweſen, jetzt aber wenigſtens in Niederägypten ſelten ſeyn. Die ganze Sache liegt noch ſehr im Dunkel.

Der ſcharlachrothe Ibis. (Tantalus ruber.)

Er wohnt in den meiſten Ländern von Amerika innerhalb der Wendezirkel; am häufigſten in Oſt-Florida, doch ſieht man auch einige in Süd-Carolina. In großer Menge wird er auch auf den Weſtindiſchen Inſeln, beſonders den Bahama-Inſeln angetroffen.

Seine Länge beträgt 21 Zoll. Der Schnabel iſt 6 bis 7 Zoll lang, und hellroth; die Augen ſchwarz, die Wurzel des Schnabels läuft ein wenig an der Stirn herunter. Die beiden Seiten des Kopfs, bis an die Augen, ſind kahl und hellroth. Das ganze Gefieder dieſes präch-

tigen Vogels iſt glühend ſcharlachroth; 4 der äußern großen Schwungfedern abgerechnet, welche an den Enden glänzend ſchwarzblau ſind. Die Schäfte der Schwungfedern und des Schwanzes ſind weiß, die Füße hellroth.

Das Weibchen unterſcheidet ſich durch ein minder lebhaftes Kolorit. Die Jungen ſehen, wenn ſie ausgekrochen ſind, ſchwarz aus, kurze Zeit darauf beinahe grau, und, ehe ſie flügge ſind, faſt weiß. Von dieſer Zeit an, werden ſie allmählich roth, der obere Theil der Flügel und die Bruſt zuletzt. Vor dem dritten Jahre iſt dieſes Roth aber nicht vollkommen, und bei vielen Vögeln findet man um dieſe Zeit mehrere Federn des Halſes mit Braun untermengt. In England hatte Herr Latham einen gezähmten, dem aber die Gefangenſchaft nicht wohl bekam, ſo daß er ſchwächlich wurde, die Pracht ſeines Gefieders verlor, und, ehe er ſtarb, matt roſenroth ausſah.

Gewöhnlich hält er ſich an den Ufern der See und der benachbarten Flüſſe auf, und lebt von kleiner Fiſchbrut und Inſekten. Er ſitzt in großer Anzahl auf Bäumen, und in ſeinen Flügen unterſcheidet ſich Alt und Jung.

Die Eier legt er nach Einigen auf den Boden, auf eine Lage von Blättern, nach Andern auf die Förſte der Häuſer und in Mauerlöcher.

Der Ibis mit ſchwarzem Geſicht.
(Tantalus melanopis.)

Er ſpannt mit ausgeſpreitzten Flügeln an 50 Zoll, und iſt 28 Zoll lang. Sein Schnabel hat 6 Zoll Länge, und iſt ſchwarz. Die Zunge dreieckig und hinten gefranzt. Der Augenſtern röthlich. Das ganze Geſicht, bis über die Augen, unbefiedert, ſchwarz, und mit Warzen beſetzt, beſonders um die Augen herum. Unter dem Kinn hängt eine freie, runzliche kahle Haut, die einen

Sack bildet. Der Scheitel iſt dunkel rothgelb, und die Federn am Hintertheile deſſelben ſind etwas lang. Der übrige Hals und die Bruſt ſind gelblich, Rücken und Schulterfedern aſchgrau, mit braunen Rändern. Ueber die Bruſt läuft ein Band von eben dieſer Farbe; die Mitte der Rückenfedern iſt braun; die Deckfedern der Flügel bläulich aſchgrau mit braunen Säumen, die Schwungfedern, die Seiten, die Schenkel, der After und der Schwanz grünlichſchwarz; letzterer beſteht aus 12 Federn, und iſt abgerundet. Die Füße ſind 7 Zoll lang, rauh, etwas über die Kniee hinauf nackt und roth, die Krallen ſchwarz.

Forſter hat dieſe Gattung auf den Neujahrs-Inſeln bei Staatenland entdeckt. Sie macht ihr Neſt an unzugänglichen Orten, auf Felſen.

Der Cayenniſche Ibis. (Tantalus Cayennensis.)

Er iſt etwas kleiner, als der ſcharlachrothe, und 22 Zoll lang. Der gebogene Schnabel etwa $5\frac{1}{2}$ Zoll lang und dunkelbraun, ſeine Wurzel nebſt den Augenkreiſen kahl und dunkelroth. Die Hauptfarbe des Gefieders ſchwarz, bei gewiſſem Lichte mit grünlichem Glanze, Schwungfedern und Schwanz am dunkelſten. Die Füße bräunlichgelb.

Bei einigen dieſer Vögel iſt die Mitte der Feder auf dem Scheitel und am Rücken dunkelſchwarz geſtreift, ohne irgend einen grünen Widerſchein, und die Füße ſind faſt ſchwarz. Dieſe könnte man auf den erſten Anblick für junge Vögel vom ſcharlachrothen Ibis halten; allein bei den hier beſchriebenen ſind die Füße nur 8 Zoll lang, da ſie bei jenen wenigſtens 12 Zoll meſſen, bei erſterem reichen ſie auch nicht an's Schwanz-Ende; bei letzterm hingegen weit darüber hinaus. Er wird, jedoch nicht in großer Menge, in Cayenne angetroffen. Man ſieht ihn immer paarweiſe. Er ſitzt, um Fiſche zu fangen, auf

abgehauenen Bäumen, die den Strom hinabſchwimmen, gewöhnlich in einiger Entfernung von der See, und das Volk in Cayenne nennt ihn den Waldflamant.

Der ſichelſchnäbliche Ibis.
(Tantalus falcinellus.)

Er hat 1 Fuß und 9 Zoll Länge. Sein Schnabel iſt faſt 4 Zoll lang, und braun; von da an, und ganz um die Augen herum, iſt er kahl und dunkelgrün. Kopf und Hals ſind kaſtanienbraun, am Kopf in's Braune ziehend, wo die Federn blaſſe Ränder haben. Die obern Theile des Körpers ſind glänzendgrün, und ſcheinen beim Lichte wie bronzirt; Bruſt, Bauch und die unterſten Theile ſind braun, mit goldgrünem Glanze an der Bruſt. Schwungfedern und Schwanz dunkler, als der Rücken, und mit ſehr geringem Glanze; die Füße dunkelblau, zwiſchen jeder Zehe an der Wurzel eine kleine Haut.

Das Weibchen ſoll etwas kleiner ſeyn, als das Männchen, mit kahlem, grünſchwarzem Geſichte; Scheitel, Wange, Kehle und Vorderhals ſchwärzlichgrün ſchillernd, und dunkel geſchuppt, d. h. jede Feder iſt ſtahlgrün mit hellerem Rande; Rücken, Flügel und Schwanz faſt ſchwarzgrün. Bruſt, Bauch und After braunaſchgrau, und von rußigem Anſehen; die Schenkelfedern bräunlich aſchgrau, die Füße ſchwarz.

Er iſt in Italien zu Hauſe, auch in einigen Gegenden von Deutſchland, und ſehr gemein um das Caſpiſche und ſchwarze Meer, wo er am Ufer hinaufgeht, um zu brüten. — Man ſieht oft ganze Flüge um den See, aber keinen in Sibirien, obſchon man ſie in Dänemark antrifft, wo ſie Ryle Domsneppe genannt werden.

Der Waldpelikan. (Tantalus loculator.)

Dieſer, in Guiana, Braſilien, und in einigen Gegenden von Nordamerika, die er aber bloß auf Wanderungen be=

beſucht, wohnende Vogel erreicht die Größe eines Storchs, hat aber einen etwas ſchlankeren Körper, als dieſer. Der Schnabel iſt an der Spitze etwas gekrümmt, ſehr ſtark, ſehr dick, ohne Furchen, rundlich, und nimmt nach dem Kopfe hin immer mehr an Dicke zu, ſo, daß ſeine größte Dicke einen Umfang von 6 bis 7 Zollen, zu einer Länge von 8 Zollen zeigt. Dieſer dicke und lange Schnabel beſteht aus einer ſehr harten Subſtanz, und iſt an den Rändern ſchneidend; das Hinterhaupt und der Oberhals ſind mit kleinen, braunen, ſchmalen Federn bedeckt. Die Federn der Flügel und des Schwanzes ſind ſchwarz, mit einem bläulichen und röthlichen Schimmer. Das übrige Gefieder iſt weiß. Die Stirn iſt, ſo wie die Gegend des Auges, mit einer dunkelbläulichen Haut bedeckt. Die Kehle iſt ebenfalls nackt, und mit einer Haut bekleidet, die ſich aufblähen und ausdehnen kann; daher dieſer Vogel den Namen Waldpelikan erhalten hat, der übrigens in ſo fern ſehr unpaſſend iſt, da dieſe Organiſation mit der des Storchs eine viel größere Aehnlichkeit hat, der ebenfalls die Haut ſeiner Kehle zu erweitern vermag, während der Pelikan einen großen Sack unter dem Schnabel, und nebenher vollkommene Schwimmfüße hat.

Sie kommen alljährlich in beträchtlichen Zügen am Ende des Sommers nach Carolina, zu der Zeit, wo die großen Regengüſſe in dieſem Lande beginnen. Sie beſuchen dann häufig die überſchwemmten Felder, und ſetzen ſich in großen Schaaren auf die höchſten Amerikaniſchen Cypreſſen, in einer geraden Stellung, mit zurückgebogenem Halſe. Sie ſollen ſehr dumm ſeyn, und ganz bequem geſchoſſen werden können. Ihr Fleiſch wird gerühmt, ungeachtet ſie ſich nur von Fiſchen und Waſſerthieren nähren.

Die Schnepfe. (Scolopax.)

Schnepfen ſind bekannte, und von den Leckermäu-

lern ſehr geſuchte Vögel. Sie machen ein Geſchlecht von nahe an 50 Arten aus, wovon in Deutſchland eine beträchtliche Anzahl wohnt. Man rechnet ſie zu den Sumpfvögeln, denen ſie allerdings, ſowohl im Aeußern, als in der Lebensart ſehr gleichen. Ein faſt walzenförmiger, ſtumpfer Schnabel, ſo lang, als der Kopf, und länger; ein beſiedertes Geſicht, und vierzehige Füße, deren Hinterzehe aus mehrern Gelenken beſteht, ſind die Gattungsmerkmale. Sie haben lange Beine, um in ſeichten Gewäſſern, Moräſten, und an andern feuchten Orten ihrer Nahrung nachgehen zu können, welche in Regen- und andern Würmern, Schnecken, und einigen Pflanzen beſteht. Es ſind ſehr ſcheue Vögel, die man ſelten zu Geſicht bekommt. Ihr Fleiſch wird für eins der wohlſchmeckendſten gehalten. Die Jäger theilen ſie in Wald- Sumpf- und Waſſerſchnepfen ein.

Die Doppelſchnepfe. (torquata.)

Sie iſt einem mittelmäßigen Haushuhn an Größe gleich, hat einen langen, dünnen, gebogenen Schnabel, bläuliche Füße, und iſt auf dem Oberleibe ſchmutzig weiß, mit dunkelbraunen und roſtgelben Flecken; am Unterleibe aber weiß, mit einzelnen dunkelbraunen Längsſtrichen am Halſe und an der Bruſt. Die Flügel ſind ſchwarz, mit weißen Flecken. Sie iſt über die ganze Erde verbreitet, wohnt an den Ufern der Landſeen, Flüſſe und Teiche, iſt äußerſt ſcheu, und läßt ſich nur zur Zeit des Wegziehens im Herbſte mittelſt einer meſſingenen Pfeife, womit der Jäger ihren Lockton nachahmt, zum Schuß herbei kirren. Die Jäger nennen ſie Keilhacken.

Die Regenſchnepfe oder der Regenvogel. (S. phoeopus.)

Sie iſt nur halb ſo groß, mit ſehr gebogenem ſchwarzen Schnabel, blaugrünlichen Füßen, blaßbraunem

ſchwarzgeflecktem Oberleib, weißem Unterrücken und Bauch, nebſt einer gleichfarbigen Linie auf dem Kopf. Auf Brach- und Saatäckern im Auguſt in kleinen Heerden, und nicht ſo ſcheu, wie die vorige.

Die Wald- oder Holzſchnepfe. (rusticola.)

Sie iſt ſo groß wie ein Rebhuhn, mit geradem, an der Wurzel röthlichem Schnabel: einigen ſchwarzbraunen Queerbinden am Hinterkopf; roſtfarbigem, ſchwarz und grau geſtreiftem Oberleibe, und ſchmutzig weißem, dunkelbraun lineirtem Unterleibe. Sie iſt in Deutſchland allenthalben, wo es Waldungen giebt, gemein, zieht im Oktober fort, und kommt im März wieder. Man fängt ſie zur Streichzeit im Herbſt in Netzen, Schlingen, und auf andere Art.

Die Pfuhlſchnepfe oder der Geiskopf. (S. aegocephala.)

Sie iſt nicht größer, als eine Haustaube, hat einen aufwärtsgebogenen Schnabel, und ſieht oberhalb hellbraun und dunkler gefleckt, am Unterleibe weiß aus. Ueber die Augen läuft ein röthlichweißer Strich, und der Schwanz iſt ſchwarz und weiß geſtreift. Sie bewohnt die Ufer der Seen, Flüſſe und des Meeres, und iſt in ganz Europa gemein.

Der gemeine Brachvogel. (S. arquata.)

Dieſer Vogel hat den ſpeciellen Namen arquata von der ſichelförmigen Biegung ſeines Schnabels, der überdieß, im Verhältniſſe zum übrigen Körper, ſehr lang, außerdem ziemlich ſchlank, nach ſeiner ganzen Länge gleich gekrümmt, und mit Furchen durchzogen iſt, und in eine ſtumpfe Spitze ausgeht; dabei iſt er ſo ſchwach, und von einer ſo zarten Subſtanz, daß der Vogel nur aus einer weichen Erde Würmer damit ausziehen kann.

Der Hals und die Füße ſind lang; die Unterſchenkel zum Theil nackt, und die Zehen an ihrer Wurzel durch eine Haut verbunden. Der Vogel erreicht ungefähr die Größe eines Kapauns, die ganze Länge beträgt etwa 2 Fuß; die des Schnabels 5 bis 6 Zoll, und die ganze Ausbreitung der Flügel 3 Fuß. Das ganze Gefieder zeigt eine weißlichgraue Miſchung, mit Ausnahme des Bauches und des Steißes, die ganz weiß ſind; über den ganzen Obertheil des Körpers ſind braune Striche, wie mit dem Pinſel aufgetragen, und jede Feder hat eine grünlichweiße oder röthliche Randbeſetzung. Die großen Schwungfedern ſind ſchwärzlichbraun; die Rückenfedern haben einen ſeidenartigen Glanz; die Halsfedern ſind flaumartig, und die Schwanzfedern, die kaum über die zuſammengelegten Flügel hervorragen, haben braune und weiße abgeſetzte Zeichnungen. Männchen und Weibchen unterſcheiden ſich nur wenig, außer daß letzteres etwas kleiner iſt.

Obſchon das Fleiſch dieſes Vogels einen ſumpfartigen Beigeſchmack hat, ſo wird es doch als eins der köſtlichſten geſchätzt. Er nährt ſich von Erdwürmern, Inſekten, und kleinen Muſcheln, die am Seeufer, in Sümpfen und auf feuchten Wieſen vorkommen. Seine Zunge iſt ſehr kurz, und im Grunde des Schnabels verborgen; in ſeinem Magen findet man zuweilen kleine Steinchen und Sandkörner, und er iſt eben ſo muskulös, wie der Magen der körnerfreſſenden Vögel. Die beträchtliche kropfartige Ausdehnung der Speiſeröhre über demſelben, iſt mit drüſenartigen Wärzchen beſetzt. An den Därmen finden ſich 2, Blinddarm ähnliche Anſätze, von der Länge von mehreren Zollen.

Dieſe Vögel laufen ſehr ſchnell, und fliegen in Haufen. Im Innern des feſten Landes halten ſie ſich nicht lange auf, ſondern verweilen lieber in Seegegenden. In England ſollen ſie die Seeküſte nur den Winter über

bewohnen, im Sommer aber ſich gegen die Gebirge im Innern des Landes ziehen, und dort niſten. In Deutſchland zeigen ſie ſich nur zur Regenzeit, und beim Eintritt beſtimmter Winde, was ſchon durch die Benennung derſelben „Windvogel, Regenvogel, Wettervogel,“ angedeutet wird. In Schleſien trifft man ſie im Herbſte an, von wo aus ſie nach dem Baltiſchen Meere und dem Bothniſchen Meerbuſen wandern. Man ſieht ſie auch in Italien und Griechenland, und ihre Wanderungen ſcheinen ſich noch über das Mittelländiſche Meer hinaus zu erſtrecken, indem man ſie auf Malta im Frühjahr und im Herbſte vorbeikommen ſieht. Es ſcheint ſogar, daß dieſe Gattung, nach dem Zeugniſſe mehrerer Naturforſcher, ſich ſelbſt am Senegal und auf Madagaskar vorfindet, und bloß durch eine etwas größere Länge des Schnabels, und ſtärker ausgedrückte Farben abweicht. Man findet zuweilen von dieſer Gattung, wie bei vielen andern Vögeln, weiße Individuen, die nichts anderes, als bloße Abänderungen zu ſeyn ſcheinen, und durchaus nichts Beſtändiges zeigen.

Der Kiebitz. (Tringa vanellus.)

Den Namen hat dieſer ſonderbare Vogel von ſeinem Geſchrei, welches Kiebith lautet. Da noch mehrere verwandte Gattungen dieſen Namen führen, ſo wird dieſer der gemeine genannt. Er hat die Größe einer Taube, und unterſcheidet ſich durch einen im Nacken niederhangenden Federbuſch, durch grünlich-ſchwarzes goldglänzendes Gefieder am Oberleibe, ſchwarze Bruſt, und weißen Unterleib. Man trifft ihn in Deutſchland und ganz Europa auf feuchten, ſumpfigen Wieſen und Triften, wo er ſich durch ſein Geſchrei kenntlich genug macht. Er iſt zwar ein ſcheuer Vogel, aber dabei ſo unvorſichtig und ſorglos, daß er, wenn man ſeinem Neſte nahe kommt, ſchreiend über den Kopf ſeines Feindes ſchwebt, ſo daß

man ihn leicht ſchießen kann. Er fliegt übrigens ſehr geſchickt, und man muß ſeine leichten und ſchönen Schwenkungen bewundern. Er hat mit den Schnepfen gleiche Nahrung, zieht auch im Herbſt fort, und kommt, wie ſie, im März zurück. Das Weibchen legt jährlich zweimal 3 oder 4 grüngelbe, ſchwarzblau gefleckte Eier, ohne ſonderliche Vorbereitung, auf eine kleine Anhöhe in's Gras. Man ſucht ſie eifrig auf, weil ſie ſehr wohlſchmeckend ſind, und zu den Leckereien gehören.

Der Kampfhahn. (T. pugnax.) Fig. 23.

Der Kampf- oder Brauſehahn und Hausteufel, wie man dieſen ſonderbaren Vogel nennt, iſt ein Strandläufer, wie der Kiebitz, aber etwas kleiner. Unter den einheimiſchen Vögeln mag er wohl der einzige ſeyn, welcher in der Freiheit keine beſtändige Farbe hat; denn man trifft weiße, ſchwarze, ſchwärzliche, aſchgraue, roſtbraune, und zwar in allerlei Schattirungen und Zeichnungen. Nur das iſt ein bleibendes Merkmal Aller, daß verlängerte Federn am Halſe und Hinterkopfe einen Kragen bilden, den der Vogel im Zorn emporſträubt. Auch das rothe warzige Geſicht findet bei allen Statt. Die Weibchen haben faſt immer eine beſtändige Farbe.

Der Kampfhahn bewohnt die nördlichen Länder von Europa und Aſien. In Deutſchland findet er ſich inſonderheit in Weſtphalen, in Niederſachſen, gegen die Nordſee hin, an ſtehenden Gewäſſern. Er nährt ſich, wie der Kiebitz, und niſtet auf Wieſen im hohen Graſe oder in Binſenſträuchen. Die Eier ſind weiß, mit ſchmutzig rothbraunen Flecken. Der Kampfhahn liebt ſehr die Geſellſchaft ſeines Gleichen, und dennoch dürfen zwei Männchen nicht zu gleicher Zeit auf einem Fleck ſich niederlaſſen, ſo gerathen ſie in einen heftigen Kampf, hüpfen gegen einander, ſchlagen ſich mit den Klauen, und laſſen nicht eher nach, bis der eine gänzlich unterliegt. Zur

Zeit der Paarung, und wenn man ſie einſperrt, tödten ſie einander nicht ſelten. Sie laſſen ſich dennoch zähmen. Im Herbſt ziehen ſie nach ſüdlichen Ländern. Ihr Fleiſch gehört zu den Leckereien, beſonders wenn ſie mit Milch und Semmel gemäſtet ſind.

Der Steindreher. (T. interpres.)

Der Strandläufer ſchüchterne und leichtbeflügelte Cohorte hat eine ſolche Mannichfaltigkeit in den Arten und Abänderungen der Arten aufzuweiſen, daß es den Ornithologen noch nicht gelungen iſt, die Arten derſelben, welche Deutſchland durchziehen oder bewohnen, genau auszukundſchaften. Ihre allzunahe Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit andern Sumpfvögelgeſchlechtern, ihr mehrmaliger Wechſel des Federkleides, das nach dem Alter des Vogels und nach der Jahreszeit ſo ſehr verſchieden iſt, zum Theil auch ihre Seltenheit und Schüchternheit, und die Schwierigkeit, ſie erhalten und beobachten zu können, legte Hinderniſſe in den Weg, und verurſachte, daß man oft variirende Individuen einer ganz gemeinen Art mit verſchiedenen Namen benannte, oder bald dieſer, bald jener Art zuſchied.

Der Steindreher, Halsbandſtrandläufer, bei uns gerade einer der ſeltenſten, iſt lange verkannt, und unter verſchiedenen Namen vorgeſtellt worden. Er unterſcheidet ſich durch einen auffallend kurzen, pfriemförmigen, ſchwarzen, harten, und in der Mitte eingebogenen Schnabel, der bei andern Strandläufern, von der Länge des Kopfes, oder um Einiges länger, bei dem Steindreher aber bedeutend kürzer iſt; durch kurze, ſtämmige, orangenrothe Füße, die mit einer auf der Erde ruhenden Hinterzehe, und mit Vorderzehen verſehen ſind, von welchen die äußern eine kaum merkliche Spannhaut haben: Eigenheiten, die bei den andern Strandläufern, welche verhältnißmäßig hochbeinig ſind, und eine ſehr merkliche Spann-

haut haben, nicht angetroffen werden. Auch hat er einen kürzeren Hals, und größere Augen, als andere ſeines Geſchlechts, und nach allen dieſen Merkmalen ſcheint er den Uebergang von den Strandläufern zu den Kiebitzen, mit welchen er vieles gemein hat, und zu den Brachvögeln oder Regenpfeifern (Charadrius), von welchen er ſich nur durch die, jenen mangelnde, Hinterzehe, unterſcheidet, zu bilden.

Dieſe Strandläuferart hält ſich am Strande der Meere, Seen und Flüſſe des nördlichen Amerika's, Aſiens und Europa's auf. In Deutſchland bewohnt ſie vorzüglich die Inſeln des Baltiſchen Meeres, hauptſächlich Rügen, die daran befindliche Halbinſel Witto oder Wittau, und die Inſel Femern; bei ihren Streifzügen landeinwärts wird ſie am Rhein, Main, der Elbe, und nicht ſelten am Bodenſee und den nahe befindlichen Rieden angetroffen.

Auf den gedachten Inſeln der Oſtſee niſtet auch der Steindreher, und zwar in den Sand, wohin er 3 bis 4 aſchgraugrüne, dunkelbraungefleckte Eier, von der Größe der Turteltaubeneier, legt, die in 14 Tagen ausgebrütet werden. Das Neſt kündigt der Vogel, wie der Kiebitz, den Vorübergehenden durch ſein helles Geſchrei und ſein heftiges Verfolgen oder Stoßen auf Menſchen und Thiere an.

Seine Nahrung beſteht in Inſekten und Gewürme. Zur Erhaltung der letztern wendet er die, bis zu 4 Pfd. ſchweren Steine am Strande um, woher er ſeinen Namen erhalten hat. Nach neueren Beobachtungen ſind aber alle Strandläufer auch wirkliche Steindreher, und dieſer mag ſich wohl nur beſonders hierin auszeichnen.

Der Regenpfeifer. (Charadrius.)

Die Regenpfeifer machen ein eigenes, mit den Strandläufern nahe verwandtes Geſchlecht von mehr als 30 Sumpfvögelarten aus. Sieben davon leben in

Deutſchland. Ihr Schnabel hat eben die Bildung, wie bei den Strandläufern; aber ihre Naſenlöcher ſind linienförmig, und die Lauffüße dreizehig. Mit den Schnepfen und Strandläufern kommen ſie in der Lebensart ſehr überein. Sie wohnen an Flüſſen, und lieben beſonders Waſſerfälle, oder wo ſonſt das Waſſer ſtark rauſcht, auch halten ſie ſich gern im Regen auf, und laſſen während deſſelben ein lautes Geſchrei hören; daher ihr Name. Eine Art heißt Steinwälzer (Ch. oedicnemus). Dieſe iſt nicht größer, als eine Nebelkrähe, und beſitzt dennoch das Vermögen, nicht kleine Steine umzuwälzen, um die darunter verborgenen Regenwürmer und Schnekken zu finden. Noch andere Arten ſind: der Gold-Regenpfeifer, von der Größe einer Feldtaube; der Mornell, Strandreiter. Alle ziehen im Herbſt von uns weg, und überwintern in wärmern Ländern. Von allen ſchmeckt das Fleiſch vortrefflich. Einige werden von den Leckermäulern, wie die Schnepfen, mit den Eingeweiden und deren Inhalt gegeſſen.

Der Auſternfiſcher. (Haematopus ostralegus.)

Es giebt nur eine einzige Art dieſer Gattung der Auſternfiſcher, und dieſe bewohnt die Seeküſten von Europa, Aſien und Amerika, findet ſich aber in Deutſchland auch an Landſeen. Er iſt etwas größer, als die Nebelkrähe, hat einen langen, zuſammengedrückten, an der Spitze keilförmigen Schnabel; iſt am Oberleibe ſchwarz, bis auf den Unterrücken, welcher, wie der Unterleib, weiß ausſieht. Wenn die Fluth abgelaufen iſt, läuft dieſer Vogel frohlockend auf dem Strande herum, und lieſt die zurückgebliebenen Auſtern auf, deren Schalen er mit ſeinem Schnabel ſehr geſchickt aufzumachen verſteht.

Das Waſſerhuhn. (Fulica.)

Die Waſſerhühner ſind bekannte einheimiſche Vögel,

welche in Seen und Teichen wohnen, und an Geſtalt den Haushühnern ſehr ähneln. Sie machen ein eignes Geſchlecht von ungefähr 26 Arten aus, haben einen erhabenen runden Schnabel, deſſen Oberkiefer am Rande über den Unterkiefer herüber gewölbt iſt; eine kahle Stirn und vierzehige Füße, die bei vielen mit einer rundgelappten Haut beſetzt ſind. Die Nahrung dieſer Vögel beſteht in allerlei Inſekten und Würmern, vorzüglich in Waſſerpflanzen und deren Samen. Sie ſind ſehr ſcheu, tauchen, wenn ſie den Menſchen erblicken, ſchon in großer Entfernung unter, und gehen weite Strecken unter dem Waſſer fort. Ihre Geſchicklichkeit im Schwimmen und Untertauchen iſt bewundernswürdig. Sie fliegen auch gut, und laufen ziemlich ſchnell auf dem Trocknen; daß ſie aber auf der Oberfläche des Waſſers gehen ſollten, iſt ungegründet. Ihre Neſter legen ſie am Ufer der Gewäſſer im Schilf und Rohr an, und flechten ſie aus allerlei Waſſergewächſen ſo feſt in einander, daß ſie ohne Schaden darin mit Eiern und Jungen auf dem Waſſer ſchwimmen, wenn dieſes anſchwillt, und über ſeine Ufer tritt. Im Winter würden die Waſſerhühner umkommen müſſen; daher pflanzte ihnen die Natur den Trieb ein, bevor die Gewäſſer zufrieren, in mildere Gegenden zu ziehen. Man kann ſie zähmen, und einige ſogar gewöhnen, auf dem Hofe unter den Hühnern zu leben. Ihr Fleiſch wird nicht gelobt.

Das grünfüßige Waſſerhuhn. (F. chloropus.); oder das Waſſerhühnchen, iſt faſt in allen Teichen zu finden, und ungefähr ſo groß, wie ein Kluthuhn. Bei dem Männchen ſind Schnabel, Stirnlappen und Kniebänder orangenroth; die Füße olivengrün; der Oberleib dunkelolivengrün; der Unterleib aſchgrau; Schwung- und Schwanzfedern ſind dunkelbraun, die Flügelränder und der After weiß. Die 6 oder 7 Eier, welche man im

Neſte dieſer Gattung findet, ſehen grünlich aus, und führen röthliche Flecke. Die Jungen kann man mit Inſekten und Semmel in Milch aufziehen.

Das gemeine Waſſer= oder Blaßhuhn. (F. atra.)

Noch häufiger, als das vorige, und von ähnlicher Größe. Sein Oberleib iſt ſchwarz; der Unterleib ſchwarzblau; der Schnabel weiß; eben ſo, oder auch fleiſchfarben, die Stirn. Da dieſes Waſſerhuhn, wie das vorige, äußerſt ſcheu iſt, und den Menſchen nicht nahe kommen läßt, ohne gleich unterzutauchen, ſo hat man Mühe, es zu erlegen. Auch der geſchickteſte Jäger verfehlt es oft; denn ſobald der Vogel die Flamme beim Abbrennen des Gewehrs ſieht, verſchwindet er ſchon, ehe der Schuß ihn erreichen kann.

Der Wachtelkönig. (Rallus rex.)

Unter den Sumpfvögeln giebt es ein Geſchlecht, welches den Namen Ralle führt, und mehr als 30 Arten enthält. Dieſe Vögel haben einen zuſammengedrückten, an der Wurzel dicken, auf dem Rücken, nach der Spitze zu, dünn ablaufenden, ſpitzigen Schnabel, mit Kinnladen von gleicher Länge. Zu dieſen gehört unter andern auch der Wachtelkönig, den man ſonſt Wieſenknarrer, Schnarcher und Thauſchnarrer nennt. Er iſt etwas größer, als eine Wachtel, ſonſt aber ihr ſehr ähnlich; auch in der Farbe des Gefieders, und ſeiner ſonderbaren Stimme wegen merkwürdig. Er bewohnt naſſe Wieſen, und feuchtliegende Getreidefelder, nährt ſich von Inſekten und Würmern, und läßt des Abends, und einen Theil der Nacht hindurch, mit ſeltenen Unterbrechungen, die ſchnarchenden einförmigen Töne hören, welche wie die Sylben Arp ſchnarp klingen. Geht man ihm nach, ſo läuft er vorwärts, ſetzt das Geſchrei immer fort, und nie holt man ihn ein.

Er zieht im Herbſt mit der Wachtel fort, und kommt im Frühlinge mit ihr zurück; daher der Name Wachtelkönig. Seine 8 bis 12 grünlichgrauen, hellbraungefleckten Eier findet man an den Orten ſeines Aufenthalts auf der bloßen Erde. Er iſt ein erſtaunlicher Läufer.

Der Trompeten-Vogel.

(Psophia crepitans.) Fig. 24.

Nur 2 Gattungen von Vögeln führen dieſen Namen. Beide haben einen erhabnen, runden, ſpitzigen Schnabel, mit längerm Oberkiefer, und nähern ſich am meiſten den Strandläufern, freſſen auch Fiſche. Der eigentliche oder gemeine Trompetenvogel, den man auch Agami nennt, iſt beträchtlich größer, als ein Huhn, nemlich 1 Fuß 7 Zoll vom Schnabel bis zur Schwanzſpitze, die Höhe der Füße iſt 8 Zoll. Der Schnabel iſt cylindriſch-kegelförmig, die Füße bis über die Knie nackt. Der Hauptfarbe nach iſt er ſchwarz, aber an der Bruſt glänzend goldgrün, mit blauem Wiederſchein, und lebt truppweiſe in den unermeßlichen Waldungen des wärmern Südamerika von Samen und Früchten. Seine Stimme klingt ſo ſonderbar, daß man glauben möchte, ſie komme aus dem After. Die Töne derſelben ſind dumpf, und dringen aus dem Innern des Körpers hervor; es wird dabei die Bruſt, aber nicht ſonderlich der Schnabel, bewegt. Außer dieſer ſonderbaren Stimme zeichnet ſich der Trompetenvogel noch durch eine andere Eigenſchaft aus: er iſt nemlich ſo wenig menſchenſcheu, daß er kaum aus dem Wege geht, wenn man auf ihn ſtößt, und dies iſt nicht Folge ſeiner Einfalt, ſondern ſeiner Zutraulichkeit zu den Menſchen; denn kein Vogel zeigt eine ſolche Neigung, in Geſellſchaft der Menſchen zu leben, als er. Nicht nur jung aufgezogene, ſondern alte, erſt eingefangene, werden zahm, hegen eine große Vorliebe für das

Haus, dem ſie angehören, ſchmiegen ſich dem Menſchen an, verlaſſen ihren Herrn ungern, freuen ſich lebhaft, wenn ſie ihn wiederſehen, gehorchen ſeiner Stimme gern, folgen ihm entweder, oder treten vor ihn her, laſſen ſich gern liebkoſen, und erwiedern dies durch eine Art von Freundlichkeit, und ſcheinen ſogar eiferſüchtig zu ſeyn, wenn Menſchen von ihrem Herrn viel Aufmerkſamkeit erhalten. Kurz, der Trompetenvogel nimmt faſt alle Eigenſchaften des treuſten Dieners der Menſchen, des Hundes an. Man hat ſogar bemerkt, daß er die Freunde ſeines Herrn zu unterſcheiden weiß; dagegen aber gegen manche Perſonen Abneigung empfindet, und ihnen in die Beine hackt. In manchen Gegenden von Amerika ſoll man ihn ſogar zum Führer des Hausgeflügels gebrauchen. Er iſt ſehr kampfluſtig, und verjagt ſelbſt Hunde und Katzen. Die Schulterfedern ſind ſeidenartig, ſehr lang, und hängen über den Schwanz hinab. Der obere Theil der Bruſt iſt ſchön goldgrün glänzend. Er legt 16 bis 18 blaugrüne Eier.

IX. Anseres. (Schwimm- oder Waſſervögel.)

Das Hauptkennzeichen dieſer, für's Waſſer beſtimmten Vögel, iſt, außer dem, für das Schwimmen überhaupt eigenthümlich eingerichteten Bau, inſonderheit die ganze oder halbe Schwimmhaut der Füße, die oft nur einige, oft alle Zehen verbindet. Der mit dünner oder zäher Haut bedeckte, entweder ſtumpfe oder ſpitzige Schnabel, iſt bei vielen inwendig gezähnt. Einige halten ſich nur auf dem Waſſer auf, und gehen und fliegen gleich mangelhaft, andere ſind auch für's Land gemacht. Nur wenige leben paarweiſe, die meiſten in Vielweiberei. Der Nutzen, der von ihrem Fleiſche, Federn und Fette gezogen wird, iſt beträchtlich. Man hat über 300 Arten.

Der Verkehrtſchnabel. (Rhinchops nigra)

Der Verkehrtſchnabel gehört, wie alle folgende Geſchlechter, zu den Schwimm- oder Waſſervögeln. Es iſt außer ihm nur noch Eine Gattung bekannt, welche mit ihm ein beſonderes Geſchlecht bildet. Der gerade Schnabel, deſſen Unterkiefer viel länger iſt, als der obere, macht das Unterſcheidungsmerkmal aus. Dieſe ſonderbare Bildung des Schnabels giebt dem Vogel ein beſonderes Anſehen, und hat ihm ſeinen Namen verſchafft. Sie iſt ganz ſeiner Lebensart angemeſſen; denn er fliegt bei ruhiger Witterung faſt immer dicht über der Oberfläche des Waſſers hin, ſo daß er mit dem Unterkiefer ſeines Schnabels dieſelbe durchſchneidet; dabei taucht er alle Augenblicke unter, und fängt auf dieſe Weiſe kleine Fiſche, und allerlei andere Waſſerthiere. Er iſt ſo groß, wie eine Ente, an der Stirn und am Unterleibe weiß, am Oberleibe dunkelſchwarz, mit einem weißen Queerſtreifen auf den Flügeln. Die wärmern Theile von Amerika ſind die Heimath des Verkehrtſchnabels, woſelbſt er das Meer beſucht.

Die Meerſchwalbe. (Sterna.)

Meerſchwalben ſind Waſſervögel mit einem zahnloſen, pfriemenförmigen, ziemlich geraden, ſpitzigen, etwas zuſammengedrückten Schnabel, und linienförmigen Naſenlöchern an der Wurzel deſſelben. Sie haben für ihre geringe Größe ziemlich große Flügel, wie die Schwalben, einen gabelförmigen Schwanz, wie dieſe, und gleichen ihnen auch in der Art zu fliegen. Da ſie nun immer über den Gewäſſern ſchweben, ſo hat man ſie Meerſchwalben genannt. Die merkwürdigſte iſt die gemeine Meerſchwalbe (St. hirundo). Sie iſt beinahe den Feldflüchtern, wenigſtens den Lachtauben an Größe gleich; mit karmoiſinrothem Schnabel, gleichfarbigen Beinen, ſchwarzem Scheitel und Nacken, blaßaſchgrauem Ober-

leibe und reinweißem Unterleibe, weswegen dieſer Vogel im Fluge ganz weiß erſcheint. Man ſieht ihn in Deutſchland und andern Ländern, bis hoch in den Norden hinauf, den Sommer hindurch einzeln und in Geſellſchaft über Seen, Teichen, Flüſſen und Seeküſten ſanft hin- und herſchweben, bisweilen ausruhen, und ſehr oft mit dem Schnabel in's Waſſer tauchen, um einen Fiſch zu erhaſchen. Kleine Fiſche, aber auch mancherlei Inſekten, ſind die Nahrung dieſer Meerſchwalben. In ihrem, aus Schilf und Halmen zuſammengeflochtenen Neſte, an unzugänglichen beſchilften Ufern, findet man im Junius 3 bis 4 olivengrüne, ſchwarzgefleckte Eier, welche, nebſt dem Fleiſche, ſehr gut ſchmecken.

Im Herbſt zieht dieſer Vogel, wie alle Meerſchwalben der nördlichen Länder, nach wärmern Gegenden, wo die Gewäſſer nie gefrieren.

Der Taucher. (Colymbus.)

Den Namen Taucher verdienen zwar alle Waſſervögel, weil ſie gut untertauchen; dieſem Geſchlecht aber von 28 Arten kommt dieſer Name im vorzüglichen Sinne zu, weil ſich hier die Taucherkunſt im hohen Grade zeigt, und der Bau des Körpers ganz beſonders dazu eingerichtet iſt. Die Beine ſtehen nemlich bei den Tauchern weiter hinten nach dem Steiß zu, als bei allen andern Vögeln; folglich außer dem Punkte des Gleichgewichts. Daher kommt es, daß ſie ſich nur ein wenig mit dem Halſe vorwärts zu neigen brauchen, um am Vordertheile des Körpers das Uebergewicht zu bekommen, und unterzutauchen. Zugleich giebt ihnen dieſer Stand der Beine eine große Geſchicklichkeit im Schwimmen; dagegen kommen die Taucher auf dem Lande nur ſchlecht fort, und beſuchen daſſelbe daher auch ſelten. Wenige haben einen Schwanz; wenn ſie daher untertauchen, und weite Strekken unter dem Waſſer fortrudern, ſo ſieht man gar nichts

von ihnen, und ſie ſcheinen verſchwunden zu ſeyn. Ein ungezähnter, gerader, pfriemenförmiger, an den Seiten eingedrückter Schnabel macht, nebſt dem Stande der Beine, das Kennzeichen aus, woran ſich ein Taucher unterſcheiden läßt. Die merkwürdigſten Arten ſind:

der große Haubentaucher. (cristatus.),

auch Grere und Schlaghahn genannt; ein ziemlich anſehnlicher Vogel, von 2 Fuß Länge, und ſo groß wie eine Ente. Er trägt auf ſeinem Kopfe einen großen dunkelbraunen, in 2 Theile getheilten Federbuſch, den er nach Belieben aufrichten und niederlegen kann, ſieht oberhalb dunkelbraun, am Unterleibe aber glänzend ſilberweiß aus, und iſt an den Wangen und an der Kehle mit einem langen, herabhängenden, glänzend hellbraunen Kragen umgeben. Man trifft dieſen Taucher faſt auf allen großen Seen in Deutſchland, und andern Ländern Europa's und Aſiens. Kleine Fiſche, Inſekten und Waſſerpflanzen ſind ſeine Nahrung. Er hält ſich faſt immer nahe an unzugänglichen, beſchilften, und mit Rohr bewachſenen Ufern auf, entfernt ſich aber nicht weit in's Freie hinaus, und taucht unter, wenn er Gefahr merkt. Er iſt ſo ſcheu, daß es dem geſchickteſten Jäger nur ſelten glückt, ihn zu erlegen. Sein Neſt legt er im Schilf an. Man findet darin 3 bis 4 weiße Eier. Dieſe, wie die Jungen, werden von den Eltern mit Muth und Zärtlichkeit beſchützt und vertheidigt. Die Mutter nimmt ihre Jungen in Gefahren auf den Rücken, und entfernt ſich ſchnell mit ihnen.

Die ſchön beſiederte Haut des Unterleibes von dieſem Taucher wurde ſonſt zu koſtbaren Damenmuffen verarbeitet. — Außer dieſem giebt es noch mehrere andere Taucher auf den Seen in Deutſchland, deren Bruſthaut zu gleichem Behuf gebraucht wird.

Der dumme Taucher, (troile.) ſonſt dummes Taucherhuhn, Lummer und Lumme genannt, bewohnt die Felſenküſten der nördlichen Erde, und iſt da, wo es viel Klippen giebt, in unſäglicher Menge vorhanden. Dem vorigen ſteht er an Größe nach; oberhalb ſieht er mauſegrau, unterhalb rein weiß aus. Er nährt ſich von Fiſchen, und bleibt nur im Sommer in ſeiner kalten Heimath; den Winter bringt er in mildern Gegenden, z. B. an den Küſten des ſüdlichen Europa zu, und kommt auf ſeinen Wanderungen im Herbſt und Frühjahr auch nach Deutſchland, woſelbſt er Flüſſe und Seen als Gaſt beſucht. Er niſtet in ſeiner Heimath auf unzugänglichen Felſen und Klippen am Meere. Das Weibchen legt jedesmal nur Ein grünliches, unregelmäßig ſchwarzgeflecktes Ei, von der Größe eines Gänſeeies. In allen Nordländern, wo dieſer Vogel allein niſtet, ſtellt man ihm nach; inſonderheit aber iſt ſein Fang für die Bewohner der Farder=Inſeln ſehr wichtig, aber auch mit Lebensgefahr verbunden. Die Vogelmänner — ſo heißen dort die geſchickteſten Jäger dieſer Vögel — wagen ſich auf die ſteilſten Klippen, und erklimmen 100 bis 200 Fuß hohe Felſenberge, um zu den Neſtern zu gelangen. Es geſchieht auf zweierlei Art; entweder fahren ſie in einem Boote nach dem vom Meere beſpülten Fuß des Felſens, und ſteigen von unten hinauf; oder ſie ſuchen von der Landſeite aus den höchſten Gipfel des Felſenberges zu erſteigen, und laſſen ſich dann mittelſt eines Seils hinab. Diejenigen, welche von unten hinauf ſteigen, werden von einigen im Boote bleibenden Kameraden mittelſt langer, mit Haken verſehenen Stangen, bis zu dem nächſten Abſatz hinauf geholfen, und ſuchen ſich dann durch Stangen, die ſie bei ſich führen, und durch einen Strick, welchen ſich je zwei und zwei um den Leib binden, immer weiter zu helfen, bis ſie zu den Abſätzen und Klüften gelangen, wo die Vögel niſten.

Nicht ſelten thut einer von den kühnen Vogelmännern einen Fehltritt, oder geräth auf einen Abſatz, auf welchem er ſich nicht halten kann. Iſt in dieſem Falle ſein Kamerad nicht im Stande, ihn durch ſeine, gegen den Hintern geſtemmte Vogelſtange, zu unterſtützen, ſo ſtürzt er herab, zieht ſeinen, durch das gemeinſchaftliche Seil mit ihm verbundenen Kameraden mit hinunter, und ſo werden beide auf das ſchrecklichſte an den Felſen geſchmettert.

Diejenigen, welche ſich am Seil von oben herablaſſen, dürfen ſich zwar auf die Feſtigkeit deſſelben verlaſſen; indeß drohen ihnen andere Gefahren. Durch das Hin- und Herbewegen des Seils an der ſchroffen, rauhen Felſenwand, werden öfters Stücken Steine losgeriſſen. Der Vogelmann hat es nicht in ſeiner Gewalt, ihnen auszuweichen. Zwar ſchützt ſeinen Kopf ein ſtarker Hut; indeß doch nur gegen kleinere Steine; größere Felſenſtücke zerſchmettern ihm unfehlbar denſelben.

Sind die Jäger einmal nach den Klüften vorgedrungen, in welchen die Vögel brüten — denn zur Brütezeit, oder wenn Junge in den Neſtern ſind, unternimmt man eigentlich den Fang — ſo hat es keine Noth mehr. Die Taucher ſind ſo dumm, daß ſie ſich mit Händen greifen, und von den Neſtern wegnehmen laſſen. Auf dieſe Weiſe fangen die Jäger in kurzer Zeit ganze Bootsladungen voll Vögel, die ſogleich getödtet, und nach Hauſe geführt werden. Das fiſchicht und thranicht ſchmeckende Fleiſch iſt dem armen, mit unſern beſſern Speiſen unbekannten Nordländer eine ſehr angenehme Speiſe. Er genießt es ſowohl friſch gekocht, oder gebraten, als an der Luft gedörrt. Zu ſeinen Leckerbiſſen gehören die Eier. Die Haut mit dem herrlichen Federpelz dient zu warmen Winterkleidern.

Die Möwe. (Larus.)

Der Schnabel iſt ungezähnt, gerade, meſſerförmig, an der Spitze etwas hakenförmig, auch die untere Kinnlade hat hinter der Spitze eine Erhöhung. Die Naſelöcher ſind ſchmahl, vorwärts breiter, und liegen in der Mitte des Schnabels. Dieſe Vögel haben einen leichten Körper, große Flügel, eine etwas geſpaltene Zunge, kurze Füße, nackte Knie, ſchwimmen wenig, und ſchweben meiſtens über dem Waſſer, um die kleinen Fiſche und Inſekten zu erlauern, die ſie, vermöge ihres ſcharfen Geſichts, leicht bemerken, und durch ihre Geſchwindigkeit leicht erhaſchen können. Sie ſchreien laut, fliegen haufenweiſe über das Waſſer, und brechen, wenn ſie verjagt oder verfolgt werden, ihre genommene Speiſe wieder von ſich. Man findet ſie vorzüglich an den Küſten der nördlichen Meere, doch leben auch einige Arten auf der Südſee, und zwar in ſo ungeheuren Schaaren, daß ſie gleichſam den Tag verdunkeln, wenn ſie aufgejagt werden, und dabei ihre Verfolger mit Unrath beſpritzen. Die jungen Möwen ſind im erſten Jahre, ehe ſie ſich gemauſert haben, alle grau, daher man bei Beſtimmung der Arten ſehr genau auf das Alter Acht haben muß. Sie werden zur niedern Jagd gerechnet.

Die Isländiſche Möwe. (L. Rissa.)

Sie hat nur 3 Zehen, iſt weiß, auf dem Rücken grau, die vordern Schwungfedern dunkelbraun. Dieſe Möwe bewohnt den Norden von Europa, Spitzbergen, Island, Grönland, die Arktiſche Küſte von Aſien und Kamtſchatka, kömmt an die Deutſchen Küſten, und auch nach Schleſien. Ihre Länge iſt 1 Fuß 3¾ Zoll, und die Breite 6½ Zoll. Der Schnabel iſt gelb; die Füße ſind dunkelbraun. Die Hinterzehe fehlt, ſtatt deren ſteht ein kleiner Knoten da. Der Kopf, die Kehle, der Hals, die untere Seite des Körpers und der Schwanz ſind weiß;

hinter jedem Ohre ſteht ein ſchwarzer Fleck (doch nicht allemal); der Rücken und die Deckfedern der Flügel ſind blaßgrau; die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit einem weißen Fleck an den Enden. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der folgenden Art.

Die Wintermöwe. (L. tridactylus.)

Sie hat nur drei Zehen, iſt auf dem Rücken gräulich, und die vordern Schwungfedern haben ſchwarze Spitzen. — Dieſe Möwe wird in Europa, ſelbſt bis Island und Spitzbergen hin, angetroffen, auch auf dem weißen Meere, in Kamtſchatka und auf der Oſtſee. Sie iſt 16 Zoll lang, und 3 Fuß 7 Zoll breit. Der Schwanz mißt $5\frac{1}{2}$ Zoll, und die Flügelſpitzen gehen 2 Zoll über den Schwanz hinaus. Das Gewicht iſt 10 Unzen. Der Schnabel iſt $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, ſtark, dick, und ſchwarz; die Füße ſind olivengelb, die Mittelzehe 2 Zoll lang, die Hinterzehe iſt nur ein ſtumpfer Auswuchs.

Der Kopf, der ganze Unterleib und Schwanz ſind ſchön weiß; auf den Wangen ein dunkelaſchgrauer Fleck; der Oberleib mit den Deckfedern der Flügel ſchön aſchgrau; der Nacken heller, die weißen Schwungfedern haben ſchwarze Spitzen, der Schnabel iſt ſchön gelbgrün, der Rükken und die Zunge pfirſichenroth, die Füße olivenbraun. — Die Wintermöve lebt nicht allein an den Ufern des Meeres, ſondern auch auf den Flüſſen und Landſeen, und ſoll den ſtrengſten Winter aushalten können. Ihr lauter, heiſerer, pfeifender Ton bedeutet Regen und Sturm, wenn ſie dazu nahe über dem Waſſer wegflattern. Sie läßt ſich leicht zähmen, lebt dann auf dem Trocknen eben ſo gern, als auf dem Waſſer, und nimmt mit Brot und andern Speiſen vorlieb. Wegen ihrer ungemeinen Gefräßigkeit muß ſie in ihrer Freiheit eine große Menge kleiner Fiſche verzehren. Sie begleitet auch die Seehunde und Wallfiſche, um ihren Fraß zu finden.

Die Mantelmöwe. (L. marinus.)

Sie iſt weiß, mit ſchwarzem Rücken. Sie bewohnt das nördliche Europa, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Neu-Holland. Am Strande der Nordſee findet man ſie ſehr häufig, und beſonders auf einer flachen Inſel, die in Holland an die Inſel Texel ſtößt. Dieſe iſt zuweilen ganz von ihnen überdeckt, und da man auf derſelben eine große Menge Eier findet, ſo wird deshalb die ganze Inſel das Eierland genannt. Auch in Schleſien wird ſie angetroffen. — Sie iſt 2 Fuß 6 Zoll lang, und mit ausgeſpannten Flügeln über 6 Fuß 6 Zoll breit. Der Schwanz iſt über 7 Zoll lang, und die gefalteten Flügel gehen 2 Zoll über die Spitze deſſelben hinaus. Ihr Gewicht iſt 4 bis 5 Pfund. Der Obertheil des Rückens und der Flügel iſt glänzend ſchwarz; die vordern Schwungfedern mit weißen Spitzen; das übrige Gefieder ſchneeweiß.

Dieſe Möwe fliegt oft weit auf die Höhe des Meeres. Sie iſt dreiſt, ſtark, und beſchützt ſowohl ihre eigene, als die Eier der Eidergans, wo ſie mit dieſer in einerlei Gegend brütet, gegen die Anfälle der Kolkraben und des Struntjägers; in andern Gegenden aber, z. B. in Grönland hat man bemerkt, daß ſie nicht nur die Eier, ſondern auch junge und alte Eidergänſe angreift.

Bei ihrer Gefräßigkeit kömmt ihr der weite Rachen ſehr zu ſtatten. Sie fängt Fiſche.

Ihre Geſchwindigkeit und Stärke iſt ſo groß, daß ſie es mit dem größten Lachs, wenn er den Fluß hinauf geht, aufnimmt. An denjenigen Stellen nemlich, wo im Sommer die Flüſſe ſeicht werden, kann der Lachs nicht überſchwimmen, ſondern muß ſich durch Springen, und mit Hülfe ſeiner Floßfedern hinüber arbeiten. Sie ſtößt alsdann auf ihn zu, haut das Band, welches den Bauch mit den Floßfedern verbindet, mit dem Schnabel

durch, dadurch verliert er ſeine Kräfte, kann ſich nicht weiter fortbewegen, und muß ſterben.

Sie legt 3 bis 4 dunkelolivengrüne Eier auf hohen Klippen, und bringt ihren Jungen das Futter im Kropfe. Es währt 5 Jahre, ehe dieſe die vollkommene Farbe bekommen. Die Isländer ziehen ſie zum Vergnügen auf. Sie werden hart gehalten, und nehmen mit allerhand groben Speiſen vorlieb. Man behält ſie aber, ohne die Flügel zu beſchneiden, nicht leicht länger, als 2 Jahre; doch kommen ſie zuweilen noch im dritten Jahre nach den Häuſern, und nehmen Speiſe an.

Obgleich dieſe Vögel unter allen ihrer Gattung das ſchmackhafteſte Fleiſch haben, ſo iſt es doch ungeſund und ſchwer verdaulich. Beſſer ſind die Eier, und am Texel zieht man einen großen Vortheil von denſelben.

Die Eskimo's und Grönländer machen aus ihren und den Häuten anderer Waſſervögel, Kleidungsſtücke. Ihre verſchiedene Namen ſind: Seemöwe, Fiſchmöwe, größte bunte Möwe.

Die Häringsmöwe. (L. fuscus.)

Sie iſt weiß mit einem graubraunen Rücken. Sie bewohnt den Meeresſtrand von Europa, das nördliche Aſien und Amerika, und beſucht auch die Seen und Flüſſe im Lande. Am ſchwarzen und Caſpiſchen Meere iſt ſie ſehr häufig, und wird auch in Schleſien angetroffen. Ihre Größe iſt ungefähr die einer Haus-Ente. Sie iſt 2 Fuß lang und 4½ Fuß breit. Der Kopf, Hals und Schwanz ſind weiß; der Rücken und die Deckfedern der Flügel aſchgraubraun; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, mit einem weißen Fleck an der Spitze. Sie hat einen großen Kopf, und man findet bei der Oeffnung in ihrem Magen eine Menge Fiſche, beſonders Häringe.

Ihre drei Eier, welche ſie in den Sand, oder unter zer-

brochene Felſen legt, haben die Größe der Hühnereier. Dieſe Möwen fliegen ſehr viel, und werden in Schlingen, oder mit geködderten Haken gefangen. In Norden werden ihre Eier und ihr Fleiſch gegeſſen, und die Häute braucht man zu Kleidern.

Der Struntjäger (Kothjäger),

iſt wenig größer, als eine Taube, aber viel länger und geſtreckter, und kommt ſelten an die Deutſchen Küſten. Er kann wegen ſeiner Leichtigkeit und Größe nicht untertauchen, ſondern nur bis an die Flügel in's Waſſer hineinſchießen. Dennoch weiß er ſich ſeinen liebſten Fraß, Fiſche, zu verſchaffen, indem er ſie andern Waſſervögeln abjagt; daher ſein Name.

Die Tropikvögel.

Von dieſen Vögeln kennt man nur wenige Arten. Sie haben, wie der Name ſchon andeutet, ihre Heimath nur unter den Wendekreiſen. Der gerade Schnabel iſt ſpitz und meſſerförmig, und bis unter die Augen geſpalten. Die Füße mit 4 Zehen ſind Schwimmfüße.

Der rothſchwänzige, deſſen rothe Schwanzfedern auf einigen Inſeln der Südſee, wo er Tawagge heißt, die höchſte Pracht und Herrlichkeit ſind, und den man daher mit großer Lebensgefahr in ſeinen Klippenhölen zu fangen ſucht, iſt 2 Fuß 10 Zoll lang, aber die beiden langen mittlern und dunkelrothen, am Schaft ſchwarzen und wunderſchönen Schwanzfedern, nehmen allein beinahe 2 Fuß hin. Der dunkelrothe Schnabel mißt $3\frac{1}{2}$ Zoll, das weiße Gefieder iſt blaß roſenfarben überwallt, und um die Augen läuft eine Art Halbmond. Die Füße ſind ſchwarz. Auf der Inſel Mauritius macht dieſe Art ihr Neſt in Erdhölen, unter den Bäumen, und legt 2 gelblichweiße rothgefleckte Eier hinein. Die übrige Geſchichte dieſer Vögel iſt völlig unbekannt.

Der Schlangenvogel,

oder vielmehr Schlangenhalsvogel, mit geradem, zugeſpitztem, gezähneltem Schnabel, vierzehig, mit Schwimmhaut, beſteht auch nur aus wenigen bekannten Arten, die etwa zwiſchen Pelikanen und Tauchern ihren rechten Platz haben möchten.

Der Anhinga. (Plotus anhinga.)

Er iſt von der Größe einer Ente, ſcheint, wenn man nur ſeinen, 1 Fuß langen, Hals allein betrachtet, nach Geſtalt, Bewegung und Farbe, einer Schlange ſehr ähnlich; und in allen Lagen, ſitzend, liegend oder ſchwimmend, fällt dieſer dünne, immer bewegliche Hals am meiſten auf. Nur im Fluge iſt derſelbe ſo gerade ausgeſtreckt, daß er mit dem Schwanze in gleicher Linie ſteht. Der kleine Kopf iſt glatt, der Schnabel 3 Zoll lang, das Geſicht beſiedert, die ſchwarzen Augen gelb umringelt, der Rücken bräunlich und ſchwarz, der Unterleib bloß ſchwarz, mit gelblichen länglichten Flecken; der breite Schwanz mit 12 Ruderfedern hält 10 Zoll Länge. Das Weibchen hat etwas andere Farben. Man kennt nur drei Arten. Er wohnt faſt wohl nur an der öſtlichen Küſte des ſüdlichen Amerika's. Obwohl das Waſſer ſein Aufenthalt iſt, baut er doch ſein Neſt auf Bäumen und Felſen, jedoch immer an eine ſolchen Stelle, wo er die Jungen, im Fall der Gefahr, ſogleich in's Waſſer ſtürzen kann. — Es ſcheint ein eben ſo kluger, als ſcheuer Vogel zu ſeyn, und kommt daher ſelten zum Schuß, am wenigſten, wenn er auf dem Waſſer iſt, wo er untertaucht, und öfters von der erſten Stelle wieder zum Vorſchein kommt. Fiſche ſind ſeine einzige Nahrung, die er mit dem Vorſchnellen des Halſes, den er verlängern und verkürzen kann, faſt unfehlbar angreift. Die kleinen verſchlingt er gleich, die größern nimmt er

mit auf den Baum oder Fels, hält ſie mit dem Fuße, und zerlegt ſie mit dem Schnabel.

Der Surinamiſche Schlangenvogel iſt kleiner.

Der Schiffsvogel,

von dem man nur wenige, (ſchwerlich über vier) Arten kennt, hat einen geraden, an der Spitze der obern Kinnlade hakenförmigen Schnabel. Die untere Kinnlade iſt wie abgeſchnitten. Die eiförmigen Naſenlöcher ſtehen an den Seiten weit hervor.

Der Albatros oder der Kriegsſchiffsvogel.

(Diomedea exulans.) Fig. 25.

Er iſt völlig ſo groß wie ein Schwan, ſcheint ſowohl in der ſüdlichen, als nördlichen Halbkugel, aber außerhalb der Wendekreiſe ſich aufzuhalten, indem er bald ſüdlicher, bald nördlicher zieht, je nachdem da oder dort der Winter ihm ſtrenge wird, und wahrſcheinlich auch die Lieblingsnahrung fehlt. Er entfernt ſich oft mehr, als 500 Meilen vom feſten Lande, welches ihm mittelſt ſeiner großen Fittiche leicht wird. Sein Schnabel gleicht dem eines Lämmergeiers, aber noch in einzelne Stücken geſondert, und ebenfalls mit röhrigen Naſenlöchern, alſo eine wirkliche Naſe. Er klaftert 12 Fuß. Die 3 Zehen der Füße haben eine Schwimmhaut.

Gewiſſe Arten Fiſche, deren ungeheuer zahlreichen Zügen dieſe Schwimmvögel nachfolgen, ſind ihre Nahrung; vorzüglich auch die fliegenden Fiſche. Ihre Brüteplätze ſind an den Küſten Patagoniens, da man ſie aber auch bei Kamtſchatka findet, ſo ſieht man, wie groß die Striche ſind, die ſie durchreiſen. — Man fängt ſie leicht mit Angeln, woran Fiſche befeſtigt ſind; ihr Fleiſch wird aber nur im Nothfall gegeſſen.

Die Sturmvögel. (Procellaria.)

Von dieſen Vögeln zählt man 24 Arten, ſie haben einen ungezähnten Schnabel, an der obern Kinnlade mit gekrümmter, an der untern zuſammengedrückter gefurchten Spitze, Schwimmfüße, an welchen die Hinterzehe nur eine Art Kralle bildet, halten ſich nur auf dem großen Weltmeer auf, und haben mit Land und Küſten, außer zur Brütezeit, nicht gern etwas zu ſchaffen. Vor einem Sturm kommen ſie zuweilen in Schaaren auf die Maſten und Seegel der Schiffe, beſonders Eine Art, die im Atlantiſchen Meere ſich aufhält, und von der Größe einer Lerche iſt. Dieſer Sturmvogel ſcheint flatternd auf den Wellen zu laufen, und wird ſo fett, daß ihm die Bewohner mancher Inſeln, z. B. der Farder, einen Docht durch den Leib ziehen, und ihn als Lampe benutzen, die ſo lange brennt, als der Docht noch Fett aus dem Leibe zieht.

Der Pelikan. (Pelecanus.)

Der Schnabel iſt gerade, mit krummer Spitze und angelförmigem Anſatze. Die Naſelöcher öffnen ſich mit einer kaum bemerkbaren Spalte. Das Geſicht iſt faſt unbefiedert. Die Füße ſtehen im Gleichgewicht, und alle 4 Finger ſind durch die Schwimmhaut verbunden. Es giebt Vögel dieſer Gattung, welche einen ungezähnelten Schnabel, und andere, welche gezackte Kinnladen haben, daher man ſie hiernach in 2 Familien theilt.

Die Kropfgans. (Pelecanus onocrotalus.) Fig. 26.

Der Schnabel iſt ungezähnt, und an dem untern Kiefer hängt die ſackförmige Haut. Dieſer Vogel verbreitet ſich über die meiſten Gegenden der heißen und gemäßigten Zonen. In Europa bewohnt er alle Theile des mittelländiſchen Meeres, Ungarn, Siebenbürgen, die niedern Gegenden der Donau, und kommt auch nach Deutſchland, wiewohl ſelten. In Aſien findet man ihn

allenthalben, und in unglaublicher Menge in Kleinaſien, an dem ſchwarzen und Kaspiſchen Meere, von dort aus geht er in den Flüſſen hoch hinauf in's Ruſſiche Aſien. In Afrika lebt er auch faſt überall, iſt an den Küſten von Neu-Holland gemein, und erreicht dort eine ungeheure Größe. Er iſt auch in Amerika zu Hauſe. Er iſt der größte Schwimmvogel, und noch einmal ſo groß, als ein Schwan, und an Geſtalt einer zahmen Gans ähnlich. Seine Länge beträgt 6½ Fuß und drüber, und die Breite 12½ Fuß und drüber. Der Schwanz hat 20 Federn, iſt an 8 Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen bis an ſeine Spitze. Das Gewicht iſt 18 bis 25 Pfund.

Der Schnabel iſt 17 Zoll lang, flach, an der Wurzel ſchmal und bleifarbig, in der Mitte breit und gelblich, und an der Spitze ſehr ſchmal, mit einem röthlichen Haken am Ende, von welchem eine Erhabenheit über die Mitte bis zur Wurzel läuft; überhaupt ſcheint der Oberkiefer aus drei ſolchen Erhabenheiten oder langen Leiſten zuſammengeſetzt zu ſeyn, die in der Mitte Hohlkehlen laſſen, bei einigen ſind verſchiedene kleinere Auswüchſe zwiſchen dieſen Leiſten und der Spitze, der Unterkiefer beſteht aus 2 biegſamen Gräten, welche mit einer gelben pergamentartigen Haut überzogen ſind, die ſich in einem gelblichen, großen, häutigen, nackten Beutel (Sack, Kropf, Taſche) erweitert, der allmählig größer wird, und am Vordertheil des Halſes ausgeſpannt faſt 1 Fuß herunter läuft. Dieſer Beutel iſt auswendig mit einzelnen feinen kurzen, verſchieden gefärbten Härchen beſetzt, welche ihn ſammetweich machen, und läßt ſich ausdehnen und zuſammenziehen, und ſo gegen den Schnabel zuſammenrunzeln, daß er äußerlich gar nicht ſichtbar wird; er erweitert ſich aber im Gegentheil auch wieder ſo ſehr, daß er wohl 30 Pfund Waſſer, und einen ganzen Menſchenkopf faſſen kann. Alsdann ſieht man in

der Haut ſich die kleinen rothen Adern herumſchlängeln. Der Kopf iſt um die rothen ſchönen Augen herum, und an den Seiten kahl, und mit einer fleiſchfarbigen Haut bedeckt. Die ſtarken Füße ſind bleifarbig, oder fleiſchroth, und ſtehen ſehr einwärts, die Klauen braun, die Beine 4 Zoll hoch.

Am Hintertheil des Kopfs iſt ein Buſch ſchmaler zarter Federn, welche, da ſie gewöhnlich flach liegen, nicht ſehr bemerklich werden. Die übrigen Kopf- und Halsfedern ſind dicht mit den ausgeſuchteſten, feinen, wolligen Dunen beſetzt. Das ganze Gefieder iſt, bis auf die ſchwarzen vordern Schwungfedern und die Afterflügel ſchwärzlich.

Das Weibchen ſähe dem Männchen völlig gleich, wenn nicht die Seiten ſeines Unterkiefers blau wären. — Den griechiſchen Namen hat die Kropfgans von der Eſelsſtimme, welche ſie, wenn ſie den Schnabel in's Waſſer ſteckt, von ſich giebt, den deutſchen aber von dem ungeheuren Beutel, der ihr am Unterſchnabel hängt. Faſt immer grunzt ſie, wie eine Sau, tief Rö, Rö! Ungeachtet ihrer großen Maſſe ſteigt ſie doch zu einer ſo erſtaunlichen Höhe in die Luft, daß ſie kaum noch die Größe einer Schwalbe zu haben ſcheint. Dies kommt von der beſonderen Leichtigkeit ihrer Knochen, welche zuſammen noch nicht anderthalb Pfund wiegen, und von der Menge Luft, mit welcher ſie ihren Körper anfüllen kann. Sie fliegt auch ziemlich ſchnell, iſt aber ſonſt ſehr träge; denn außer der Zeit, wo ſie ihrer Nahrung nachgeht, bringt ſie den ganzen Tag in Ruhe und ſchlafend zu, indem ſie ihren Kopf mit dem langen und breiten Schnabel auf die Bruſt ſtützt. Sie geht langſam, und iſt ſcheu. — Da ſie ſich leicht zähmen läßt, ſo findet man ſie in allen Menagerien von Deutſchland. Sie erreicht ein hohes Alter, und man hat Beiſpiele, daß Einige 80 Jahre alt geworden ſind.

Sie bewohnt die Meeresufer und großen Flüſſe, und beſucht die Seen. Als Zugvogel geht ſie im Winter in Schaaren nach Aegypten und in die ſüdlichern Gegenden von Aſien. Sie nimmt auch auf ihren Wanderungen andere Vögel mit in ihre Geſellſchaft. Sie iſt ungemein gefräßig, und aus ihrem Beutel, in welchen ſie ihre Nahrung auffiſcht, kann man ſchon ſchließen, welch eine große Menge Fröſche, die ihr Hauptnahrungsmittel ſind, ſie darin beherbergt. Sie iſt daher im Stande, Karpfen von mehrern Pfunden auf einmal zu verſchlingen. Sie ſammelt immer einen kleinen Vorrath von Nahrungsmitteln in dem Beutel, zur Stillung des nächſten Hungers. Bei ihrer Gefräßigkeit kommt ihr der ungeheure Magen, der in ſeinem Bau von dem der andern Waſſervögel gar ſehr abweicht, und eher einem Hundemagen ähnelt, gar gut zu ſtatten. Sie ſchöpft auch in Geſellſchaft Dümpfel und kleine Weiher aus, um deſto bequemer fiſchen zu können, oder eine ganze Heerde vereinigt ſich, macht auf großen Strömen einen weiten Kreis, verengt dieſen allmählich, und ſchlägt dabei das Waſſer mit den Flügeln und Füßen, um die Fiſche in die Mitte zu treiben; wenn ſie dies bewirkt haben, ſo öffnet jeder Vogel ſein großes Maul, und füllet ſeinen Beutel mit Beute, beugt dann den Schnabel nieder, und läßt das Waſſer hinaus laufen, ſchwimmt hierauf an's Ufer, und frißt in Ruhe. Sie ſtoßen auch oft hoch aus der Luft herab auf die Fiſche.

Wenn im Frühjahr die Paarungszeit eintritt, ſo ſchwillt den Kropfgänſen an der Wurzel des Schnabels ein runder, wie ein Borſtopferapfel großer Höcker empor, welcher ſchwammig weich, und fleiſchfarbig iſt, und ſich im Sommer wieder verliert.

Ihre 2 bis 5 auf beiden Seiten gleich abgerundeten, großen weißen Eier legen ſie entweder auf flache Erde am Waſſer, entfernt in's Land hinein, ohne ein or-

dentlich Neſt zu bauen, in eine aufgeſcharrte Höhlung hin, oder auf ſumpfige unbebaute Inſeln auf ein unordentliches Gewebe von Riedgras, das ſie mit etwas weichem Gras ausfüttern, brüten ſie daſelbſt in 30 Tagen aus, bringen ihren Jungen, bis ſie fliegen können, in ihren Kröpfen Fiſche zu, und tragen ſie auch der Sicherheit halber, in denſelben von einem Orte zum andern. Bei der Fütterung beugen ſie den Unterſchnabel nach der Bruſt zu, und laſſen ſie aus dem großen Beutel, wie aus einer Schüſſel, freſſen. Da es nun hier nicht ohne Blutvergießen abgehen mag, weil die Alten oder Jungen wohl zuweilen genöthigt ſind, große Fiſche zu zerreißen, ſo konnte leicht die Fabel entſtehen, daß die Alten die Bruſt aufriſſen, und die Jungen mit ihrem Blute tränkten. Wenn ſie geſättigt ſind, ſo wird ihnen im Kropfe Waſſer herbeigetragen, um ihren Durſt zu löſchen.

Man erzählt, daß ſie, wenn ſie ihre Neſter in dürre Wüſten bauten, ihren Jungen das Waſſer in dem ungeheuren Beutel zutrügen, und daß die Löwen, und andere Raubthiere, um ihren Durſt zu ſtillen, zu ihnen kämen, von ihnen getränkt würden, und deswegen ihre Jungen ſchonten. Nach dieſer Erzählung nennen ſie vermuthlich die Aegypter Fluß-Kameele, und die Perſer Waſſerträger. Sie haben in ihrer Jugend einen ganz gelben Schnabel. — In Menagerien halten ſie ſich ſehr gut, legen aber nach vieljährigen Beobachtungen, die in Kaſſel gemacht worden ſind, nie mehr, als 2 Eier. — Das Fleiſch der Alten, mehr noch, das der Jungen wird, ob es gleich thranig ſchmeckt, gegeſſen. Ihre Haut wird ſammt den Federn gegerbt, und als Pelzwerk getragen.

Der Kropf wird da, wo ſie einheimiſch ſind, zu allerhand Beuteln, Säcken, Mützen, u. dergl. gebraucht. Am Vorgebirge der guten Hoffnung macht man Tabacksbeutel aus denſelben, in welche 2 Pfund Taback gehen. — Die Dunen ſind ſo gut, wie Gänſedunen.

Der Kormoran. Die Scharbe.
(Pelecanus Carbo.) Fig. 27.

Mit ungezähntem Schnabel, ſchwarzem Körper, kleingeſchopftem Kopfe, und zugerundetem Schwanze. Der Kormoran iſt über alle Theile der nördlichen Halbkugel verbreitet, und kann ſogar im Winter das rauhe Klima von Grönland aushalten. In Deutſchland beſucht er bloß die Seeküſten, und geht ſelten auf den Flüſſen eine Strecke in's Land hinein, oder auf die See. Er hat ungefähr die Größe einer Gans, doch iſt er ſchlanker. Seine Länge beträgt 3½ Fuß, und die Breite 4½ Fuß. Der Schwanz iſt 6¾ Zoll lang, fächerförmig, unterwärts hohl, und oben gewölbt, und die zuſammengelegten Flügel reichen bis 1 Zoll auf denſelben.

Er bewohnt die Meeresufer und die Seeklippen, und ſtreift nur des Winters über als ein Strichvogel von einem Orte zum andern, und kömmt alsdann auch auf die Landſeen und Flüſſe. Seine Nahrung ſind Fiſche, beſonders macht er Jagd auf die Häringe, wenn ſie nach den Luchten gehen, wo er auf den in's Waſſer gefallenen Stämmen ſitzt und fiſcht. Er ergreift einen Fiſch nicht leicht anders, als von hinten, oder von der Seite, und kann ihn nicht mit dem Schwanze zuerſt verſchlingen, weil ihm Floßfedern und Schuppen entgegenſtreben. Er wirft alſo den Fiſch erſt in die Luft, und ergreift ihm beim Kopf, worin er eine ſolche Fertigkeit beſitzt, daß er ihn niemals verfehlt.

Merkwürdig iſt, daß er und der Waſſerrabe als Schwimmvögel auf die höchſten Bäume am Meeresſtrande niſten. Vorzüglich wählt er dazu die Weidenbäume in den Sümpfen und an Ufern. Allein man findet auch die Neſter zu hunderten zuſammen in den Felſenritzen. Sie beſtehen aus Rohr und Schilfſtengeln. Das Weibchen legt meiſtens 3 weiße, in's blaßgrüne fallende Eier, wie Gänſeeier geſtaltet, welche ſtinken ſollen.

Die Norweger legen, wenn ſie dieſe Vögel fangen wollen, des Nachts unten an den Felſen, in deren Ritzen eine Heerde niſtet, Feuer an, deſſen Rauch ſie ſo taumelnd macht, daß ſie herunterfallen. In andern Nordländern wirft man ſie entweder mit Wurfſpießen auf dem Waſſer, oder fängt ſie in Schlingen, welche an den ſteilen Abhängen heruntergelaſſen, und vor ihre gewöhnlichen Ruheplätze geſtellt werden; im Winter erhaſcht man ſie auch auf dem Eiſe, wenn ſie ſchlafen.

In China werden ſie gezähmt und zum Fiſchfang abgerichtet. Ein Fiſcher regieret ihrer wohl hundert, die ſich bei der Jagd alle auf den Rand des Bootes ſetzen, auf ein gegebenes Zeichen ſogleich untertauchen, und die Beute herauf bringen. Iſt der Fiſch zu groß, ſo helfen ſie ſich einander, einer faßt ihm beim Kopf; der zweite in der Mitte, und der dritte am Schwanze an, und ſo ſchleppen ſie ihn gemeinſchaftlich dem Fiſcher zum Kahn, und laſſen ſich ihn abnehmen. Um den Raub nicht zu verſchlucken, ſind ihnen Ringe oder Riemen um den Hals gelegt. Wenn aber die Fiſcher bemerken, daß ſie müde ſind, ſo nehmen ſie ihnen die Ringe ab, und laſſen ſie für ſich ſelbſt fiſchen.

Auch in England war dieſer Fiſchfang ſonſt üblich. Man trug ſie bis an den Fluß mit verhülltem Kopfe, zog ihnen daſelbſt die Kappe ab, und legte ihnen einen Ring oder Riemen um den Hals. Hierauf tauchten ſie unter, und fingen 4 bis 6 Fiſche in ihrem Kropf, die ſie auf ein Zeichen ihrem Herrn ablieferten und ausſpieen. Zuletzt löſte man ihnen den Ring oder Riemen ab, und fütterte ſie mit einigen kleinen Fiſchen.

Die Fregatte. (Pelecanus aquilus.)

Er wird von dem ſchnellſegelnden Schiffe dieſes Namens ſo benannt, und ſoll zuweilen an dreihundert Meilen weit übers Meer fliegen, ohne dazwiſchen auszuruhen.

Sie iſt nur ſo groß wie ein Huhn, hat aber ungeheure Flügel, die ausgeſpannt auf 14 Fuß breit ſind. Das Gefieder iſt bläulich-ſchwarz; der Schnabel roth; der Schwanz gabelförmig. Wenn Regen und Wind ihnen im Fluge beſchwerlich fallen, ſo erheben ſie ſich ſo hoch, daß man ſie ganz aus dem Geſichte verliert. Dennoch erblicken ſie von einer ſolchen Höhe die fliegenden Fiſche, und ſchießen auf ſie herab.

Der Tölpel. (Dysporus bassanus.)

Ein weißes Gefieder, und ſchwarze Ruderfüße zeichnen dieſen merkwürdigen Vogel aus, der zu Hunderten ſchlafend auf der See treibt, beſonders bei der Inſel Boß herum. Er frißt unter dem Waſſer. Seine Haut iſt ſehr feſt.

Die Ente. (Anas.)

Die Vögel dieſer Gattung haben einen ſtumpfen erhabenen Schnabel, der innerlich blättrige Zähne hat, die oben an den Seiten flach gedrückt ſind, an der untern Kinnlade aber an den äußerſten Seiten, wie Bleche, in die Queere aufgerichtet ſtehen. Die Zunge iſt ſtumpf und an den Seiten mit Federn (Franzen) beſetzt. — Man hat 4 Familien, die ſich durch höckrige und glatte Schnäbel, und rückwärts geſchlagene Schwanzfedern unterſcheiden.

Der ſtumme Schwan. (Anas olor.)

Mit ſchwarzem halbmondförmigen Schnabel, ſchwarzer Wachshaut, und weißem Körper.

Dieſer Schwan, welcher gewöhnlich der zahme Schwan genannt wird, findet ſich wild faſt allenthalben in Europa, und ſehr häufig in Sibirien. Faſt in ganz Deutſchland wird er in ſeinem wilden Zuſtande auf Seen und großen Teichen angetroffen. Er kommt im Früh-

jahr ſpäter aus Süden, und verbreitet ſich nicht ſo weit gegen Norden, als der Singſchwan. Diejenigen, welche an der Südküſte des Kaspiſchen Meeres wohnen, erlangen eine ungeheure Größe, mäſten ſich in den großen Reisfeldern, und werden für einen großen Leckerbiſſen gehalten. Die Mahomedaner verehren ſie außerordentlich. — Die Länge dieſes Schwans beträgt über 5 Fuß, und die ausgebreiteten Flügel klaftern über 8 Fuß. Der Schwanz iſt 8¼ Zoll, und die Flügel bedecken zwei Drittheile deſſelben. Das Gewicht iſt gewöhnlich 20, zuweilen aber auch 25 bis 30 Pfund, wenn ſie gut gehegt und gepflegt werden. Der Schnabel iſt 4 Zoll lang, dunkelroth, an der Spitze deſſelben befindet ſich ein ſchwarzer, einwärts gekrümmter Nagel, an der Wurzel der obern Kinnlade ein großer ſchwarzer, runder Auswuchs; zwiſchen dem Schnabel und den Augen eine dreieckige, ſchwarze nackte Haut; die Füße ſind zinnoberroth, die Nägel ſchwarz, die Beine 4 Zoll hoch. Das ganze Gefieder iſt rein weiß. Das Weibchen iſt etwas kleiner, als das Männchen, hat einen weniger dicken fleiſchigen Auswuchs, und einen dünnen Hals.

Es iſt ein ſchöner, muthiger und reinlicher Vogel. Er ſchwimmt auf dem Waſſer mit dem ſchönſten Anſtande, biegt den Hals krumm, wie ein lateiniſches S und trägt dabei die Flügel etwas erhaben. Beſonders ſchießt das Männchen zur Zeit der Begattung mit der größten Schnelligkeit über das Waſſer, legt dabei den Hals auf den Rücken, und ſchlägt die Flügel in die Höhe. Er fliegt ziemlich ſchnell und ſanft, und gleitet gleichſam in der Luft dahin. Die Natur hat ihn deswegen mit einem langen Halſe, der aus 18 Gelenken beſteht, verſehen, damit er im Stande ſei, den Grund des Waſſers zu erreichen, um dort ſeine Nahrung zu ſuchen, ohne mit ſeinem Körper ganz unterzutauchen. Er liebt die Geſellſchaft ſeines Gleichen, und thut keinem andern

Waſſervogel, der neben ihm wohnt, etwas zu Leide, wenn er immer hinlängliche Nahrung findet, ungeachtet er in ſeinem Schnabel, und beſonders in ſeinen Fittigen eine außerordentliche Stärke beſitzt; denn wenn es ein Adler wagt, ihn oder ſeine Jungen anzufallen, ſo weiß er ſich ſo gut zu wehren, daß er oft Herr über ſeinen Feind wird. Da ſeine Luftröhre nicht, wie beim Singſchwan, verſchiedene Beugungen hat, auch nicht durch den Bruſtknochen dringt, ſondern gerade in die Lungen geht, ſo kann er auch keine ſo modulirten Töne, wie jener, von ſich geben, und diejenigen, die er von ſich giebt, ſind weiter nichts, als ein dumpfes Ziſchen, ſo oft er gereitzt wird, ein unbedeutendes Schnurren und Brummen, und ein leiſes Geqaukele, das die Gatten gegen einander, oder die Alten aus Zärtlichkeit gegen die Jungen hören laſſen. Und wenn man von ihm auch mit den Alten behaupten will, daß er vor ſeinem Tode noch ein Sterbelied anſtimme; ſo können es, nur einige ängſtliche, ſtöhnende und ſchreiende Töne ſeyn, die er, wie faſt alle andere Vögel, in Todesgefahr, ausſtößt.

Er erreicht ein ſehr hohes Alter, und ſoll 30 ja 100 Jahr alt werden.

Gehegt und gezähmt findet man die ſtummen Schwäne faſt über ganz Europa an den Seeküſten, auf den Flüſſen, die weit austreten, an den Seeküſten, auf den in den Seeſtädten, auf fürſtlichen und adlichen Schlöſſern und Gütern, wo es große Teiche und Gräben giebt, worin klares und helles Waſſer iſt, welches ſie vorzüglich lieben. Sie dienen einem Teich gar ſehr zur Zierde und ſind deswegen in Deutſchland durch beſondere Privilegien vor allen Nachſtellungen der Menſchen geſichert. Den gezähmten pflegt man auch in den Schloß- und Stadtgräben und auf den Teichen hölzerne, mit Stiegen verſehene, oder auf einen Steinhaufen aufgerichtete Häuschen (Schwanenhäuschen)

zu bauen, in welchen ſie, ſo oft ſie wollen, trocken ſitzen, ſich verbergen, und beſonders zur Mauſerzeit ſich mauſern können. Im Winter aber werden ſie mit in die Ställe und Häuſer getrieben, wo das andere Waſſergeflügel, die Enten und Gänſe ſich aufhalten. Wenn aber viele Schwäne und andere Waſſergeflügel auf einem Teiche ſind, ſo halten ſie durch die ſtete Bewegung eine Strecke Waſſer ſo völlig offen, daß es auch bei der ſtrengſten Witterung nicht zufrieren kann. Hier bleiben ſie, ohne die Füße zu erfrieren, geſund, und befinden ſich weit beſſer, als wenn ſie in Ställen eingeſperrt werden.

Die ungezähmten ſtummen Schwäne ziehen gewöhnlich im Oktober weg, ſtellen ſich aber zu Ende des Märzes wieder auf den Teich, See und Fluß ein, wo ſie ſich im vorigen Jahre aufgehalten haben. Doch bleiben auch viele da, ſuchen allenthalben warme Brücher und Quellen auf, gehen unter die Wehre und Schleuſen, und finden ſich, ſobald milde Witterung einfällt, in ihre alten Wohnplätze wieder ein.

Sie nähren ſich von allerhand Waſſerpflanzen, die ſie mit ihrem langen Halſe aus dem tiefſten Waſſer herausholen können, von Waſſerlinſen, allerhand Sämereien der Waſſerkräuter, vorzüglich von großen Waſſerkäfern, und ſollen auch Schnecken freſſen. Fiſche rühren ſie nie an; allein Brot und allerhand Getreide, das ihnen vorgeworfen wird, genießen ſie ſehr gern. Im Winter müſſen die gezähmten ohnehin mit Getreide, Brot und Enten= oder Gänſefutter unterhalten werden.

Nicht allein ihrer Schönheit, ſondern auch ihres ökonomiſchen Nutzens halber verdienten ſie, daß man ſie noch in größerer Menge zähmte, als es geſchieht, da ſie überdies noch weniger Wartung und Pflege, als anderes Hausgeflügel, z. B. die Gänſe, bedürfen. Die Jungen kommen als eine Delikateſſe auf die Tafeln großer Herrn, z. B. in Paſteten; der Alten Fleiſch aber iſt zähe, thra=

nig, und ein ſchlechtes unſchmackhaftes Nahrungsmittel. Das Fett wird in den Apotheken verkauft, um die Runzeln und Schwielen der Haut und die Sommerflecken damit zu vertreiben.

Die Häute, auf denen man nur die Flaumfedern ſitzen läßt, ſind wegen ihrer ungemeinen Wärme gut zu Umſchlägen auf kranke Glieder, und überhaupt ein zartes, warmes und koſtbares Pelzwerk, das zu Palatinen, Unterfutter, Muffen, und Bruſttüchern gebraucht wird. Man macht auch aus derſelben feine Puderquaſten. Die Federkiele aus den Flügeln dienen zum Schreiben, und aus den Flügel- und Schwanzfedern macht man Federhüte und Sultane. Die ganzen Flügel braucht man in Holland gewöhnlich zum Abkehren.

Die übrigen weißen feinen Federn, und vorzüglich die Dunen, werden zu weichen Betten-Kiſſen gebraucht, und ſind die theuerſten. Sie werden entweder allein, oder mit Gänſefedern vermiſcht, gekauft. Der größte Handel damit wird in Polen, Litthauen und Preußen getrieben, und die Polniſchen Juden verkaufen ſie zentnerweiſe auf den Meſſen zu Frankfurth a. d. O. Auf der Spree und Havel, um Berlin, Potsdam und Spandow, und an mehreren Orten werden die gezähmten Schwäne im Sommer, vorzüglich im Mai, von den Fiſchern zuſammengetrieben und gerupft.

Man hält die Schwäne auf fiſchreichen Teichen und Flüſſen nicht allein zur Zierde, ſondern auch, um die Reiher und die Raubvögel, welche die Fiſche angehen, davon abzuhalten, und allerlei, den Fiſchen ſchädliche Gewürme, und beſonders die großen bunten Waſſerfröſche, welche ſogar den Hechten auf den Kopf ſpringen, ihnen die Krallen in die Augen ſchlagen, und ſie alſo tödten ſollen, zu verzehren. Wenn ſie ſich bis über die Hälfte des Leibes in's Waſſer tauchen, ſo hält man dies für ein Zeichen von gutem Wetter, und ſie ſollen den Re-

gen verkündigen, wenn ſie das Waſſer dergeſtalt über ſich werfen, daß es eine Art von Staubregen um ſie macht.

Der Singſchwan. (A. cygnus.)

Sein Schnabel iſt ſchwarz und halbwalzenförmig. Er bewohnt die nördliche Erde bis Jsland hinauf, und geht bis Griechenland hinab. Er brütet häufig auf den Lappländiſchen Landſeen, und geht im Winter nach dem ſüdlichen Europa. Er iſt merklich kleiner, als der ſtumme Schwan, ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß lang und 7 Fuß breit; trägt den Hals ganz gerade und aufrecht, und hat eine merkwürdig gebaute Luftröhre, welche gerade in die Bruſthöhlung herabfällt, ſich wieder zurückbiegt, gleich einer Trompete, durch einen Knorpel verengt wird, und dann eine zweite Biegung macht, wodurch ſie ſich der Lunge nähert. Dieſe wunderbare Luftröhre ſetzt den Singſchwan in Stand, einen lauten durchdringenden Ton von ſich zu geben, den er beſonders im Fluge hören läßt, und einen angenehmen Klang hat, wenn man ihn in der Nacht über ſeinem Haupte hört, und die Winde ihn moduliren. Dieſer Klang iſt es, von welcher die Alten die Fabel des Schwanenliedes gedichtet haben.

Wegen ſeiner köſtlichen Federn, die einen beſondern Handelsartikel ausmachen, wird er in den nördlichen Ländern in Menge gejagt und gefangen. Man hetzt ſie mit Hunden, welche dazu abgerichtet ſind, ſie beim Halſe zu faſſen, ſo daß ſie das Gleichgewicht verlieren, und leicht gefangen werden können. Jn Kamtſchatka werden ſie in der Mauſerzeit mit Hunden gefangen, und mit Keulen erſchlagen.

Der ſchwarze Schwan. (A. plutonia.)

Er wurde in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Neuholland und auf den Freundſchaftsinſeln gefunden, und nach ſeiner Farbe der ſchwarze Schwan

genannt. Er hat übrigens die Größe und Geſtalt des gemeinen, und ſein ganzes Gefieder iſt ſchwarz, bis auf die Schwungfedern, welche gelblich weiß ſind. Der Schnabel iſt hochroth.

Die Spaniſche (Türkiſche, Chineſiſche) Gans. (A. cygnoides.)

Sie iſt durch ihre Größe, und einen Beutel unter der Kehle ausgezeichnet, und findet ſich auf Guinea, am Kap, in Sibirien und China, auch, wie es ſcheint, auf den Inſeln des ſtillen Oceans. Man unterſcheidet mehrere Varietäten.

Die Hudſons-Bay-Gans. (A. canadensis.)

Sie wohnt im kälteren Nordamerika, und iſt ein wichtiger Handelsartikel wegen ihrer vortrefflichen Flaumfedern, giebt auch vorzügliche Schwungfedern.

Die Baumgans, Rotgans, Schottiſche Gans. (A. bernicla.)

Sie lebt in den kälteſten Ländern der nördlichen Erde, und kommt nur zum Ueberwintern nach Schottland, und andern mildern Gegenden, wo ſie ſich unter andern von dem Thier der Entenmuſchel (Barnacle) nährt. Der allgemeine Wahn, daß ſie aus dieſer Muſchel, die man an der Seeküſte mit ihren Faſern an Aeſten und Zweigen hängen ſehe, auf den Bäumen erzeugt würde, hat ihr den Namen Baumgans verſchafft. Jetzt weiß man, daß ſie 6 bis 8 weiße Eier legt. Sie iſt 2 Fuß 3 Zoll lang, und faſt 4 Fuß breit. Der Schnabel iſt nur 2 Zoll lang, erhaben und ſchwarz. Der Kopf, Hals und Obertheil der Bruſt iſt ſchwarz; der Bauch, die Schultern und die Deckfedern der Flügel ſind aſchgrau, dunkler gewölbt, der Steiß und After weiß, die vordern Schwungfedern und der Schwanz ſchwarz.

Die Nahrung dieſer Gänſe beſteht in Gras, Waſſerpflanzen, Beeren, Inſekten und Würmern. Man fängt ſie zur Fluthzeit in Netzen, welche queer über die Flüſſe geſpannt werden.

Sie ziehen in Geſtalt eines Keils, und unter großem Geſchrei, welches Rot, Rot, klingt, durch die Luft, daher ſie auch Rotgänſe heißen.

Die Gans. (A. anser domesticus.)

Ihre Länge iſt $3\frac{1}{4}$ Fuß, die ausgebreiteten Flügel $6\frac{1}{2}$ Fuß. Die Waſſergänſe ſind größer, als die Landgänſe, und 8 bis 18 Pfund, in den Marſchländern bei 30 und 40 Pfund ſchwer. — Keine Gänſe ſind ſchwarz. Den Gänſerich erkennt man an ſeinen hohen Beinen, langem und dickem Halſe, Kopf und Schnabel, ſind größer als die der Gans, welche einen Hängebauch, beſonders im Januar hat, wo er mit Eiern gefüllt iſt.

Vielleicht unter allem zahmen Federvieh erreicht die Gans das höchſte Alter; gewöhnlich 20 bis 24, aber auch 80 Jahr. Füchſe und Marder ſind ihr gefährlich.

Gras, Meerlinſen, Sumpfgräſer, Wurzeln; im Hauſe Körner, Kohl, Rüben, geſtoßene Kartoffeln; — im Winter Strünke von Kraut ſind ihre Nahrung. Himbeeren ſind ihnen gefährlich.

Zu Maſtricht wickelt man unter andern die Gans in Leinwand ein, läßt ihr bloß den Hals und Kopf frei, und hängt ſie an einem finſtern Orte, mit einen breiten Gurt, ſo in die Schwebe auf, daß die Füße den Boden nicht berühren. Man verbindet ihr die Augen und verſtopft ihr die Ohren mit Wachs, und da ſie auf ſolche Art weder ſehen noch hören kann, ſo iſt ſie keiner Unruhe ausgeſetzt, und nimmt zuſehends zu. So füttert man ſie dreimal mit Gerſtenſchroot, und ſetzt beſtändig ein mit Waſſer und Salz gefülltes Gefäß neben ſie hin.

In 14 Tagen iſt ſie ſo fett, daß die Leber faſt 4 Pfund wiegt.

Man nimmt auch ein großes Roggen= oder Gerſtenbrot, macht in die Mitte oben ein kleines Loch hinein, ſo groß, als ein Daumen, ſchüttet dies voll Hafer, gießt Bier darauf, und ſetzt es der Gans alſo vor. Wenn dann die Gans den Hafer herausholet, ſo macht ſie das Loch im Brote immer größer, und auf dieſe Art gewöhnt ſie ſich nach und nach daran, in Bier eingeweichtes Brot zu freſſen. Man befeuchtet hierauf das Brot immerfort mit Bier, innerhalb 14 Tagen iſt es aufgefreſſen, und die Gans iſt fett. — Man läßt Gänſe nicht über 4 Jahr alt werden, weil ſonſt das Fleiſch nicht mehr eßbar iſt. Eine gute Gans legt dreimal im Jahre Eier, wenn man ſie vom Brüten abhält. Sie bringt 12 bis 24 Eier.

Wenn ſie brüten will, ſo rupft ſie ſich Federn aus, legt ſie in ihr Neſt, und bleibt den ganzen Tag darauf ſitzen. Jetzt muß man ihr Eier unterlegen, 10 bis 15, je nachdem ſie groß iſt. Sie brütet 26 bis 30 Tage. Wenn nur noch ein Tag an der völligen Brütezeit fehlt, ſo geht man mit einem geräumigen Gefäß voll lauwarmen Waſſer in den Stall, und legt die Eier hinein; die hüpfenden enthalten lebendige Junge, die übrigen ſind faul. Die guten legt man wieder in's Neſt. Nach 14 Tagen gehen die Jungen ſchon mit den Alten auf's Waſſer, wo ſie geſchlechtsweiſe den Alten nachſchwimmen; der Gänſerich führt ſie an. Einen ganzen Monat ſehen ſie einen gelben Wollklumpen ähnlich. Ein Landmann kann auf dieſe Art von 4 Gänſen in Einem Jahre 50 Junge bekommen.

Die Krähen und Elſtern holen die junge Gänſe, und die Falken, Weiher und Sperber, Fuchs, Marder und Iltis ſind Verfolger der Jungen und Alten. An

den Läuſen ſterben ſie oft im Sommer. Eingerlebene Tabacks-Aſche hilft. Sie haben vielerlei Krankheiten.

Eine junge Gans erkennt man an den ſpitzigen Nägeln, weichen und kleinen Ballen, weichen Flügeln und weicher Gurgel, und an dem Schnabel, der oft ſo roth, als bei den Alten iſt. —

Das zum Eſſen untaugliche Fett brennt man in Lampen. Es brennt viel heller und ſparſamer, als Baumöhl und Talg, und riecht nicht. Um ſich gegen die Kälte und das Erfrieren zu ſchützen, darf man nur das Geſicht mit Gänſeſchmalz beſtreichen. Es wird auch innerlich in den Arzeneien gebraucht.

Die Spulen werden im März und September ausgerupft, und an die Poſenhändler verkauft. Sie werden nicht nur zum Schreiben ſondern auch zu Pinſelfutteralen, Zahnſtochern, Angeln, Härtung des Stahls, Federbällen, Pfeilen, zum Verkleben muſikaliſcher Inſtrumente u. ſ. w. gebraucht.

Man kann die Dunen viermal im Jahre berupfen. Man nimmt ſie nemlich alle 7 bis 8 Wochen, binnen welcher Zeit ſie immer flügge Federn haben, in der Mitte des Aprils zuerſt, und Michaelis zuletzt, und zwar am Bauch, Hals und Flügel. Die jungen Gänſe haben ſchon um Johannis reife Federn.

Vier Gänſe geben 1 Pfund gemeine, und ſechszehn 1 Pfund Flaumfedern. Wenn man auf ein Bette 40 bis 50 Pfund rechnet, ſo werden die Federn von 200 Gänſen dazu erfordert. Eine Stadt von 200,000 Menſchen braucht alſo 40 Millionen Gänſe zu ihren Schlafbetten. Der Koth iſt ein ziemlich guter Dünger auf naſſen Boden, und die Schaafe freſſen ihn, beſonders wenn die Gänſe Gerſtenſchroot gefreſſen haben. — Die Gänſe brüten Enteneier aus. In einigen Gegenden Frankreichs richtet man ſie ab, das Rad des Bratenwenders umzudrehen. Ihre Wachſamkeit iſt ſehr groß.

Die Eidergans. (A. mollissima.)

Der Schnabel iſt walzenförmig, die runzliche Wachshaut zertheilt ſich an der Wurzel. Dieſer nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördlichſten Theile von Europa, Aſien und Amerika. Sein ſüdlichſter Brüteplatz ſind die Ferninſeln an der Küſte von Northumberland. Im Winter verliert er ſich auch an die nördlichen Küſten von Deutſchland, ſelten tiefer in's Land hinein, doch wird er auch da zuweilen angetroffen. Er iſt ſowohl ſeiner Größe, als Geſtalt nach, ein Mittelding zwiſchen Ente und Gans.

Seine Länge iſt 2 Fuß 3 Zoll, und die ausgeſpannten Flügel meſſen 3 Fuß 8 Zoll. Der Schwanz iſt 4 Zoll lang, und die gefalteten Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben. Das Gewicht iſt 3½ Pfund. Der Schnabel iſt 3 Zoll lang, und etwas erhaben; die Haut ſchwärzlich und runzlich; die ſchmalen Naſenlöcher liegen faſt vorn am Nagel; die Augen ſind braun, und ſtehen hoch nach dem Scheitel; die Füße ſind ſchwärzlichgrün.

Beide Geſchlechter können nicht nur gut ſchwimmen, ſondern auch gut tauchen und fliegen. Das Geſchrei des Weibchens klingt wie das Geſchrei der Enten und im Zorn karr, karr! das Männchen aber ruft ao! oder hu, hu! und beide laſſen ſich beſonders zur Paarungszeit hören.

Die nördlichen Seeküſten ſind der Aufenthalt der Eidergänſe. Sie kreuzen mehrentheils auf dem Meere herum, und ſtreichen zu verſchiedenen Zeiten, je nachdem es ihre Bedürfniſſe erfordern, von den ſüdlichen zu den nördlichen Ufern; — vom Frühjahr bis zum Herbſt bleiben ſie immer an den Ufern, ſodann aber begeben ſie ſich in die See, und halten ſich beinahe den ganzen Winter hindurch, auch ſogar in den Arktiſchen Gegenden daſelbſt auf; doch müſſen einige daſelbſt herumſtreifen, weil man ſie auch auf dem feſten Lande in Deutſchland an-

trifft. Vielleicht gehören ſie alſo, wenn gleich nicht zu den Zugvögeln, doch zu den Strichvögeln. Da ſie ſehr friedlich ſind, ſo halten ſich andere Seevögel mit zu ihrer Geſellſchaft.

Wegen ihrer Nahrung, die aus Fiſchen, Muſcheln, Schnecken, Inſekten, z. B. Krebſen aus kleinen Waſſerwürmern und Seegräſern beſteht, tauchen ſie 10 bis 12 Klaftern tief unter. Sie holen von dem Boden die Eingeweide der Fiſche, welche von den Fiſchern in die See geworfen werden, herauf. Die Möwen halten ſich gern in ihrer Nähe auf, um ihnen ihre Beute wegnehmen zu können.

Im Februar und März ſammeln ſie ſich bei den Inſeln und Küſten zur Paarung. Die Männchen kämpfen gewaltig um die Weibchen, der Sieger nimmt ſeine Braut, und hält ſich alsdann allein zu ihr. Die übrigen Männchen, die keine Weibchen bekommen, — welches oft der Fall iſt, — entfernen ſich nach und nach wieder vom Lande, und ſchwimmen in der tiefen See herum. Das Weibchen wählt zur Anlegung des Neſtes wüſte und unbebaute Landſpitzen, Inſeln, ausgehöhlte Klippen, überhängendes Geſträuch, z. B. von Wachholdern und vor dem Winde geſicherte Plätze. Es baut am liebſten in's Gras, unter Wachholderbüſche, oder auf mooſige Klippen, macht ſein Neſt aus Gras, Moos u. dergl., und füttert es mit einer großen Menge Dunen, die es ſich aus der Bruſt rupft, aus. Es macht einen ſo hohen Rand von Federn um daſſelbe, daß es faſt ganz bedeckt darinnen ſitzt, und wenn es Hungers halber aufſteigt, die Eier unſichtbar machen kann. Die erſte Brut geſchieht zu Ende des Junius und Anfang des Julius. Es legt ſelten mehr, als 5 große, blaßgrüne, ſeltner dunkelgrüne Eier. Oft findet man 10 und mehrere beiſammen, alsdann haben aber zwei Vögel gemeinſchaftlich ein Neſt verfertigt, und ſitzen entweder beide beiſammen

und brüten, oder wechſeln mit einander ab. Es legt dreimal Eier, und in Island werden der Gans die beiden erſtenmale die Eier ſammt den Federn weggenommen, an andern Orten nur das erſtemal, und man läßt ihr die zweite Brut. Raubt man ihr die Eier auch zum drittenmale, wo ohnehin das Männchen ſchon ſeine Dunen zur Fütterung des Neſtes hat hergeben müſſen, welches man an den weißen Federn ſieht, die nur das männliche Geſchlecht an der Bruſt hat, ſo verläßt ſie den Ort gänzlich, und niſtet das kommende Jahr anderwärts. Sie legt auch ohnehin jedesmal in ein anderes Neſt, und zwar wenn ſie das erſtemal 5 Eier gelegt hat, das zweitemal 3, und das drittemal gar nur 1. Die ganze Lege= oder Eierzeit dauert 6 bis 7 Wochen, da dann gewöhnlich die Woche über einmal die Eier von den Einwohnern aufgeſucht werden. Innerhalb 28 Tagen werden die Jungen ausgebrütet, und das Männchen hält unterdeſſen bei dem Neſte Wache, und warnt das brütende Weibchen bei Gefahren durch ſein Geſchrei, zieht aber, ſobald die Jungen ausgekrochen ſind, weg, und ſucht entlegene Oerter auf. Die Mutter nimmt, wenn ſie weit von der See geniſtet hat, die ſchwärzlichen wolligen Jungen auf dem Rücken ſogleich mit in die See, taucht unter, und ſchüttelt ſie von ſich. So lange ſie noch ſchwach ſind, bleibt ſie mit ihnen am Strande, und ſucht ihnen durch trübemachen des Waſſers allerhand emporkommende Inſekten und kleine Thiere zu verſchaffen. Können ſie aber erſt tief untertauchen, ſo geht ſie mit ihnen tiefer in die See, vertheidigt ſie aber noch immer gegen alle feindliche Nachſtellungen. Viele Familien begeben ſich alsdann zuſammen, und bleiben bis zum Winter, da die Jungen fliegen können, bei einander. Man ſagt, daß ſie ſich bis zum fünften Jahre in der Farbe ändern, und alsdann erſt beſtändig blieben. Ehe die Federn ausgewachſen ſind, ſehen ſie mauſegrau aus, mit

weißlicher Gurgel und Bruſt, und mit einem aſchgrauen Streif von den Naſelöchern an bis zum Nacken; im zweiten Jahre werden ſie dunkler, und das Weibchen bekommt ſeine natürliche Farbe, und paart ſich, im dritten wird das Männchen ſchwarz, und bekömmt an einigen Stellen weiße Flecken, die hernach im vierten ganz weiß werden. Im dritten Jahre paart ſich das Männchen. Ihr Alter erſtreckt ſich auf 20 bis 35 Jahre, und man hat Beiſpiele, daß ein Pärchen 20 Jahre in ein und daſſelbe Neſt gelegt hat. Die Isländer behaupten ſogar, daß eine Eidergans 100 Jahr alt werden könne.

Füchſe, Seehunde, und andere Raubthiere, Kolkraben, Krähen und Möwen ſtellen den Eiern, und die Seeadler der Eidergans nach.

Die Grönländer, die den Werth der Federn noch nicht zu ſchätzen wiſſen, tödten die Eidergänſe nur des Fleiſches halber mit Wurfſpießen, verfolgen ſie in kleinen Booten, bemerken ihren Weg, wenn ſie untertauchen, an den Waſſerblaſen, und erſchlagen ſie, wenn ſie ermattet wieder heraufkommen. In den Däniſchen Ländern hingegen iſt es, bei Verluſt der Freiheit, verboten, einen dieſer Vögel zu ſchießen, oder zu fangen.

Das Fleiſch des Eidervogels, das beſonders in Grönland gegeſſen wird, ſchmeckt zwar etwas thranig, kann aber dadurch, daß man es in Eſſig legt, verbeſſert werden. In Grönland wird die Haut dieſer Vögel als Pelzwerk zugerichtet, und äußerſt hoch geſchätzt. Den nördlichen Völkern iſt dieſer Vogel in zwiefacher Hinſicht beſonders nützlich, erſtlich ſeiner Eier wegen, die wie Hühnereier in der Haushaltung verbraucht werden; zweitens der Dunen (Daunen, Eiderdaunen) halber. In erſterer Hinſicht nehmen ſelbſt die Grönländer, welche die Federn nicht benutzen, ihre Neſter aus.

Unter allen Schwimmvögeln haben die Eidergänſe, die am meiſten elaſtiſchen und die feinſten Dunen. Sie

ſind gemeiniglich grau, und an der Wurzel weiß, welches die Urſache der weißen Flecken iſt, womit ſie verſehen ſind, und ob ſie gleich ſo feſt an einander hängen, daß man ſie ſchütteln kann, ohne daß ſie wegfliegen, ſo ſind ſie doch weich, und dehnen ſich weit mehr aus, als irgend eine andere Feder, daher man zur Ausſtopfung eines ganzen Bettes nur etwa 5 Pfund nöthig hat. Dieſe Dunen werden aus dem Neſte des Eidervogels genommen, aber nicht überall zu einer Zeit, und in einerlei Monat, denn einige, wie die Isländer, berauben das Neſt mehreremal, doch ehe die Eier gelegt werden, aber andere nehmen die Dunen nicht eher weg, als bis die Jungen ausgebrütet ſind, und mit der Mutter das Neſt verlaſſen haben, welches ſie alsdann ziemlich rein zurücklaſſen. Es iſt natürlich, daß diejenigen, die, nach dem Beiſpiele der Isländer, die Daunen dreimal aus dem Neſte nehmen, mehr Dunen ſammeln können, denn wenn man ſie im Neſte läßt, ſo rupfen ſich die Vögel nicht mehr aus, als ſie nöthig haben; wenn ſie ihnen aber weggenommen werden, ſo ſind ſie gezwungen alle auszurupfen, die ſie nur entbehren können, und die ihnen hernach doch ausfallen, die ſie alſo unnütz verlieren würden. Und wenn es wahr iſt, daß das Männchen ſich zugleich mitrupfet, wenn das Weibchen nicht mehr Dunen genug hat, ſo würde die Isländiſche Art am vortheilhafteſten ſeyn.

Die Isländer, die ſich um dieſe Vögel die meiſte Mühe geben, haben auch ein Mittel erfunden, ſie auf eingerichtete kleine Inſeln zu verpflanzen; ja ſie wiſſen es dahin zu bringen, daß die Gänſe ihre Neſter dicht an die Häuſer bauen. Die Menſchen können alsdann mitten unter ihnen herumgehen, ohne daß ſie vom Neſte fliegen. Durch ein ſolches Verfahren müſſen ſie freilich eine anſehnliche Menge Dunen einſammeln können.

Die Norweger bereiten ihnen ihre Neſter, worinn ſie Junge brüten, und nehmen dagegen die Dunen weg,

welche die Mutter zur Erwärmung der Eier und Jungen ſich ſelbſt ausrupft. Dieſe reinigen ſie von den daran hängenden Unreinigkeiten, und verkaufen das Pfund für etwa 2 Thaler. Es macht für die Bewohner der äußerſten Scheren und Klippen einen ziemlich wichtigen Nahrungszweig aus, da ſie zuweilen 50 bis 100 Pfund im Jahre zu ſammeln im Stande ſind. In den Scheeren und Buchten hingegen legen ſie ſich weniger darauf, weil die Neſter oft von Fremden weggeholt werden.

Die Dunen, welche todten Vögel ausgerupft ſind, ſollen nicht ſo gut ſeyn, als diejenigen, welche man aus den Neſtern nimmt, welches wohl daher kömmt, weil nicht alle Federn an dem Vogel zu gleicher Zeit reif ſind. Die alten Dunen reifen zu der Zeit, wenn er brüten will, denn alsdann rupft er ſie ſich zu ſeinem Neſte aus. An deren Stelle wachſen neue, die wieder ein ganzes Jahr nöthig haben, ehe ſie ihre völlige Reife erhalten, da ſie ſich dann nach und nach von dem Felle ablöſen. Nur allein dieſe rupft ſich der Vogel aus, den todten aber wird alles abgerupft, es mag nun reif oder unreif ſeyn; dadurch miſchen ſich eine große Menge fettige Dunen unter die guten, welches dann die Dunen verdirbt.

Aus Island kommen jährlich nach Dänemark an reinen Eiderdaunen ungefähr 300 Pfund; das Pfund zu 5 bis 6 Mark (Lübiſch), und an unreinen ungefähr 1500 bis 2000, das Pfund zu 12 bis 16 Schillinge (Lübiſch); aus Finnmarken an unreinen ungefähr 40 bis 50 Pfund. Rechnet man hierzu, was in Norwegen geſammelt wird, was von den Färoer Inſeln kommt, hiernach was aus Island nach Glückſtadt geführt, und daſelbſt nach Deutſchland und andern Ländern verkauft wird, und endlich alles, was das Schiffsvolk auf ſeine eigene Rechnung aus allen genannten Gegenden führet, ſo ergiebt ſich eine weit größere Summe. Im Jahre 1750 verkaufte die

Isländiſche Compagnie, außerdem, was nach Glückſtadt ging, an Eiderdaunen für 3747 Thaler. — Man kann hieraus ſehen, wie wichtig dieſer Handlungsartikel ſei. Es pflegt in dem Handel mit den Eiderdunen auch viel Betrug vorzugehen, indem ſie öfters mit Gänſe= und andern Dunen vermengt, auch wohl ganz andere Dunen für Eiderdunen ausgegeben werden.

Die zahme Ente. (A. Boschas domestica.)

Man trifft dieſen Hausvogel in Europa, Aſien und Amerika an. Er bringt dem Landwirth, der ihn auf Sümpfe, Teiche, Seen, Schwemmen, Bäche u. dergl. laufen laſſen kann, wo er ihm faſt gar keine Fütterung abfordert, keinen geringen Vortheil, und verlangt überdies unter allem Federvieh den geringſten Aufwand von Geld und Mühe. Das Männchen heißt Entrich, Anter, Enter, Erpel, Entvogel, Drake, Wyk, Warte, und unterſcheidet ſich von dem Weibchen, das ſchlechtweg Ente heißt, dadurch, daß es größer, der Kopf etwas dicker, der Hals länger, die Farbe faſt immer ſchöner iſt, daß auf dem Schwanze 2 bis 4 in die Höhe gekräuſelte Federn ſtehen, und die Stimme einfacher, tiefer, ſchwächer und heiſerer klingt, ſo daß man ihr Draak! gar nicht hört, wenn man nicht nahe bei ihnen iſt. Das Weibchen hingegen hat eine hellere Stimme, und ruft in hohen und niedrigen Tönen ihr Drääk und Draak! aus.

Die Länge der Hausente beträgt gewöhnlich 2 Fuß, und die Breite der ausgeſpannten Flügel 3 Fuß 4 Zoll; doch wirket gute und ſchlechte Wartung gar ſehr auf ihre Größe und Kleinheit, und man findet daher größere, aber auch kleinere. Der Schnabel iſt 2¾ Zoll lang, bei den dunkelfarbigen ſchwärzlich oder olivengrün, bei den hellfarbigen aber gelb oder grünlichgelb; der Augenſtern bald

heller, bald dunkler braun; die Schwimmfüße aber immer roth, die Beine 2 Zoll hoch.

Farbe und Zeichnung ſind ſchön, aber, wie bei allen Hausvögeln, gar ſehr verſchieden. Alle aber haben, die weißen etwa ausgenommen, den mehr oder weniger blauen, grün ſchillernden und ſchwarz eingefaßten Spiegel, den die mittlern Schwungfedern machen, auf den Flügeln. Die ſchönſten und dauerhafteſten ſind diejenigen, welche die oben beſchriebene Farben des wilden Entrichs und der wilden Ente haben. Er hat nemlich einen grünglänzenden Kopf und Oberhals, einen weißen Ring um den Hals, einen rothbraunen Unterhals, dergleichen Bruſt und Tragfedern, einen aſchgrauen Rücken, ſchwarze obere Deckfedern des Schwanzes, einen weißen Bauch, die erſte Ordnung der Schwungfedern weiß, die zweite mit blauem Spiegel, die letztern aſchgrau, braun, und weiß gerändert, die Seitenſchwanzfedern an der Spitze weiß, an der Wurzel ſchwarz, die vier mittlern gekräuſelten Ruderfedern ſchwarz. Sonſt giebt es noch röthliche, gelbliche, braune, ſchwärzliche, aſchfarbene, rauchfahle, und mit allen dieſen Farben gefleckte und geſchäckte Hausenten, und einige haben einen kleinen oder großen, runden, dunenartigen dicken und dichten Federbuſch (Holle) auf dem Kopfe, andere aber ſind plattköpfig. Die grauen und dunkelfarbigen ſind für den Oekonomen immer beſſer, als die weißen und hellfarbigen, weil jene nicht ſo leicht von den Raubvögeln entdeckt werden. In ihrem Betragen haben ſie nichts empfehlendes, denn ihr Gang iſt wackelnd und langſam, ſie ſtellen die Füße beſtändig einwärts, machen faſt gar keine Bewegung, als ein ſtetes Rütteln mit dem Schwanze, ein unaufhörliches Gähnen, und zuweilen ein Ausrecken und Ausdehnen, wobei ſie die Flügel einigemal auseinander, und wieder zuſammenſchlagen, und ihren dicken fleiſchigen Körper herum ſchütteln. Zuweilen treten ei-

nige, wie die Schweine, zuſammen, bücken den Kopf ſeitwärts unaufhörlich zur Erde, und ſchnattern ein ſehr unangenehmes Lied her. In alle Pfützen, Moräſte und ſchmutzige Orten fallen ſie, und durchſuchen ſie mit ihrem feſten, ſpatenförmigen Schnabel, ſind daher da, wo ſie ſich nicht beſtändig baden können, unreinliche und ſchmutzige Vögel, und haben in dieſer, ſo wie in andern Rückſichten vieles mit dem Schweine gemein. Nur ſelten fällt es ihnen ein, zu ſpielen; ſie tauchen alsdann mit größter Schnelligkeit unter, ſuchen ſich unter dem Waſſer zu haſchen, kommen mit geſtrecktem Halſe wieder zum Vorſchein, und tauchen geſchwind wieder unter, wenn ſie ſich einander erblicken. Sie ſchlafen, wie die Gänſe, mit dem ganzen Körper auf der Erde liegend, und den Kopf unter die Flügel verſteckt, ſelten aber, wie jene, auf einem Beine ſtehend.

Die Entenzucht iſt nur da vortheilhaft, wo Gewäſſer und Moräſte, oder auch ſtarke Brauereien ſind, denn wo dies nicht iſt, koſtet ihre Fütterung wegen ihrer außerordentlichen Gefräßigkeit mehr, als ihr Ertrag abwirft. In waldigen Gegenden kommen ſie auch beſſer fort, als die Gänſe, weil ſie von härterer Natur ſind, und können daher an ſolchen Orten, ſtatt dieſer, gehalten werden. — Um ſie vor den Raubthieren zu ſichern, treibt man ſie alle Abend in einen Stall, der nicht, wie für anderes Federvieh, einer beſondern Einrichtung bedarf, indem ſie Kälte, Wärme, Näſſe, Trockenheit, Wind und Wetter gleich gut aushalten können. Doch ſetzt man ihnen gern Entenhäuschen auf ſolche Teiche, welche mit großen Fiſchen beſetzt ſind, oder auf die Dämme. Auf den Dämmen verſieht man ſie, der Raubthiere halber, gegen das Waſſer zu mit einer Fallthüre von Gitterwerk, die die Enten leicht aufſtoßen, aber von innen nicht öffnen können. Gegen Abend ſtreut man ihnen ihr Futter in dieſes Haus, worauf ſie von ſelbſt hinein laufen, und nicht

wieder heraus können. Von außen bringt man noch eine bretterne Thür an, die man des Nachts verſchließt.

Den Sommer hindurch bedürfen ſie faſt gar keine Fütterung, wo ſie Flüſſe, Teiche, Bäche, Miſtſtätten, moraſtige Oerter, Anger, Wieſen, Felder, Dünger u. dergl. haben. Sie durchwühlen mit ihrem Schnabel jede Pfütze, freſſen allen Koth und Unflath, Würmer, Inſekten, verfaulte Fiſche, Fröſche, Kröten, Fiſch- und Froſchlaich, Waſſerſalamander, junge Fiſche, auch alte, wenn ſie nicht zu groß ſind, als: Schmerlen, Gründlinge, Weißfiſche, Elritzen u. dergl., auch die Neunaugen. Da, wo ſie auf's freie Feld kommen können, gehen ſie im Sommer alle Morgen mit Anbruch des Tages auf die Regenwürmer-, und im Herbſt auf die Schneckenjagd, ehe ſich dieſe Würmer wieder verbergen, und werden davon ſehr fett. In dieſer Jahreszeit hat man alſo weiter nichts nöthig, als daß man ihnen, um ſie immer gleich vollkommen zu erhalten, alle Morgen und Abend ein kleines Futter reicht, und wenn man mit dem Abendfutter eine gewiſſe Zeit beobachtet, ſo lernen ſie pünktlich nach Hauſe gehen, da man ſie ſonſt weit herum ſuchen muß. Man füttert ſie gewöhnlich mit Hafer, Gerſte, Hirſen, Brot, angemachter Kleie, Meerlinſen, die ſie nebſt den Wegewarten, Klee u. dergl. Kräutern, auch von ſelbſt aufſuchen; mit Eichelmehl, Erdäpfeln, Rüben, und was in der Küche von den Gedärmen der Fiſche, Vögel u. dergl. abgeht. Ueberhaupt freſſen ſie, wie die Schweine, faſt alles, was in der Küche unbrauchbar wird, und in Brauereien bekommen ihnen die Trebern vom Bier und Branntwein ſehr wohl. Im Winter erhalten ſie Ueberkahr (Kaff), allerhand beim Dreſchen geſammeltes ſchlechtes Geſäme, Brot, u. dergl., oder man ſchrotet ihnen etliche Säcke Leinknoten auf einer Mühle klar, und vermiſcht ſie mit etwas Kleie und ſaurer Milch oder auch mit bloßem Waſſer, bei welcher Koſt ſie ſehr gut gedei-

hen. Wenn ſie auf die Stoppelfelder gehen können, ſo mäſten ſie ſich, und werden in kurzer Zeit ſehr fett. Zu Hauſe mäſtet man ſie, wie die Gänſe, mit Hafer, Wikken, Biertrebern, und beſonders mit Gerſte und Kleienbrei ſehr leicht, nur dürfen ſie nicht eingeſteckt werden, oder Mangel an Waſſer leiden, welches man ihnen, wenn man ſie in einem weiten Stalle hat, in einem flachen Gefäße zum Baden und Saufen hinſetzet, weil ſie ſonſt mehr ab- als zunehmen.

Zucker iſt ihnen tödtlich, und man hat ſie an 5 Quentchen ſterben ſehen.

Im März fangen die Enten an ſich zu paaren, (zu reifen) und legen auch ſchon im März und April. Zur Befruchtung von 10 bis 12 Enten iſt ein Entrich, wenn er gut iſt, hinlänglich. Er iſt aber nur 4 bis 6 Jahre brauchbar. Die Enten haben die böſe Gewohnheit, die Eier bald da, bald dorthin zu legen, daher es nöthig iſt, daß man ſie zur Legezeit alle Morgen befühlt, und nicht eher aus dem Stalle läßt, bis ſie ihr Ei gelegt haben. Bei gutem Futter legen ſie, ehe ſie brüten wollen, 20 bis 30 Eier, die ſchöner und größer ſind, als die Hühnereier. Der Brutente legt man 13 bis 15 Eier unter, die ſie bedecken kann. Man macht ihr entweder im Freien, wenn es ohne Gefahr geſchehen kann, unter einem Buſch, oder Holzhaufen, oder auch in einem Stalle ihr Neſt aus Stroh zurecht, ſetzt ſie darauf, und ſie bleibt gewöhnlich ohne Weigerung ſitzen. Da ſie aber beſtändig Waſſer bedarf, und daher oft auf- und in's Bad ſteigt, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß ſie kalt und naß ſich wieder über die Eier ſetzt, und dieſelben verdirbt. Man thut daher beſſer, wenn man die Ausbrütung einer Haushenne oder Truthenne anvertraut. Erſterer legt man eben ſo viel, als der Ente, und letzterer 20 bis 24 Eier unter. Sie brüten ſie beide gern aus, und ſitzen, wie die Ente, 4 Wochen, auch, wenn die Witterung

kühler iſt, 30 und 31 Tage. Dieſe Pflegemütter können nun freilich nicht mit den Jungen in's Waſſer gehen, verlaſſen ſie daher auch bald, ſind aber auch nicht lange nothwendig, da dieſe nichts, als alle Nacht eine trockne Schlafſtätte auf Heu, Werg oder Stroh bedürfen, wo ſie ſich zuſammen ſetzen, und einander erwärmen können.

Die erfinderiſchen Chineſer erziehen die Enten an den Ufern der Flüſſe in beſonders dazu erbauten Hütten, und laſſen ſie in den Reißpflanzungen herumlaufen, wo ſie das Unkraut und die ſchädlichen Thiere vertilgen. Die Art, die Jungen zu erziehen, iſt faſt die nemliche, wie bei den Hühnern in Aegypten. Verſchiedene Einwohner von Canton leben bloß vom Entenhandel. Einige kaufen die Eier, und verkaufen ſie wieder; andere laſſen ſie in den Oefen ausbrüten, und noch andere legen ſich bloß darauf, die Jungen aufzuziehen. Die Oefen, die zum Brüten beſtimmt ſind, werden außerordentlich einfach angelegt. Man legt eine eiſerne Platte auf einen gemauerten Feuerheerd, ſetzt auf dieſe Platte einen Kaſten, der einen halben Fuß hoch, und mit Sand angefüllt iſt, in welchem die Eier nach der Ordnung hingelegt werden, und bedeckt ſie mit einem Siebe, unter welches man eine Strohmatte legt, welche die Wärme zuſammenhält. Sie bedienen ſich dabei der Kohlen, von einem Holze, welches langſam brennt, und eine gleiche Wärme unterhält. Anfänglich giebt man ihnen nur einen geringen Grad der Wärme, der nach und nach ſo vermehrt wird, daß er der Brutwärme gleich kömmt. Wenn man die Hitze zuweilen zu ſtark macht, ſo kommen die Jungen zu früh aus. Man verkauft die jungen Enten aldann an diejenigen, die ſich beſonders mit Erziehung derſelben abgeben, und dieſe ſehen auf folgende Art, ob ſie wohl zu früh ausgekommen ſeyn möchten. Sie nehmen die Entchen beim Schnabel, und laſſen ih-

ren Körper herunter hängen; wenn ſie ſich dann mit Flügeln und Füßen gegen dieſe Stellung vertheidigen, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie gehörig und gut ausgebrütet ſind, haben ſie aber zu viel Wärme erhalten, ſo bleiben ſie ruhig, ſo lange man ſie auch am Schnabel feſthält.

Die wilde Ente. (A. Boschas fera.)

Die wilde Ente bewohnt Europa, Aſien und Amerika, beſonders die nördlichen und nördlichſten Theile derſelben. Sie iſt 2 Fuß 3 Zoll lang, der Schwanz $4\frac{3}{4}$ Zoll, die Flügel ſind 3 Fuß 4 Zoll breit, ſie wiegt $2\frac{1}{2}$ Pfund. Der Schnabel iſt $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, vorn flach mit einem weißlichen Nagel, hinten etwas erhaben, mit 2 kleinen eirunden Naſelöchern, gelblichgrün; Kopf und Hals ſind dunkelglänzend grün, und ſehen von weitem ſchwarz aus (entenhalſig); der Obertheil des Rückens roſtbraun, der Untertheil deſſelben grau, mit ſchwarz punktirten Queerlinien, die obern Deckfedern des Schwanzes ſchwarz mit einem grünen ſeidenartigen Glanze, auf der vordern Seite am untern Theil des Halſes ſteht ein weißer Halbzirkel; die Bruſt iſt purpurröthlich; der Bauch grau mit ſchwarzpunktirten Queerlinien. Das Weibchen iſt kleiner, ſieht in der Farbe dem Männchen, außer dem blaugrünglänzenden Spiegel im Flügel, gar nicht ähnlich, iſt braun, mit ſchwarzen Sprenkeln, am Bauche ſchmutzigweiß, und über den Augen mit einem weißen, und durch dieſelben mit einem ſchwärzlichen Strich bezeichnet.

Die wilde Enten ſind ſcheue, furchtſame Vögel, und laſſen niemanden, wenn er ſie nicht, dem Wind entgegen, hinterſchleichen kann, an ſich kommen. Ob ſie gleich ſchwer ſind, ſo fliegen ſie doch ſehr ſchnell, erheben ſich, wenn ſie vom Waſſer aufſteigen, gerade in die Höhe, ſteigen alsdann in ſchiefer Linie hoch in die Luft, ſchießen auch eben ſo ſchief wieder herunter, und fallen, we-

gen ihrer Schwere, ſehr ſtark nieder. Ihre ſpitzigen und geſchwind bewegten Flügel verurſachen ein unaufhörliches Pfeifen in der Luft, welches man beſonders des Nachts ſehr deutlich hören kann. Ihre Stimme iſt die der zahmen Enten. Der Entrich, (Endträch, Andtracht, Rätſch, Wahrte, Entvogel), ſchreit einen einzigen heiſern Ton, die Ente aber ruft laut, nicht nur in einem weg, ſondern auch hoch, ihr Draak, Draak, Draak! und die Jungen ſchreien im Herbſte unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht. Nicht nur die Jungen, ſondern auch die Alten, laſſen ſich zähmen, und wenn man ihnen die Flügel zerknickt, im Sommer auf Teichen halten, und im Winter in Entenhäuschen treiben und füttern, oder auch auf den Hof, wie anderes Meiergeflügel, aus- und eintreiben, wenn nur keine Flüſſe und Wälder in der Nähe ſind. Sie mauſern ſich, wie die zahmen, im Frühjahr, im April, das Männchen, wenn das Weibchen brütet, und dieſes, wenn die Jungen Federn bekommen, und müſſen ſehr alt werden, da man in ſichern Gegenden ein Pärchen viele Jahre hinter einander antrifft.

Seen, einſame Flüſſe, Sümpfe, und beſonders Teiche in Gegenden, die nahe an Waldungen liegen, oder doch mit dichten Gebüſchen umgeben ſind, wählen ſie im Sommer, wo ſie paarweiſe leben, und immer etliche Gewäſſer, die oft eine Stunde weit von einander entfernt liegen, befliegen, zu ihrem Aufenthalte, im Oktober ſchlagen ſich mehrere Familien zuſammen, fliegen erſtlich von einem Teiche zum andern, im November aber bilden ſie große Schaaren, und fliegen, beſonders des Nachts, von einem Teich, Fluß und See zum andern. Sie ſind bloße Strichvögel, denn wenn der Winter gelinde iſt, trifft man ſie immer auf unſern Teichen an, wenn dieſe aber zufrieren, ſo ziehen ſie nach den offenen Flüſſen und Quellen. Sie ſtreichen mehrentheils des Nachts, und zwar oft bei der größten Finſterniß, und man hört bei einem

Zuge immer einen Entrich oder eine Ente ihr Draak ſchreien, vermuthlich um diejenigen, die ſich etwa verfliegen möchten, zurecht zu weiſen. Eben dieſer Anführer läßt ſich alsdann auf dem Teiche oder See, wo ſie ſich niederlaſſen, immer hören, und giebt durch einen etwas ſtärkern und höhern Ton das Zeichen zum Aufbruch. Sie fliegen auch, obgleich nicht immer, wie die wilden Gänſe, in einem Dreiecke.

Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen, Fröſchen, Fiſch- und Froſchlaich, Eidechſen, Ringelnattern, Bruchſchlangen, allerhand Waſſerinſekten, Regenwürmern, Schnecken, verſchiedenen Waſſerkräutern und Getreide, als: Gerſte und Hafer. In der Saatzeit ſuchen ſie früh, wenn die Felder noch leer von Menſchen ſind, die Gerſten- und Haferköner auf, und in der Erntezeit ſetzen ſie ſich auf die Schwaden. Im Sommer leſen ſie nach dem Regen oder Thau auf den Angern die Regenwürmer, und auf den Aeckern die Schnecken auf. Sie durchwühlen mit ihrem Schnabel die Moräſte und Sümpfe, und allen Unrath, finden genau, was ihnen zur Nahrung dient, heraus, und laſſen das übrige durch die Zahnöffnungen an den Seiten des Schnabels wieder fallen. Die gröbern Speiſen, die nur die Schlundöffnung faſſen kann, verſchlucken ſie ganz, und bringen ſie durch Hin- und Herſchütteln in den Kropf.

Auf eine luſtige Art kann man ſie, vermittelſt eines ausgehöhlten großen Kürbiſſes fangen, in welchen man den Kopf ſteckt, und, wo die Augen ſind, 2 Löcher anbringt. Man geht damit in's Waſſer bis an den Kopf. Die Enten, die dieſe Erſcheinung für nichts, als einen ſchwimmenden Kürbiß halten, nähern ſich demſelben, und wollen davon freſſen, und damit ſpielen. Der Entenfänger ergreift ſie unter dem Waſſer bei den Beinen mit leichter Mühe, zieht eine nach der andern geſchwind herab, und ſteckt ſie in einen um den Leib gebundenen

Sack, oder hängt ſie an Schleifen, die am Gürtel befeſtigt ſind. Ja, dieſer Fang iſt ſo ſicher und gewiß, daß man die Enten, ohne ſie wild zu machen, unter dem Waſſer am Bauche befühlen, uud die fetteſten auslesen kann. In Oſtindien iſt dieſe Jagd ſo ergiebig, daß man das Paar wilde Enten um ungefähr 22 Pfennige nach unſerm Gelde kaufen kann. Auch in Weſtindien, China und Aegypten iſt dieſe Jagdmethode ſehr gemein. Statt des ausgehöhlten Kürbiſſes belegen ſich die Indianer, ſo wie die Araber, den Kopf mit Raſen und Seegras. —

Die Löffel-Ente, Spatel-Ente, der Breitſchnabel.
(Clypeata.)

Dieſe ſchön gezeichnete Ente iſt 22 bis 23 Zoll lang, und von einer Flügelſpitze zur andern faſt 3 Fuß breit. Sie hat den Namen von ihrem löffelförmigen Schnabel erhalten, welcher bei recht alten Männchen glänzendſchwarz, etwas über 3 Zoll lang, vorn mit einem krummen Nagel verſehen iſt; in der Mitte iſt er viel ſchmäler, als vorn, und der Unterkiefer iſt ſo ſehr gebogen, daß der Schnabel mitten offen bleibt, wenn vorn beide Kinnladen zuſammenſchließen. Die obere Kinnlade hat einen ſtabförmigen Rand, und ragt mit dem Löffel weit über die untere Kinnlade; erſtere iſt mit feinen, langen, biegſamen und kammartigen Zähnen beſetzt.

Der Kopf und der größte Theil des Hinterhalſes, ſind ſchön grün-glänzend-ſchwarz; der Untertheil des Halſes nebſt dem Kropfe iſt weiß, die Bruſt und der ganze Unterleib bis zum After ſind glänzend kaſtanienbraun.

Auch unter den Löffel-Enten giebt es Varietäten, und im Herbſt bemerkt man, daß bei vielen Männchen der Hals und Kropf unrein oder gelblich angeflogen, und bei manchen mit halbmondförmigen, dunklen Flecken beſtreut iſt.

Die Löffel-Ente iſt ein Zugvogel, welcher in kleinen Truppen im Frühlinge ankömmt, auf großen ſchilfreichen Teichen und Brüchen niſtet, im Auguſt zu ziehen anfängt, und einzeln oft noch im ſpäten Herbſte auf großen Gewäſſern bemerkt wird. Ihr Neſt baut ſie auf Schilfkuſſen oder Grashügel, füttert es während der Brutzeit mit ihren eigenen Dunen aus, legt grünliche Eier, und bebrütet ſolche 4 Wochen lang.

Die Löffel-Enten ernähren ſich meiſt von Waſſerkräutern und Waſſer-Inſekten, welche auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, ſie tauchen daher ihrer Nahrung wegen nie unter. Sie haben einen leichten rauſchenden Flug, und das Männchen eine meckernde Stimme; ſie ſind ſcheue Vögel, deren Wildpret eine ſehr wohlſchmeckende Speiſe iſt.

Die Sammt-Ente.

Die Sammt-Ente, auf dem nördlichen Ocean wohnend, und auf großen Seen und Flüſſen, und an den Küſten des öſtlichen und nördlichen Sibiriens, iſt über 22 Zoll lang, und hat meiſt ein ſchönes ſammtſchwarzes Gefieder. Die Tunguſen fangen dieſe Enten in der See mit Manſchicken oder geſchnitzten hölzernen Sammt-Enten, welche ſie ſchwarz färben, und ihnen, ſtatt des Schwanzes, einige Federn, und ſtatt der Augen Glaskorallen einſetzen. Dieſe nehmen ſie mit ſich auf einen Kahn in die See. Der Tunguſe verbirgt ſich hinter einer Wand von Birkenrinde, welche queer über dem Kahn aufgerichtet wird, und dazu dient, daß die Enten den Kahn für einen in der See herumtreibenden Klotz anſehen. Wenn er ungefähr noch 30 Fuß von den Enten entfernt iſt, ſetzt er dieſe Ente auf einen 30 Fuß langen dürren Stock, und ſchiebt ſie langſam unter die Schaar der Enten. Dieſe fangen ſogleich an, die hölzerne zu treten, welche aber untertaucht, entwiſcht, und an einem

andern Orte wieder zum Vorſchein kommt, wodurch die Enten immer brünſtiger und unachtſamer werden. Alsdann wirft der Tunguſe mit einem Spieß, der mit einem Wiederhaken verſehen iſt, und womit er genau zielet, eine Ente nach der andern, und zieht ſie langſam auf dem Waſſer zu ſich hin. Dieſe Jagd iſt ſo ſehr beliebt, daß die Manſchicken oder Jagdenten, weil nicht alle gleich gut gerathen, unter den Tunguſen ein Erbſchaftsſtück ausmachen, und theuer verkauft werden. Wenn die Sammt-Enten ſich mauſern, ſo treiben die Tunguſen, welche am Fluſſe Ochcta wohnen, die Schaaren derſelben mit Kähnen in die Mündung des Fluſſes, an einem Orte, wo ſie bei abfallendem Waſſer trocken zu ſtehen kommen. Alsdann läuft alles zu, und erſchlägt die Enten mit Prügeln. Andere fangen ſie, ziehen ihnen mit einer eiſernen Nadel eine lange Schnur durch die Augen, und reihen ſie lebendig, 50, ja hundertweiſe an. Andere ſchneiden dann oft zum Zeitvertreib den Knoten, welcher die Enten zuſammenhält, los, ſo daß ſie von dem andern Ende wieder fortgehen. Denn dieſe Enten haben ein ſo zähes Leben, daß ſie noch 2 bis 3 Tage leben, nachdem man ihnen den Kopf mit einem Nagel durchbohrt hat.

Die Spieß-Ente. (A. acuta.)

Unter den wilden Enten, die nicht zum gemeinen Troß gehören, trifft der Jäger dieſe, wenn ſie auch nicht in ſeiner Gegend brütet, doch auf dem Zuge am häufigſten an. Einzeln findet man ſie nemlich in mehrern Gegenden Deutſchlands auf ſchilfreichen Seen und Teichen, ſo wie auch auf den Flüſſen, in großer Menge, ſie muß aber im Norden niſten, und zwar in den Norden unſerer ganzen Erdkugel. Denn zu Ende Oktobers und im November ſieht man auf den deutſchen Seen und großen Teichen faſt täglich neue kleine Flüge dieſer geflügelten Wanderer ankommen, und ihren Weg weiter nach Süden

fortſetzen. Am häufigſten begegnen ſie dem Jäger im Februar und März, auf ihrer Heimreiſe nach den nordiſchen Küſten und Seen, und zwar ſieht er ſie dann mehrentheils ſchon gepaart, traulich an den Ufern ſich ſonnen, oder nahe am Ufer ſchwimmen, und nach ihrer Nahrung untertauchen. Dieſe beſteht in Waſſergräſern und ihrem Geſäme, in Inſekten, Froſchlaich, ſeltener in kleinen Fiſchen. Wo ſie im Sommer in Deutſchland hauſen, was manchmal geſchieht, fliegen ſie auch im Herbſt auf die Haferäcker, und mit dieſem Getreide, oder mit Brot kann man auch Alte und Junge, bei abgeſchnittenen Schwungfedern, auf dem Hofe ernähren.

Ihr Neſt findet man an den Ufern, oder auf den Inſeln der Seen und Teiche, auf Grasplätzen, Binſenhorſten und Schilfkufen mit Federn ausgefüttert, und mit 8 bis 12 blaugrünen Eiern belegt.

Die Jungen beiderlei Geſchlechts ſehen bis zum erſten Mauſern dem Weibchen ähnlich, alſo Lerchengrau aus, und die männlichen werden bloß durch den ſchönen grünlichen Spiegel kenntlich.

Ueberhaupt iſt dieſe Entenart, wegen ihres langen Halſes und langen Schwanzes, nicht leicht mit andern zu verwechſeln. Sie gehört unter die großen, oder die ſogenannten ganzen Enten; denn ſie iſt ſo groß, als die gemeine wilde Ente, ja der lange Hals und Schwanz macht ſie vielmehr noch größer, aber auch weit ſchlanker. Das Männchen iſt 2 Fuß lang, das Weibchen aber 4 Zoll kürzer. Beide haben einen ſchmahlen Schnabel, der, ſo wie die Füße, aſchgrau gefärbt iſt, und einen langen Hals und langen Schwanz, die aber beide am Männchen länger ſind, als am Weibchen. Unterſcheidend von andern Enten, iſt an jenem — dem Männchen, der kaffebraune Kopf und Kehle, woran erſterer hinter den Ohren herab einen glänzend grünen Fleck zeigt, hinten an jeder Seite des Halſes herab, eine weiße,

ſich mit der weißen Gurgel vereinigende Linie, und einen kupferfarbigen und grünglänzender Spiegel, der oben mit einem fuchsrothen und unten mit einem ſchwarzem und weißen Band eingefaßt iſt. — Außerdem hat das Männchen noch andere ſchöne Farben aufzuweiſen. Der braune Kopf iſt ſchwärzlich beſprützt, am Rücken, auf den obern Schulterfedern, an den Seiten des Halſes, der Bruſt, des Bauches und an den Schenkeln iſt die Grundfarbe weiß und ſilberfarben, mit ſchönen zackig geſchlängelten Queerlinien durchzogen. Die großen Schulternfedern krümmen ſich ſichelförmig über die Flügel, ſind ſammtſchwarz, mit breiten weißen Säumen, und nehmen ſich prächtig aus. Der Steiß iſt ſchwarz, mit weißgrauen Federkanten, der After kohlſchwarz, an den Seiten mit einer weißen Einfaſſung; Gurgel, Bruſt und Bauch ſind weiß, brandgelb überlaufen.

Dieſe Ente gehört demnach zu den ſchönſten ihrer Gattung. Eben ſo iſt ſie auch eine der nutzbarſten. Sie hat an den Hinterzehen keine Schwimmlappen, und dies zeigt ſchon, wie bei allen Enten, an, daß ſie keinen thranigen Fiſchgeſchmack haben wird. Im Herbſt iſt ſie ſehr fett, wenn man ſie aber im Frühjahre auf dem Heimwege bekömmt, ſo iſt ſie allezeit mager. Wie bei allem Federwild, ſind die Jungen wohlſchmeckender als die Alten.

Wenn man dieſe Spieß-Enten ſchießen will, ſo muß man ſich verſteckt an ſie ſchleichen, denn ſie ſind ſehr ſcheu. Man kann ſie im Sitzen und Schwimmen ſchon von weitem von den andern Entenarten unterſcheiden, denn ſie biegen den Hals ſo zuſammen, daß ſie einen ſchmalen weit vorſtehenden Kropf zu haben ſcheinen. Wenn ſie aufſteigen, ſo läßt das Männchen einen hellkreiſchenden Ton, wie ein Kindertrompetchen hören, und das Weibchen ſchreit wie das Haus-Enten-Weibchen, hell, draak, draak! In die Enten-Netze und Entenfänge

gehen ſie nicht gern. Ueberhaupt halten ſie ſich auf ihren Wanderungen nicht gern zu Geſellſchaften, und ſondern ſich immer, wenn es der Ort erlaubt, ab.

Die Tauch-Ente. (Mergus.)

Der kurze Federbuſch liegt nach der Länge des Kopfs, der Kopf iſt entenhalſig; der Bauch blaßgelb. Die Tauch-Ente bewohnt vorzüglich die nördlichen Gegenden von Europa, Aſien und Amerika, und kömmt in die ſüdlichen mittlern Gegenden von Deutſchland nur im ſpäten Herbſt und Winter. Sie hat ungefähr die Größe einer Haus-Ente, doch iſt ihr Körper ſchmäler und länger.

Ihr Aufenthalt ſind die Seeküſten, Moräſte, Flüſſe, Seen und großen Teiche. Es ſind Zugvögel, welche gegen den Herbſt mit ihren Jungen in's Meer, und wenn der rauhe Winter eintritt, aus den kältern in wärmere Gegenden ziehen. Alsdann trifft man ſie allenthalben in Deutſchland, wo offene Flüſſe und Moräſte ſind, an, doch nicht in ſo großen Schaaren, als die wilden Enten. Bemerkenswerth iſt es, daß immer nach der Brut und auf den Wanderungen die alten Männchen zuſammen halten, und die Weibchen mit den jungen Männchen auch eine eigene Schaar ausmachen.

Sie nähren ſich meiſtentheils von Fiſchen, doch freſſen ſie auch Waſſergräſer, und gehen auf die Aecker, um ausgeſäete oder ausgefallene Erbſen aufzuſuchen. Im Herbſt ziehen ſie in großen Geſellſchaften im Meere auf den Fiſchfang aus.

Sie legen auf Baumſtrünke, zwiſchen die Bäume und auf die bloße Erde, in ein aus Geniſt und ihren Federn unkünſtlich gebautes Neſt 12 bis 14 weißliche Eier, und brüten ſie in 4 Wochen aus.

Marder und Wieſel verderben oft ihre Brut, und in ihren Eingeweiden nagen Bandwürmer und Riemenwürmer.

Wegen ihrer Scheuheit und Schnelligkeit im Untertauchen kommen ſie nicht leicht zum Schuß. Beſſer laſſen ſie ſich in dem Enten-Netze oder bloß am Tage fangen.

Das Fleiſch, das im Herbſt fett, im Winter aber mager iſt, hat einen thranigen Fiſchgeſchmack, doch kann man ihm denſelben durch mancherlei Zubereitungen benehmen. In Schweden und andern nördlichen Gegenden werden ſie häufig gefangen, eingeſalzen, und wie andere Gänſe geräuchert. Das ausgeſchmolzene Fett brauchen die Farber in ihren Lampen. Die Federn dienen in den Haushaltungen, wie die Gänſefedern, und geben den Eiderdunen an Güte nichts nach.

Den größten Nutzen bringen ſie, ſo wie die Meerrochen oder langſchnabeligen Taucher den Fiſchern, indem ſie die Fiſche aus der Tiefe des Meeres an den Strand oder in die Meerbuſen jagen. Die Fiſcher bauen ſich daher Hütten auf dem Waſſer, und fangen die ihnen aufgetriebenen Fiſche in aufgeſtellten Reuſen. Mit dieſem Fange geht es ſo zu: Im Herbſte begeben ſich dieſe Vögel in großer Menge auf das Meer, vertheilen ſich gehörig; ein Theil taucht unter und treibt mit den Schnäbeln die Fiſche vorwärts, ein andrer ſchwimmt im halben Monde, der ſich allmählich verkürzt, und bringt mit dem Schlagen ſeiner Flügel das Waſſer ſo in Bewegung, und die Fiſche ſo in Schrecken, daß letztere eilends vor ihnen hin an den Strand oder in einen Meerbuſen fliehen, wo ſie theils von ihnen mit Bequemlichkeit verſchlungen, theils von den Fiſchern gefangen werden. Solche Fiſchjagden treiben ſie den ganzen Herbſt hindurch, beſonders in ſchneeigen und wolkigen Tagen, bis alles mit Eis belegt iſt. So lange die Vögel in der Nähe der Hütte ſind, darf der Fiſcher die Reuſen nicht heben, ſonſt würde ſein Fang auf einmal vereitelt ſeyn; denn ſie ſind ſcheu, und geben auf alles Acht. —

Der

Der Papagey=Taucher. (Alca.)

Der Schnabel iſt ungezähnt, kurz, von der Seite ſtark zuſammengedrückt, und oft queergefurcht; die untere Kinnlade mit einer Erhabenheit verſehen. Die Naſelöcher liegen hinter dem Schnabel. An den Schwimmfüßen ſind nur 3 Zehen. Der Rücken, der Obertheil des Kopfs und der Schwanz ſind ſchwarz, der Untertheil weiß, die Füße ſind pommeranzenfarben. Sie leben meiſt auf dem Waſſer, wenn ſie aber auf dem Lande ſind, ſo gehen ſie, weil ihre Füße am Ende des Körpers liegen, aufrecht. Sie übernachten am Strande in Hölen, die ſie ſich ſelbſt mit den Schnäbeln aushacken, oder in Felsritzen und Löchern. Bei jeder Brut legen ſie nur ein Ei, welches aber groß und unförmlich iſt, wodurch ſie ſich von allen Waſſervögeln unterſcheiden. Da ſie alle äußerſt dumm und wenig ſcheu ſind, ſo können ſie leicht gefangen und geſchoſſen werden.

Der Alk. (Alca arctica.)

Der Schnabel hat vier Furchen, von dem Schnabel geht bis an die Augen ein weißer Strich. Der Alk bewohnt den Norden von Europa, Aſien und Amerika, und es geſchieht ſelten, daß er ſich bis in's Baltiſche Meer hinab begiebt, und von da, und im Deutſchen Meere zuweilen Deutſche Küſten und Flüſſe erreicht. An Größe übertrifft er einen Raben; ſeine Länge iſt 20¼ Zoll, und die Breite 2 Fuß 6½ Zoll. Die länglichen Naſelöcher liegen unter den Halfterfedern verborgen. Die dreizehigen Füße ſind, ſammt den krummen Nägeln, ſchwarz. — Der Alk ſchwimmt ſo hurtig, daß er darin die meiſten Schwimmvögel übertrifft. Dagegen iſt auch ſein Gang wackelnd, langſam — und da die Füße, außer dem Gleichgewicht, nahe am Steiß, ſtehen, aufgerichtet. Er taucht oft hundert und mehrere Fuß tief unter.

Bei dem nördlichen Strande, als bei Island, Grön=

land, Schweden, Norwegen und den Farber-Inſeln zieht er in großer Menge herum, verläßt den Norden im Winter, wo er das offene Meer beſucht, ſelten, und verliert ſich nur zuweilen weiter herunter an die Küſten und Flüſſe von Frankreich, Holland und Deutſchland.

Seine Nahrung beſteht in kleinen Fiſchen, beſonders Häringen, und er wird daher im Norden für den größten Häringsfiſcher gehalten. Er taucht ſehr tief darnach unter. Er niſtet in den Hölen der ſteilſten und unzugänglichen Felſen, ohne ein beſonderes Neſt zuſammen zu tragen. Man trifft oft Klüfte an, wo über hundert Vögel gemeinſchaftlich brüten, indem jeder ein großes weißes ſchwarzgeſlecktes Ei auf den bloßen Felſen hingelegt hat. Die Weibchen wechſeln im Brüten mit einander ab, und Eins hat immer die Wache vor der Höle. Man ſagt, daß, um die Eier auf den nackten Klippen im Gleichgewicht zu erhalten, ohne daß ſie herabrollten, jedes derſelben beim Legen eine kalkartige Feuchtigkeit ausſchwitze, die ſogleich verhärte, und daſſelbe feſt an dem Steine anleime.

In Norwegen wird er geſchoſſen, und bisweilen, wenn er ſich unter dem Waſſer befindet, aus Verſehen mit der Fiſchangel gefangen. Die Farber fangen jährlich wohl 10,000 Stück dieſer Vögel, woraus man auf die große Menge derſelben ſchließen kann, beſonders wenn man bedenkt, daß ſie jedesmal nur ein Ei legen.

Auf der Elbe werden ſie zuweilen im Dezember und Januar gefangen, wenn ſie ſich in den Fiſchnetzen verwickeln. Die Farber, und andere Nordländer eſſen das Fleiſch derſelben. Die Norweger, und andere Küſtenbewohner ſuchen mit der größten Lebensgefahr, vermöge langer Seile und Stangen, ihre Neſter zu erreichen, ſammeln die wohlſchmeckenden Eier auf, und ziehen auch die brütenden Vögel in Schlingen hinauf. Seiner guten Federn wegen, die den Eiderdunen nahe kommen, wird

der Alk noch beſonders nützlich. Er heißt noch: Scheerſchnabel; Waſſerſchnabel; Allika; Scheermeſſerſchnäbler; Klubalk; Tordalk.

Der Elſteralk. (Alca Pica.) Fig. 28.

Der Schnabel iſt glatt, gedrückt, der Unterleib und die Spitzen der hintern Schwungfedern ſind weiß, die Füße roth. Dieſes Vogels eigentliche Heimath ſind die nördlichſten Gewäſſer von Europa und Aſien; doch kömmt er auch bis in's Baltiſche Meer, an die Küſten von Deutſchland, und ſogar bis in's Mittelländiſche Meer herab. Seine Länge beträgt 1 Fuß 5 Zoll, und die Breite 2 Fuß 4¼ Zoll. Der Schwanz iſt 2½ Zoll lang. Das Gewicht iſt 18 Unzen. Der Schnabel iſt länger, als an den übrigen Arten, (daher der Name Elſteralk), 2¼ Zoll lang, und 8 Linien dick an der Wurzel; an den Seiten ſehr platt gedrückt Der Körper iſt oben ſchwarz, unten vom Kinn an weiß; die Schwungfedern ſind oben ſchwarz; unten aſchgrau; die kleinern an den Spitzen weiß; die 12 Schwanenfedern ſchwarz.

In Grönland kommt keiner eher in die Bayen, als bis die ſtrenge Kälte einfällt, ſondern ſie bleiben auf der See, und gehen zur Brütezeit heerdenweiſe nach den Klippen, wo jeder ſeinen Wohnort kennt.

Sie nähren ſich vom Cancer pedatus, und andern Meer-Inſekten, und werden davon ſehr fett. Im Winter gehen ſie in die Bayen nach Futter, kehren des Nachts aber in die See zurück.

Man wirft ſie in der See mit Pfeilen, oder jagt ſie mit Kähnen an das Ufer, wo ſie ſchon von andern erwartet und getödtet werden, oder man fängt ſie in Netzen aus Fiſchbein. Sie ſtreiten in Anſehung des Vortheils, den der Grönländer von ihnen zieht, mit der Eidergans.

Die Häute braucht man zur Bekleidung; das rothe

Fett wird ausgelaſſen; das halb faule Fleiſch ſehr gern gegeſſen, und der ganze Vogel, mit ſeinen Eingeweiden zugerichtet, wird für einen großen Leckerbiſſen gehalten. Sie ſind die vorzüglichſte Speiſe der Eingebornen im Februar und März. — Er heißt noch Schwarzſchnabel.

Die Fettgans, Pinguin. (Aptenodytes.) Fig. 29.

Die Pinguine, deren ganzes Geſchlecht ſich bloß auf der ſüdlichen Halbkugel findet, bringen, ihrem Körperbau gemäß, den bei weitem größten Theil ihres Lebens auf der offnen See zu, wo ſie ſich in kleinen Horden, zu 12 bis 16, aber ſelbſt in der Entfernung von mehr als 500 Deutſchen Meilen ſehen laſſen. Zur Brütezeit aber kommen ſie in ſo unſäglicher Menge an's Land, daß z. B. van Noort im Jahre 1599 auf der Penguins-Inſel im Patagoniſchen Meer in kurzer Zeit 50,000 Stück tödten, und Wood im Jahre 1669 eben daſelbſt *100,000* von ihren Eiern ſammeln ließ.

Am Lande müſſen ſie, wegen der ganzen beſonderen Stellung ihrer kurzen Ruderfüße, den Leib aufrecht halten. Am meiſten fällt die abweichende Bildung ihrer floſſenartigen, mit ſchuppenartigen Federchen dicht beſetzten Fittige auf, die faſt gar nichts mit Flügeln gemein habe. Fliegen können ſie daher gar nicht, doch können ſie beträchtliche Sätze über das Waſſer machen, beſonders eine Art, (Chrysciome), welche ſich bei den Falklands-Inſeln und an den Küſten von van Diemens-Land findet, faſt 2 Fuß hoch wird, und auf dem Rücken hechtblau und ſchwarz melirt, am Bauche aber grau iſt. Das Gefieder iſt glatt und glänzend, der Gang gerade, und faſt aufrecht. Am Kap iſt ſehr häufig Aptenodytes demersa. Der Schwanz iſt überaus kurz und ſtumpf, und die Federn ſind fettig und dhlicht, damit ſie dem Waſſer deſto beſſer widerſtehen können.

Eine

Eine der größeren Arten hat einen ſchönen gelben Halskragen, der ſich vom Kopfe bis zum Unterleib hinzieht, einen langen Hals, und einen ſchlankeren Leib. Sie heißt der Rieſenpinguin, lebt meiſtens einſam, und wird leicht zahm.

Auf dem Lande ſind ſie wegen ihrer Unbehülflichkeit leicht zu tödten, auf dem Waſſer aber ſehr ſchwer, da ſie ſchnell fortſchießen, und ſehr gut untertauchen. Das Fleiſch der Jungen ſoll wohlſchmeckend ſeyn.

Ende des erſten Bandes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Regiſter.

	Seite
A.	
Ackerdroſſel	769
Adler	680
— der weiße	685
— der gemeine	686
— See=	689
— Fiſch=	691
— der weißköpfige	697
Aeneas, der Surinam'ſche	237
Affengeſchlecht	133
Affe	135
— der große	142
— der gemeine	144
— der ſchwarze	148
— mit einem Haarbüſchel	152
— der Chineſiſche	153
— der furchtſame	157
— der Ceyloneſiſche	158
Albatros	921
Alk	961
— Elſter=	963
Alpengrasmücke	823
Alpenhaſe	213
Alpenlerche	766
Alpenmaus	190
Ameiſenfreſſer, der große	379
Ammer	775
— der graue	777
— Schnepf= Gold= Rohr= Garten-Ammer	—
Amſel	769
Anhinga	920
Ani	723
Anta	495
Antilope	439
Aras	714
Argusfaſan	857
Armadill	381
Auerhuhn	849
Auſterfiſcher	905
B.	
Bachſtelze	821
— die weiße	—
— die graue	—
Bär	258
— der weiße	266

	Seite
Bären-Pavian	149
Bartgeyer	676
Bartvogel	754
Baumeule, die große	708
Baumfalke	705
Baumläufer	718
Baumlerche	766
Baummarder	244
Bergfalke	702
Bergfink	782
Berglerche	766
Bergmaus	204
Beutelmeiſe	827
Beutelratte	234
Beutelthier	233
Blaumeiſe	826
Blindmaus	205
Biber	534
Biberratze	540
Bienenfreſſer	702. 720
Biggel	444
Bilch	206
Biſamochſe	459
Biſamthier	481
Biſon	459
Blaurake	
Blauſpecht	719
Blumenſpecht	721
Bluthänfling	790
Bock	433
Brachvogel	899
Brandmaus	182
Braunelle	821
Braunfiſch	579
Brüllaffe, der ſchwarze	155
Buchfink	779
Buckelochs	461
Büffel	445
Buſchratte	235
Buſchſchwanzaffe	157

	Seite
Buſſard	701
Butzkopf	579
C.	
Cacadu (ſ. K.)	
Calao	714
Canarienvogel	793
Caſchelot	136
Caſuar	874
Citrinchen	791
Coaita	156
Colibri	721
— Topas- Juwelen-	722
Condor	672
Certhia Coccinea	718
Cuntur	672
Curucu (ſ. Kuruku)	753
D.	
Dachs	272
— Honig-	277
Dachshund	309
Damhirſch	475
Delphin	579
Dohle	740
— Stein-	744
Dompfaff	772
Drehhals (ſ. Wendehals)	719
Dromedar	402
Dronte	874
Droſſel	767
— Wachholder- Wein- Schwarz- Sing- Miſtel- Rohr-	769 — 70
Dſiggetai	394
E.	
Eber	482

	Seite
Edelhirſch	466
Edelfalke	698
Eidervogel	939
Eichhörnchen	166
— das gemeine	166
— das fliegende	170
Eisbär	266
Eisvogel	720
Elenthier	462
Elephant	497
Elſter	748
Emgalo	492
Ente	929
— zahme	945
— wilde	951
— Löffel=	954
— Sammet=	955
— Spieß=	956
— Tauch=	959
Erdhaſe	217
Erdwolf	184
Erlenfink	787
Eſel	394
Eule	705
— die gemeine	708
— die Ohr=	—
— die weiße	709
— die Stein= Schleier=	—
F.	
Falke	680
— Edel=	698
— der rauhbeinige	693
— Wespen=	702
Faſan, der gemeine	858
Faulthiergeſchlecht	375
Faulthier, das dreizehige	376
Federbuſchlerche	766
Feigenfreſſer	819

	Seite
Feldſperling	787
Feldmaus, die große	181
— die kleine	189
Fenſterſchwalbe	830
Fettammer	775
Fettgans	964
Feuerſchwalbe	830
Fichtenhacker	771
Fink	778
— Flachs=	791
Finnfiſch	576
Fiſchaar	694
Fiſchadler	—
Fiſchotter	552
Flamingo	875
Fledermaus	162
— die langöhrige	164
Fliegenfänger	799
— Vogel	722
— der gefleckte	800
— mit dem Halsbande	801
— der ſchwarzrückige	802
— ſchwarzgraue	803
Flußpferd	533
— amerikaniſches	495
Fregatte	828
Frett	249
Fuchs	321
— weißer oder arktiſcher	331
G.	
Gabelweihe	703
Gais	477
Gans	935
Gartenammer	775
Gartenfink	779
Gazelle	439
Geiskopf	899
Gemſe	440

	Seite
Geyer, der gemeine	675
— Haſen=	678
— Giraffe	461
Gnou	444
Goldadler	681
Goldammer	776
Goldamſel	754
Golddroſſel	—
Goldfaſan	863
Goldhähnchen	822
Grabthier	337
Grasmücke, die gemeine	816
— die ſchwarzköpfige	812
— graue	814
— geſchwätzige	820
Grauſpecht (ſ. Baumläufer)	
Großohr (ſ. Ichneumon)	
Grünfink	774
Grünitz	770
Grünling	774
Guevei	446
Guanaco oder Lama	413
Gürtelthier	380

H.

Habicht	702
— blauer	704
Hahn	852
Halbkaninchen	224
Hänfling, der gemeine	790
Halbweihe	704
Hamſter	197
Haſe, der gemeine	209
Haſelhuhn	850
Haſelmaus, kleine	172. 207
Haſengeyer	678
Haubenfinke, der Indianiſche	774
Haubenlerche	766
Haubenmeiſe	827

	Seite
Haubentaucher	912
Hausmarder	240
Hausmaus	179
— die große	170
Hausratte	—
Hausſchwalbe	830
Hausſperling	783
Heerſchnepfe (ſ. Schnepfe)	
Heher, Holz=	745
— Tannen=	747
Heidelerche	766
Hermelin (ſ. Wieſel)	
Hille	477
Hirſch	466
Hirſcheber	494
Honigdachs	277
— Kukuk	765
— Sauger	721
Hühnerfalke	704
— Geyer	703
— Hund	298
Huhn	851
Hund	278
Hundskopf	142
Hyäne	337
— die gefleckte	341

J.

Jagdhund	295
Jaguar	361
Jaguarundi	362
Jakal	343
— der Barbarei	344
Ibis	893
— der ſcharlachrothe	—
— mit ſchwarzem Geſicht	894
— der Cayenniſche	895
— der ſichelſchnäblige	896
Ichneumon	239

Seite

Jerboa 217
Jgel 226
Jltis 246
Jmmenwolf 720
Juwelen=Colibri 722

K.

Kakadu 713
Kameel, das Arabiſche 402
Kameelpardel 461
Kameelziege 413
Kampfhahn 902
Kanarienvogel 793
Känguruh 235
Kaninchen 221
Kapaun 855
Kaſchelot 577
Katzengeſchlecht 346
Katze 362
— die zahme 364
— die wilde 368
Kauz, der große 709
Käuzchen 710
Kernbeißer, der gemeine 771
— der rothſchnäbliche 773
Kernfreſſer 771
Keuler 482
Kiebitz 901
Kircheule 709
Kirſchfink 771
Kirſchvogel 754
Kohlmeiſe 825
— kleine 826
Kormoran 927
Kornferkel 171
Kothhahn 721
Krammetsvogel 767
Kranich 880
Kreuzſchnabel 770

Seite

Kibitz 770
Kronvogel 834
Kropfgans 922
Kropfgazelle 444
Krünitz 770
Kuh 449
Kukuk, der gemeine 757
— der rothbraune 764
Kuruku, der grüne 752
— mit dem Streif 753

L.

Lachtaube 838
Lämmergeyer 676
Landbär 258
Landvögel 672
Leichenhuhn 710
Lemming 204
Leopard 359
Lerche 765
— Tartariſche 767
Lerchenfalke 705
Llama 413
Löffelente 954
Löffelgans 879
Löffelreiher —
Löwe 346
Luchs 370

M.

Madenfreſſer 723
— afrikaniſcher —
Maisdieb 752
Maki 160
— der träge 161
— der fliegende —
Mako 160 161
Manakie 824

Seite

Manati von Kamtſchatka 567
— der rundſchwänzige 569
Mandelkrähe 751
Marder 240
Marſupial 234
Mauerſchwalbe 831
Mauerſpecht 718
Mauleſel 399
Maulwurf 230
Maus 170
— Haus= 179
— Haſel= 172
— Spitz= 175
— Waſſerſpitz= 177
Mäuſehabicht 702
Meerkatze 134
Meerotter 558
Meerſchwein 579
Meerſchweinchen 224
Meerſchwalbe 910
Meiſe 825
Mehlſchwalbe 830
Menſch 92
Merle 778
Milane 704
Miſteldroſſel 768
Mönch 812
Mongus 161
Moosweihe (ſ. Fiſchaar) 694
Moſchusochſe 459
Moſchusthier 481
Motacilla Calliope 823
Möwe 915
— Isländiſche —
— Winter= 916
— Härings= 918
Muffelthier 429
Müllerchen 820
Murmelthier 190 91
Muſethier 463

Seite

N.

Nachteule 708
Nachtigall 804
Nachtſchwalbe, die Europäiſche 832
Narwal 578
Nashorn, einhörniges oder Aſiatiſches 523
— zweihörniges oder Afrikaniſches 527
Nashornvogel 714
Nebelkrähe 735 51
Neuntödter 711
Nil-ghau 444
Nilpferd 533
Nordkaper 576
Nörz 557
Nußheher 747

O.

Ochſe 445
Ohreule 706
— die mittlere und die kleinſte 708
Opoſſum 234
Orangutang 137
Orignal 463
Ortolan 775
Otter 551

P.

Paco 416
Panther 359
Panzerthier 382
Papagey 712
Papageytaucher 961
Paradiesvogel 752

Seite

Paradiesvogel, der gemeine 752
Paradiesmerle 778
Parder 369
Pavian 146
— der große —
— der graue 149
Pelikan 922
Pendulinmeiſe 827
Perleule 709
Perlhuhn 850
Pfau 868
Pfefferfraß 714
Pfeffervogel 715
Pferd 383
Pflaumenſtiel 827
Phatagin 382
Pinguin 964
Pimpelmeiſe 826
Piplerche 766
Pirol 754
— der gemeine 754
Pitheke 144
Polarfuchs 331
Pottfiſch (ſ. Caſchelot) 136
Puter 867

Q.

Quagga 399
Quato 156

R.

Rabe 723
— Indianiſcher 714
— gemeiner 724
Rabenkrähe 731
Rackun 277
Rattel —
Ratze 170

Seite

Rauchſchwalbe 830
Rebhuhn 847
Regenpfeifer 905
Regenſchnepfe 898
Reh 477
Reiher 889
Rellmaus 170
Renthier 464
Rieke 478
Rind, das grunzende 460
Ringeltaube 838
Robbe 540
Rohrammer 777
— Dommel 890
— Droſſel 769
Rollmaus 206
Roloway 150
Roſemack 267
Rothbart 817
Rothfink 776
Rotgans 935
Rothkehlchen 817
Rüſſelmaus 184

S.

Saatkrähe 737
Säbelſchnäbler
Sägedelphin 580
Saigaantilope 444
Salangane 831
Sänger 804
Schaf 418
— das Spaniſche 429
— das Engliſche —
Schafkameel 415
Schakal 343
Scharbe 927

	Seite		Seite
Schiffsvogel	921	Seekalb	540
Schildamſel	769	— Kuh	569
Schlangenvogel	920	— Löwe	550
Schleiereule	709	— Otter	558
Schnabelthier	561	Seidenſchwanz	770
Schnarre	768	— der gemeine	—
Schneeammer	776	Siebenſchläfer, kleine	172
— Eule	709	Silberfaſan	866
— Fink	789	Singdroſſel	768
— Lerche	766	Spanferkel	488
Schneidervogel	824	Spatz	783
— der rothbrüſtige	—	Specht	715
Schnepfe	897	— der gelbe	717
— Doppel=	898	— Blumen-	721
Schopfmeiſe	827	Spechtmeiſe	719
Schreier	692	Sperling	783
Schubut	706	Spitzmaus	174
Schukuhuh	710	— die gemeine	175
Schuppenthier	381	Sprehe	767
Schwalbe	828	Springhaſe	217
— die eßbare	831	Staar	767
Schwan	929	— der Indiſche	752
— Sing=	934	Stachelſchwalbe	830
— der ſchwarze	—	— Thiere	225
Schwanzmeiſe	827	— Schwein	—
Schwarzdroſſel	769	Steinadler	685
Schwarzohr	360	— Amſel	769
Schwein, das wilde	481	— Bock	430
— das zahme	484	— Dohle	744
— Amerikaniſche	491	— Dreher	903
— Aethiopiſche	492	— Eule	700
— Afrikaniſche	494	— Marder	240
Schweinehirſch	—	— Schwalbe	831
Schwertdelphin	580	Steppenlerche, ſchwarze	767
Secretär	679	Stieglitz	780
Seeadler	689	Stier	449
— Affe	571	Stinkthier	238
— Bär	548	Storch	884
— Hund (Kalb)	540	— der weiße	—

	Seite
Storch, der ſchwarze	888
Stoßfalke	705
Strauß	871
Struntjäger	919
Sturmvögel	922
Suhat	444
Sürmülot	219
Syohguſh	359

T.

Tageule	709
Tajaſſu	491
Tannenheher	747
— Meiſe	826
Tapir	495
Taube	835
Taubenfalke	702
Taucher	911
— der dumme	913
Teufelsbolzen	827
Thos	343
Thurmfalke	704
— Schwalbe	831
Tiger	357
— Amerikaniſcher	361
Trampelthier	402
Todtenvogel	710
Tölpel	929
Topascolibri	722
Trappe	870
Trompetenvogel	908
Tropikvögel	919
Truthahn	867
Tukan	714
Tümmler	834
Turteltaube	837

U.

	Seite
Uhu	706
Uiſtiti	154
Uferſchwalbe	830
Unze	359

V.

Verkehrtſchnabel	910
Vielfraß	267

W.

Wachholderdroſſel, die kleinere	768
Wachtel	848
— König	907
— Sänger	816
Waldlerche	166
— Maus, rothe	172
— Pelikan	896
Wallfiſch	572
— Roß, das Arktiſche	561
Wanderfalke	702
— Ratte	219
Waſchbär	277
Waſſerhuhn	905
— Ratte	184
— Schwein	495
— Spitzmaus	177
— Staar	767
— Vögel	909
Weihe	703
— kleine	704
Weindroſſel, die kleinere	769
Weißzahn	179
Wendehals, der gemeine	719
Weſpenfalke	702

	Seite		Seite
Wiedehopf	721	Zebra	399
Wieſel, der große	251	Zebu	461
— der kleine	252	Zeiſig	781
Wieſenlerche	766	Zibethkatze	237
Windhund	301	Ziege	433
Wittwe	777	— die Angoriſche	437
Wolf	315	Ziegenmelker	832
Wolfsbär	270	Ziemer	768
Wolverene	—	Zipdroſſel	—
Wurzelmaus	207	Zobel	255
Würger	711	Zugtaube	842
— der tyranniſche	712	Zwergantilope	445
— der graue	—	Zwergeule	710
		Zwergmoſchusthier	481
Z.			
Zaunkönig	822		

Gedruckt bei Carl Friedrich Amelang.

Auswahl vorzüglicher Werke,

welche im Verlage

der

C. F. Amelangſchen Buchhandlung in Berlin,

(Brüderſtraße Nr. 11.)

erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands, der Schweiz, Oeſtreichs, Rußlands, Dänemarks und der Niederlande, zu haben ſind:

Buchholz, Fr., Kleine Schriften, hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. broſch. 2 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— — Gemälde. 2 Bände.

Dreiſt, S. E., (Prediger zu Barzewitz bei Rügenwalde.) Morgen- und Abendandachten, zum Gebrauch in Schulen beim Anfange und Schluß des Unterrichts. 8. 4 Gr.

— — Der Catechismus Lutheri ausführlich erklärt in Fragen und Antworten wie auch mit Sprüchen und Liederverſen verſehen. Ein Handbuch beim Catechiſiren für Schullehrer auf dem Lande. 8. (zehn Bogen) 8 Gr.

Ehrenberg, (Königl. Hofpred. zu Berlin), Blätter, dem Genius der Weiblichkeit geweiht. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

— — — — Seelengemälde. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Hartung's, Albrecht, Arithmetiſche Aufgaben zum praktiſchen Unterrichte für Schulen u. zu häuslichen Uebungen. Erſtes Bändchen, enthält: die vier Species ꝛc. u. die einfache gerade Regel Detri. 8. (12 Bogen.) 12 Gr.

Deſſelben 2tes Bändchen, enthält: die einfache und zuſammengeſetzte Regel Detri in geraden und ungeraden Verhältniſſen. 8. (12 Bogen.) 12 Gr.

— — Auflöſungen des erſten und zweiten Bändchens arithmetiſcher Aufgaben zum praktiſchen Unterrichte für Schulen u. zu häuslichen Uebungen. 8. (8 Bogen.) 8 Gr.

Hermbstädt, Sig. Fr., (Königl. Preuſs. Geheimer Rath u. Ritter etc.) **Bulletin** des Neuesten u. Wissenswürdigsten aus der Naturwissenschaft, so wie den Künsten, Manufacturen, technischen Gewerben, der Landwirthschaft, u. der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leser u. Leserinnen aus allen Ständen. 15 Bände. gr. 8. Engl. Druckpapier, mit 40 Kupf. u. vielen Holzschnitten. 1809 — 13. à 2 Rthlr. 16 Gr.
complet 40 Rthlr.

Der Verleger hat sich entschlossen, noch für einige Zeit dieses Werk um die Hälfte des bisherigen Preises oder zu 20 Rthlr. baar abzulassen.

— — — Muſeum des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft, der Künſte, der Fabriken, der Manufakturen, der techniſchen Gewerbe, der Landwirthſchaft, der Produkten-, Waaren und Handelskunde, und der bürgerlichen Haushaltung; für gebildete Leſer und Leſerinnen aus allen Ständen. gr. 8. Mit Kupfern und Holzſchnitten. 1814 — 1818. 15 Bände. à Band 2 Thlr. 12 Gr. compl. ſonſt 37 Thlr. 12 Gr. Jetzt zum herabgeſetzten Preiſe für: 18 Thlr. 18 Gr.

— — — Chemiſche Grundſätze der Kunſt Bier zu brauen, oder Anleitung zur theoretiſch-praktiſchen Kenntniß und Beurtheilung der neueſten und wichtigſten Entdeckungen und Verbeſſerungen in der Bierbrauerei; nebſt einer Anweiſung zur praktiſchen Darſtellung der wichtigſten engländiſchen und deutſchen Biere, ſo wie einiger ganz neuen Arten derſelben. Zweite durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. Mit 3 Kupfern. 2 Thlr.

— — — Chemiſche Grundſätze der Kunſt Branntwein zu brennen, theoretiſch und praktiſch dargeſtellt. Nebſt einer Anweiſung zur Fabrikation der wichtigſten Liquöre. Als Anhang die zweite verbeſſerte Auflage des Herrn A. S. Dûportal's Anleitung zur Kenntniß des gegenwärtigen Zuſtandes der Branntweinbrennerei in Frankreich. gr. 8. 556 Seiten. Mit 12 Kupfertafeln. 4 Thlr.

— — — Chemiſche Grundſätze der Deſtillirkunſt und Liquörfabrikation; oder theoretiſch-praktiſche Anleitung zur rationellen Kenntniß und Fabrikation der einfachen und doppelten Branntweine, der Crême's, der Oele, der Elixire, der Ratafia's und der übrigen feinen Liquöre. 8. Mit 4 Kupfertafeln. 2 Thlr. 16 Gr.

Hermbſtädt, S. F., Anweiſung zum Gebrauche des Lac Lake und Lac Dyes, als Stellvertretern der Cochenille in der Scharlachfärberei. Nach dem Engl. des Herrn Dr. Bancroft in London. gr. 8. 4 Gr.

— — — Anleitung zu der Kunſt wollene, ſeidene, baumwollene und leinene Zeuge ächt und dauerhaft ſelbſt zu färben; desgleichen Leinwand und baumwollene Zeuge zu bleichen, und gedruckte Kattune ſo zu waſchen, daß die Farben nicht zerſtört werden. Zum wirthſchaftlichen Gebrauch für ſtädtiſche und ländliche Haushaltungen. gr. 8. 12 Gr.

— — — Gemeinnützlicher Rathgeber für den Bürger und Landmann; oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorſchriften zur Darſtellung mehrerer der wichtigſten Bedürfniſſe der Haushaltung, ſo wie der ſtädtiſchen und ländlichen Gewerbe. gr. 8. 4 Bände. Von den erſten beiden erſchien bereits die Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit 1 Kupfertafel. Sauber geh. à 18 Gr. 3 Thlr.

Jones, J., (Oberſtlieutenant im Brittiſchen Ingenieur-Corps.) Tagebuch der in den Jahren 1811 und 1812 von den Verbündeten in Spanien unternommenen Belagerungen, nebſt einem Anhange. Aus dem Engliſchen überſetzt von F. v. G. — Mit neun ausgeführten Plänen. gr. 8. Sauber geheftet. 3 Thlr. 12 Gr.

Klatte, C., Der Hauspferdearzt. Ein Handbuch für Pferdebeſitzer. 8. broſch. 16 Gr.

Lehmann, G. A., 51 Anſichten von Berlin. Nach der Natur gezeichnet und geſt. Im Etui 1 Thlr. 12 Gr.

Netto, Fr., Dr., Vollſtändiges Handbuch der geſammten höhern und niedern Vermeſſungskunde. 2 Theile in kl. 8. Mit 6 Kupfert. in Queer-Folio. geh.

Neumann, W., Das Schulexamen über die Realien. Ein Lehr- und Volksbuch in katechetiſcher Form. 1ſtes Heft. 8. Mit 1 Kupfert. geh. 9 Gr.

— — — 2tes Heft enthält: Vaterländiſche Geſchichte. 8. geh. 16 Gr.

Nieraese, J. S. F., (Prof. am Friedrichsgymnas.) Kurzer Abriſs des lateinischen Styls für obere Gymnasiumsklassen. 8. 6 Gr.

Orfila, M. P., (Doctor der Arzneiwiſsenschaft a. d. mediz. Facultät zu Paris, Prof. der Chemie und Physik etc.) Allgemeine Toxicologie oder Giftkunde, worin die Gifte des Mineral-, Thier- und Pflanzenreichs, aus dem physiologi-

schen u. medizinisch-gerichtlichen Gesichtspunkte untersucht werden. Aus dem Franz. übersetzt, mit eigenen Erfahrungen und Bemerkungen vermehrt v. Dr. Sigism. Fr. Hermbstädt. 4 Theile. gr. 8. Mit 1 Kupfert. Compl. 7 Thlr. 16 Gr.

Plotho, C. v., (Königl. Preuß. Oberſt-Lieutenant und Ritter ꝛc.) Der Krieg in Deutſchland u. Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. 3 Theile. 1ſter Theil mit 26 Beilagen. gr. 8. geh. 2 Thlr. 12 Gr.

— — 2ter Theil m. 29 Beil. gr. 8. geh. 3 Thlr. 16 Gr.

— — 3ter Theil m. 29 Beil. und einem Plane von Wittenberg. gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Gr.

— — Der Krieg des verbündeten Europas gegen Frankreich, im Jahre 1815. Als 4ter und letzter Theil des Werks: Der Krieg in Deutſchland und Frankreich in den Jahren $\frac{1813}{1814}$. gr. 8. Mit 48 Beil. geh. 3 Thlr. 12 Gr. (compl. 13 Thlr. 12 Gr.)

Ponge, Salomon, Manuel de la langue française à l'usage des écoles. II Tom. I. Tom. contenant: les éléments de la langue française. 8vo. 15 Bog. compress 12 Gr.

— — — II. Tom. contenant: Recueil de pièces dramatiques. 8vo. 12 Gr.

Preuß, J. D. E., Herzenserhebungen in Morgen- und Abend-Andachten der vorzüglichſten deutſchen Dichter. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Zweite vermehrte und verbeſſerte Aufl. Eleg. broſch. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — Alemannia oder Sammlung der ſchönſten und erhabenſten Stellen aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands, zur Bildung und Erhaltung edler Gefühle. Ein Handbuch auf alle Tage des Jahres für Gebildete. Mit einem allegor. Titelkupfer. 8. Zweite vermehrte u. verbeſſerte Aufl. broſchirt. 18 Gr.

— — — Zweiter Theil. 8. Mit einem ſchönen Titelk. elegant geheftet 1 Thlr.

Schöne, C., Guſtav Adolfs Tod. Trauerſpiel in 5 Akten. Kl. 8. Mit 1 allegor. Titelkupfer, gezeichnet und geſtochen v. L. Wolff. Eleg. geh. 20 Gr.

— — — Die Macht der Leidenſchaft. Trauerſpiel in 4 Akten. Kl. 8. Mit 1 allegor. Titelk. gezeichnet und geſtochen von L. Wolff. Eleg. geh. 18 Gr.

Scheibler, S. W., Allgemeines deutſches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen oder gründliche Anweiſung wie

man ohne Vorkenntniſſe alle Arten Speiſen und Backwerk auf die wohlfeilſte und ſchmackhafteſte Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. 8. Vierte durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit einem neuen ſchönen Titelkupfer. 1 Thlr.

Singſtock, G. E., (vormals Küchenmeiſter des Hochſel. Prinzen Heinrich von Preußen Königl. Hoheit.) Neueſtes vollſtändigſtes Handbuch der feinen Kochkunſt, oder faßliche Anleitung zur ſchmackhafteſten Zubereitung aller Arten von Speiſen nach deutſchem, franzöſiſchem und engliſchem Geſchmacke, ſo wie der Faſtenſpeiſen und Backwerke, nebſt einer Anweiſung zum Einmachen und Aufbewahren der Früchte, zur Anfertigung des Gefrornen, der Gelees, der Syrupe, der Getränke und der Eſſige; verbunden mit einigen Regeln zum Trocknen und Einböckeln des Fleiſches, ſo wie zum Mäſten des Geflügels, auch den zur Anordnung der Tafel. Auf 30jährige eigene Erfahrung gegründet, und mit 2391 Vorſchriften belegt. Mit einer Vorrede begleitet vom Geheimen Rath Hermbſtädt. Zweite durchgeſehene, verbeſſerte und vermehrte Aufl. Drei Theile. gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln. 2 Thlr.

Spieker, W. Dr., Geſchichte Dr. Martin Luthers und der durch ihn bewirkten Reformation der Kirche in Deutſchland. 1ſter Theil. gr. 8. Mit 1 Titelkupf. gez. von L. Wolff u. geſt. von Meno Haas. 3 Thlr. 12 Gr.

— — — Andachtsbuch für gebildete Chriſten. II. Theile. Dritte vermehrte u. verbeſſerte Aufl. 8. Mit 2 allegoriſchen Titelkupfern u. Vignetten. geheftet 2 Thlr.

— — — Des Herrn Abendmahl. Ein Communionbuch für gebildete Chriſten. 8. Mit einem ſchönen Titelkupfer und Vignette von Meno Haas. 1 Thlr.

Vollbeding's, Joh. Chr., praktiſches Lehrbuch zur naturgemäßen Unterrichtskunſt und zur Geſammtbildung des Geiſtes und Herzens der Jugend in Volksſchulen. 8. 16 Gr.

— — — Gemeinnützliches Wörterbuch zur richtigen Verdeutſchung und verſtändlichen Erklärung der in unſerer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke. Für deutſche Geſchäftsmänner, gebildete Frauenzimmer und Jünglinge. gr. 8. 2te durchaus verb. und verm. Aufl. geh. 1 Thlr. 16 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilmsen, Friedrich Philipp, / Lichtenstein, Hinrich, / Klug, Friedrich,

Handbuch der Naturgeschichte für die Jugend und ihre Lehrer

Bd.: 1

Berlin 1821

H.nat. 494 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10076728-3